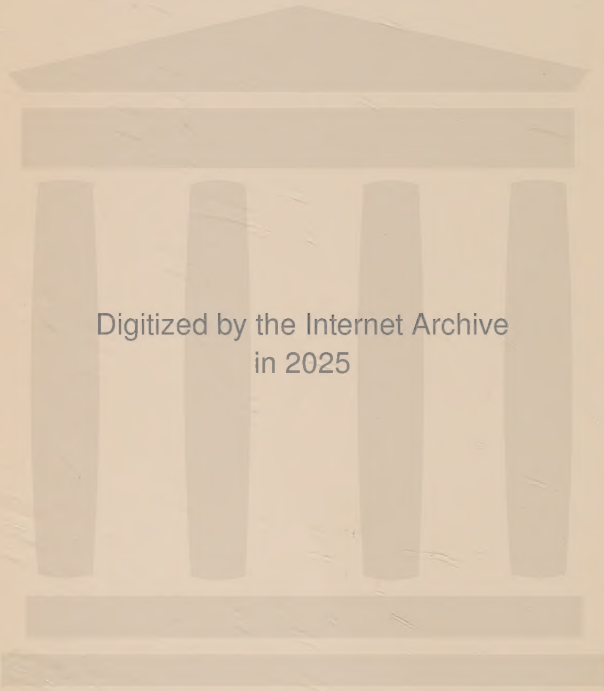






Digitized by the Internet Archive
in 2025

May Dauthendens Werke

Band 3



Mar Dauthenden

Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Dritter Band:

Novellen und Romane



Albert Langen / München

Copyright 1925 by Albert Langen, Munich.
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung,
vorbehalten. Dramatisierung und Verfilmung verboten.

Novellen

Lingam

Zwölf asiatische Novellen

Lingam

Ich drehe in meiner Hand einen kleinen Kupfernapf mit breitem Rand, der im Licht rötlich blizt. Der kleine Napf ist winziger als ein Eierbecher, und darin ist, halb hineingesteckt, ein schwarzes Marmorei. Das Ei ist unscheinbarer als ein Taubenei. Das schwarze Ei in dem kupfernen Eierbecher, beide stellen zusammen ein Lingam dar, das indische Symbol geschlechtlicher Vereinigung, das heiligste Liebesymbol und Symbol des ewigen Lebens.

Wenn ich das Lingam betrachte, sehe ich vor mir deutlich eine der engsten Tempelgassen in Venares, wo ich in einer Lingambude das kleine schwarze Steinei im Kupferbecher kaufte. Die Pflastersteine der dunkeln schmalen Gasse sind glitschig und fettig von den Füßen der tausend Pilger, die dort jeden Morgen zum Sonnenaufgang, heute noch wie vor tausend Jahren, in langen Zügen mit Trommeln und Pfeisen vom Tempel des heiligen schwarzen Stieres, vorbei am Tempel der weißen heiligen Kühe, hinunter zum heiligen Gangesstrom ziehen. Zu beiden Seiten der höhlenartigen Gasse sind Öffnungen in den Hauswänden. Da stehen auf hölzernen Tischen zu Hunderten die Lingams in allen Größen zum Verkauf. Die Tische scheinen schwarz von den schwarzen Marmoreiern, die in rötlichen kupfernen oder weißen marmornen Näpfen stecken.

Man sagt, der höchste Gott Rama ging eines Abends zum Ganges und traf dort ein schönes fremdes Weib, das Wasser schöpfte. Sein Herz begann sich für das schöne Weib zu erregen, und er näherte sich ihm und liebte es. Das Weib, von der Gewalt des obersten Gottes erschüttert, legte sich in den Sand und zog den

Gott in seinen Schoß, und beide vereinten sich in süßer Liebesumarmung.

Aber die Gemahlin Ramas, von Unruhe getrieben, folgte den Fußspuren ihres Gemahles im Ganges-Sand, und als sie den ungetreuen Mann mit einem fremden Weibe vereinigt fand, hob sie heimlich das Schwert, das Rama neben sich gelegt hatte, und holte zu einem Hiebe aus, der den Gott von dem Weibe trennte, so daß das göttliche Glied in dem Schoße des Weibes zurückblieb.

Aber das abgehauene Glied Ramas befruchtete noch die Frau, aus deren Schoß neue Götter, ein neues Menschengeschlecht, ein neues Tier- und Pflanzenreich entstanden. Alle die von dem Gott und dem Weib Erzeugten lieben sich jetzt ewig und müssen sich ewig unter dem Symbol des Lingam weiterzeugen.

Damit Mann und Frau nicht vergessen sollen, daß sie zur herzlichen sinnlichen Vereinigung auf die Welt gekommen sind, wird ihnen in allen Tempeln und in allen Häusern, und von klein auf, das Symbol des Lingam in tausend Formen immer wieder vor die Augen gestellt, in Bild und Rede.

Denn die Menschen sind vergeßlich und unwissend, und alles muß ihnen immer wieder gelehrt werden, auch die Liebe, — das bedenke, o Mensch.

Dalar rächt sich

Die Frau des Dalar stand an einer Straßenpumpe in einer der Eingeborenenstraßen von Bombay. Sie drehte den Hahn auf und hielt den Kopf ihres sechs-jährigen Knaben darunter und wusch ihn mit den Händen.

Es ist morgens sieben Uhr, und die Straße wimmelt von Indiern, die wie nackte Rudel Rotwild aneinander vorüber eilen. Ziegenherden und Scharen von Truthühnern treiben neben zweirädrigen hohen Lastkarren über das Pflaster. Indier sitzen am Trottoirrand, lassen sich rasieren, ihre Ohren reinigen und ihren Leib massieren. Die Straßenfriseur mit dem Toilettenwerkzeug im

Gürtel, und bis auf Gürtel und Turban unbekleidet, hockten neben ihrer Kundschaft am Trottoirrand.

Die Frau des Dalar hatte ihrem Knaben das schwarze Haar blank gestrichen, daß sein Kopf wie der Lackschuh eines Europäers glänzte. Sie öffnete jetzt ihr eigenes Haar und hielt ihren Kopf unter die Straßenpumpe; sie ließ den Wasserstrahl wie einen Glaskolben aufschlagen, und das Wasser zerplagte weit im Kreise.

Ein Zebufalb, ein wilder Hund und ein paar Trutzhühner, die sich um die Pumpe tummelten, kamen herbei und schlürften die Wassertropfen auf.

Die zwei indischen Arbeiter in Dalars offener Schneidbude, welche Turbanbänder und Schleier auf englischen Nähmaschinen säumten, lachten über den spritzenden Wasserstrahl, und Oliman, der eine der Gehilfen, rief der Frau des Dalar den Brahmanenspruch zu: „Elida, nimm dein Haupt in acht, daß es nicht zu Wasser wird unter der Quelle.“

Elida, die Frau des Dalar, antwortete ihm nicht.

Sie schickte aber, als sie ihr schwarzes Haar austrang und sich aufrichtete, mit der Wimper zuckend den Knaben zu dem, der gesprochen hatte. Oliman legte seine Hand eine Sekunde auf das frische schwarze Haar des Knaben, murmelte ein Gebet über ihn und ließ ihn wieder gehen. Dann beugte er sich demütig und scheu über seine Nähmaschine, ließ Öl aus der Kanne in die Räder tropfen und nähte weiter.

Jedesmal, wenn die Frau ihr Haar an der Pumpe vor dem Laden ihres Mannes wusch, geschah es, daß sie das Kind zu Oliman schickte und dieser ein Gebet über den Knaben sprach; das geschah jeden Morgen, seitdem der Knabe laufen konnte.

Niemand in der Straße dachte darüber nach, warum Oliman den Knaben jeden Morgen segnete. Aber Dalar, der Besitzer der Nähmaschinen, saß jetzt tagelang drüben beim Silberschmied an der Ecke und dachte nach. Er ließ seine Wasserpfeife oft ausgehen, zündete sie wieder an und dachte weiter. Dalar konnte quer über das Gewühl der Zebufarren und über das Gerenne des Basarvolkes und heimlich über die Schulter seines Freundes, des Silberschmiedes, hinweg sei-

nen Laden beobachteten, seine Nähmaschinen, sein Weib an der Pumpe, den Knaben und Oliman.

An diesem Morgen, als die Frau mit dem Kind ins Haus gegangen war, wischte sich Dalar mit der Handfläche den Schweiß von der Stirne, stand auf, schlüpfte mit den Füßen in seine Pantoffel und ging finster in Gedanken fort in das Straßengewühl. Im Geschäftsgetriebe bemerkte niemand bei dem Silberschmied, daß Dalar verschwand. Dalar ging, bis er in eine Gasse vor eine Zeltbude kam.

Vor dem Zeltvorhang saß die rächende Göttin Kali, die Vielarmige, aus Holz geschnitzt. Drinnen im Zelt sind die rächenden Todesgötter der Indier aufgestellt, die bei Prozessionen an Festtagen durch die Straßen getragen werden. Vor dem Zelteingang neben der Göttin steht ein großer Blechkasten als Opferstock. Dalar warf ein Silberstück hinein und wünschte sich einen rächenden Gedanken. Er starrte dabei finster auf die hölzerne schwarze Gestalt der Göttin Kali, die auf einem zitronengelben Tiger sitzt, welchem statt Menschenblut rote Olfarbe um das Maul gemalt ist. Die vielen schwarzen Arme der Göttin schwingen vergiftete Dolche, vergiftete Säbel und vergiftete Speere; sie hält ein ganzes Arsenal blitzender Waffen in die Luft. Alles Straßenvolk geht grüßend an ihr vorüber, und aller Indier Augen blitzen für eine Sekunde beim Gruß, wie Raketen in der Nacht. Dalar verbeugte sich dreimal und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit der schwarzen Göttin zu erwecken. — Daß ihn sein Weib Elida mit Oliman betrogen hatte, wußte er jetzt, denn er sah es deutlich an dem Kind, welches Oliman täglich ähnlicher wurde. Heute hatte er endlich beschlossen, sich an Elida zu rächen.

Dalar trat in die staubige Tempelbude, um sich einen Tod für sein Weib auszusuchen.

Lange Reihen hölzerner, rot, gelb und grün gemalter Puppen standen drinnen unter dem grauen Zelttuch auf langen Tischen. Da waren Menschen an Marterpfähle gebunden, mit brennenden Pfeilen gespickt; englische Soldaten, welche vom wütenden Elefantengott zerstampft wurden; die Göttin Kali auf unzähligen

Tigergestalten, auf roten und schwarzen Tigern, Feuer und Pest darstellend; der blaue Affengott, der die Menschenaugen irrsinnig macht mit seinen Grimassen und Verrenkungen. Es wurden Menschen von der Rachegöttin zu Tode gepeitscht, der Tiger hielt Verzweifelte in seinen Fängen und riß ihnen die Gedärme aus der Bauchhöhle. Der gelbe Tigergott hatte grüne Glaskugeln als Augen, und echte, heilige, zornige Tigerkrallen. Jede mögliche Folter und jeder schrecklichste Tod hatte sein Bild hier. Um das vergossene Blut zu schildern, war an den plastischen Figurengruppen nicht mit Scharlachfarbe, Purpur und Rötöl gespart.

Dalar grübelte. Seine Augen liebten die rot gemalten Folterqualen, als stünde er vor den Blumenbeeten in den Gärten des Paradieses. Aber als er die langen Reihen zweimal auf und ab gegangen war und alle Todes Schmerzen am eigenen Leibe nachgeföhlt hatte, fand er unter allen grausamen Todesarten keinen Tod grausam genug für sein Weib. Nicht den roten Tod, das Feuer, das den Menschen zernagen konnte; nicht den schwarzen Tod, die Pest, mit ihren schwarzen Beulen; nicht den blauen Tod, den Wahnsinn, mit seinen verrenkten Grimassen; nicht den gelben Tod, den Tigerhunger, mit den eigenen Därmen im Maul; den Tod, den Dalar für Elida suchte, fand er nicht unter den dreihundertsechzig Todesarten.

Wie von der Göttin gekränkt, wollte Dalar schon die graue Tempelbude verlassen. Da — unter dem Zeltausgang, blieb sein Turban an einem rostigen Nagel hängen, das Turbantuch schligte auf, und Dalars ganzer Geldvorrat, den er, wie alle ärmeren Orientalen, stets in den Turban gewickelt trug, rollte in hundert Silbermünzen über Schultern, Rücken und Brust an ihm herab, auf die Erde, der vielarmigen Göttin Kali zu Füßen.

Dalar sah und horchte erstaunt auf die klingenden Münzen, als hörte er jedes Silberstück sprechen.

Erleuchtet von einem plötzlichen Gedanken, beugte er sich dreimal tief und ehrfürchtig vor dem Götterbild, verließ dann das Zelt und ließ sein ganzes Geld hinter sich bei der rächenden Göttin liegen.

„Die Göttin Kali hat gesprochen!“

„Den grauen Tod, die Armut wünscht dir die Göttin Kali, Elida!“ Und Dalar nickte ernst und zustimmend, dann verschwand er im Straßengewühl. —

Tief in der Nacht, als die grellen Tropensternbilder wie Stachelzäune über den Häusern standen, schlich Dalar an seine Haustür und malte mit ein wenig Indigofarbe einen blauen Kreis an den Türpfosten, zum Zeichen, daß einer im Haus gestorben sei. Dann ging der Mann weiter durch die Nacht. Sein Weib würde am nächsten Morgen glauben, er wäre an der Türschwelle umgefallen und von der englischen Nachtpatrouille als pestverdächtig in die Baracken fortgetragen worden. Der Offizier der Patrouille hätte dann, wie gewöhnlich, das blaue Zeichen lakonisch an die Tür gemalt.

Dalar wanderte unter den Ketten der schweren Sterne durch die Nacht. Morgen war der Monatsanfang, an dem die beiden Nähmaschinen den unerbittlichen englischen Fabrikanten bezahlt werden mußten; morgen war der Monatsanfang, an dem die Hauspacht entrichtet werden mußte. Die armseligen feigen Ladengehilfen konnten Elida nichts nützen. Morgen mußte Oliman sich eine andere Stelle suchen, morgen mußte Elida mit ihrem Knaben betteln gehen.

Dalar schritt unter dem Steingewicht der Sterne durch die Nacht, und ihm war, als hätte er alle Arme der Göttin Kali am Leibe, so glücklich fühlte er sich. Er rächte sich tief mit allen göttlichen Armen der Rache.

Dalar wanderte in dieser Nacht, reich wie die Finsternis, als Pilger zu dem Berg Abu, um ein Jain zu werden. Die Jains leben dort am Berge nackt und sprechen dem Weibe jede Seele ab.

Der Zauberer Walai

Walai war Straßenzauberer in Bombay. Er saß nachmittags vor dem Taj-Mahalhotel auf dem Pflaster des Quais, mit seinen Körben, seinem neunjährigen

Knaben, einem roten Tuch, einem Stockdegen und einer Handtrommel. Hinter seinem Rücken lag der Indische Ozean, die heiße, unendliche Wassermüste. Über Walais gelbem Turban stand die indische Sonne wie die offene Feuerluke eines Hochglutofens. Vor ihm das Hotel aus weißem Granit, acht Stock hoch, mit offenen Granitloggien, darin Hunderte von englischen Reisenden aus Europa und aus dem indischen Reich die Hallen und Galerien füllten.

Walai ließ die Trommel bullern. Sein Knabe mußte sich dann in einen Korb legen. Über ihn schlug Walai das rote Tuch, schloß den Korbdeckel und zählte laut auf englisch: One — two — three! Dann stieß der Zauberer den Stockdegen bis ans Heft in den Korb, lachte grinsend und sah mit seinen horn-gelben Augäpfeln und seinem kaffeebraunen Gesicht über die acht Stockwerke des Hotels hinauf und hinunter. Er blähte die Nasenlöcher, rief: Hee!, hob den Korbdeckel, lüftete das rote Tuch und zeigte dem ganzen Hotel, daß der Korb leer war. Um ein übriges zu tun, sprang er selbst mit beiden nackten Füßen in den Korb hinein und stampfte darinnen herum und rief: Hee, hee! und schwenkte in der einen Hand den Stockdegen, in der andern das rote Tuch in die Luft. Das rote Tuch hatte die Farbe von blutigem Fleisch und flatterte wie bluttriefend vor dem überhitzten, silbergrauen Tropenhimmel.

Die weißgekleideten Ladies und die weißgekleideten Gentlemen, die nach dem Lunch in den Schaukelstühlen auf den prächtigen Steinaltären lagen und ihren Kaffee und Whiskysoda dort tranken, bogen sich aus dem Schatten der Steingewölbe über die hellen Geländer und zeigten Walai ihre blassen, müden Tropengesichter, die schlaff waren wie ausgepresste Zitronen. Tausende von Malen im Jahr zeigte der Zauberer Walai dasselbe Kunststück, ein duzendmal am Nachmittag ließ er unter umständlichem Trommelbullern seinen Knaben verschwinden und erscheinen; auf das weiße Pflaster am Meerfai klingelten dann die großen Kupferstücke und die kleinen Silbermünzen, die der nackte Knabe auflesen durfte.

Walai selbst bückte sich nicht. Niemand sah, daß er unter der Bräune seines Gesichtes immer wieder fahl wurde, wenn er den Stockdegen auch schon zum hunderttausendsten Male in den Korb stieß. Bei jedem neuen Degenstoß erschien auf seinen spitzen Backenknochen eine leichte Blässe; er liebte seinen Knaben sehr und fürchtete, ihn einmal zu verletzen. Denn der schmale, knochenlose Knabenkörper war natürlich nicht aus dem Korbe verschwunden, sondern lag darinnen, schlank wie ein Palmenblatt an die gebauchten Korbwände gepreßt, und mußte der Degenscheide geschickt auszuweichen, indem er blitzschnell seine Lage veränderte. Oft fuhr dem Knaben der Degen wie ein Pfeil zwischen zwei Finger und durch die gespreizten Zehen, oder durch das gekrauste Haar. Er wich der Degenspitze aus wie einer Schlange, die gestreckt auf ihn losstürzte. Er sah durch die Wände des lose geflochtenen Korbes das helle Straßenpflaster, das große Hotel und die tanzende Schattengestalt seines Vaters. Und wenn das Geld draußen klingelte, sprang er vergnügt und unverletzt aus dem Korb.

Heute am Sonntag, wo mehr Europäer als sonst im Hotel auf den Altanen waren, hatte der Zauberer bis zum Abend gezaubert. Er hatte seinen Knaben zum erstenmal an der Lippe gerührt, und das rote Tuch zeigte einige dunkle Flecken. Er hatte dann sein Kind in die leere Lehmhütte heimgebracht; er machte für die Nacht ein kleines Kohlenfeuer an, legte den Knaben auf die Strohmatte und wartete, bis die Atemzüge ihm sagten, daß das Kind schlief. Dann ging er noch einmal aus, um dem Knaben ein neues Turbantuch zu kaufen und sich selbst für den heutigen Schreck zu trösten.

Im Abendgewühl in den Eingeborenenstraßen setzte sich Walai müde auf einen Treppenstein und sah einen Augenblick auf die Millionen Lichter der Stadt, auf die breiten Feuer in den offenen Höfen. Kerzen und Windlichter tanzten in der Nachtlust auf den Holzgalerien, große Menschenschatten fuhren aus den Türen, schossen spukhaft durch die Lichtkegel weit hinaus über die Geländer der Altanen. Oft wurden die Schatten

von fünf Fingern größer als ein Haus, große Nasen
führten über weiße Hofwände, als würden die Men-
schen mit einem Atemzug zu aufgeblähten Riesen und
schrumpften gleich darauf wieder zu Zwergen zusam-
men. Über den roten und blauen Gläserlampen der
Häuser und über den braunen offenen Hoffeuern er-
schienen und verschwanden in der halbkühlen März-
nacht die weißen Raketen der Sternschnuppen und
zogen lange Phosphorlinien durch das Dunkel.

Walai der Zauberer sah die Nacht wie einen Kol-
legen an, der ihm seine überlegenen Kunststücke zeigen
wollte. Und Walai nickte in die Wirklichkeit und
Unwirklichkeit der spukenden Lichter und Schatten;
er fühlte sich wie ein Fremder und Hotelgast vor der
nächtlichen Zauberei.

Ganz in seinen Gedanken ging der Zauberer in den
nächsten Hof und hielt seine Hände an das offene
Feuer, und niemand von denen, die um die Flammen
hockten, achtete auf ihn. Während Walai sich noch
wärmte, hörte er Musik von Gongs, Trommeln und
Flöten; er bemerkte jetzt erst, daß er im Vorhof des
Kulitheaters war. Seine abwesenden Augen ver-
schafften ihm überall freien Eintritt. Er ging an den
armseligen Türwächtern vorüber in den halbzerfalle-
nen Theaterraum. Keiner getraute sich den langen,
hagern Indier, der wie eine wandelnde Lanze daher-
kam, anzureden. Das Theater war voll von Leuten,
Kulis, die wie Lumpenbündel hintereinander saßen,
mit farblosen Turbanen, in Wolken von Tabakrauch.
Das Theater erschien wie mit Lumpen und Knochen
gefüllt. Naakt, abgemagert und grau saß das Kuli-
volk auf dem Parkett und dem einzigen Rang. Das
kleine verräucherte Haus war wie ein französisches
Theater eingerichtet. Vier Musikanten spielten stehend
auf der Bühne oben und warteten auf die Tänzerin,
die erscheinen sollte. In der dunkeln Bühnenwelt
standen manche Kulissen auf dem Kopf, und man wußte
nicht, ob sie Zimmer, Garten oder Straße vorstellten.
Walai stieg über kauernde Menschenhaufen hinauf
auf den Rang, setzte sich, legte sein Gesicht auf das
Balkongeländer und schlief ein, wie viele der andern,

die müde vom Lasttragen, von der Straße und von der Hafenarbeit waren.

Die vier Musikanten musizierten einformig, und Walai wachte erst wieder aus seinem Schlaf auf, als ein Weib einen Schrei ausstieß. Er öffnete seine Augen langsam und sah auf der verstaubten Bretterbühne, unter der einzigen elektrischen Bogenlampe, die Kulitänzerin, umgeben von ihren vier Musikanten. Sie mußte schon eine lange Stunde getanzt haben. Der Tanz war eben bei der Szene der Entschleierung angekommen. Sie tanzte bereits mit nackten Brüsten und trug nur noch den letzten blaugrauen schmutzigen Schleierlappen um die schmalen Schenkel. Nackt bis an das Becken, reckte sie sich im Tanzwirbel, wie ein Zweig im Sturm. Sie sprang mehrmals gleich einem Ball vom Boden auf, und aus ihrer Kehle fuhr dann Schrei um Schrei. Endlich fiel sie am Boden in gestauerter Stellung zusammen und blieb liegen, als hätte ihre Seele den Leib fortgeworfen und sich im Tanz vom Herzen losgerissen.

Der Zauberer Walai sah tief aus dem Schlaf heraus den letzten Tanzakten der rasenden Bajadere zu; dann zwinkerte er mit beiden Augen wie ein Tiger, der blutunruhig durch die Wimpern blinzelt, und stieß den Atem zischend durch die geschlossenen Zähne aus. Neben ihm klatschten ein paar Kulis, andere drehten sich schlafend um.

Walai schlief nicht mehr. Er hatte seine Augen schließen wollen, aber seine Augäpfel öffneten ihm immer wieder die Augenlider, als hätten sie Hände, und seine Blicke holten sich das schlanke Mädchen, und sie tanzte durch sein Blut. Der Zauberer sah, wie ein hellhäutiger Engländer — der einzige Fremde, der sich in das Theater verirrt hatte, — die Hand mit der weißen Manschette hob und der bettelnden Tänzerin während der Pause große Silbermünzen in den hingehaltenen Schleier warf.

Der Walai spuckte rasch zwischen seinen Knien auf den Fußboden. Wie das Haupt eines Geföpften lag sein Kopf mit aufgestühtem Kinn auf dem Geländer, seine weit offenen Augen hielten das Mädchen auf

der Bühne fest, als wären seine Blicke Zügel, als hätte er die fliegende Gestalt auf den Bühnenbrettern mit einem Lasso eingefangen und an sein Herz gebunden. Stundenlang rührte sich sein Kopf nicht und seine Augäpfel starrten rot aufgerissen wie zwei fleischfressende Urwaldorchideen, deren Kelche in der Nacht plötzlich mit einem Knall aufspringen.

Das Mädchen auf der Bühne tanzte ahnungslos und ließ seine nackten Brüste wie zwei kleine Seidentfissen unter der Bogenlampe glänzen. Von Sekunde zu Sekunde wurde jetzt das seufzende Zischen des Zauberers lauter, und als die Tänzerin sich wieder zu dem Fremden bückte und Geld auffing, glitt Walai an der Wand entlang, als wolle er sich unsichtbar machen, und kam zur Tür. Das Türbrett öffnete er lautlos. Da fiel der Schatten der Tänzerin, groß und lang, zugleich mit Walais Schatten hinaus an die weiße Hofwand, und die Schattenhände des Mädchens fuhren einen Augenblick um Walais Hals-schatten. —

Ein paar Minuten später stand Walai vor seiner Lehmhütte, bei seinem schlafenden Knaben. Der Hüttenraum war blutrot vom ausgehenden Feuer. Wie von den Augen der rasenden Tänzerin getragen, war Walai mit leichten, großen Säßen durch die Gassen nach Hause gesprungen; er konnte schwören, daß er keine Fußspuren hinter sich im Sand gelassen hatte. Wie offene Feuer großen Rauch und große Schatten in die Nacht schleudern, so fühlte sich der Zauberer von seinem plötzlich leidenschaftlich verliebten Herzen als ein dunkler Riese in die Welt gestellt. Wenn er die Augen schloß, tanzte in ihm die Bajadere. Es war ihm all sein Blut im Leib verdorrt, und der rasende Tanz des Mädchens war das einzige Leben in seinen Adern.

Er nahm wie ein Irrsinniger den Degen aus der Zimmerecke.

„Süße!“ flüsterte er, „Süße!“ Er schloß die Augen, als tanzte das Mädchen auf dem roten Leimboden der Hütte vor ihm, und mit geschlossenen Zähnen seufzte er noch einmal tief: „Der Fremde gibt dir Geld,

was gibt dir Walai?" Er schwang plötzlich die rotbeleuchtete Degenklinge wie eine Fahne in der Hand und stieß die Stahlspitze seinem Knaben in das Herz.

Mit roten Augäpfeln lachend, in Ekstase wie ein Tanzender und mit hochgehaltener Degenklinge, deren Spitze schwarz von Blut war, rannte er aus der Hütte, sprang wie ein Gespenst an den Häusern hin. Die Leute unter den Laternen wichen ihm aus, sie meinten, es sei ein irrsinniger heiliger Mann, der aus einem Tempel fort in die Welt stürzte. Mit einem einzigen Satz sprang Walai mitten in den Theaterhof. Da der Weg über das Feuer der kürzere war, sprang er ohne Besinnen über den Holzstoß. In drei Sprüngen war er durch die aufgerissene Tür des Zuschauerraumes oben auf der Bühne.

Die Musikanten warfen sich zwischen ihn und die Tänzerin. „Willst du sie töten?“ rief der eine und hielt zum Schutz gegen seinen Degen den bronzenen Gong wie einen Schild hoch. Der Zauberer aber lachte, und über die Köpfe der Musikanten warf er den Degen vor die Füße der Kulitänzerin.

„Laßt mich,“ schrie er, „der Fremde gab ihr sein Geld, ich gebe ihr mein liebstes Blut.“

Die Tänzerin floh vor dem hingeworfenen blutigen Degen hinter die Kulissen. Viele packten Walai, hielten ihn fest, riefen die englischen Konstabler von der Straße; die kamen in ihren gelben Kati-Uniformen auf die Bühne, banden den Mann solid und nüchtern und schleiften ihn fort.

„Der hatte einen roten Gedanken,“ sagten die schläfrigen Kulis zueinander, und einer warf Walai den blutigen Degen über den Hof nach. Dann setzten sich die Leute wieder auf ihre Plätze, die Musikanten spielten, die Kulibajadere tanzte wie immer bis zum Morgenrot und verstand nicht einmal, daß sie in dieser Nacht einen Zauberer verzaubert hatte. Sie tanzte, weil es ihr Geschäft war und tanzte heute lebhafter, weil der Fremde im Parkett noch reich an Silbermünzen war.

Unter den Totentürmen

Auf dem Abendkorsó von Bombay freisten die hohen Räder der Staatskarossen. Die Kutscher klingelten mit silbernen Glocken. Schmal wie Gazellen saßen oft sechs bis acht Indierinnen in den Wagen auf den Polstern und streckten die schlanken, braunen Hälse. Vorortzüge rasselten neben dem Korsó am Meere entlang, Automobile und englische Cabs. Die Parsen hatten die reichsten Equipagen, denn sie stellten in Bombay die Finanzwelt dar.

In einem ungeheuren schwarzpolierten Wagen, mit vier Fliegenwedlern in grüner Livree und rotem Turban hintenauf, mit zwei braunen Kutschern auf dem Boß, kam der steinreiche Parse Rama mit seinem Sohne Elifar zum Korsó. Die beiden Herren trugen dunkelblaue Raftanröcke bis an die Hüften, ein weißes Schleierhemd hing unter der dunkelblauen Weste hervor bis an die Knie, die Waden waren nackt, und die Füße steckten in Goldpantoffeln. Auf dem Haupt jedes Parsen thronte die schwarze, polierte Lactiara, welche den beiden Bankiers das Aussehen von Hohenpriestern gab. Die englisch geschnittenen Pferde griffen scharf aus. Die vielen Fußgänger sahen die Abendsonne tief am Boden unter den Pferdehufen und unter den Rädern der Equipagen, als ließen die Reichen die Sonne zu ihren Füßen zerstampfen. Wie blaugraue Kreisel tanzten die langezogenen Schatten des Korsós über die abendlichen kupferroten Rasenplätze der englischen Klubhäuser. Weißgekleidete Tennisspieler standen wie helle Gipsfiguren unter den papageienfarbigen Palmen. Das Meer lag neben der Wagenkette wie ein riesiger Silbertisch, und die Sonnenkugel war aus dem grünlichen Abendäther wie eine geschälte Blutorange auf die weiße Meeresplatte hingerollt. Hunderte von Indiern wanderten am Strand. Indische Frauen, sieben und zehn, hielten sich an den Händen und gingen über die gebleichten, kalkigen Muschelwiesen am flachen Meeresrand entlang. Die feinen nackten Mädchen- und Frauenkörper sind in smaragdgrüne, karmoisinrote und azurblaue

Schleier gewickelt. Die Abendluft preßt die wasserdünnen Schleier an die Linien jedes nackten Leibes. Die Frauenscharen in ihren glitzernden Schleiern stehen wie aus blauem, rotem und grünem Glas gegossen am Meer. Junge Männer mit riesigen weißen und gelben Turbanpaketen auf dem Kopf wandeln, gleichfalls Hand in Hand, die Wasserlinie entlang. Manche Gruppen spielen Ball, andere liegen neben ihrem blauen Schatten auf dem weißen Muschelboden.

Große Schreie verbreiten sich in der Luft, und mächtige schwarze Aasgeier fegen über die Köpfe des Korsos. Niemand achtet auf sie. Die unheimlichen, fürchterlichen Vögel jagen wie schwarze Tücher durch die Luft, die Erde und das Meer anschreiend. Die finstern Vögel stürzen fort, ihr Flug ist wie ein Umsichhauen großer schwarzer Sensen.

Die Aasgeier kommen und gehen und pflügen die Luft mit ihrer Unruhe über den Palmenspitzen der Prachtgärten des Malabarhügels. Die Rücken dieses Hügels ziehen sich draußen vor Bombay an der Strandbucht ins Meer. Dort oben sind, versteckt im Blaugrün hinter den Villen und den Gärten, die Totentürme der Parsen. Dort werden die Gestorbenen auf die platten Dächer der weißen runden Türme den Aasgeiern hingelegt; ein Leichnam wird in einer Stunde von den wilden Vögeln gefressen. Der Parsentote darf weder Luft, Wasser, Feuer noch Erde verunreinigen und bekommt deshalb kein anderes Begräbniß als das im Magen eines Geiers.

Dort oben in den Prunkgärten um die Totentürme stehen jetzt im Abendlicht die Palmschäfte wie rote, verrostete Eisenschrauben in der Luft, und die Schreie der Geier fahren hervor gleich wild ausgestoßenen Flüchen, wie die Sprache des ewig zankenden Hungers. Die feiernden Menschen am Abendmeer sind mit den häßlichen Geierlauten vertraut wie mit ihren eigenen Sorgen. Männer und Frauen schauen ungestört in den wollüstigen Sonnenuntergang, zu dem jeden Abend die schwarzen Aasvögel gehören, wie die vielen Schatten der Menschen, der Pferde und Equipagen zum Korsoweg.

Am Begrand stehen einige Equipagen und warten auf die Spaziergänger. Rama ließ gleichfalls seine Pferde halten, und sein Sohn Elifar stieg aus. Sobald die Sonnenscheibe die Meerfläche anrührt und die Meerluft sich dreht, Wasserkühle und Landwärme zu kreisen beginnen und die Schleierenden der spazierenden Damen und Mädchen sich im Luftzug kräuseln, eilen die wandelnden Gruppen auf ihre Wagen zu; Wagen und Spaziergänger kehren zur Stadt zurück.

Der Vater Rama sah seinem Sohne nach, welcher zum Wagenschlag der nächsten leeren Equipage getreten war und auf eine Mädchengruppe wartete, die vom Meere her kam. Ehe noch Elifar und die Mädchen sich begrüßten, hörte der alte Herr, im tiefen Wagenfond verborgen, eine Stimme aus einem Trupp vorübergehender Menschen neben seinem Wagen sprechen: „Nie wird der Sohn des Rama mit Aloi glücklich werden. Sie ist das gelehrteste von allen Parsenmädchen in Bombay und liebt nur Bücher und keine Menschen.“

Der alte Rama seufzte und spielte mit seiner dicken Uhrkette, die war aus goldenen Skarabäen zusammengesetzt, in jedem Käserkopf steckte eine echte schwarze Perle. Durch den offenen Wagenschlag spielte sich die Sonne mehr als fünfzigmal in der kostbaren Kette, und mehr als fünfzig kleine blutrote Sonnen rollten durch Ramas Finger. Dann verloschen alle Perlen, und die Kette lag dunkel in Ramas Hand. Er sah in demselben Augenblick, als er die Stimme aus dem Volke gehört hatte und die Sonne im Meer unterging, wie Aloi seinem Sohne Elifar drüben am Wagen kaum die Fingerspitzen reichte und sich dann mit allen ihren Freundinnen in die Wagenpolster setzte. Der Alte dachte: Aloi ist nicht gekommen den alten Parsen Rama zu begrüßen. Aloi liebt keinen Menschen; ihr Herz ist ernst und farblos wie die schwarzen Perlen, die in die Sonne sehen wie Brillengläser und farblos wie schwarze Brillen sind. Die Stimme im Volk vorhin hatte recht, Aloi liebt nur ihre Bücher; nicht einmal am Abend vor ihrem Hochzeitstag mit Elifar konnte sie herzlich werden.

Rama hörte Alois Wagenschlag zufallen, die Kutscher klingelten mit ihren silbernen Signalglocken, die sie statt der Peitsche neben sich am Vock hatten, und Alois offene Equipage, gefüllt mit den Köpfen von sieben jungen Parsenmädchen, welche fast alle sieben Brillen trugen, fuhr an Ramas stillstehendem Wagen vorüber. Die Mädchen nickten dem alten vornehmen Parsen Rama zu, aber ihr Gruß war nebensächlich und flüchtig, als wären alle sieben kluge Ameisen, die nie Zeit haben vor Fleiß und Eile.

Elifar kam in den Wagen seines Vaters zurück; dieser sah, daß sein Sohn die Lippen eitel aufwarf und mit seinen schwarzen hochmütigen Augen selbstgefällig Alois nachsah.

Rama dachte: Mein Sohn Elifar ist nicht klug, und seine Eitelkeit ist seine ganze Weisheit. Er ist ein schön gewachsener Junge, ist reich, liebenswürdig, wohlgenährt und könnte darum Alois gefallen. Aber Alois strotzt von Wissen und Gelehrsamkeit. Sie ist hochmütig wie keine, und ich wundere mich nur, warum sie meinem Sohne das Jawort gab, als wir bei ihrem Vater um sie anhielten. —

Der Alte und Elifar fuhren eine Weile schweigend, und die Fensterreihen der Klubhäuser glänzten wie weiße Zettel, die in der Dämmerung angeklebt waren, und von denen die beiden Herren ungeschriebene Gedanken ablasen.

Das Meer lag jetzt grau und tot unter einem Netz einförmiger Dämmerungswellen, wie ein weißer, gefangener Riesenleib unter einem Drahtgitter.

„Dein Hochzeitstag hat mit dem Sonnenuntergang jetzt begonnen“, sagte der Vater, als der Wagen an der Schranke des Vorortseleises auf einen vorüberfahrenden Zug warten mußte. Rama verstand im Eisenlärm nicht, was Elifar ihm antwortete, aber er sah die Gedanken dem Sohne aus dem Gesicht.

Elifar dachte nur an seine Eitelkeit. Er war überaus stolz darauf, daß er, der reiche, stattliche, junge Mann, gleichsam wie einen unbezahlbaren Schmuck, gleich wie einen hochtrabenden Titel, morgen zu seinem Hochzeitstag vom Schicksal eine Frau bekam, welche

die gelehrteste von allen brillentragenden Mädchen war. Aloi hatte ihm nach einiger Bedenkzeit ihr Jawort gegeben, und er war damit zufrieden, daß sie sich lieben lassen wollte, aber nicht wieder lieben konnte.

Elifar wickelte aus einem kleinen gelben Seidentuch einen Ring. Derselbe stellte zwei goldene Pferdchen dar, welche, nebeneinander langgestreckt, scheinbar um die Wette liefen. Steckte man den Ring an die Hand, so schienen die Pferde rings um den Ringfinger zu laufen. Elifar hatte auf den Ring gedeutet und seinem Vater geantwortet, als der Eisenbahnzug vorüberrasselte und die Worte zerstreute. Rama verstand, daß sein Sohn diesen Ring Aloi zum Hochzeitstag schenken wollte, und er begriff, daß die beiden Pferde die Seelen der beiden Menschen vorstellten. Elifars Eitelkeit rannte wie ein Pferd mit dem Verstand von Aloi um die Wette.

Elifars Augen betrachteten wohlgefällig den Ring, und sagten stumm zum Vater: Morgen werden mich viele beneiden um Aloi.

„Man heiratet nicht, um sich beneiden zu lassen, Elifar; laß die Sonne morgen wie heute untergehen, mein Sohn, und gib diese Heirat auf; gib nicht deinen Ring dem Mädchen mit der Brille, ich suche dir eine andere.“

Elifar steckte seinen Ring in die Westentasche und antwortete dem alten Rama. Aber auch diesmal wurden die Worte von der Luft mit fortgerissen, ohne daß sie der Vater hören konnte.

Einer der mächtigsten Nasgeier war von den Gärten der Totentürme herab mit großem und lautem Getöse über die beiden Herren geflogen und hatte Elifars Worte überschrien. Nur Elifars Achselzucken sprach stumm zu Rama: Frauen ohne Brillen sind mir langweilig, weil sie so eitel sind wie ich, Vater.

Der Wagen hielt vor Ramas Villa zwischen den hohen Mauern der Gärten des Malabarhügels. Die beiden Herren wollten aussteigen, im gleichen Augenblick kehrte derselbe große Nasgeier im Fluge um und stob dicht vor dem alten Herrn über die Rücken der Pferde.

Rama duckte sich unter dem Luftzug des Flügelschlages.

Die unruhigen Pferde zerrten den Wagen ein paar Schritte vorwärts, Ramas prachtvolle Uhrkette blieb an der Türklinke des Wagenschlages hängen und zerriß.

Der alte Parse erschrak über den Totenvogel und über seine zerrissene Skarabäenkette. Er betrachtete dieses kleine Unglück am Vorabend der Hochzeit als den Vorboten eines größeren. Er hätte gerne seinen Sohn noch einmal gebeten, die Hochzeit aufzuschieben, aber die eiteln Augen Elisars hinderten ihn am Sprechen, und der Alte sagte nur, als er ins Haus trat: „Menschen, die sich nicht im Blut lieben, lernen sich niemals kennen, nicht einmal der Tod kann ihre fühlen Gedanken einigen.“

Am nächsten Abend um dieselbe Stunde saßen bei dem weitoffenen Gartentor des Hauses Rama die Hochzeitsgäste, die reichsten Parsen von Bombay, alle mit schneeweißen Togas bekleidet, und zeigten sich den Vorübergehenden der Straße. Tiefer im Garten gingen die Mütter und die älteren Frauen, gleichfalls in weiße wohlgeordnete Togas gehüllt.

Auf dem dämmerigen blauen Rasen deckten viele Diener eine lange Abendtafel mit weißen Seidentüchern, die Hochzeit neigte sich ihrem Ende zu.

Aloi, umgeben von fünfzig jungen Freundinnen, saß in einer offenen weißen Pfeilerhalle des Gartens. Braut und Brautmädchen trugen fast alle Brillen und waren alle in weiße silbergestickte Togas gewickelt. Die rosa Orchideen in den schwarz gescheitelten Haaren steckten gedankenvoll wie die Brillen an den jungen Mädchenköpfen. Die jungen Damen saßen im großen Kreis auf Stühlen und spielten Pfänderspiele und waren wie Kinder fröhlich, trotz aller Belesenheit.

Ein Zug von Dienern trat jetzt in den Kreis der Mädchen. Sie stellten einen großen vergoldeten Kuchentisch in die Mitte auf einen Schemel, und auf silbernen Platten wurden kleine parfümierte Blumensträuße gereicht.

Elifar erschien auf der Hallentreppe, mit ihm eine Schar junger Männer, alle in weiße Togas gehüllt, wie wandelnde Marmorbilder. Der Bräutigam hatte die Braut zu sich hinaus in den Garten bitten lassen, aber sie war nicht gekommen. Nun trat er selbst in den Mädchenkreis und lachte, weil Aloï nicht aufstand und nicht zu ihm kam.

Das Brautpaar sollte sich verabschieden und im Brautzug nach Elifars Wohnung ziehen. Aber Aloï lehnte sich in ihrem Stuhl zurück, sah Elifar über ihre Brille an, schmollte mit ihrem hübschen Kindermund, und ihr Gesicht war blaß und leuchtete auf ihrem Hals, wie die Kelche der Kallablumen an den Spiegeln der Gartenteiche:

„Laß mich noch eine Stunde junges Mädchen bleiben,“ rief sie scherzend, „ich weiß nicht, warum ich mich plötzlich vor dir fürchte, Elifar. Ach, Freundinnen, seht mich an, ich fürchte mich, glaube ich, davor. Kinder zu bekommen. Ich hatte ganz vergessen, daß man beim Heiraten nicht bloß eine Freundschaft schließt, sondern, daß man auch Kinder gebären muß. Ich bin keine Frau, die ungestraft gebären kann, das sagt mir mein Verstand; ich glaube, ihr Herren und Damen, ihr müßt mich dann auf die Totentürme tragen. Wenn ich ein Kind bekommen sollte, überlebe ich es nicht.“

Aloï sagte das laut und ohne Scham, sie meinte jedes Wort ernst, wenn sie auch lachte. Ihre Brillengläser liefen an und standen bläulich und gedankenvoll wie große Mondsteine im Gesicht, als ob ihre Augen jedem und keinem gehörten, und ihre Blicke verschwanden grau in einer Wolke hinter der Brille.

Elifar stand hinter ihrem Stuhl und lächelte; er nahm ihre Hand und steckte ihr den Ring mit den goldenen Pferden an den Finger.

Aloï schüttelte leicht die Hand, und der Ring fiel in ihren Schoß. „An meine Hände paßt kein Schmuck und kein Ring. Meinen Fingern, die nur gerne in Büchern blättern, sind Ringe zu schwer.“

Elifar lächelte, und sein eitles Lächeln meinte: Du wirst dich an den Ring gewöhnen, Aloï. So wie du

dich an die Liebe gewöhnen wirst und an das Gebären von Kindern, so wirst du dich an meinen Ring gewöhnen.

Alloi schüttelte ihren Kopf, und ihr Kopfschütteln sagte stumm: Nein, nein, nein! Laut sagte sie:

„Elifar Rama, ich werde mich nicht an die Liebe gewöhnen, nicht an das Kindergebären, nicht an dein Gold und an deinen goldenen Ring. Wir heiraten uns, weil wir Menschenkinder sind, die nicht wissen, was das Leben von ihnen will. Ich heirate dich, weil ich den Eltern den Willen tue, weil du eitel auf die Heirat bist, und weil du nicht forderst, daß ich Liebe heucheln soll.“

Alle Parsenmädchen klatschten laut Beifall.

Elifar nickte, steckte den Ring in seine Tasche und sagte, ohne zu sprechen: Eines Tages wirst du dich an alles gewöhnen, Alloi. Ich werde dir den Ring heimlich anstecken, und du wirst es gar nicht merken, daß du meinen Ring trägst.

Alloi schüttelte heftig den Kopf: Niemals, niemals.



Dreiviertel Jahr nach dieser Stunde starb Alloi bei der Geburt eines toten Kindes. Ihre Leiche wurde in weiße Seide gehüllt und in den Garten der Totentürme getragen, in diesen farbigsten und schauerlichsten Garten der Welt. Achtzig weiße Stufen führen darinnen den Hügel hinauf. Oben auf den Terrassen empfangen die weißgekleideten Parsenpriester den Leichenzug und tragen die Toten über den Purpursand der Gartenwege. Blaue, goldgelbe und scharlachblühende Blumentische stehen an den Rändern der Wege. Graue Kakteen und Palmenbestände verdecken halb die fesselartigen, weißen Steintürme. Wie zusammengefauerte Männer in schwarzen Röcken hocken die Aasgeier Schulter an Schulter mit kahlen Halsen und kahlen Schädeln um den Turmrand. Sie stoßen sich mit den eckigen Schulterblättern und rücken mit den hackigen Schnäbeln und schleudern sich, aufkreischend, durch die Luft und sehen im Flug aus, als

ob von Totenbahren große, schwarze Tücher davon-
flogen.

Nachdem man Aloï zu den Geiern auf die Toten-
türme getragen hatte, stand Elifar abends in seinem
leeren Hause in der Gartenhalle. Sein Besitztum lag
neben vielen andern Gärten am Malabarhügel unter-
halb der Totentürme. Die Diener trugen vor ihm
auf dem Rasen die von Aloï hinterlassenen Bücher
und Schriften auf einen Haufen und warfen sie in
ein Reisigfeuer.

Elifar trat in den Garten; der Abendhimmel lag
über ihm bleigrau wie eine Panzerplatte. „Warum
bedrückt mich keine Trauer?“ sagte der eitle Mann
zu sich. „Ich fühle nicht mehr Trauer über Aloïs
Tod als über die untergegangene Sonne irgendeines
Tages. Sie hat sich nicht an meine Liebe gewöhnt
und hat mir auch kein Kind geboren und ist gestorben,
um mir zu zeigen, daß sie sich nicht an die Liebe ge-
wöhnte. Aber als Tote gehört sie mir jetzt ganz und
trägt jetzt endlich meinen Ring. Ich habe keine Trauer
um sie im Herzen, weil sie mir im Tode näher ist als
im Leben.“ —

Der schon dämmerige Park wurde von einem letzten
roten Sonnenblick hell, und rote Streifen schossen wie
rote Goldfische, über die wasserblauen Rasen. Ein
paar Riesenschatten vorüberfliegender Aasvögel fuhren
über Elifars Kopf und wischten die roten Lichtstreifen
aus.

Nach einer Weile kam einer der indischen Gärtner.
Sich demütig vor Elifar verbeugend, reichte er ihm
auf einem Brotfruchtblatt einen abgerissenen Menschen-
finger, daran ein goldener Ring steckte. Der junge
Parfe fuhr erschrocken zurück und wurde blaß und grau.

Der Gärtner erzählte, einer der Aasgeier hätte diesen
Totenfinger in ein Blumenbeet fallen lassen.

Elifar zog den Ring, der zwei goldene Pferdchen
vorstellte, von dem toten Fingergliede. Dann ließ er
den Finger in Seide wickeln und zurück zu den Toten-
türmen tragen. Den Ring aber steckte er in seine
Tasche. Und seine Hand spielte tagelang mit dem
Ring in der Tasche, und seine Eitelkeit weinte.

Der Knabe auf dem Kopf des Elefanten

Der Maharadscha von Jaipur, der heute noch unabhängigste Fürst von Indien, hat einst zu Ehren des Besuchs des Prinzen von Wales alle Häuser, alle Straßen, alle Wände, Treppen und Türmchen seiner kleinen Hauptstadt Jaipur mit rosa Kalkfarbe anstreichen lassen, alle Gesimse und Geländer mit purem Indigoblau, so daß die Stadt jetzt den ganzen Tag über und über in einem ewigen Morgenrot schimmert und die rosarote Stadt genannt ist. Keiner geht durch diese Stadt, der nicht von der unendlichen rosaroten Farbe begeistert gestimmt wird. In alle Straßenfluchten hinein begleitet dich vom Morgen bis zum Abend der zuckersüße Rosenton. Er übertüncht deine Sorgen und deinen Kummer und verzärtelt deine Gedanken. Die helle Stadt scheint aus rosa Zuckerguß und rosa Schlagsahne aufgebaut. Süß und süßlich wird dir vor dem rosa Häuserschaum zumut.

In der Straße der Reitbahn steht ein goldener Minaretturm, der einzige gelbe Fleck in den rosa Mauern. Diese Straße ist sehr breit und führt nach dem Marktplatz und nach den Elefantenställen des Fürsten. In der Mitte über einem Straßenaltar ragt ein Trompetenbaum mit weißen Armen. Zu beiden Seiten der Straße sind in den Erdgeschossen der rosaroten Häuser offene Verkaufsgelasse, wie kleine dunkle Höhlen; darinnen hocken die Indier auf den erhöhten Dielen und arbeiten. Ein starrsinniger blauer Himmel ist immer über der rosaroten Stadt, es hat jetzt seit zwei Jahren nicht geregnet.

Weißer Zebustiere und Zebukälber tummeln sich vor den Läden, Affen purzeln von den Dächern in grauen Scharen über die rosa Straßen. Jeden Morgen um eine bestimmte Stunde kommt der Lieblingselefant des Fürsten von seinem Morgenspaziergang durch das rosa Tor in die Stadt zurück in die Rennbahnstraße, torfelt wie eine Kuh gemächlich und watschelt die breite Straße hin nach dem Elefantenstall. Voraus geht ein Wächter mit weißem Turban, der eine Riesenglocke schwingt, damit Vieh und Menschen dem fürstlichen

Zier ausweichen. Auf dem sich wiegenden breiten Elefantenschädel hockt ein indischer Knabe mit einem Stachelstab in der Hand. Der Elefant bewegt die großen, rot und blau tätowierten Ohrlappen, daß sie mit ihren bunten Arabesken wie große Tapetenfedern in der Luft wehen.

Der Knabe auf dem Kopf ist dreizehn Jahre alt und sehr schwächlich, er sitzt auf dem Schädelknochen des Elefanten wie auf einer wandernden Schaufel. Der nickende Koloskopf schwingt mit dem leichten Knaben mühelos auf und ab, als trüge das Tier keinen Menschen, sondern nur einen gewichtslosen Straußenfedernschmuck. Des Knaben Vater wurde kürzlich im Stalle des Fürsten von einem wahnsinnigen Elefantenungeheuer zerstampft, und seine Mutter verlor der Knabe vor zwei Tagen. Sie saß tagaus, tagein in einem Mehlladen an der Rennbahnstraße, über einen Mahlstein gebückt, den sie mit der Hand drehen mußte. Neben ihr schwangen noch sechs Frauen sechs Mahlsteine.

Weißglühend zieht heute wie immer die Morgensonne in die rosa Straßen, brennt auf dem goldenen Minaretturm und in dem weißen Trompetenbaum, dessen große Blätter senkrecht schlaff herabhängen, wie aufgereichte grüne Teller.

Der Elefant hebt, wie jeden Morgen, wenn er durchs Stadtor tritt, seinen Rüssel in die Luft, und die vergoldeten Kugeln seiner beiden Stoßzähne blitzen. Er stößt einen Fanfarenlaut aus, da er sich dem Stall nähert.

Dawlor, der Knabe auf dem Elefantenkopf, rührt sich nicht. Er zieht heute ernst, wie ein Fürst, in die Morgenstadt ein. Mit seinem schwarzen Blick sieht er nach dem Laden, in dem sonst die Mutter an dem Mühlstein hockte. Dort sang sie mit den Weibern nâselnd den Mehlsang, daß der Sohn den Sing-Sang am Morgen schon weithin hörte. In der Nähe des Ladens ließ stets der Glockenträger, der vor dem Elefanten schreitet, die Glocke in seiner Hand schweigen, aus Respekt vor dem Sang, denn das Mahllied ist ein uraltes heiliges Lied.

Aber heute stand die Hälfte der Mühlen leer, nur drei Frauen sangen halblaut einförmig auf der erhöhten Diele des mehlweißen Ladens. Als sie die Elefantenglocke hörten und wußten, daß der junge Nawlor auf dem Kopf des Elefanten vorüberritt, stellten sie zum Zeichen der Trauer für seine Mutter das Lied ein. Statt der sechs Mahlsteine sausen nur drei unter den braunen abgearbeiteten Händen der Weiber; die drei anderen Handmühlen stehen still und verlassen. Wegen anhaltender Dürre und Teuerung hatte der Mehlhändler vor kurzem die Hälfte der Weiber entlassen müssen. Nawlors Mutter war danach in ihrem Lehmhaus an der Landstraße vor Nahrungsorgen und vor Bekümmernis um den toten Mann, den ihr der wahnsinnige Elefant umgebracht hatte, halb verhungert und halb verdurstet eines Morgens tot umgefallen. Am Abend fand ihr heimkehrender Sohn ihren zusammengeschrumpften kleinen Körper wie einen ausgemergelten Hanfstrick an der Türschwelle der Hütte liegen. Nawlor schichtete mit einigen Kulis aus dem Elefantenstall einen niedrigen Holzstoß, legte die Leiche darauf und verbrannte sie. Seine Hände hatten die tote Mutter in Asche verwandelt, aber nicht sein Herz. Seine Gedanken hielten die Tote immer noch wie ein lebendes Geschöpf umarmt. Wenn er morgens den Elefanten des Fürsten vom Stall hin und zurück ritt, setzte er im Geiste seine kleine tote Mutter neben sich auf den großen Elefantenkopf, und sein Herz redete mit ihr.

Der große Elefant schaukelte jetzt mit Nawlor am Mehlladen vorüber, wo nur die drei Mühlen knirschten, aber kein Lied ertönte. Draußen am Marktplatz saßen die Purpurfärber und Leinwandverkäufer unter ihren Zeltstangen vor ihren roten und blumigen Warenstücken. Alle legten heute die Hand an die Stirn und grüßten den Knaben auf dem Elefantenkopf wie einen Herrn, zum Zeichen des Mitgefühls.

„Sie grüßen die Tote, die neben mir auf dem Elefanten sitzt,“ sagte der Knabe zu sich. Als er an der stillstehenden Mühle des Ladens vorbeigeritten war, an der seine Mutter sonst immer gearbeitet hatte,

redete er in die Luft: „Mutter, ich will dich am Durst und am Hunger, die dich umgebracht haben, rächen. Ich will den Durst und den Hunger in dieser Stadt umbringen.“ Des Knaben Auge flog die Straße hinauf und hinunter, wild, als wollten seine Lippen einen Schrei ausstoßen, wilder als der Schrei des Elefanten. Niemand hörte den Knaben auf der Straße laut mit sich sprechen, denn der Glockenläuter, der vorausging, übertönte alle Geräusche. Der Elefant torkelte jetzt behäbig über den Marktplatz. Die Leute sahen nur, daß Nawlor fortgesetzt die Lippen bewegte.

„Ich werde schreien,“ rief Nawlor zum Geist seiner Mutter, „daß der Himmel über dem Marktplatz zittert, Mutter. Und der Fürst und alle Leute in der Stadt müssen fragen, wer schreit? ‚Das ist Nawlor, der den Regen vom Himmel rufen kann,‘ muß man dann antworten. ‚Hunger und Durst müssen vor Nawlor sterben. Mit beiden Armen werde ich den Himmel wie einen vollen Wassertschlauch an mich pressen, daß der Starrsinnige zerplatzt und die Felder von der Stadt Jaipur bis zum Schloß Amber draußen überschwemmt werden von seinen Regenfluten. Der Fluß muß wieder im ausgedörrten Kiesbett erscheinen, und sein Spiegel muß wieder auftauchen, der Fluß, der jetzt mit versteintem und verdorrttem Gesicht dalag, wie Nawlors tote Mutter auf dem Scheiterhaufen. Unterm lebenden Regen würde auch die Asche der Mutter wieder zu Fleisch werden und aufstehen. Die Mutter würde wieder an ihrem Mahlstein niedersitzen und jeden Morgen wie sonst singen, wenn Nawlor auf dem nickenden Kopfe des Elefanten Talim am Mehlladen vorüberritt.“ — Nawlor sah vom Kopfe des Elefanten herab über dem Marktplatz deutlich die Stunde seiner Größe kommen. — Der Fürst würde zu Pferd mit allen Frauen in den Sänften und in den Zebuwagen und mit allen tätowierten und purpurgeschmückten Elefanten auf dem Marktplatz in den Palast der vier Winde ziehen; alle Fenster wären dann voll von Frauengesichtern mit plattgescheiteltem Haar. Die Rubinen in allen Ohrmuscheln und die weißen Ringe in den Nasenflügeln müßten funkeln und glitzern und alle

Goldspangen an den Armgelenken klirren, wenn sich die Frauen über die Geländer bögen und mit großer Erregung Nawlors Stimme lauschten. Nawlor stünde dann mitten auf dem Marktplaster zwischen den tausend heiligen grauen Tauben, die dort picken und die nie ein Arm verscheuchen darf, und Nawlor schrie zum Himmel vor den Reihen der Fenster, den Elefantenreihen, den Wagenreihen, und vor den Reihen der ungeduldigen Pferde. Wie voll von Haufen Käfern und Waldameisen würden alle Dächer und Türmchen voll von Turbanen und Gesichtern sitzen, die auf Nawlor sahen, wenn er den Regen aus den Wolken herabschrie, wenn er die Dürre vom Himmel riß und der Sonne ins Gesicht schlug. Dann in der atemlosen Stille mußten die ersten Tropfen, rund und gequollen und wie Gewichte schwer, auf die Köpfe schlagen, tausend Hände sich nach den Tropfen ausstrecken und Tausende mit den nassen Händen jubelnd Beifall klatschen. Alle grauen Tauben auf dem Marktplatz flogen rauschend dem Regen entgegen, alle Pferdenüstern wiehern, die Elefanten trompeten, und der Fürst und seine Frauen lassen Nawlor durch die Eunuchen vom Markt herauf in den roßigen Windpalast rufen. —

Der Knabe Nawlor mußte sich jetzt unter dem kühlen und dunkeln Tor des Elefantestalles bücken. Das breite Elefantentier trampelte mit dem Knaben auf dem Kopfe in den Elefantenhof. Hühner, schwarze Böcke, Truthähne, Kulis, Affen, Wasserträger und Elefantenwärter trieben sich hier um die offenen Lehmställe und um die offenen fürstlichen Wagenschuppen herum. Der Dunst des gedörrten Elefantenmistes, der auf den Rändern der Hofmauer in Fladen als Dung getrocknet wurde, und Staubwolken füllten die Luft. Die begeisternden rosaroten Straßen von Jaipur aber waren hinter Nawlor verschwunden.

Zwischen dem Dunst des Viehes, der Tagelöhner und des Mistes verwandelte sich die straffe Gesichtshaut des Knaben, sein Ausdruck wurde müde, welk und alltäglich. Sein Geist, der unter dem feierlichen Beileidsgruß der Kaufleute auf dem rosaroten Marktplatz aufgeleuchtet hatte, wurde kleinmütig. Als er vom

Kopfe des erhabenen Elefanten zur Erde glitt und im Staub bei den Staubigen stand, hatte er den heldenhaften Blick in die Ferne verloren. Er stellte seinen Stachelstab in die Mauerecke, rieb sich die Gedankenreste wie Staubkörner aus den Augen und war auf seinen abgemagerten Beinen wieder der Sohn eines Kulis und nicht mehr der Herr über Durst und Hunger, wie auf dem Kopf des Elefanten.

Ein schwarzer Widder im Hof, welcher spielen wollte, kam von rückwärts angerannt, hob den Knaben auf seine gedrehten Hörner und kehrte ihn wie eine überflüssige Sache zur Seite, daß er in der Mauerecke bei einem Haufen dorrrender Mistfladen hinsiel und liegen blieb. Der ganze Hof voll Kulis lachte lautlos, und alle zeigten dem Gestürzten die gelben Zahnreihen. Und mit dem Hingepurzelten lag auch der Gedanke, den Hunger und Durst zu beschwören, verrunzelt wie ein Mistfladen in der Mauerecke.

Eingeschlossene Tiere

Esthe, die Tochter des englischen Botanikers Horseshoe, war in Indien, in Kalkutta, geboren und sollte jetzt in ihrem sechzehnten Lebensjahre für immer mit ihrem Vater nach England zurückkehren. Esthe war an Indien angewachsen, wie eine Koralle am Meeresgrund. Sie versuchte auf alle erdenkliche Weise einen Grund zu finden, um in Indien zurückbleiben zu dürfen. Sie versiel, wie junge, hartnäckige Mädchen leicht tun, auf das Resoluteste und das in ihren Augen Einfachste: sie wollte sich von einem jungen Indier entführen lassen.

Zu Haus waren bereits alle Zimmer geleert, alle Kisten zugenagelt, alle Koffer zugeschnallt, und Esthe wohnte mit ihrem Vater während der letzten Nächte im Grandhotel von Kalkutta.

Es war Sonntag, und am Montag wollten Vater und Tochter den Schnellzug nach Bombay nehmen,

um dort den Dampfer der P.- und D.-Linie zu erreichen und sich nach Southampton einzuschiffen.

Es ist Sonntagnachmittag. Der Frühjahrsturzregen hat aufgehört, die Rasenerde des riesigen Maidanplatzes vor dem Hotel hat alle Pfützen und Wasser schnell verschluckt, die Sonne blizt wie nagelneu am Himmel, und die Damen im Hotel erscheinen mit den ersten Frühlingsstrohhüten der Londonsfaison auf dem Kopfe.

Der Botaniker Horseshoe schrieb auf einer Schreibmaschine im Lesesaal des Hotels seinen letzten botanischen Bericht für die Kalkutta-Times, und Esthe sagte über die Schulter ihrem Vater, daß sie noch eine Radtour um den Maidan machen würde.

Sie fuhr ein paar Minuten später auf dem vernickelten, blitzenden Rad um den mehrere Kilometer großen, freien Rasenplatz, den Kopf geduckt und in die Luft gebohrt wie eine hitzige Hummel. Bei einer großen Allee bog sie scharf und energisch um die Ecke und flog unter den Bäumen hin, zum zoologischen Garten. Dort war soeben das Sonntagnachmittagskonzert beendet, hohe Equipagen kamen Esthe in langen Reihen entgegen. Das junge Mädchen vermied es, aufzusehen, um nicht Bekannte grüßen zu müssen. Sie ließ ihr offenes Haar wie eine Rasende im Winde wehen und jagte wie ein Spuk an der Wagenkette vorüber.

Die weißgekleidete Regimentsmusik verließ soeben mit ihren blitzenden Messinginstrumenten den Garten, als Esthe am großen Gittertore vom Rade sprang. Der Portier des zoologischen Gartens kannte Esthe; sie war täglich hier in dem mächtigen Park, wo die roten Dächer der Tierhäuser unter dem bläulichen Grün der Königspalme und der Kasuarinenbäume wie rote Zelte leuchteten.

Der indische Portier lächelte täglich über die hastige kleine Miß, die sich von einem der jungen Gärtnerburschen durch die Baumreihen und an den Käfigen vorbei oft lange Nachmittage begleiten ließ. Todor, der junge Gärtner, ging dann, zwei Schritte entfernt, wie ein brauner Käfer immer schweigsam neben der

jungen plaudernden Dame. Jedermann im Garten, alle Tierwärter und Gärtner wußten, daß der Bursche sich unter den Blicken der kleinen Miß vor Ehrfurcht, Ergebenheit und Schwärmerei wie ein Mimosenkraut zusammenrollte.

„Todor hier?“ fragte jeden Tag die kleine Engländerin und schüttelte ihr wachselondes offenes Haar vor dem uniformierten indischen Portier beim Eintritt in das Gittertor. Dabei schwang sie die kurze Reitpeitsche, die sie als Radfahrerin gegen die Hunde in der Hand hielt. Der Portier legte, lächelnd und sich tief verneigend, schweigend die rechte Hand an die Stirn und deutete mit der linken auf ein hochstämmiges Malvenbeet, dahinter der weißgekleidete sechzehnjährige Bursche wie eine Maus mit schwarzem Gesicht kauerte und die feuerfarbenen Blütenzepter der Malvenstöcke an Bambusrohr festband. Seine Augen waren wie schwarze Papiertasche und scheinbar tief versunken in die Blumenarbeit; aber seit Stunden warteten sie auf die blaßhäutige junge Dame.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang schloß heute der Portier den Garten, und da das Fahrrad vom Gittertor verschwunden war, blieb er überzeugt, daß die kleine Engländerin schon heimgefahren sei. Aber Esthe war hinter den letzten Häusern des Gartens, bei dem Aquarium, versteckt geblieben.

„Ich soll morgen abreisen, Todor,“ hatte sie gesagt, „und du weißt, mein sehnlichster Wunsch war immer, einmal eine Nacht hier im Garten unter den wilden Tieren bleiben zu dürfen. Ihr Gärtner und Wärter seid auch nachts hier. Warum soll ich nicht bleiben können? Ich möchte im Finstern an den Käfiggittern entlang gehen und die Tigeraugen sehen, wenn sie grün und gelb auf mich losstürzen; die großen fliegenden Hunde, die tagsüber schlafen und kopfüber an den Bäumen hängen, möchte ich nachts aufwachen sehen und möchte sehen, wie die Schlangen sich nachts am Glas der Aquarien elektrisch reiben. Und vor allem habe ich Appetit nach dem verruchten Gebrüll der Heulaffen, die im Mondschein klagen sollen, als ob sie sich gegenseitig erdroßelten, und dann muß ich die Signal-

pfiffe der großen Trompetennachtigallen kennen lernen. Habe ich die Nacht hier angenehm zugebracht und gehe morgen früh nach Hause ins Hotel, so wird es dann für meinen Vater auch zu spät, um mit dem Schnellzug abzureisen. Dann versäumen wir das Schiff in Bombay; ich habe wieder eine Woche gewonnen, und die Abreise wird verschoben bis zum nächsten Schiff."

Todor der Gärtnerbursche verstand mit seinen Augen, die wie brauner Honig glänzten, alles, wenn auch sein Ohr nicht jedes englische Wort begriff. Er nickte beständig; so wie man im Wasser seinem eigenen Spiegelbild zunicht, so nickte er in die klarblauen Augen des kleinen Fräuleins. Esthe hatte sich bis zur Schließung des Gartentores verstecken wollen, und Todor hatte sie in eine Tuberosenlaube geführt, die hinter dem Aquarium stand. Dort saßen sie unter breitblättrigen Schlingpflanzen wie in einem grünen hohlen Schuppenleib. Esthe lag auf einer Bank, Todor hockte vor ihr auf dem feuchten Tropenboden, der mit grünem Schimmel bedeckt war.

Draußen verschwanden mit einem Male die rot-sandigen Gartenwege in der plötzlichen Tropendämmerung. Esthe erzählte von den Pflanzensammlungen ihres Vaters, und Todor bewegte die Lippen in früherer Gewohnheit des Betelskauens. Das Betelskauen hatte sich der Gärtnerbursche abgewöhnen müssen, da Esthe den roten Saft, den er dabei ausspuckte, nicht leiden konnte. Aus dem plötzlichen grauen Abendlicht drang jetzt das langausgestoßene Geheul der wilden Tiere gleich Rufen aus gewaltigen Muschelhörnern in die Laube.

"Wie wäre es," sagte Esthe, "wenn wir jetzt die Schlüssel zu den Häusern der Tiger und Schlangen bekämen?"

"Noch abwarten," sagte Todor und ging auf den Zehen zum Ausgang der Laube. Die Luft des Gartens begann wütender nach Tierhaut und Tierschweiß zu riechen. Esthe gruselte es angenehm bei dem wilden Geruch. Todor ging um die Laubenecke. Esthe starrte hinaus. Alle Bäume verschwanden jetzt, als gingen sie alle aus dem Garten, und Ströme von

Düften wanderten wie fremde lebendige Wesen durch die Dunkelheit. Auch alle Farben begannen zu wandern. Der Scharlach der Rakteenblüten war pechschwarz geworden, die blauen Mandarinenblüten leuchteten weiß, die Yuccapalmen glitzerten wie Fischgräten und Fischgerippe und die Palmyraschäfte wie große weiße Elefantentknochen. Die Dunkelheit gab den Bäumen klumpige Beine und den Büschen gedunsene Leiber, daß sie Molchen glichen; die Nachtfarbe verwandelte die Welt der Pflanzen in eine Tierwelt. Die Erde vor Esthes Füßen dünstete einen bitteren Schweiß aus, den das Mädchen wie ein Gift auf der Zunge schmeckte. Das vielgestaltige Echo aus den Tierhäusern vertausendfachte sich in dem Garten, als ob ganze Haufen eingeschlossener Tierherzen Selbstmord begingen und ihrem fliehenden Leben nachklangen.

Esthe stand von der Bank auf und tastete sich durch die Laube. Sie griff nach den weißlichen Tuberosen; sie fühlten sich wie glatte, schleimige Augäpfel an, die sich unter ihren Fingerspitzen bewegten. Sie griff in die Schlingpflanzen, die waren wie das Gefröse und Eingeweide eines frischgeschlachteten Tierleibes, lauwarm und weich. „Todor!“ rief das junge Mädchen. Todor aber schien verschwunden.

Esthe bog ihre Reitpeitsche krampfhaft um die Knie. Es war jetzt ganz finster in der Laube, und wie eine hohle Brandung tobte draußen das Geheul und Gebell aus den Käfigen. Esthe kannte wohl die indischen Nächte voll Zikadengerassel und Affengeschrei; auch die Schreie der Schakale und das Gelächter vieler wilden Nachtvögel hatte sie gehört, aber diese langen, qualvollen Stoßseufzer eingeschlossener Tiere, welche die Luftwellen aufregten, daß die Blätter im Dunkel zischelten, diese inbrünstigen Sehnsuchtschreie, langgezogen und schneidend, als müßten sie die Käfiggitter zersägen, dieses Blutgeheul der tierischen Frühlingswollust, das zwischen das Klirren der eisernen Gitterstäbe, die geschüttelt wie Ketten unter dem Freiheitsdrang wahnsinnig gewordenen Bestien rasselten, das hatte Esthe noch nie gehört.

Esthes Herz schauderte und begann sich wie ein selbst

ständiges Geschöpf zu regen; sie fühlte ihr Herz aufrecht, mit großen stoßenden Schritten durch ihren jungen Leib wandern. Ihr Herz machte Sprünge wie ein kralliger Panther, und es dehnte und rollte sich auf wie eine sich wälzende Riesenschlange, aber blieb doch immer am gleichen Fleck wie eine festgewachsene Seepflanze, die sich mit verwirrenden Fäden aufkräuselt, um sich greift und Nahrung sucht. Und alle die Schreie in dem finstern Garten, die aus den Tierkehlen plagten und der Luft weh taten, wurden in Esthe wie ihre tausend eigenen Stimmen. Alles, was im Garten an Wildheit wucherte, an Inbrunst und Leidenschaft, wurde zu Esthes Herz. Ihr Blut ging alle Zierverwandlungen durch, als wollte es fort aus ihrem Leib, vielgestaltig in die Nacht stürmen; wie die Raubtiere, die ihre Haare an den Gitterstäben reiben und ihre Taten durch die Eisen drängen, drängte das Blut des jungen Mädchens nach einer unbekannten Freiheit.

Wo ist Todor? rief es in Esthe. Er hat den Blick der großaugapflichen Tiger; er ist wie die geschmeidigen, knochenlosen Schlangen. Heute nachmittag auf dem Gartenweg hing sein Schatten schwer und schwarz an ihm, wie die großen fliegenden Hunde an den Bäumen hängen, mit dem Kopf nach unten. Todor schweigt immer, aber seine Augäpfel sprechen mehr als Tag und Nacht. Es ist finster draußen vor der Laube, als hätte Todor mit seinen Augen den ganzen Garten verschluckt. — Todor ist jetzt alles, er ist das große Finster draußen, und er ist das Blut in Esthe geworden, das wie eine Elefantenherde ihr Herz zerstampft.

Das junge Mädchen ließ die Reitpeitsche fallen. Sie preßte die Hände an ihren nackten Hals und begann mit einem Male wie eine Krähe laut aufzuschreien. Esthe schrie mit hochgehobenen Händen, sie stand auf den Zehen aufgerichtet und schrie endlos — daß die Heulaffen schwiegen, das Tigergebrüll sich verkroch und alle Tiere hinter den Gittern den Atem anhielten. Der ganze finstere Garten horchte ein paar Augenblicke auf den hohen Fistelton des Hilfesgeschreis eines jungen Menschenweibes.

Endlich tauchten Laternen auf, Lichter spiegelten sich

in den Zeichen, in den Glashäusern, und von neuem warf sich das Tiergebrüll an die bronzenen Gitterstäbe, den Laternen entgegen, und übertönte Esthes Geschrei. Riesige Schatten von vorwärtstastenden Menschen fuhren aus den Baumspalten. Gartenwege und Blumenköpfe erschienen, und es war, als eilten Haufen von Bäumen und fliegende Wesen herbei. Beleuchtet von den Laternen, stand Esthe mit aufgereckten hellen Armen und schrie allen entgegen. Sie rührte sich nicht vom Platz, sie schrie ihren Schreien nach. Dann plötzlich stürzte sie wie ein geblendetes Insekt mitten zwischen die Laternenspiegel.

„Hilfe vor Todor, Hilfe, Hilfe vor Todor!“ schrie sie den verblüfften Leuten ins Ohr. Sie klammerte sich an vier Wärter zugleich, die sie wie eine Barrikade zum Schutz um sich stellte.

Man suchte in der Laube, nirgends war Todor zu sehen. Die Wärter trugen das ohnmächtige Mädchen durch den Garten, darinnen die vom Licht aufgeschreckten Tiere jetzt noch lauter, gleich einem wilden Heergetümmel, tobten.

In der Nähe des Straßentores glaubte ein Wärter Todor's Gesicht hinter einem Busch zu sehen. Als man von neuem suchte, fand man ein Leinwandpäckchen voll Silbermünzen neben der Tür des Portierhauses hingelegt.

Todor war, als er Esthe entschlossen sah, nicht abzureisen, von des Mädchens kühnen Nachtgedanken gleichfalls kühn gemacht worden. Er hatte Esthes Fahrrad vorsichtig durch das Parkgitter geschoben, hatte es in der Stadt zu einem indischen Bekannten gefahren und es diesem verkauft, und war gleich mit dem Gelde zurückgekommen, um Esthe die Silbermünzen einzuhändigen, damit sie immer in Kalkutta bleiben könne. Denn das junge Mädchen hatte in der Abschiedsstimmung an den letzten Nachmittagen öfters wiederholt, wenn sie sich Geld verschaffen könnte, würde sie in Indien bleiben. Sie wollte gern alle ihre Kleider und sogar ihr geliebtes Fahrrad verkaufen, wenn sie nur wüßte, an wen. Als Todor mit dem Geld in der Hand zurückkam, bemerkte er von weitem den Laternen-

zug und den Wärterhaufen, der Esthe in einen Wagen trug. Todor legte das Geld rasch an die Portierloge und verschwand aus dem Garten.

Esthe ist am nächsten Morgen mit ihrem Vater nach England gereist, und jedermann im zoologischen Garten weiß jetzt, daß Todor sich am Huklayfluß auf einem Frachtschiff heuern ließ, um Esthe in England zu suchen.

Der Kuli Kimgun

Kimgun war ein armer Burmese, so arm wie der Staub auf der Landstraße. Er wohnte in einem der kleinen sandigen Dörfer am Irawaddystrom zwischen Mandalay und Prome. Seine Arbeit war, auf die hohen Dorfpalmen zu klettern, die wie Mastbäume am Strand aufragen, und oben in die Blattsprossen der Palmen ein paar Kerbschnitte zu ritzen und kleine Blechgefäße darunter zu hängen, daß der Palmsaft in die Töpfe sickerte. Dort oben auf der langen schaukelnden Palme saß er wie ein nackter Menschenaffe und sah von unten gegen den blendenden Himmel aus, als wäre er aus schwarzem Papier ausgeschnitten und könnte von einem vorüberziehenden Flußreither fortgeweht werden. Von seinen Palmen sah er schon von weitem die englischen Berdeckdampfer, die zweistöckigen, die wie Riesenschildkröten den Fluß hinauf und hinab schwammen. Wenn ein Dampfer kam, glitt Kimgun von seinem Palmenschaft herunter, bis der Landungssteg ausgelegt wurde und er mit den andern Kulis Säcke voll Reis, Körbe voll Paranüsse und Pakete von Sandelholz verladen half. Mit einem Duzend armer Kuliteufel rannte er Ufer auf und Ufer ab, gelenkig wie eine zappelnde Marionette. Nach ein paar Stunden, wenn das Ufer wieder leer lag, der Fluß einförmig und warm vorbeispülte, die braunen Dorfkinder badeten und nichts zu verdienen war, kletterte Kimgun wieder auf seine Dorfpalmen und wechselte vorsichtig die Blechgefäße, die vollen und

die leeren. Wie eine Lehmmasse lag der breite Iravaddystrom unter der Sonnenkugel. Ein paar schnee-weiße Pagodenspitzen glänzten wie Zelte aus den Waldhügeln. Grün, lehmgelb und sonnenweiß war rings die Welt unter Kimgun's Augen, in der sich Sommer und Winter nicht unterschieden, und die sich nur veränderte, wenn der schwarze Dampferrauch mit ungeheuren, dunkeln Wolken die Landschaft verwehte.

Einmal kam die Kunde in das entlegene Flußdorf, daß in der Hauptstadt Rangoon die heilige Glocke der Schwe Dagon-Pagode in das Meer gestürzt sei. Man hatte die berühmte, die größte Glocke der Welt von der Plattform der Pagode herab nach England schleppen wollen. Bei der Verladung auf das Schiff brachen die Gerüste, und die Glocke versank in das Wasser. Dort lag sie jetzt auf dem Grund und trogte allen Bemühungen, sie zu heben. Die Engländer gaben endlich die erfolglosen Vergungsversuche auf. Jetzt hatten sich die burmesischen Flußschiffer zusammengetan und wollten die Glocke auf alle Fälle retten. Die Engländer versprachen ihnen, daß die Glocke im Lande bleiben dürfe, wenn sie dieselbe vom Meeresgrund heraufholen könnten. Als Kimgun von der Ehrenarbeit der Flußschiffer hörte, machte er sich auf, um bei dieser heiligen Arbeit mitzuhelfen.

Viele Tage marschierte Kimgun, übernachtete in den Waldklöstern, und wenn er am Abend kein Kloster fand, kletterte er auf eine Palme, wo er die ganze Nacht still und regungslos in der Krone hing, so daß die Aas und Kafadus ihn für ein totes braunes Palmblatt hielten und über ihn fortkletterten und neben ihm schliefen.

Je näher er nach Rangoon kam, desto fremder wurde sich Kimgun, weil die Wälder und Bergformen und die Flußbreite sich ungeheuer vergrößert hatten, und auch die Tropensonne war hier heftiger und hitziger, und er sah graublaue und rostbraune und honiggelbe Palmenhaufen, die er noch nicht kannte. Eines Tages wurde das Strombett, daran er entlang wanderte, so breit, daß er alaubte, es gäbe nur noch Wasser

auf der Welt und bald keinen Wald mehr. Aber das alleraufregendste, was er draußen vor Rangoon sah, ehe er zur Hauptstadt kam, war die mächtige, goldene Shwe Dagon-Pagode, die auf einem Hügel unterm Himmel lag, mit einem goldenen Stiel in der Luft, als wäre die Sonne wie eine goldene Riesenbirne auf die Erde gefallen. Viele goldene Gassen, goldene Glocken und viele goldene geschweifte Dächer und goldene gedrehte Türme und künstliche goldene gedrehte Bäume waren auf dem Hügel im Kreis um die große Pagode beieinander.

Als Kimgun in all dem Golde stand, glaubte er, er sei bereits gestorben und zum Nirwana in Buddhas goldenen Schlaf eingegangen. — Kimgun blieb drei Tage und drei Nächte auf dem Hügel in den goldenen Gassen, bei den goldenen Lauben und konnte sich von den goldenen Altären voll unzähliger Wachlichter nicht trennen, so wenig wie von seinem Schatten. Er aß mit den Tempelhunden das, was die Mönche von ihren Mahlzeiten fortwarfen, und legte seine letzten Kupfermünzen in die Opferstöcke vor den goldenen Götterbildern. Kimgun dachte, er brauche nie mehr Geld beim Anblick von soviel Gold, und seine Armut und seine Person schienen vor all dem Gold wie verschwunden. All das Gold gehört mir Armen, so gut wie dem Reichsten, wenn ich es betrachte, sagte er sich. Mehr als sich an so viel Gold weiden kann auch der goldreichste Mann in Birma nicht; und Kimgun vergaß drei Tage lang bei dem hinreißenden Goldglanz den Zweck seiner Wanderung. Er ging zwischen den goldenen Gassen wie betrunken und schlief, aß und trank bei allen hundert goldenen Göttern, und seine Ohren lauschten wollüstig den klingelnden Juwelen und Goldblechblättern, die wie künstliche Schlingpflanzen an den Pagodendächern und an den goldenen Speeren der Giebel hängen und im Luftzug beständig musizieren. Das reiche Räucherwerk aus den tausend goldenen Altargehäusen erschien Kimgun wie der süße Atem des goldenen Metalles. Wie ein Goldhaufen, den die Pagode täglich anzieht, sah Kimgun in den drei Tagen die Sonne zum Pa-

godenhügel kommen, als ob sie Tag um Tag Gold haufenweise auf die Dächer dort herbeischleppte und täglich neues Gold des Himmels dort ablüde. Und nun begriff der arme Kuli erst, warum die Sonne geschaffen war. Sie mußte wie ein Kuli der Pagode dienen. Sowie Kimgun Reisfäcke und Sandelholzhaufen auf die Dampfer am Irawaddystrom auflud, so mußte die Sonne die Pagode mit Gold befrachten, und die Sonne war viel ärmer an Gold als die große goldene Pagode.

Kimgun wünschte von Herzen, daß er nur ein Erutzhahn, eine Ziege oder ein wilder Tempelhund sein dürfte, die sich zu Duzenden in den goldenen Gassen herumtrieben, ihr sattes Leben hatten zwischen den heiligen Buddhabilbern, unter den erzenen Glockenreihen und vor den Glaschränken voll goldener Holzschnitzwerke, und selbst ihre Notdurft an goldenen Säulenschäften verrichten durften. Kimgun wagte nicht, die in senfgelbe Mäntel gekleideten heiligen, kahlköpfigen Mönche anzureden, auch nicht die kleinen birmanischen Fräuleins in weißseidenen Jacken und schmalen rotbraunen Röcken, die als Verkäuferinnen hinter Blumentischen standen. Nicht einmal mit den lepratranken Bettlern, die auf den Treppenabsätzen der roten Säulnstiege saßen, und die weiß von Ausfaß waren, als wären sie mit Mehl bestreut, nicht mit den Niedrigsten hier in dem goldenen Heiligtum wagte Kimgun sich zu vergleichen.

Seufzend ging Kimgun am dritten Tage von der Tempelanhöhe die rote Stiege hinab und unten durch die Gartenwege nach der Stadt Rangoon, wo überall die rosarote Akazie zierlich blühte. Er fand sich durch die breiten Geschäftsstraßen der englischen Basarhäuser kaum vorwärts, bis er im Hafen zufällig einen Mann aus seinem Orte traf, der ihm die Flußschiffer zeigte, die bereits vor zwei Tagen die große Glocke aus dem Wasser an das Land gebracht hatten. Kimgun war stolz, daß die Glocke von den Burmesen und nicht von den fremden Engländern gerettet worden war, und er vergaß in seiner Freude, daß er nicht mitgeholfen hatte. Sein Wunsch, mitzuhelfen, war aber

so groß gewesen, daß er sich jetzt einbildete, er habe sich bei der Vergung der Glocke am meisten angestrengt. Er kam zur Uferstelle, wo die Riesenglocke wie ein schwarzes, eisernes Haus stand. Man hatte ein Gerüst aufgeschlagen, darauf viele Kulis herumkletterten, welche das Metall vom Wasserschlamm säuberten. Der Kuli Kimgun nahm sofort sein armseliges Turbantuch vom Kopf und begann aus Leibeskräften mit den andern Arbeitern die bronzene Glocke zu putzen. Er kletterte auf das Bambusgerüst hinauf und balanzierte droben, als wäre er auf einer seiner höchsten Dorfpalmen. Er saß auf der äußersten Gerüstspitze, wohin sich keiner getraute, und sprang an dem obersten Rand der Glocke herum, wie eine Gazelle an einem Abgrund. Er verarbeitete seinen ganzen Turbanfetzen zu Lumpen und schämte sich nicht und nahm das Gürteltuch ab und putzte auch das in Fetzen, und als er nichts mehr hatte, säuberte er nackt mit der bloßen Hand weiter. Um ihn flogen der Flußschlamm und der Muschelschalk, so atemlos putzte er. Und da er von der tagelangen Wanderung endlich müde wurde, legte er sich oben in eine eingegrabene Windung der Glocke, schmiegte sich glücklich an das platte Metall, und niemand konnte von unten den einschlafenden Kimgun sehen. Am Abend hatte man das Gerüst abgenommen und Kimgun lag auf der turmhohen Glocke, ohne daß es jemand wußte, und schlief weiter. Am nächsten Morgen kamen die birmanischen Abgeordneten, die Großen und Reichen des Landes. Man hatte Höhlungen unter die Glocke gegraben und Walzen darunter geschoben und bewegte mit tausend Arbeitern das Glockenungeheuer langsam vorwärts. Die Beamten folgten im Zuge, und viel Musik und viel festlich gekleidetes Volksgewimmel begleitete die gerettete Glocke. Als der Zug das erste Haus der Stadt erreichen sollte, erwachte Kimgun und begriff erst gar nichts. Er glaubte, er hänge an einer Palme, die sich im Winde bewegte. Aber dann hörte er die Menschenmenge unten mit Trommeln, Pauken und Zimbeln rumoren, fühlte das von der Sonne erhitzte heiße dröhnende Glockenmetall und verstand, daß

er auf der wandernden Glocke war. Er schämte sich und blieb wie ein Kaninchen geduckt oben liegen. Als man jetzt an das erste Haus der Stadt kam, mußte Kimgun, daß die Leute auf den Dächern ihn bemerken würden. Er setzte sich aufrecht und tat, als gehöre das zur Festordnung, daß er oben auf der Glocke saß. Er nahm die Stellung eines sitzenden Gottes ein, faltete die Hände und betete. Von der Straße konnte ihn immer noch niemand sehen, auch wenn er aufrecht saß; so hoch war die Glocke. Die Leute auf den Dächern glaubten, daß Kimgun der Hauptmann der Flußschiffer sei, und daß man ihm besonders die Rettung der Glocke zu verdanken hätte. Viele Leute zogen ihre kostbaren Ringe von den Fingern, und wie Regentropfen aus den Dachrinnen so fielen Smaragden und Türkisen, besonders aber birmanische Rubinen auf Kimgun herab. Der Rubinenkönig, der reichste Mann von Birma, stand auf dem Dach des ausländischen Hotels. Er war aus dem Norden von seinen Rubinenfeldern zur Glockenfeier gekommen, und als er Kimgun oben auf der Glocke in betender Stellung sah, warf er sein prächtigstes und weitestes Rubinhalsband hinunter, daß es dem nackten Kuli um die Schultern fiel und er geschmückter war als der reichste Mann in Birma. Kimgun rührte sich nicht, er hörte nur den klingelnden Edelsteinregen und wußte nicht, daß das alles ihm galt. Er glaubte, es gehöre zur Ehre der geretteten Glocke. Als die Glocke auf den Walzen schwankend und bebend ganz dicht um die Ecke eines Hauses bog, sprang von einem Balkon ein feines birmanisches Mädchen zu Kimgun auf die Glocke. Sie war kaum sechzehn Jahre alt. Sie kniete sich demütig nieder, klatschte in die Hände und begann gleichfalls neben dem Kuli zu beten. Kimgun sah nicht auf; er dachte, daß er unsichtbar bleibe, wenn er sich nicht rühre. Er war vom Lärm des Räucherwerks, von den Trommeln und Flöten und dem betenden Sang der Volksmenge wieder abwesend gemacht, als ob er eingeschlafen wäre. Unten am Pagodenberg hielt die Glocke zwischen den Stadtgärten im Abend. Die Korkbäume und Kokos-

palmen bogen sich über die Glockenwölbung, und immer noch kniete der Kuli Kimgun regungslos neben dem feinen Fräulein, das sich in den vermeintlichen Retter der Glocke verliebt hatte. — Die Glocke stand jetzt still. Eine Ehrenwache blieb zur Nacht am Platz, und die Volksmenge lagerte sich neben den Rasenwegen um große Feuerhaufen, musizierte, kochte und tanzte und erwartete den nächsten Tag, wo die Glocke hinauf auf die Anhöhe zur Schwei Dagon-Pagode gebracht werden sollte. Der Essensgeruch, der Fettdunst gebratener Poularden und der Duft von gebackenen Bananen stiegen bis zur hohen Glockenwölbung und weckten den armen hungrigen Kimgun aus seinem Gebetsstammel auf. Er betrachtete das kleine Mädchen neben sich. Sie war zart, in eine rosa-seidene Jacke und in einen grünseidenen Festrock gekleidet, mit silbernen Filigranblumen im schwarzen, hochfrisierten, parfümierten Haar und mit Rubinen und Goldringen in den feinen Ohrmuscheln. Kimgun, hungrig geworden, blähte die Nasenflügel bei dem Essensdampf auf, griff in den nächsten Palmenzweig und schwang sich wie ein Affe in die Krone. Von dort reichte er, ohne ein Wort zu reden, dem Mädchen den Arm herunter, zog sie zu sich herauf und sprang mit ihr wie von einer schwankenden Brücke hinüber in die weißen Äste eines Gummibaumes und ließ sich, mit dem Mädchen auf der Schulter, an den Luftwurzeln und an Stricken von Schlingpflanzen in das Gartendickicht hinab. Breitlappige Bananenstauden versteckten die beiden. Kimgun bemerkte jetzt erst in den Lichtstreifen der Nachtfeuer, die durch die Blattspalten fielen, daß er splitternacht war. Das junge Mädchen erriet an seinen Augen, was er dachte, und reichte ihm den papierdünnen, teerosegelben Seidenschal von ihren Schultern. Der arme Kuli bekleidete seine Hüften mit dem Schal, und dann traten beide Hand in Hand unbemerkt hinaus aus den Blättern unter die Leute.

Kimgun ging zu einem der fliegenden Händler, die mit Fackeln und Garfuchenwagen am Wege standen. Er kaufte ein paar geröstete Bananen und warf

dafür die lange Rubinenkette hin, die ihm um den Hals schlenkerte. Das feine junge Mädchen an seiner Seite, das den Wert der Kette kannte, zuckte erstaunt zusammen, dachte aber, ein heiliger Mann tut, was er will, und bewunderte Kimgun nur noch mehr. Der Händler glaubte in der Dunkelheit, die Rubinen seien rotes Glas, ließ Kimgun einige Bananen nehmen und hängte sich die Kette grinsend um. Kimgun kannte weder Rubinen noch andere Edelsteine; er hatte in seinem Heimatdorf sein Leben lang nur den wertlosen Sand des Irawaddystromes gesehen. Der arme Kuli und das feine Mädchen setzten sich auf den Rasen und aßen schweigend ihre Bananen. Kimgun dachte, daß es unter dem heiligen Hügel der Schwe Dagon-Pagode so und nicht anders sein müsse, und war gar nicht erstaunt über das feine Geschöpf, das ihm zugesprungen war. —

Raum ein Jahr ist nach dieser Nacht vergangen. Das junge Mädchen hatte damals dem armen Kimgun ihren Schmuck zum Verkauf gegeben, und beide wohnten seitdem verheiratet in einem Stranddorf, in einer eigenen selbstgeflochtenen Mattenhütte, draußen vor Rangoon, wo die Lotsen und Flußschiffer leben. Die junge Frau war nie mehr zurück in die Stadt zu ihren Eltern gegangen, und Kimgun hatte nie mehr seit seinem Hochzeitstag eine Arbeit getan. Beide lebten immer noch von dem Ertrag, den die Edelsteine des Mädchens eingebracht hatten, von billigen Reisportionen und billigen Seemuscheln. Kimgun lag im Strandsand auf gedörrtem Tang unter den Strandpalmen, auf die er nie mehr kletterte, und er sah zu, wie seine Frau schwanger wurde und die Hausarbeit besorgte. Jeden zweiten Tag ging er hinauf in die goldenen Gassen zu der Schwe Dagon-Pagode, und alle Mönche der Pagode kannten ihn, als wären sie seine Brüder. Seine Frau ging niemals mit in das Heiligtum, sie fürchtete, dort einem ihrer Familienangehörigen zu begegnen. Als sie kurz vor der Geburt stand, verließ Kimgun kaum noch seinen Schlummerplatz in dem Schatten der Strandpalmen. Er stand nur noch auf und begrüßte morgens den

Zug der Bettelmönche, der bei Sonnenaufgang durch jedes Dorf kam und stillschweigend um den Tagesreis bettelte. Jeder Mönch, in seinen gelben Mantel gewickelt, trug einen mächtigen Bronzetopf vor sich her, und aus jeder Haustür kam die Hausfrau und schütete ein wenig von ihrem Reisvorrat in einen der Töpfe. Kimgun sah zu, wie seine Frau aus der Hütte trat und ihren Reis gab. Für Kimguns Frau war das einzige Stück Welt, das sie täglich in ihrer Schwangerschaft zu sehen bekam, die Reihe gelbgekleideter Mönche mit ihren großen Bronzetöpfen unter dem Arm. Eines Tages regnete es, und die Mönche hatten ihre Manteltücher über den Kopf gezogen, und die Töpfe wurden in den Augen des schwangeren Weibes wie zu abgeschlagenen Riesenköpfen. Einen Augenblick glaubte sie, eine Reihe geköpfter Menschen vor sich zu sehen, von denen jeder seinen Riesenkopf unter dem Arme trug. Als der Frau die Stunde der Geburt kam, gebar sie ein winziges senfgelbes Wesen, an dessen dünnem Hals ein ungeheurer Wasserkopf hing. Die Glieder des kleinen Leibes zappelten wie ein paar Würzelein an dem Kopf, wie an einer dicken Blumenzwiebel die Wurzelfasern. Das junge Weib starb an den Qualen der schmerzhaften Geburt des Riesenkopfes, der ihr den Leib zerriß.

Kimgun aber trug nach dem Tode seiner Frau das Kind, das er zärtlich liebte, hinauf in die Pagodengassen und zeigte es seinen Freunden, den Mönchen. Diese sprachen das Kind heilig und erklärten es als ein Gotteswunder und verlangten, daß es bei ihnen in der Pagode bleibe. Sie legten eine gewebte, kleine Purpurnatte mitten auf das Pflaster in einer der breiten goldenen Pagodengassen, betteten die Mißgeburt zur täglichen Schau darauf, und einige Mönche saßen immer betend und spielend um das Kind herum. Sie nährten es mit der Milch der Tempelziegen, die zu dem Teppich herbeispringen und dem Kind ihre Euter reichen mußten. Kimgun war jetzt der glücklichste Mensch in Birma, seit sein Kind Tag und Nacht zwischen Gold, Weihrauch und Kerzen und unter den frommen Mönchen und vor den frommen

Pilgern liegen durfte, bestaunt, bewundert und beliebt-
äugelt von allen Birmesen und Birmesinnen, die her-
auf aus dem Stadtgewühl von Rangoon morgens,
mittags und mitternachts in die goldenen Gassen
kamen und lautlos mit Opferblumen in der Hand, in
Seide gekleidet und auf stillen Sandalen vor den
goldenen Altären und goldenen Kapellen wandelten
und sich vor Kimguns Kind verneigten.

Das Kind verdiente für Kimgun und die Mönche
manches Stück Geld. Mit stieren und gequollenen
Augen, die wie Glasfugeln in seinem Riesenkopf roll-
ten, lag die kleine Mißgeburt da und starrte in die
Goldbauten des Tempels. Der Goldschein machte
seine Augäpfel gelb wie Bernstein, die gelbe Haut
des Kindes schimmerte und blendete das Gold zurück,
und sein Gesicht grinste Tag und Nacht in die Gold-
pracht wie ein Goldkloß. Kimgun freute sich, daß
das Kind nie etwas anders vom Leben kennen lernen
sollte, als die ungeheuren Goldmassen der Schwe Da-
gon-Pagode. In dieser Goldwelt, welcher die Sonne
tätlich dienen mußte, lag jetzt sein Kind wie der
Mittelpunkt alles Goldes, und die Sonne kam jeden
Tag zur Pagode, um als Kuli für sein Kind Gold
herzuschleppen. Und Kimgun wurde über alle Maßen
hochmütig. Der elende, armselige Kimgun erschien
jetzt gekleidet vom Verdienst seines Kindes in frischer
weißer Seidenjacke, ein Purpurtuch um die Beine ge-
schlagen, einen regenbogenfarbigen Seidenschal als
Turban um den Haarwirbel gewunden, das Haar
hochgeknötet wie ein Weib, geschmückt mit Schildkrot-
kamm und Haarpfeil, wie es sich nur der Rubinen-
könig und die Reichsten zu tragen erlaubten. Er
schritt im Tempel umher, stolzer als einer der weißen
Tempelpfauen, und jeder seiner hochmütigen Blicke
sagte: Seht, meinem Sohn muß die Sonne dienen!
Ihr täglicher Gang gilt bloß ihm und mir, und alles
Gold von Birma liegt um uns wie ein goldenes Bett.
Meines Sohnes Augen werden täglich vom Gold ge-
nährt, mein Sohn schläft im Gold und lebt flug, hell
und allmächtig wie das Gold.

Die Mönche mochten bald Kimgun wegen seines

Hochmutes nicht mehr leiden, aber da die Mißgeburt eine reiche Einnahmequelle für die Pagode war, ließen sie Kimgun seine Einfalt und schwiegen. Eines Morgens stieg Kimgun, eitel gepuht und gepflegt wie immer, die untersten der dreihundertfünfundsechzig roten Stufen zum Hügelberg der Pagode empor, und wie immer lächelten ihm die hübschen birmanischen Verkäuferinnen auf den Treppenabsätzen zu. Ihre Gesichter schimmerten sanft wie geschälte Bananen hinter den Tischen voll Blumen, Marionetten und Räucherwerk.

Plötzlich verbreitete sich oben am Treppenende vom Hügel herab ein ungestümes Geschrei, lauter und lauter, als ob man da droben Tiere und Menschen schlachtete. Mönche, Ziegen, Pilger, Pfauen, Verkäuferinnen, Hühner und Hunde flüchteten im Durcheinander die rote Treppe herab und Kimgun entgegen. Der Mönche glattrasierte Schädel leuchteten aus dem Gewühl todbleich wie Elfenbeinkugeln und schienen in dem dämmerigen roten Treppenhaus die Stufen herabzurollen.

„Ein Tiger!“ „Ein Tiger!“ riefen viele Stimmen zugleich, und Hunderte von Händen gestikulierten. Ein mächtiger gelber Tiger war aus dem Palmen Dickicht auf das Dach der ungeheuren Pagode gesprungen, und alles, was in den goldenen Pagodengassen lebte, stob zum Treppenausgang wie bestürzte Ameisen aus einem verheerten Ameisenbau.

Die Hunde heulten, die Pfauen freischten, die Hühner und Truthähne gackerten und kollerten. Die Mönche und Verkäuferinnen fuhren wie wilde Schatten durcheinander, die leprafranken Bettler stolperten über ihre Krücken, stießen die Warentische um und fielen in Knäueln stöhnend und jammernd hinter die dicken roten Holzsäulen des Treppenhauses.

Kimguns einziger Gedanke war sein Kind. Er arbeitete sich wie ein Schwimmender gegen den Strom vorwärts; er fiel zwischen zwei Tempelziegen; das Beinkleid und die Seidenjacke wurden ihm vom Leib geschlitzt. Er richtete sich wieder auf, fiel wieder und verlor Kopfstuch und Haarkamm. Ohne einen Kleider-

fehen froch er auf allen vieren die letzten hundert Stufen nackt hinauf, strich sich die Haare aus dem Gesicht und stand nackt oben am Treppennende.

Die roten Flügel der Holzbohlentüre zu den Pagodengassen war zugeschlagen und umlagert von Duzenden von Mönchen, die sich gegen die Türflügel stemmten. Auf seine Bitten, ihn einzulassen, lachte man ihn fast aus. Er weinte, bettelte und schrie um sein Kind. Endlich öffnete man einen Spalt und ließ ihn in den Tempelhof hineinschauen. Der großmächtige Tiger, mit seinem dickbackigen Gesicht, duckte sich eben auf dem Pagodendach und kam in die Gasse herabgesprungen. Lautlos wie ein großer Ballen Baumwolle fiel er auf das Pflaster. Mit einem einzigen Zuschnappen seines Rachens hatte er das Kind Kimgun auf dem Purpurteppich am Halse gepackt, warf sich herum, sprang wie ein Akrobat, der einen Ball trägt, mit dem Wasserkopf im Maul auf das Pagodendach zurück. Hinter dem goldenen Wald der Speere auf den Dächern verschwand die gelbe Bestie wie eine goldene Figur, die mit dem Pagodengold wieder verschmilzt. Die augenschmerzenden Spiegelscheine der Goldmassen warfen sich, wie immer, gleich lebendigen Scheinwerfern kreuz und quer durch die Luft. Darunter standen die Pagodenhöfe jetzt leer und verlassen.

Kimgun brüllte, preßte sich durch den Türspalt, rannte in die ausgestorbenen Gassen, seine Glieder flogen wie flatternde Bänder an seinem Leib. Er kletterte an den goldenen Gehäusen und Gesimsen in den Dächerwald hinauf und verschwand.

Nach Stunden hatten die Mönche vier Engländer aus der Stadt geholt, diese kamen mit ihren Gewehren und suchten den Tiger. Sie fanden ihn auf dem goldenen Birnendach der größten Pagode in der Sonne ausgestreckt und in satter Verdauung gähnend. Die Engländer schossen den Tiger herunter. Die Mönche und alle, die in den Pagoden lebten, kehrten erleichtert in die goldenen Gassen zurück. Als die Leute vor dem toten, goldgelben, vollgefressenen Tigerleib standen, sagten sie von Kimgun: Des Goldes Rachen hat Vater und Sohn verschlungen.

Der Garten ohne Jahreszeiten

Vom Morgen bis zum Spätnachmittag fährt ein kleiner, kletternder Bahnzug in Ceylon von der Stadt Colombo unten am Meer hinauf zu der letzten Ansiedlung Nuwara-Eliya in den höchsten Bergen. Die Zimmetgärten von Colombo wandern hinab in die Tiefe. Die grünen Amphitheater der strauchigen Tee- pflanzungen und die Reisfelderterrassen versinken wie ausgespannte Fallschirme neben dem ansteigenden Schienengeleis. Täler voll Silberseen blinken wie Riesenperlmuttermuscheln herauf, verlassene alte Tempeltürme stehen wie hochgerichtete Fernrohre an den Seen, zugespitzte Bergkegel, geformt wie Räucherhütchen, umragen als blaue Pyramiden den Horizont, und der Adams Peak wirft seinen berühmten dreieckigen Schatten als riesigen Sonnenuhrzeiger bis Sonnenuntergang über das Innere Ceylons, genannt das glänzende Eiland.

Kurz vor Sonnenuntergang erreicht der Bahnzug in den Bergwellen auf der Höhe von vierzehntausend Fuß totstumme Mooswälder, große moosumwucherte Laubholzwälder. Die Baummassen sind wie graue Versteinerungen regungslos ineinander gewachsen, als ob die Baumklumpen sich im kühlen, dünnen Luftzug gegenseitig festhielten, damit auf den schiefen Ebenen in der ungeheuren Höhe nicht jählings ein Schwindelgefühl ganze Wälderstrecken in die Tiefe reiße.

Dort oben bei den silbernen Spiralen der Sturzbäche, auf dem Rasen vor den Waldrändern wohnen reiche Kaufleute und hohe englische Beamte aus Colombo in ihren Villen. Dort sind englische Giebelhäuser mit Vorgärten vor den Erfern. Dort brennen die Laternen abends in den Gartenstraßen am Trottoir entlang wie in Europa. Dort oben sind Tennisplätze und Fußballrasen, und die Luft ist dünn wie die Gesichtshaut der blassen und blonden englischen Damen.

Ein paar Stunden von der Ansiedlung Nuwara-Eliya liegt an einem Bergabhang, wie an den Thronstufen des Ätherhimmels, der Edengarten von Ceylon. Ein Garten wie ein gewirkter, blaurot und gelber

indischer Seidenschal, hingehängt an den Bergwald, feierlich, hoch über den Abgründen. Blumenbeete mit den Blumen aller Jahreszeiten schieben sich in die Höhe und in die Tiefe vor dem Äther des windstillen Himmels. Das Gartenantlitz erinnert an ein mit Indigo und Rötelschnörkeln tätowiertes Singhalesengesicht. Dort wachsen europäische Kornblumen. Veilchen, Asters, Kapuzinerkresse, Rosen, Anemonen, Tulpen, Primeln, Schlüsselblumen, Lotos und Kakteen unter Kokospalmen und bei Bananenbäumen.

In diesem Garten der überirdischen Bergwelt waren der Singhalese Vulram und sein Weib Talora aufgewachsen. Beide waren hier oben angesehen als das verliebteste Ehepaar von Ceylon.

Talora war mit neun Jahren Teemädchen gewesen. Sie hatte in den englischen Pflanzungen, unterhalb Nuwara-Eliya, mit hundert andern Mädchen im April zur Ernte die Teekeime von den kleinen, runden Teestaude gepflückt. Vulrams Vater hatte sie von dort in den Edengarten geholt, weil sein Sohn, der bald vierzehn Jahre alt war, endlich eine Frau brauchte.

Die kleine Talora wurde Vulram gegeben wie ein Ohrring oder ein Haarkamm, den die singhalesischen Männer tragen, und Vulram hatte sich nie gefragt, ob er je eine andere Frau wollte. Talora war das Geschenk seines Vaters für ihn, wie sein eigener Leib ihm vom Vater ins Leben mitgegeben war. Wie der Ätherhimmel zum Edengarten gehörte, — so selbstverständlich einfach und zufrieden nahm Vulram die kleine Talora als sein Weib hin. Und das Mädchen nahm den jungen Mann als Herrn und Gemahl an, so wie sie ihre Hände und Füße als fraglos zu sich gehörig fühlte.

„Die Singhalesen dort oben in den Berghöhen sind allwissend,“ sagen drunten die Singhalesen an der Zimmetküste von Colombo über die Leute von Nuwara-Eliya. „Sie können dort oben zaubern, ohne daß sie selbst ahnen, daß sie Zauberer sind.“ Und mit Ehrfurcht betrachten die Leute in den Tälern jene Bergseelen, die ihr Leben in der dünnen Luft verbringen.

Ob Januar oder Juli, ob April oder Oktober, — im Edengarten blühen die Märzveilchen, bei den Septemberastern sitzt die Julirose dunkel am Strauch, darunter das Schneeglöckchen sich versteckt. Flieder, Jasmin, Herbstzeitlosen, Lotos und Kornblumen stehen in den Feldern, auf Beeten und an Teichen, bei den Hügelrasen, zwischen den Drangen, Myrten und Weihrauchbäumen, unter den Aloeblüten und bei Bananenpalmen.

Bulram und Talora hatten hier hinter dem Haus des englischen Verwalters ihre kleine, weiße, niedere Hütte an der Gartenmauer, welche schräg den Berg hinaufsteigt. Die Blicke der beiden waren immer ruhig wie die windstillen Täler, wie der wolkenlose Himmel, und ihre Gedanken nur von den Gesichtern der indischen und europäischen Blumenarten angefüllt. Der ewig stillstehende Blumengarten, darinnen nie Winter, nie Sommer, nie Frühling und Herbst wechselten und die Büsche ohne Ausruhen ewig berauscht und unvergänglich blühten, darüber der Äther, todstill ohne Lusthauch, eine unermessliche Ruhe feierte, — dieser Garten gab den Menschen einen Frieden in das Herz, der gleich dem Öl einer tausendjährig brennenden Tempellampe ist, das eine stille, nie verlöschende Flamme nährt.

Nie kam den Menschen in der dünnen Ätherluft dort oben die Kraft zu einer wilden That. Sie lebten in der Höhe, in der Luftleere, halb trunken, wie Mäuse unter der Glasglocke einer Luftpumpe. Sie waren in der verdünnten Luft einem sanft schläfrigen und zarten Zustand von Kraftlosigkeit verfallen, als hätte sich ihr Blut verflüchtigt, und nur eine ideale, blaue Leere schwang in ihren Adern.

Eines Abends sagte der Verwalter des englischen Gartens zu Bulram: „Höre! Du mußt mich morgen nach Colombo hinunterbegleiten. Ich muß den Pachtvertrag mit der Regierung erneuern und außerdem zwei Ladungen Apfelreiser und Quittenschößlinge, die aus England angekommen sind, im Hafen abholen. Du bist zuverlässig, Bulram, und von allen Garten- aufsehern der vorsichtigste. Soviel ich weiß, warst

du noch niemals drunten an der Küste, seit du lebst. Es wird dir Spaß machen, Menschen und Land da unten zu sehen. Talora wird dich für drei Tage entbehren müssen.“

Bulram sagte: „Herr, so lange Talora und ich verheiratet sind, waren wir noch keinen Tag getrennt.“

Der Verwalter meinte: „Tröste deine Frau, Bulram, und sage ihr, daß du ihr einen schönen bunten Colomboschal mitbringst. Halte dich morgen früh bereit. Der Zug geht um neun Uhr von Nuwara-Eliya ab. Um sechs Uhr früh müssen wir mit dem Dogcart hinüber zum Bahnhof der Ansiedlung fahren.“

Am nächsten Morgen kletterte der Zug die Engpässe hinab durch schallende Tunnel auf den schmalen Schleifenwegen der Bergwände hinunter in die silbernen Täler von Ceylon.

Bulram hatte einen schönen halbkreisrunden Schildkrottkamm im schwarzen Haar. Der Kamm hielt das Haar aus der Stirn zurück, und der Singhalese sah glatt gekämmt aus wie ein europäisches Schulmädchen. Er wußte, daß man in Colombo drunten das Haar zurückgestrichen trug, und hatte sich im voraus großstädtisch frisiert. Um seine Beine schlug ein breites braunrotes, zitronengelb getüpfeltes Tuch und war wie ein Frauenrock um die Hüften von einem Ledergürtel zusammengehalten. Bulrams Oberkörper steckte in einer weißen kurzen Leinwandjacke, welche von Taloras Händen frisch gewaschen und frisch gebügelt war. Hinter seinem Ohr trug er zu Ehren des Reisetages einen Büschel dunkelblauer Kornblumen. Sein breiter goldner Ehering glänzte am großen Zeh seines rechten Fußes. Er ging barfuß und zog seine Pantoffeln nur vor seinem Herrn an. In einem kleinen grünbemalten Blechkoffer verwahrte Bulram nichts als seine Pantoffeln. Aber er hatte fürsorglich an viele Einkäufe für Talora gedacht und zum Schutze der Sachen gegen Insekten und Schlangen den Blechkoffer vom Verwalter erhalten.

Bulrams Lunge hatte nie andre Luft als Höhenluft geschluckt. Der Zug senkte sich jetzt aus den nebeligen Farrenkrautwäldern zu den hitzigen Zimmet-

gärten Solombos hinunter, mit einer rasenden Schnelligkeit, wie ein Ballonkorb, der aus den Wolken fällt. Die brandige Tropenluft schlug Bulram wie roter Pfeffer um die Nase. Er mußte fortgesetzt niesen und sich die Nasenspitze reiben. Er, der immer unter dem ätherischen Himmel gelebt hatte, fühlte sich von Staub, Pflanzengerüchen und Erddünsten gereizt, als ob man seinen Gliedern ungewohnte Kleider anzöge. Der Zug fuhr zwischen prozigen Brotfruchtpalmen in die letzten Abgründe hinein. Als ob die Erde fortgesetzt den Rädern auswich, so raste die Wagenkette zu Tal. Die Luft strotzte von den Gewürzen der Nelkenbäume und der Kampferstämme. Palmenkronen überwölbten den Schienenweg, menschenkopfgroße Früchte hingen in Bündeln; gelbe und braune Mango Früchte, die droben in Numara-Eliya nur blühen und niemals reifen, hingen hier wie Gewichtsteine zwischen gesträubten Riesenblättern. Wenn Bulram seinen Kopf zum Fenster hinausstreckte, glaubte er sich an den Fruchthaufen zu stoßen. Wie überfüllte Fruchtkörbe standen die Muskat- und Kokoswälder zu beiden Seiten des Bahngeleises.

Kaffeebraune, sehnige Singhalesen, dickblütig und üppig genährt, nackt und nur von der Bräune ihres Leibes bekleidet, drängten sich auf den Bahnstationen in den Tälern gleich Herden brauner, feister Maikäfer, die durcheinanderkrabbeln.

Bulram verstand nicht, warum die Erde so viele Menschen hatte, so viele Nasen, Ohren, Mäuler und Augen, die ihn anstarrten, als wäre sein Gesicht eine Honigwabe, daran sich die Wespen hängen. Die Brust des einsamen Bergsinghalesen fühlte sich vor den Menschenmassen wie ein Kleeblatt unter den Füßen einer Hammelherde. Blicke, Stimmen, Gerüche, Schritte trampelten über die blaue Atherruhe seines Herzens. Sein Auge sah nichts mehr, und er fühlte sein Ohr von den Massengeräuschen durchlöchert wie eine Schießscheibe nach dem Scheibenschießen.

Bulram versuchte, um sich zu beruhigen, die Gesichter der Menschen, die auf der Tagesfahrt in seinen Wagen aus- und einstiegen, in Blumenforten einzu-

teilen. Er sagte zu sich: dieser ist eine sanfte Primel, dieser eine grelle Bohnenblüte, dieser eine Tomatenblüte, dieser eine Narzisse. Aber die Blumenarten seines Gartens ohne Jahreszeiten, die er als einzigen Maßstab hier an alles anlegen konnte, reichten nicht aus. Als er abends um fünf Uhr an der Colombo-station ankam, war er todmüde von den tausend Vergleichen und schwindlig und hielt sich krampfhaft auf dem Kutscherbock des Wagens fest, der mit ihm und seinem Herrn zum Galle Face-Hotel an das Meer fuhr.

In diesem riesigen Steinhallenhotel an der Meeresbrandung, darinnen der Meerdonner Tag und Nacht wie ein Ungeheuer brüllend durch die Treppensäle, Korridore und Zimmer hallt, benahm sich Bulram wie ein Mondsfüchtiger, der im Schlaf auf einer Dachkante aufwacht, sich nicht vor- noch rückwärts zu gehen traut und überall den Absturz fürchtet. Die hundert weißgekleideten Reisenden im Hotel, die Europäer mit ihrer weißen Haut, die vielen weißen Musselinfleider und die langen weißen Schleppen der Damen, erschienen Bulram wie irrsinnig gewordene weiße fliegende Blütenbäume, helle Magnolien oder lichte Jasminbüsche, die ohne Wurzeln durch die offenen Türen der Steinwände aus und ein wandern konnten. Der scheue Bergsinghalese blieb vor Furcht wie ein Schatten an den Wänden kleben. Sein Herr, der englische Verwalter, fand ihn mehrmals im dunkeln Korridor hocken, vor den Menschen am ganzen Leibe zitternd. Bulrams Augen starrten besonders vor der Tür des menschenüberfüllten Speisesaals entsetzt aus dem Gesicht, wie einem, der zur Nachtstunde in die Dschungel geraten ist, die Raubtierscharen zur Tränke ziehen sieht und beim Anblick der Tigerfamilien ohnmächtig umfällt.

Eines Morgens war Bulram plötzlich verschwunden. Niemand, nicht das Telephon, nicht die englische Colombo-polizei, nicht Zeitungsannoncen konnten den Verlorenen zurückbringen. Acht Tage ließ der Verwalter nach Bulram forschen. Dann reiste er nach Nuwara-Eliya heim, glaubend, der Bergsinghalese habe sich heimlich aus dem Staub gemacht und sei

vor Menschenfurcht zurück auf die hohen Berge, in seinen Garten ohne Jahreszeiten, zu seiner Frau Talora geflohen.

Aber Bulram war nicht zu Hause. Talora stand voll Harmlosigkeit, klar, freundlich und sanft im Garten und lächelte wie eine Allwissende, während der Verwalter tief bestürzt war, daß Bulram nicht zu finden sei. Talora antwortete, wie die ewig wolkenlose Bläue lächelnd: „Er wird kommen, Herr. Der Herr soll nicht um Bulram traurig sein.“

Der Engländer schaute sie sprachlos an. Er hatte geglaubt, die Frau des Singhalesen müsse sich zu Boden werfen, weinen und sich die Haare raufen. Statt dessen sagte sie nur ewig lächelnd: „Er kann nicht verloren gehen, Herr. Bulram ist in meinem Herzen aufgehoben, Herr.“

Und Talora ging jetzt durch den Garten, hielt vom Morgen bis zum Abend die Bewässerungsröhre in Ordnung, stellte die Wasserzerstäuber auf die Rasenplätze und tat Bulrams Arbeit neben ihrer Hausarbeit, als wäre sie Bulram selbst. Niemals zitterte ihre Hand vor Neugier nach dem verlorenen Mann, wenn sie dem Verwalter die Briefe des Postboten brachte. Niemals sprang ihr Auge hell auf, wenn die elektrische Gartenglocke klingelte und Fremde kamen, den Garten anzusehen; und es nicht Bulram war. Niemals zitterte ihr Fuß, wenn sie abends in das leere Häuschen trat, und nie ihr Finger, der morgens die Türklinke öffnete. Sie schien in einer ewigen blauen Ruhe in der Ätherhöhe dieses Gartens Tag und Nacht mit ihrem Mann unsichtbar zu verkehren, als gäbe es keine Nähe und keine Ferne im Weltall bei dem trunkenen Liebesbewußtsein ihrer Seele.

Ein halbes Jahr verging. Da sagte die Frau des englischen Verwalters zu Talora: „Ich reise hinunter, um mir im englischen Basar von Colombo Kleider und Hüte zu kaufen. Ich kann dich mitnehmen. Vielleicht kundschaften wir Frauen mit mehr Glück aus, was aus Bulram geworden ist.“ Die Dame reiste am nächsten Morgen mit Talora zusammen hinab an die Küste.

Die Singhalesenfrau war niemals im Thal gewesen. Aber auf sie wirkte die Thalluft anders als auf ihren Mann Vulram. Sie, die stets stille, abwesende, traumwandelnde, wurde nicht noch stiller, sondern wurde gesprächig, lebte auf. Sie zeigte auf der Reise ihre Zahnreihen und ihr rotes Zahnfleisch mit breitestem Lachen. Sie schmackte mit den Lippen, sie schnalzte mit der Zunge, und ihre Augen hingen ihr mit vielen Blicken nach allen Seiten wie die Beeren von dunkeln Trauben in dem Kopf. Ihr Mund schien alle Früchte der fruchtreifen Luft zu schmecken, und ihre Backen wurden vom hitzigen Atem der Thälwälder aufgebläht und dick. Sie trug eine weiße Bluse mit bauschigen, kurzen Ärmeln. Je näher der Zug aus der Berghöhe hinunter in die Colombohöhe des Tropennachmittags kam, desto unruhiger wurde Talora. Ihre nackten Unterarme schoben ungeduldig die lockeren Brüste hinter dem Blusenstoff hin und her, als wären das ein paar reife, unbequeme Früchte, die sie ablegen wolle, sobald der Zug hielt.

Auch Talora war bald aus dem Hotel verschwunden. Ihre englische Herrin glaubte, sie suche ihren Mann in der Stadt. Man wartete drei Tage, suchte Talora, wie man Vulram gesucht hatte, aber die Singhalesin blieb unauffindbar. —

Ein Jahr verging.

Die Meeresbrandung vor dem Galle Face-Hotel donnert unausgesetzt, die Tropensonne rollt im Land über die Zimmetgärten, und wie eine riesige Spiritusflamme brennt das rotviolette Morgenmeer.

Weit draußen im Hafenwasser steht ein großer Dampfer mit hohen weißgetünchten Wänden. Er wirft seit Stunden gelben Qualm aus vier Schornsteinen und ist zur Abfahrt bereit. Breite, schaukelnde Tollen und ein kleines, spitziges Motorboot bringen Kofferladungen und Ladungen voll weißgekleideter Tropenreisender an die Schiffswand. Jetzt wird die weiße Landungsstiege an der Schiffswand hochgezogen, und Ankerketten freischnen markerschütternde Schreie. Der Dampfer liegt noch immer still, umgeben von dem kurzen und ruckweisen Gehüpf der Morgenwellen. Viele Köpfe von

Reisenden biegen sich über die weißgestrichnen Eisen-
geländer der Schiffstöckwerke. Drunten reiten nackte,
arme, braune Singhalesen auf langen, gelben Holzbalken in der Flut um das Schiff. Statt eines Ruders hat jeder Wasserreiter einen Kistendeckel oder ein Brett in der Hand. Manchmal wirft ein Passagier eine kleine Silbermünze über Bord. Dann schlüpfen alle die nackten, jungen Kerle wie glatte Seehunde von ihren schwimmenden Balken und fahren in das durchsichtige, gläserne Meer hinunter, wie auf einer grün angestrichnen Rutschbahn in die Tiefe. Drunten werden ihre Gliedmaßen gespenstisch wie Froschglieder, scheinen sich aufzulösen und verschwinden. Nach einer Weile erscheinen sie im Fläschengrün der Tiefe wieder, zappelnd und wie braunrote Schatten. Schwarzglänzende, triefende Köpfe tauchen aus dem Wasser, und einer zeigt das silberne Geldstück lachend zwischen seinen Zähnen. Dann schwingt sich jeder auf seinen Baumstamm, und alle reiten wieder um die Schiffswandung. Mit viel Geschrei winken sie hinauf und ermuntern die Passagiere des Orientdampfers; und sobald ein Geldstück aufs Wasser klatscht, verschwinden wieder alle Balkenreiter lautlos im Meer. Bis zur Abfahrt des Dampfers vertreiben sich so die Reisenden die Zeit mit Geldwerfen.

Bulram ist seit Monaten hier jeden Morgen auf einem Balkenstamm um die ausländischen Dampfer geschwommen. Er holt sich durch gewandtes Tauchen sein Geld aus dem Meer, das eilig verdiente Geld, das er nachts ebenso eilig in den Spielhöllen bei braunen Dirnen und Reisbranntwein wieder ausgibt. Seitdem Bulram die Zimmetluft von Colombo riecht, ist in ihm der Gedanke an seine Verge, an Talora und an den Edelgarten auf den Bergen tiefer versunken als je ein Geldstück im Meer. Er lebt in Colombo wie eine Fliege, die sich auf dem Zucker eines Fliegenpapiers berauscht und vollsaugt. Wie ein samtnrer Panther streicht er sich nachts an den nelkenölduftenden kleinen Dirnen in den Freudenhäusern, und am Tag springt er nackt und blank in die Meerestiefe nach den blizenden Münzen. Er sticht unzählige Male in

den Meeresgrund hinunter, rudert seinen schwimmenden Balken abends mit einem Brett ans Land, rollt sich dann wieder bei einem Nautsch-Girl auf einem Teppich wie ein Igel zusammen und läßt das armselige Geschöpf, das er sich für die Nacht gekauft, nicht mehr aus seinen Griffen, bis ihn die Frühluft weckt.

Heute ist wieder eine backofenwarme Nacht. Vanille- und Kampferbäume pressen ihren Duft aus den Gärten über die Stadt. Am großen granitnen Wellenbrecher entlang der Seeseite mussiert die Brandung und wirft hohe, weiße Geiser in die Dunkelheit. Sterne hängen gleich glitzernden Wasserblasen an der Nachtdecke. Die Front des Galle Face-Hotels ist beleuchtet, wie ein großes Transparent. Unter den elektrischen Bogenlampen der Strandpromenade tauchen vom Hotelportal her weiße Punkte auf: die weißen Hemdbrüste vieler Herren im schwarzen Abendanzug, Engländer und andre Europäer. Jeder Herr läßt sich von einem nackten Kuli in einem kleinen Rikschawagen ziehen. Die Herren sind ohne Hut. Sie machen vom Hotel nur einen kurzen Abendausflug in das Freudenviertel von Colombo. Die Reihen der kleinen Wagen verschwinden schnell am Ende des Strandweges hinter den Tenniswiesen in dunkeln Eingebornengassen.

Bulram drückt sich hier in einer der Gassen still an den Wänden hin. Er ist in allen Häusern der Gasse wie der Mond bekannt. Die Wagen mit den ausländischen Herren im Abendfrack sind an ihm vorübergerollt und halten jetzt vor ihm in der Straße.

Er sieht die Herren, von einem Hauseigentümer auf dem Straßenpflaster empfangen, in einer Haustür verschwinden. Alle Läden der Häuser sind geschlossen, und man hört nur gedämpft Kastagnetten, Geigen, Tamburine, einförmig wie die Musik summender Wasserkessel. Männer, welche kommen und gehen, verschwinden wie die Ragen, lautlos, in den Haustüren und um die Straßenecken.

Neben Bulram öffnet sich ein Erdgeschoßladen. Ein Frauenarm langt heraus, und zwei Finger schnalzen. Bulram sieht im Halbdunkel unter dem hellen Stern

himmel zwei große Reihen blendender Zähne und ein paar nackte Brüste, die sich wie zwei kleine Säcke über das Fenstergesims quetschen. Bulram kennt die Frau nicht, aber er fragt in das dunkle Fenster: „Bist du frei?“ Die Frau schnalzt mit der Zunge, und bei diesem Laut beginnen vor Bulram alle Steine der Straße, alle Sternflecken am Nachthimmel zu schaukeln.

Der Singhalese will in das Haus eintreten. Aber der Hauseigentümer sagt ihm, er sei um eine Minute zu spät gekommen. Die an der Fensterdecke sei eben drinnen von einem englischen Kapitän gerufen worden. Bulram stellte sich wieder unter das Fenster und wartete. Aber das Mädchen mit den lachenden Zähnen und der schnalzenden Zunge öffnete nicht mehr den Fensterladen und rief ihn nicht mehr. Acht Tage hielten Seeoffiziere und Matrosen ausländischer Kriegsschiffe ihre nächtlichen Gelage in dem Haus, und acht Tage lang wurde der armselige Singhalese vom Hauseigentümer abgewiesen; er schlief acht Nächte unter dem Fenster und blieb acht Nächte nüchtern. In der neunten Nacht, als die Dampfer den Hafen verlassen hatten, öffnete sich wieder der Fensterladen. Zwei nackte Brüste drückten sich über die Fensterbank, und helle Zähne glitzerten in einem lachenden Mund: dem Singhalesen schoß sein hitziges Blut wie Sternschnuppen vor die Augen. Bulram ging in das Haus, drückte das Mädchen an sich und schloß dabei die Augen, wie es alle Orientalen tun, wenn sie ernstlich glücklich sind. Er blieb dann Tag und Nacht bei geschlossenen Fensterläden im Haus bei der Dirne.

Am vierten Abend saß der Hauseigentümer mit seinen Freunden wie immer draußen auf den Steinstufen vor der Haustür. Es wetterleuchtete hinter dem Hausdach. Da kam einer seiner Buben heraus und sagte ihm: „Herr, das Zimmer des Mädchens, welches hinter dem Eckfenster wohnt, ist wie leer gefegt. Das Mädchen, das sich dort seit ein paar Tagen mit einem Singhalesen eingeschlossen hielt, ist verschwunden. Die Tür steht weit offen, aber niemand hat weder sie noch den Singhalesen fortgehen sehen. Vielleicht ist der Bursch ein Bergsinghalese gewesen und hat sich in

einen Nachtblitz verwandelt und hat das Mädchen auf einer glühenden Wolke fort in die Berge geholt!"

In demselben Augenblick freischte der Fensterladen an der Straßenecke in den Eisenangeln, und der Hauseigentümer rief: „Verflucht! Sie sind sicher miteinander durch das Fenster fortgesprungen. Verflucht! Sie ist verschwunden, wie sie gekommen ist! Eines Abends stand sie mit ausländischen Matrosen hier unter meiner Thür und trat ein und war viel begehrt und nannte sich mit dem lockenden Namen ‚Talora‘. Da auf den Stufen stand sie damals vor mir. Es wetterleuchtete wie heute, als werfe sie Feuer um sich und Feuer ins Haus, so kam sie. Nun sprang sie wie ein Blitz wieder fort.“ — —

Nach Monaten klingelte abends die elektrische Glocke der Gartentür des Edengartens, und als man öffnete, standen Vulram und Talora draußen. Beide vergnügt, lautlos und sanft wie immer.

Der Verwalter fragte, und die Frau des Verwalters fragte, und alle Gartenaufseher fragten, wo die beiden nach zwei Jahren herkämen. Sie aber lächelten nur und deuteten in den wolkenlosen Himmel.

„Herr, er war im Himmel,“ lächelte Talora, und Vulram nickte immer wieder stumm Beifall, wenn seine Frau auf ihr Herz deutete und auf alle Fragen nichts andres antwortete als: „Herr, er war im Himmel.“

Dann saßen beide wieder in dem Garten, knieten über den Blumenbeeten, arbeiteten mit der Rasenschere und mit dem Rechen. — Sie beugen sich noch heute wolkenlos wie der Ätherhimmel von Nuwara-Eliya über die Blumenreihen, dort oben in dem Garten ohne Jahreszeiten.

Im blauen Licht von Penang

Die malaiische Kurtisane Gabriela Tatoto, die in der Frühlingszeit auf englischen Dampfern in der Malakkastraße und im chinesischen Meer von Penang

bis Hongkong reiste, lebte im Sommer ausruhend in ihrer Villa in Penang. Ihr Haus lag wie ein einziger weißer Saal in einem tiefen Rasengarten. Statt der Blumenbeete standen mannshohe bläuliche Porzellanvasen in langen Reihen dem Gartengitter entlang, gelb- und rotgefleckte Tigernelken wuchsen in Sträußen aus den Vasen. Schlanke Wandererpalmen mit pechschwarzen Fächerblättern brüsteten sich wie finstere Pfauen rund um die weiße Villa. Ein scharlachblühender Elektrinenbaum spreizte sich am Garteneingang. Das rote Gefröse der Blüten in der Luft leuchtete blutig wie die Schlachtbank eines Metzgers. Der Garten schien das Seelenleben der Kurtisane in seinen Farben zu spiegeln. Mit der Künstlichkeit der Porzellanvasen, mit der Dürsterkeit der Wandererpalmen und mit der rücksichtslosen lüsternen Röte der Elektrinenbäume erinnerte er an seine Besitzerin.

In Penang herrscht über allen Dingen, über den Kalkwänden der Häuser, über den breiten Blattflächen der Palmen und über der Haut der Menschen ein ewig blaues Licht. Immer ist eine Bläue dort über allem wie ein beständiger Mondschein mitten im Sonnenschein. Das blaue Licht von Penang ist wie der bläuliche Schimmer einer unsichtbaren elektrischen Bogenlampe, ist über den Springbrunnen der Gärten, über den Pflastersteinen, über den Wasserspiegeln des Meeres und selbst über den Panzerplatten der vorüberfahrenden Kriegsschiffe gleich wie ein Phosphorleuchten mitten am Tage. Und die Bläue macht den Muschelfalk der Häuserwände transparent, als könnten die Menschenschritte hier durch die geisterhaften Wände gehen, als wäre die Stadt nur ein bläuliches unwirkliches Schlafbild mitten unter der wachen Tropensonne. Niemand hat das bläuliche Licht von Penang jemals erklärt, aber es ist immer da, und die eingeborenen Photographen malen selbst auf die Ansichtskarten, auf Gesichter und Landschaft, diesen Mondschein im Sonnenschein.

Auch Gabriela Tatotos weißes Landhaus lag im Gartengrün mitten am Tag mit mondblauen Wänden, die wie zu stark geblaute Wäsche leuchteten.

Der malaiische Photograph Fuluo Holongku in Penang hatte dieses Haus schon duzendweise auf Ansichtskarten mit zarter Bläue bemalt, denn die Kurtisane schenkte gern ihr Hausbild mit Gartenansicht an ihre Freunde. Aber niemals verschenkte sie ihr eigenes Bild. Sie fürchtete sich, abergläubisch wie alle Asiaten, vor dem bösen Blick fremder Augen — vor bösen Augen, — die ihr Schaden bringen würden, und vor bösen Wünschen, die sich auf ihr Bild richten könnten. Nur einmal hatte sich Gabriela von Holongku photographieren lassen. Aber als er die Bilder ablieferte und sie ihr Gesicht duzendweise vor sich sah, erschrak sie, geriet in Angst und verbrannte sie noch am Abend alle Bilder mit eigener Hand. Der Photograph Holongku besaß trotzdem ein Bild von der Tatoto, ein Bild, das die Kurtisane nackt zeigte, und das sie selbst noch niemals gesehen hatte. Holongku trug dieses heimliche Bild in das Futter seines Hausrockes eingenäht; denn es soll Glück bringen, das nackte Bild einer Kurtisane stets bei sich zu tragen. Der Photograph war auf leichte Weise in den Besitz dieses Bildes gekommen.

Gabriela hatte damals Holongku zu sich in die Villa gerufen, um sich photographieren zu lassen. Es war zu Beginn der heißen Zeit, die Kurtisane war schläfrig und von ihrer Hongkongreise eben erst zurückgekehrt.

Die Tatoto lag in einem langen Strohsessel im schattigsten Zimmer des Hauses. Die grünen Schuttdächer an den langen Fenstern waren herabgeklappt, die Scheiben bis zur Diele geöffnet, aber die Kalkdecke im Zimmer strahlte wie immer ihr bläuliches intensives Licht aus. Gabrielas chinesischer orangefarbener Seidenmantel war weit geöffnet und zeigte den schmalen Leib der Kurtisane wie das Fleisch einer geschlizten Mangofrucht in rotgelber Schale. Über den nackten Arm der schönen Frau stieg behutsam mit den langsamsten Schritten der Welt ihr Spielzeug, ein kleines Chamäleon, das wie ein winziges graues Gespenst im Zimmer umging.

Der Photograph wurde in das Haus eingelassen,

und da er bestellt war, folgte ihm niemand von der Dienerschaft durch den Vorsaal. Er hob die Strohmatte von der Tür und sah die nackte Kurtisane eingeschlafen. Blizschnell vereinigten sich in dem Malaien Gedanke und Wunsch, das Bild der nackten Frau zu besitzen, um es bei sich zu tragen. Unhörbar klappte er das Aluminiumgestell seiner kleinen Straßenkamera auf und photographierte rasch, von der Türschwelle aus, die Schlafende. Er hätte gern vorher von Gabrielas Oberarm das kleine häßliche Chamäleon verschucht, das dort auf drei Beinen stillstand und das vierte Bein wie ein Jagdhund abwartend in die Luft streckte. Aber das kleine graue Tier sah unter seinen Augenklappen regungslos in das blaue Licht der Zimmerdecke und rührte sich nicht auf dem Arm der Schlaferin.

Der malaiische Photograph kauerte nach einer Weile im Vorzimmer auf der Diele und schien mit orientalischer Ruhe auf das Erwachen der Dame zu warten.

Holongfuß Herz pochte heftig, als er später zu Hause in seiner Dunkelfammer das kleine Bild der nackten Kurtisane auf der Platte hervorrief. Am nächsten Morgen nähte er einen Papierabdruck davon in seinen Hausrock und wußte jetzt, daß er zeitlebens Glück haben werde. Nur durfte er von dem Bilde zu niemand sprechen. Aber das Glück kam in wahnwitziger Gestalt. Wollüstige hitzige Träume bedrängten den armen Mann. Die nackte Tatoto kam nachts, wie in einem gelben Feuermantel, an das Bett des Malaien und legte sich in seinen Schlaf zwischen ihn und seine junge Frau. Und wenn er zugriff und die Kurtisane umarmen wollte, hing ihm das steife grinsende Chamäleon am Herzen. Bei Tag ging die nackte Tatoto vor ihm her über das bläuliche Pflaster von Penang. Stundenlang starrte der junge Photograph geistesabwesend in das blaue Licht von Penang und stand, wie ein Träumer im Mondschein, mitten im Sonnenschein. Nur wenn er seinen Hausrock ablegte, darinnen Gabrielas Bild eingenäht war, atmete er leichter. Ofters geschah es, daß Holongfu seinen

europäischen Anzug anzog, seinen europäischen Strohhut aufsetzte und zum Hafen ging, wenn ein ausländisches Postschiff signalisiert wurde. Dann verkaufte er auf dem Promenadendeck des angekommenen Dampfers bemalte Photographien und Postkarten von Penang an die Weltreisenden. Für eine kurze Strecke legte er dann mit seinem Hausrock seine unruhige Leidenschaft zu der Kurtisane ab.

Wenn Holongku im Hafen auf einem Dampfer war, saß seine junge sechzehnjährige Frau vor dem Atelierhaus auf dem Treppenabsatz unter dem Schlingpflanzendach. Die weißen Treppensteine leuchteten bläulich, und Marmies weiße Augäpfel schimmerten ebenso bläulich. Die junge Frau stellte jeden Nachmittag einen kleinen Tisch auf die schattige Haustreppe und saß dort stundenlang und bemalte Duzende von Ansichtskarten, bis ihr Mann wiederkehrte. Marmie saß heute wieder an ihrem gewohnten Platz, und hinter ihr funkelten die Atelierscheiben im Gartengrün, wie die Fenster eines Aquariums. Marmie saß getreulich und emsig über ihre Postkarten gebeugt. Ihr schwarzes glattgescheiteltes Haar spiegelte bläuliche Glanzlichter. Dieses lackschwarze Haar wurde oft drüben über der Straße von dem chinesischen Korbflechter Ling-Sung beträumt.

Der Chineser hatte seine offene Korbflechtereier dem Photographenhaus gegenüber. Dort wurden aus weißem Rohr von vielen halbnackten Chinesen große verschnörkelte Strohessel und Strohsöfäen kunstvoll nach englischen Vorlagen gearbeitet. Ling-Sung, der reiche Besitzer dieses Geschäftes, saß nachmittags in der Straße in einem großen Schaukelstuhl. Er war stets nur mit einer schwarzen Kalikohose bekleidet. Sein Oberkörper war nackt. Er zeigte seine gelbe glänzende Bauchkugel der Sonne und schlief unter einem getrockneten Palmfächerblatt, das er sich über die Stirn gelegt hatte. Seine beiden vom Fett angeschwollenen Arme hingen zu beiden Seiten des Schaukelstuhles vom feisten Leib herab. Die schwarze Kalikohose glühte wie schwarzer kochender Asphalt in der Sonne, und die gelbe Leibkugel stand voll glitzern-

der Schweißperlen und glänzte, wie eine fette geblähte Pastete. Wenn Ling-Sung nicht schlief, schaukelte er, und sein langer Zopf hing hinter der Stuhllehne bis auf das Pflaster und bewegte sich wie ein Perpendikel. Um ihn arbeiteten seine Leute gebückt über das Strohgeflecht, teils in der offenen Haushalle, teils auf der leeren breiten Straße. Ling-Sung konnte stundenlang in seiner liegenden Stellung schaukeln und zur Photographin hinüberstarren.

Er träumte sich dann nach China hin, in seine Heimatstadt, und von dort wollte er sich später eine Chinesin zur Frau holen, schwarzhaarig wie die Photographin drüben. Halb schlafend, halb träumend beging er in erhitzten Gedanken, sorglos und unschuldig wie alle Schlafenden, manchen Ehebruch mit der Photographin. Aber wenn er wieder erwachte, dachte er nur nüchtern an seine Korbflechtereier und kassierte emsig in der Stadt ausstehende Gelder ein.

Auch der malaiische Photograph schuldete dem Chinesen einiges Geld, aber Ling-Sung wartete großmütig, teils weil er Holongfus Nachbar war, teils weil ihm die Frau des Photographen angenehme Träume umsonst gab.

Marmie, die Photographenfrau, saß jeden Nachmittag völlig ahnungslos auf ihrer Treppe vor dem Tisch und bemalte ihre Ansichtskarten von Penang mit bläulicher Farbe. Sie dachte mit keinem Gedanken an den Chinesen und wartete nur auf die Heimkehr ihres Mannes, in den sie treu verliebt war.

Täglich ist in Penang eine schwüle Gewitterluft wie in einem Brutkasten, und wie mit blauer Elektrizität geladen glühen alle Erdkörper. Stundenlang über das Vergrößerungsglas einer Lupe gebückt, hatte Marmie sich heute müde gemalt. Sie ging in den Hausgang und holte den Hausrock ihres Mannes, legte ihn auf ihre Knie und wollte einen abgerissenen Knopf annähen.

Die Zisternen im Garten rochen dumpf, und die glatten Blattflächen der Fächerpalmen warfen grelle Glanzlichter, wie große weiße Brennspiegel. Marmies

Stirn schmerzte, und sie schloß nach dem Einfädeln der Nadel einen Augenblick ihre Augen.

Dieser Augenblick aber wurde schnell zu einem Schlafbild von einigen Sekunden, zu einem blitzschnellen Traum, der die Scheinzeit von Jahren annahm.

Marmie träumte, der Chineser Ling-Sung verlangte plötzlich sein Geld. Er stand vor ihr und klopfte auf den Tisch und forderte energisch die Zahlung, weil er nach China reisen und sich verheiraten wollte. Marmie bettelte für ihren Mann um Aufschub, aber Ling-Sung war unerbittlich. Dreihundert Yen für Korbstühle und Sofas, die Ateliereinrichtung, sollten sofort bezahlt werden. Sonst würde der Chineser heute abend den Photographen schlachten lassen und ihn rösten, wie die Menschenfresser in Sumatra drüben es tun, und mit seinen Verwandten zusammen Holongku als Hochzeitschmaus verzehren. Marmie sah schnell im Traum die finsterbewaldete Küste von Sumatra über der Malakkastraße, wo Menschenfresser heute noch Freunde und Verwandte schlachten, wie man sich in Penang erzählt. Marmie schauderte und verwechselte im Traum China mit Sumatra und glaubte fest, daß der Chineser dort hinüberreisen würde und ihren Mann als Hochzeitschmaus mitschleppen wollte, wenn er nicht bezahlen würde.

Rasch fiel ihr ein Vermächtnis ihres Vaters ein. Dieser, ein Malaie, hatte manchmal erzählt, daß man Menschen töten könne, wenn man ihr Bild oder ihre Photographie mit einer Nadel durchsteche. Der Stich muß die Brust treffen, und dabei soll man das malaisische Wort „Lulau“ laut und deutlich aussprechen. Die Hand darf nicht zittern. Man muß die Nadel auf der Photographie in die Herzgegend der betreffenden Person ansetzen und beim Wort „Lulau“ durch das Bild stechen, aber die Nadel darf nicht abbrechen.

Marmie beschloß im Schlaf den Chinesen Ling-Sung auf diese Weise zu töten. Sie suchte in der Tischschublade nach seiner Photographie, denn der Chineser hatte sich für seine Braut photographieren lassen. Und Marmie versprach sich mit ihrer raschen

Tat für ihren Mann schnelle Hilfe vor dem chinesischen Menschenfresser.

Sie sah noch einmal Ling-Sung starr ins Auge und sagte: „Also, du gibst meinem Mann keine längere Frist mehr, Ling-Sung?“

„Nein, die Hochzeit ist morgen,“ sagte der Chineser, und sein gelber Wanst glänzte feist in der Sonne wie die gelben Sonnen, die im Hafen von Penang im Meerwasser schwimmen.

„Gut,“ sagte Marmie entschlossen, nahm ihre Nadel und stach sie in das Brustbild des Chinesen und rief laut: „Lulau!“

Der Chineser wurde blaumeiß, wie die Luft von Penang, und fiel steif vor Marmie auf den Erdboden.

Tief seufzend und wie mit einer schweren Bürde beladen erwachte Marmie. Sie hörte noch deutlich ihre Lippen „Lulau“ sagen. Ihr Ohr hörte noch das Papier der Photographie unter dem Nadelstich knistern. Der Chineser war umgefallen und ermordet von Marmie. Marmie erwachte jetzt vollständig und lächelte über den seltsamen Traum.

Über der Straße lag wie immer friedlich atmend der feiste Chineser Ling-Sung im Schaukelstuhl. Er ließ seinen Pastetenbauch braten, und um ihn arbeiteten die Korbflechter mit ihren weißen Bambusröhren.

Marmie suchte nach ihrer Nadel, die sie im Schlaf verloren hatte. Sie fand sie im Hausrock ihres Mannes stecken, als ob ihre Hand im Schlaf genäht hätte.

Marmie erinnerte sich, daß ihr Mann gerade heute die Rechnung bei dem Chinesen drüben bezahlt hatte; und es konnte keine Rede mehr von einer Schuld sein. Sie nähte, erleichtert aufatmend, den Knopf an den Hausrock, ging dann hinein und hängte den Rock im Hausflur an seinen Platz. Danach malte sie wieder emsig an ihren Postkarten weiter.

Nach einer Weile kam Holongku vom Hafen zurück. Die Ehegatten nickten sich zu. Der Mann trat ins Haus, wechselte seinen Rock und ging dann in das kleine dunkle Laboratorium zu seinen Chemikalien.

Die Frau draußen hörte ihn eine halbe Stunde mit Glasplatten und Flaschen hantieren. Dann kam er wieder heraus auf die Treppe. Er stand sehr bleich vor Marmie, strich sich mit den Händen über das Gesicht und sagte zu seiner Frau, er fühle Übelkeit im Leibe. Ihm war, als röche das ganze Haus nach einem ekelhaften Leichengeruch.

Marmie stand bestürzt auf und ging mit ihrem Mann durch die Zimmer und durch den Garten. Sie suchten beide, ob nicht irgendwo eine verreckte Eidechse oder ein toter Papagei in Verwesung hingeworfen seien. Sie fanden nichts im Garten und gingen noch einmal durch die Zimmer im Haus. Die Frau roch nirgends etwas, aber Holongku beruhigte sich nicht. Er fand, daß der Leichengeruch in seinen Kleidern säße, und als sie gerade in der Küche standen, schleuderte er den Hausrock ab und warf ihn auf den kalten Herd. Da mußte Marmie lachen und lachte ihren Mann aus, und dieser ging ohne Rock an seine Arbeit.

Aber es dauerte nicht lange, da kam Marmie zu Holongku in das Laboratorium und klagte über einen Brandgeruch im Hause.

Beide machten sich wieder auf die Suche, und als sie die Tür zur Küche öffneten, schlug eine große Flamme vom Herd in die Luft, und der Hausrock flog ihnen, verbrannt zu einem flachen schwarzen Aschenlappen vom Herd entgegen.

Sie stellten fest, daß noch etwas Blut im Aschenfaß gewesen war, und daß der Hausrock, getränkt mit chemischen Dünsten, einen Funken geweckt hatte und verglimmt war. —

Am nächsten Nachmittag, ehe der Photograph zum Hafen ging, kam der Chineser Ling-Sung von drüben aus seinem Haus, kam herüber über die Straße und blieb an den weißen Stufen des Treppenabsatzes stehen, wo Marmie wie immer ihre Postkarten malte.

Die junge Frau sah erstaunt von ihrer Arbeit auf und dachte einen Augenblick: „Der Chineser steht da wie gestern nachmittag, als ich von ihm träumte und mit der Nadel sein Bild durchstach.“

King-Sung winkte dem Photographen und flüsterte ihm ins Ohr: „Die Gabriela Tatoto ist gestern nachmittag in ihrem Landhaus gestorben. Eine Schlange kam aus ihrem Garten und hat sie in die nackte Brust gebissen, als sie auf ihrem Stuhle lag und schlief. Die Schlange wollte Jagd auf das Chamäleon machen, das immer auf Gabrielas Arm saß. Aber die Kurtisane erwachte und schlug im Schreck nach der giftigen Schlange, die dann wütend zubiß. Die Tatoto ist kurz danach am Giftbiß gestorben. Alle Leute machen heute Jagd auf die Schlangen in ihren Gärten. Ich möchte gern Ihr Mungos heute abend leihen, um auch meinen Garten absuchen zu lassen.“

Der Photograph versprach King-Sung das Mungos für den Abend, und der Chineser ging dankend und grüßend wieder hinüber.

Marmie lief in die Küche und holte das kleine Mungos von der Kette, lockte es in den Garten und ließ das Tierchen, das der beste Schlangenwächter ist, die Büsche absuchen.

Aber ihr Mann griff sich, als er allein war, an die Brust und atmete erleichtert auf, da er das Bild der verführerischen Kurtisane nicht mehr im Futter seines neuen Rockes fühlte, das Bild, das Marmie gestern im Schlaf durchstochen hatte, und welches mit dem Rock am Herd verbrannt war.

Holongku war von jetzt ab nie mehr abwesend und vergeistert und starrte nicht mehr stundenlang in das blaue Licht von Penang, das wie Mondschein im Sonnenschein ist.

Lifse und Panulla

Lifse, eine chinesische Wasserverkäuferin, und Panulla, eine singhalesische Straßendame, saßen im Haftlokal der Polizeistation auf der „Gelben Straße“ in Singapore.

Es ist morgens sechs Uhr. Beide Frauen sind in der Nacht betrunken von der Straße aufgelesen und

in das vergitterte Haftzimmer gesteckt worden. Der einfenstrige Raum liegt im ersten Stock eines einstöckigen indigoblauen Hauses. Das Gitterfenster reicht bis zur Diele. Litsse und Panulla sind von den Stühlen, auf denen sie geschlafen, aufgestanden. Sie hocken am Boden bei dem Gitterfenster, schauen auf die lebhafteste Morgenstraße hinunter und warten auf ihre Haftentlassung.

Litsses Kopf ist wie ein gelber, großer, ausgehöhlter Kürbis, in den man ein Licht gestellt hat. Ihre Augenäpfel leuchten noch prall von übernächtiger Trunkenheit. Panulla hat noch rot und weiße Schminke und Puderreste im Gesicht. Ihre Wangen sehen aus wie zwei künstlich gefärbte Stücke Zucker. Beide Gesichter, das gelbe und das rosaweiße, kleben an dem Gitter und verfolgen interessiert den Straßenlärm unten in der „Gelben Straße“ von Singapore.

Nackte Malaien, halbnackte, grobblau gekleidete Chinesen, Bananenhändler, Wasserträger, Fischverkäufer, Garfküchenarren und Rikschawagen rennen durcheinander, schieben und poltern über die Pflastersteine. Räder und Menschenstimmen überlärmen sich mit ruckhaften Sägen. Die beiden Weiber am Gitterfenster begrüßen Bekannte unten, Gesichter nicken herauf, Hände winken.

Vom dröhnenden Straßenleben zittern die Eisenstäbe des Gitters, daran sich die Finger der beiden Frauen festhalten. Litsse, die Chinesin, hat weite, schwarze, glänzende Kalikohosen und eine blaue schräggeknöpfte Leinenjacke. Ihr lehmgelbes Gesicht grinst immer freundlichst. Ihre eingedrückte Nase schnuppert zwischen den Eisenstäben sehnlichst nach der Straße hinunter. Panulla in einem alten japanischen Kreppkimono von rosagrauer Farbe, rote Ahornblätter darauf eingefärbt, hockt am Boden. Ihr schmaler Hals dreht sich wie ein Reiherhals hin und her. Sie verfolgt alle Vorübergehenden mit beweglichem Kopf, als möchte sie gleich einer Störchin die Leute wie Frösche aus einem Sumpf zu sich herausfangeln.

Die chinesische Litsse ist grobknochig. Ihre derben Brüste und ihr Gefäß sind dick wie Wassermelonen.

Panulla aber ist wie ein Heupferdchen schmal und weht ihre Knie hüpfend am Gitter, wenn sie bekannte Matrosen auf der Straße begrüßt.

Allmählich sammelt sich ein Bekanntenkreis von chinesischen Barbieren, malaiischen Wagenziehern und chinesischen Kuliweibern unter dem Fenster an. Unter viel Geschrei unterhalten sie sich mit den gefangenen Weibern. Einer wirft ein paar Bananen hinauf, ein Fischhändler ein paar dünne Fische. Die breitmäulige Kisse verschlingt die lebenden rohen Fische. Panulla lutscht an den Bananen.

Aus einer chinesischen Bar, über der Straße, kommt ein junger Mensch gerannt. Er hat einen langen Bambusstab in der Hand; darauf ist ein Stück Schwamm gebunden. Den feuchten Schwamm reicht er den gefangenen Frauen hinauf.

Kisse schnuppert und riecht sofort, daß der Schwamm in Branntwein getaucht ist. Panulla errät den Branntwein aus Kisses Augen, und beide Weiber pressen gierig ihre offenen Mäuler durch die Gitterstäbe, um den Branntweinschwamm zwischen die Lippen zu bekommen.

Raum hat Kisse den Schwamm mit der Nase berührt, versucht Panulla die Chinesin zur Seite zu zerrren. Die aber bleibt unerschütterlich auf ihren zwei stämmigen Beinen stehen, schnappt nach dem Schwamm und saugt.

Der Bekanntenkreis unten brüllt ein heulendes Gelächter, denn Panulla ist wie ein Affe auf Kisses Schulter gesprungen und würgt Kisse von rückwärts am Hals, damit die Chinesin keinen Schluck Branntwein in den Magen hinunterschlucken kann.

Kisses gelbes Kürbisgesicht wird braun wie ein irdener Krug. Sie würgt und schlingt und will Panulla abschütteln. Die dünne Malaiin hängt wie eine Zange am Hals der dicken Chinesin. Kisse fällt auf die Knie, prüstet den Branntwein aus den Nasenlöchern, und immer noch reitet Panulla auf der breiten Chinesin wie ein Jaguar, der sich in einen Elefantenrücken eingebissen hat.

Die gelben Zuschauergesichter auf der Straße tanzen

wie Reihen gelber Lampions im Winde, und viele Köpfe stoßen im Gelächter zusammen.

Panulla hat endlich, über den Rücken der Chinesin hinweg, den Schwamm durch das Gitter mit den Zähnen erschnappt, ihn mit dem Mund von der Bambusstange gerissen, den Brantwein mit den Lippen ausgesogen und den Schwamm dann blichschnell zurück auf die Straße gespuckt.

Aber jetzt erhebt sich furchtbar die knochige Chinesin von der Erde, schnaubend wie ein Flußpferd, das ans Land steigt. Ehe sich Panulla, die am Gitter hängt, die Schreckensgesichter der Zuschauer unten auf der Straße erklären kann, hat die mächtige Litse die Malaiin von rückwärts am Haar zur Erde gerissen. Das Haar geht auf, und die chinesische Wasserträgerin schleift die Straßendirne wie an einem schwarzen Strick in den Hintergrund des schmalen Haftlokales.

Die Zuschauer stehen noch ein paar Augenblicke unten und warten. Ihre gestreckten Hälse reichen nicht bis zum ersten Stock, um in die Zimmertiefe zu schauen, und da weder Panulla noch Litse wieder am Gitter erscheinen, gehen alle lachend auseinander; das Straßenleben eilt eintönig lärmend wie vorher unterm Fenster vorüber.

Auf den Steinplatten hinten an der Zimmerwand liegt Panulla in der einen Ecke wie eine fortgeworfene Puppe mit ausgerenkten Armen und komisch verbogenen Beinen, als ob ihr ein Wirbelwind alle Glieder in den Gelenkkugeln verdreht hätte. Ihr rosa Kimono liegt zerschligt in vielen Fähnchen unter ihr. Als hat sie Lust zu lachen, verzerrt Panulla die Mundwinkel und zeigt die Zunge wie einen blauen Lappen. Ihr Haarstrang ist fest, gleich einer Henkerschnur, um ihren Hals geknotet. Die Malaiin rührt sich nicht mehr.

In der anderen Ecke der Zimmertiefe ist Litse rückwärts über einen Stuhl gestürzt. Ihre Beine stehen gespreizt in die Luft nach der Zimmerdecke. Ihre gelben Waden schauen aus den schwarzen zurückgefallenen Kalikohosen. Das gelbe Gesicht der Chinesin steht verkehrt auf dem Fußboden und scheint wie eine leuchtende Lampe durch das dunkelblau getünchte Zimmer.

Die blaue Jacke ist von der linken Brust gerissen. Der kleine Glaskopf einer Stecknadel blüht neben der Brustwarze. Kaum ein einziger kleiner Blutstropfen sammelt sich langsam um den Stecknadelpopf und erstarrt zu einem winzigen roten Kreis.

Lifse hat Panulla mit der Malaiin eigenem Haar erwürgt, und Panulla hat der Chinesin im Kampf eine Stecknadel so tief in die Brust gestochen, daß die Nadel das Herz traf und bis zum Nadelkopf im Fleisch stecken blieb.

Lifse und Panulla sind tot. Die Malaiin bekommt allmählich durch die Totenstarre einen schiefen Ausdruck, als ob sie spottet.

Das Wagenrütteln der Straße erschüttert den Fußboden, und Lifses ausgestreckte Beine schaukeln in der Luft, als ob sich die Chinesin im Kopfstehen übe.

Die erwürgte Malaiin hat eines ihrer verdrehten himmelnden Augen auf die Beine der Chinesin in die Luft gerichtet. Das andere Auge sieht nach der entgegengesetzten Seite zum Fenster.

„Schau, Lifse! Jetzt kommt ein Monsungewitter!“ grinste Panullas Augapfel und verdunkelte sich bräunlichrot unterm Gewitterhimmel, während ihr anderer Augapfel, beschienen von der Indigowand des Zimmers, blau leuchtete.

Lifses Beine wippten beim einsetzenden Sturmwind, der das Haus schüttelte. Es war, als fluchte ihr offener Mund:

„Verdammt, ich habe meine Kinderwäsche noch auf dem Hausdach zum Trocknen! Der Regen wird alles fortschwemmen. Ich muß heimrennen.“ Und Lifses Beine wackelten noch lebhafter.

Panulla aber höhnte mit ihrem schiefen Blick stillschweigend: „Du wirst lange zappeln können! Von selber stehst du nimmer auf, Lifse. Du bist ja mausetot, von mir, der Panulla, umgebracht, ehe du es ahntest, du viereckiges Chinesentier! Der winzige gläserne Nadelkopf paßt dir übrigens gut in deine Brustwarze.“

Die Chinesin grinste mit ihrem umgestürzten Gesicht, und aus ihren Nasenlöchern trieb der aufsteigende

Alkohol, den sie ausgeprustet hatte, kleine lebende Blasen.

Panulla funkelte argwöhnisch mit ihrem blauen Augapfel: „Ich glaube gar, du willst wieder atmen, Lisse!“

Der erste Blicß bestrich Lisses Gesicht noch gelber, so daß ihr breiter offener Mund bis an die Ohren glänzend zu lachen schien.

Auf Panullas Stirn bildeten sich kleine glitzernde Schweißperlen, als ob die Gedanken, die von ihr noch im Hastlokal umgingen, sich auf ihre Stirnhaut niederschlugen und sich dort kristallisierten, und diese glitzernen Gedanken wiederholten nochmals das Gespräch von heute nacht, das Lisse und Panulla hier im Hastzimmer vor Sonnenaufgang hatten.

„Der Mensch muß töten können,“ hatte die Malaiin belehrend behauptet. „Wer nicht töten kann, beleidigt den Tod und lebt nur halb.“

Siehst du, Lisse, die eine Hälfte des Mondes ist einmal schwarz und jeden Monat einmal weiß. So muß der Mensch sein, Lisse. So wie du auf einer Stange zwei Eimer auf den Schultern über die Straße trägst und sich die beiden Eimer an der Stange das Gleichgewicht halten müssen, so balancieren Leben und Tod an der Weltstange. Jeder Teil der Welt will seinen Teil von dir. Man muß leben können, man muß aber auch töten können. Leben und Töten wollen gelernt sein. Hör zu!

Einmal lag ich mit einem reichen Mann in meinem Zimmer zu Bett. Um Mitternacht erwachte ich und sah im Dunkeln ein grünes Licht durch das Türbrett kommen. Ich glaubte, ich schlief noch, und rieb mir die Augen. Im Licht, das lautlos eintrat, sah ich die Schattengestalt einer Frau, die glitt unhörbar, immer von dem grünen Licht umgeben, zu meinem Waschtisch. Sie nahm meinen Kamm und kämmte damit ihr feuriges Haar. Ich hörte deutlich die Funken knistern und sah den weißen glühenden Kopf des Gespenstes im Spiegel über dem Waschtisch. Ich erkannte die Frau an ihrem Spiegelbild wieder. Sie war eine Freundin von mir und hatte vor mir in dem Zimmer gewohnt und dort ihre verliebten Besuche empfangen.

Sie war ganz natürlich gestorben und kam jetzt aus dem jenseitigen Leben, um ihr Zimmer aufzusuchen, darin sie einmal einen jungen Mann ermordet hatte, den sie dann, wie man sagt, im Hauskeller verscharrt hat. Ich verstand ihre Erscheinung erst später und weiß jetzt, sie machte ihren köstlichsten Morderinnerungen wollüstige Besuche.

Halbaufgerichtet im Bett schaute ich auf ihr Gesicht im Spiegel, während sie sich noch immer mit meinem Kamm kämmte. Alle Gegenstände im Zimmer waren von ihrer Gestalt beschienen. Ich genoß eine nie gekannte Aufregung, und beim Anblick der glühenden Mörderin und bei dem wallenden Licht, das sie ausstrahlte, wurde mein Blut wie betrunken. Ich grub meine Fingernägel mit Angst und Genuß in den Hals des schlafenden Mannes an meiner Seite und zerdrückte seinen Kehlkopf wie eine Nuß zwischen meinen Fingern. Der Mann schlug ein paarmal um sich. Das grüne feurige Licht des Gespenstes kreiselte und verschwand durch das Türbrett. Es war wieder dunkel im Zimmer, und der Mensch neben mir lag still. Ich zog meine Hände von ihm zurück. Der Mann rührte sich nicht mehr.

Ich zündete zehn Streichhölzer nacheinander an. Beim ersten Streichholz sah ich, daß seine Kinnlade ihm herunterhing; beim zweiten sah ich seine Augen, die ihm wie gekochte weiße Fischeaugen aus dem Kopf quollen. Zehnmal sah ich immer ein neues Stück von dem Toten. Die ersten fünf Male schauderte ich, aber die letzten fünf Male genoß ich den Toten neben mir wie eine Mahlzeit von fünf leckeren Gerichten. Ich wunderte mich, daß das Töten so unterhaltend war, und ich schlief kostbar befriedigt neben der Leiche ein, befriedigter, als wenn der Mann gelebt hätte.

Am Morgen wollte ich mit meinem vertrauten Hausdiener, der damals mein leidenschaftlich Geliebter war, den erwürgten Mann im Keller begraben. Emilio grub, und ich stand daneben und schaute zu. Kaum einen Fuß tief stieß Emilio's Schaufel auf ein Gerippe. Wir warfen die Knochen heraus, gruben tiefer. Wieder lag ein Gerippe darunter, und noch tiefer noch ein

Gerippe. Ich bin sicher: hätten wir weiter gegraben, die ganze Erde wäre mit Schichten von Menschengerippen ausgefüllt gewesen, denn alle Jahre, alle Jahrhunderte hatten vor uns in dem Hause, wie wahrscheinlich in allen Häusern der Stadt, gemordet und Gemordete begraben.

Früher war ich bei jedem Gewitter ängstlich. Jetzt fürchte ich keinen Blitz mehr. Ich fühlte bei den elektrischen Schlägen ein Kitzeln in meinen Fingern, wie damals, als ich den zappelnden Kehlkopf zerdrückte. Und wenn die Blitze draußen morden, bin ich aufgeregter, als wenn mich ein wilder Stier umarmen würde.

Gespenster sehe ich, wo ich gehe und stehe. Alle, die jemals gemordet haben, sind eine große, wollüstige, unsterbliche Familie und verkehren Tag und Nacht bei geschlossenen Türen und bei vergitterten Fenstern miteinander.

Ich bin jetzt nie mehr allein. Ich sehe die Mörder aller Zeiten vor Augen, wenn ich die Augen schließe. Ich sehe vor und zurück, — alles Blut, das geflossen ist, und alles Blut, das fließen wird.

Ob ich wache oder schlafe, es ist alles eins. Ich bin bei allen Morden dabei, die geschehen, und mein Blut lebt belustigt seitdem, wie eine brünstige Affenherde in meinem Leib.“

Der toten Panulla triefte, bei dem stummen Selbstgespräch ihrer alten Gedanken, wie vor lauter Genuß, ein langer Speichelfaden aus dem Mund. Litsse steht immer noch auf dem Kopf. Der Donner draußen reibt sich an den Hauswänden, und Litsses Beine werden nicht müde, hoch über der Stuhllehne zu wippen, als antworte sie auf Panullas Belehrung:

„Hei, Hö! Ich habe jetzt auch das Töten gelernt. Und ich, Litsse, stelle mich auf den Kopf vor Vergnügen darüber. Das Töten ist eine viel lustigere Sache als das Wasserverkaufen. Und außerdem hast du doch nicht allen Branntwein bekommen, siehst du, Panulla. Ich habe noch ein paar Tropfen in der Nase.“

Litsses Nasenlöcher trieben noch ein paar letzte große Blasen, welche zersprangen.

Dann wurde das mimische Gespräch der Toten abgebrochen. Die Thür öffnete sich, und die erstaunten Polizisten fanden die beiden Leichen der Weiber, die eine wie eine verrenkte Marionette in die Ecke geworfen, die andere wie eine kopfstehende Akrobatin vom Stuhl gefallen.

Niemand getraute sich während des Gewitters in das Zimmer zu treten und die Toten zu holen. Die Polizisten blieben starr unter der Thür stehen, wie Zuschauer vor einer Bühne. Nur die Monsunblitze, welche draußen in der Stadt wie Mordbrenner rasten, rannten rotfeurig durch das Fenster herein und um die beiden Leichen herum.

Der unbeerdigte Vater

Die Jadestraße von Kanton, die so genannt ist nach den Juwelenläden voll von kostbarem Jadestein, ist die prachtirosendste Straße der Stadt. Trittst du in diese Straße, die wie alle durch ein Holzgitter von der Sargstraße, Metzgerstraße, Möbelstraße getrennt ist, glaubst du zuerst, du seist in eine übersinnliche Welt geraten. Die Jadeläden sind über und über vergoldet und von künstlichem, vergoldetem Holzgitterwerk umrankt. Keine Glasscheiben trennen die Ladenräume von der Straße. Walddäste, vergoldete, und vergoldetes Blattgewirr, verschlungen in phantastischer Figurenwelt, hängen wie goldene Gardinen die Läden halb zu. Die Straße ist wie alle Kantonstraßen kaum für drei Menschen breit. Bei Regenwetter feucht und halbdunkel wie ein langer Kanal; dann grinsen die goldnen Ladenreihen wie spukhafte, goldene Scheiterhaufen, und smaragdgrün, indigoblau und purpurrot leuchten die senkrechten Ladenschilder wie unzählige Kulissen in der Straße. Drinnen laufen, lautlos gleich weißen Mäusen, die Chinesen in weißen, lila und hellblauen Harlekinkleidern, und ihre Köpfe erscheinen und verschwinden wie gelbe Vollmonde hinter den goldenen Ranken und bunten Kulissenschildern. — In dieser Gasse hatte Hei-Hee

seinen Laden; hier hatte er sein ganzes Leben lang gelebt und war kaum je aus den Holzgittern der Straße hinausgekommen; erst jetzt, wo er starb, verließ er seit Jahren zum ersten- und letztenmal den Fadeladen. Sein Leichnam wurde zu den Grabkammern gebracht; das sind kleine Häuser in einem besonderen Stadtviertel an den Mauern von Kanton, wo die Toten auf die Beerdigung warten müssen.

Als Hei-Hees fünf Söhne die drei Särge des Vaters bestellt hatten, den silbernen, den elfenbeinernen und den Sandelholzsarg, die genau ineinander paßten, und darinnen man den reichen Fadelhändler in der Grabkammer aufgestellt hatte, und ein Bonze den Tag prophezeien sollte, welcher der günstigste für die Beerdigung war, da fanden die Söhne inzwischen, daß ihr Vater nicht der reiche Mann gewesen, für den ihn die Leute bei Lebzeiten gehalten hatten. Nur Schuldscheine und kein Geld fand sich im Laden, und alle Fadelkunstschätze des toten Händlers reichten knapp, um die Schulden zu decken, aber nicht um die drei kostbaren Särge zu bezahlen. Die fünf Söhne überlegten eine ganze Nacht und wachten im Sarghause bei der einbalsamierten Leiche des Vaters. Die Sarghändler kamen am dritten Tage und sagten:

„Wir geben euch unbegrenzten Kredit auf die drei Särge, nur darf euer Vater nicht mit den unbezahlten Särgen begraben werden und muß in der Grabkammer bleiben, bis ihr die Sargkosten bezahlt habt.“

Das war nichts Außergewöhnliches in Kanton, und es ereignete sich öfters, daß die einbalsamierten Toten jahrelang liegen mußten, bis die Angehörigen die teuern Sargkosten bezahlen konnten.

Hei-Hees Söhne fanden darum die Rede der Sarghändler recht und billig und murrten nicht dagegen.

Die fünf Söhne berieten von neuem und der älteste sagte: „Ich werde nach Japan reisen und will dort versuchen, alten chinesischen Fadelstein billig aufzukaufen und ihn dann in China, wo es jetzt immer weniger Fadel gibt, teuer zu verkaufen und will mir bald ein Vermögen machen, um den Vater zu beerdigen.“

Der zweite der Brüder sagte: „Du wirst mit Fadel

nicht viel verdienen; ich werde nach Hongkong reisen und einen großen Opiumhandel anfangen. Mit meinem so erworbenen Vermögen werde ich die Särge eher bezahlen können, als du.“

Der dritte sagte: „Jade und Opium stehen schlecht heute; ich werde nach Shanghai reisen und dort an der ausländischen Börse Geldmakler werden. Dort lehren uns die Fremden, deren Kriegsschiffe den Shanghaihafen füllen, daß man ohne Waren schneller ein Vermögen an der Börse machen kann als mit einem Lager von Jade und Opium. Ich werde mit schnell-erworbenem Geld den Vater früher beerdigen lassen können, als ihr.“

Der vierte der Brüder weinte und seufzte: „Ich werde hier am Sarge wachen, bis ihr drei wiederkommt, und werde jeden Morgen in die Opfertassen frischen Tee auffüllen und Wachskerzen kaufen und Sandelräucherwerk. Und der fünfte Bruder soll inzwischen den Laden hüten und mit den Jaderesten handeln, die wir noch besitzen, um wenigstens das Geld für die täglichen Ahnenopfer zu verdienen.“

So verabredeten es alle fünf und kehrten aus der Grabkammer zurück, um den letzten Nachmittag im Jadeladen zusammen zu verbringen.

Keiner der fünf hatte an die einzige Schwester gedacht, an das junge Mädchen, das ohne Vater und Mutter allein hinter dem Laden in den Wohnzimmern zurückgeblieben war. Sie saß dort unbeachtet im hintersten Zimmer, in der freisunden Tür, hinter dem Topfpflanzengarten und weinte in ihren seidenen Ärmel.

„Die Mädchen dürfen weinen und wünschen, die Männer müssen handeln,“ hatten die Brüder einmal verächtlich zu ihr gesagt. Geweint hatte sie schon viel; aber was sollte sie sich wünschen? Sie schaute in das leere Haus, darinnen nur die dunkeln Perlmuttermöbel glitzerten. Verzweifelt nahm sie ihren grünen Jadespeil aus dem schwarzen Haar und wollte ihn sich ins Herz stechen. Aber der glatte Pfeil sprang ihr aus den Händen, fiel hinaus auf das Porzellanpflaster des Gartens und zerbrach.

„Ich wünsche also nicht zu sterben,“ sagte sie zu sich, „ich wünsche also weiter zu leben, sonst wäre der Pfeil nicht in meinen Händen zerbrochen. Der Pfeil ist vor meinem Lebenswunsch ausgewichen.“ Und das Mädchen war froh, daß sie doch noch einen Wunsch zu leben hatte, denn eigentlich starb sie nicht gern. „Aber was soll ich mit dem Lebenswunsch anfangen,“ dachte sie; „den Vater kann ich nicht begraben lassen, wie die Brüder können, also ist mein Leben unnütz. Wenn ich doch den Vater begraben lassen könnte, weil die Brüder jetzt kein Geld haben!“

Wie die junge Chinesin noch grübelte, was sie tun sollte, begann der Fußboden zu zittern, die bunten Glasscheibenwände, welche die Wohnzimmer voneinander trennten, begannen laut zu klirren, und im kleinen Gartenhof ertönte ein hohler Metallklang. Das junge Mädchen blinzelte erstaunt. In der Mitte des Hofes stand ein Silberbecken, darin sonst auf einer Metallspitze eine kleine Silberfugel balancierte; die Kugel war mit weithin tönendem Laut in das Becken gefallen. Das bedeutete Erdbeben, und bei dem Metallton mußten alle Hausbewohner flüchten.

Das Mädchen hörte Geschrei an allen Enden, es sah die Leute und die Dienerinnen freischend durch das Haus fortstürzen. Die Wände schienen plötzlich zu wandern, die Zimmerdecke hob und senkte sich, die Blumentöpfe im Garten drehten sich alle im Kreis, die gelben und blauen Porzellanpflastersteine tanzten auf den Wegen. Das junge Mädchen sprang auf, aber wagte sich nicht vor und nicht zurück. Sie stand unter der Tür und klatschte in die Hände, um sich die Furcht zu vertreiben. Dann wurde die Luft grau voll Staub, daß sie nichts mehr sah. Die Ratten aus dem Haus liefen an ihr hoch, und eine blieb auf ihrem Kopf fest sitzen. Da rannte das Mädchen mit der Ratte auf dem Kopfe gerade aus, durch die zerbrochenen Glaswände der Wohnzimmer; sie mußte über gestürzte Stühle und große rollende Blumenvasen klettern. Sie lief blind durch die dicken Staubwolken, darinnen Hunderte von unsichtbaren Gegenständen frachten und stürzten. Sie wagte nicht mit

den kleinen Händen nach der großen Ratte auf ihrem Kopf zu greifen. Aus dem Fadeladen waren ihre fünf Brüder in alle Winde fortgelaufen. Der rote Ahnenaltar am Eingang war eingestürzt, das junge Mädchen sprang über die Trümmer und wäre längst liegen geblieben, hätte sie nicht noch immer die Ratte auf ihrem Kopfe gefühlt. Sie stürzte durch die staubgefüllten Straßen, wie von der Ratte an den Haaren durch die Luft gezogen. Sie wußte nicht, daß sie durch brennende Häuser, über Tote und Verwundete hinweglief, bis es totenstill um sie wurde und sie sich auf einmal in dem Stadtviertel der Gräberhäuser, in der Grabkammer ihres Vaters sah. Dort sprang die Ratte mit einem Quietschlaut von dem Kopf des jungen Mädchens und grub sich vor ihr in die vom Erdbeben aufgewühlte Erde.

Das Mädchen kauerte am Boden und bemerkte gar nicht, daß der Leichnam ihres Vaters samt den drei Särgen verschwunden war. Als der Staub sich gelegt hatte, erschienen nach Stunden ihre fünf Brüder, einer nach dem andern, um nach dem toten Vater zu sehen. Aber wie erstaunten sie, als der Tote nicht zu finden war, und als sie am aufgebrochenen Fußboden entdeckten, daß die Erde ihren Vater samt seinen drei Särgen in die Tiefe gerissen und begraben hatte.

Das junge Mädchen sah auf und sagte: „Ihr sollt nicht staunen, ich habe als unnützes Mädchen gewünscht, den Vater zu begraben. Verzeiht mir, daß mein Wunsch für mich gehandelt hat; ich weiß, daß ich als Mädchen kein Recht zu handeln hatte.“

Da freuten sich die fünf Brüder und antworteten ihr: „Die Sarghändler dürfen keinen Toten mehr ausgraben, der einmal unter der Erde ist. Wenn du den Vater mit deinem stillen Wunsch begraben konntest, Schwester, dann bist du als schwaches Mädchen stärker mit deinem Weinen und Wünschen gewesen als wir Männer mit allem Handeln.“

Im Mandarinenklob

Lei-Futsche, einer der jüngsten und angesehensten der Mandarin von Shanghai, war am gleichen Tage wie der junge chinesische Kaiser geboren: in derselben Stunde, in derselben Minute, und sein Horoskop, das ihm die Sternkundigen aufstellten, stimmte eigentümlicherweise genau mit dem kaiserlichen Horoskop überein. Das wußte aber außer Lei-Futsche und seinem Freund Te-Po, dem Astrologen, niemand, und der Mandarin hütete sich wohl, mit jemand anders als mit Te-Po darüber zu reden. Die Kaiserin-Witwe, die damals statt des für immer als unmündig erklärten Kaisers regierte, hätte Lei-Futsche seines Horoskopes halber sofort gehaßt und gefürchtet, sowie sie den jungen Kaiser haßte. Eines Nachmittags lud der Mandarin den Astrologen in den Mandarinenklob von Shanghai ein, zu einer ganz außergewöhnlichen Stunde.

Te-Po erstaunte darüber. Er betrachtete auf seinen Sternkarten die Stellungen der Sternhäuser und stutzte; er ersah, daß seinem Freund heute der Tod drohte. Der Skorpion trat in das Haus des Planeten Jupiter, und dieser Planet war von lauter totbringenden Sternen umstellt und keine Rettung von irgendeinem günstigen Sternbild zu hoffen. Als Te-Po noch über die Sternstellung grübelte, hörte er die Messingmusik und die Trommler vor seiner Thür, und er zog sein enzianblaues Seidenkleid über das lilaseidene Unterkleid und stieg in die große Sänfte, die ihm der Mandarin geschickt hatte.

Acht Sänfenträger, Soldaten, Trommler, Ausrücker rannten mit ihm in langem Zug durch die winkligen Shanghaistraßen. Sie kamen zuletzt durch die Budenreihe der Bilderstraße, wo die Straßenmaler hinter den weißen Reissbildern saßen; Bilder füllten, wie weiße lange Fahnen, von der Decke bis zur Erde, jede der Buden. Und Te-Po dachte bei sich: Das Leben auf dieser Welt ist wie eine Bilderbude. Jeder hängt in sein Herz eine Reihe Erinnerungsbilder auf, wie die Straßenmaler tun, und die Bilder baumeln vor den

Augen wie die Reispapierblätter im Wind, bis wir die Augen für immer schließen. Nicht einmal ein paar Bilder kann man in den Tod mitnehmen, auch die Bilder bleiben zurück, wenn der Maler stirbt.

Vor dem schmalen Gasseneingang an der Mauer des Mandarinenkлубs in einem der engsten Shanghaierwinkel hielt die Sänfte. Im Mandarinenkлуб geben sich die Aristokraten der Stadt ihre gegenseitigen Einladungen. Der Klub besteht aus einem Gartenhof voll künstlicher Felsen; offene und geschlossene Lusthäuser aus rotem lackierten Holz stehen auf den kleinen künstlichen Gebirgen, zwischen Pflanzen und künstlichen Teichspiegeln. Die geschweiften, grauen Ziegeldächer der Häuser füllen in der sorgsam ausstudierten Wirrnis des engen Gartenraumes wie Riesenfähne den Himmel. Te-Po, geleitet von den sich bückenden Dienern, trat durch die unscheinbare Straßentüre ein. Zur linken Hand befindet sich die offene Halle des Hausaltars; vergoldete Holzwände umschließen von drei Seiten ein mächtiges goldenes Buddhabild. Die vierte Seite ist nach dem Hofraum offen. Ein langer Tisch voll Opferspeisen, wie ein Bahnhofbüfett, steht dort immer zur Schau, umgeben von einer Reihe brennender Kerzen. Te-Po bemerkte, daß der Opfertisch heute besonders reich mit gebratenen Ferkeln, gebräunten und dampfenden Gänsen und Hühnern angefüllt war. Der Fettgeruch vom Altar schlug ihm warm wie der Dunst einer Gartüche entgegen. Te-Po verstand, daß wahrscheinlich sein Freund, der Mandarin, diese üppigen Opferspeisen in der unbewußten Vorahnung des Todes gestiftet hatte. Der Gartenraum glizerte im blauen Nachmittag. Nicht höher als manns hoch über den Teichen stehen die roten Balustraden der hölzernen Lusthäuser. Durch das Gewirr der künstlich ausgesägten und ausgehöhlten Felsen führen winzige Steinstufen hinauf. Der ganze Hof aus Steingebirgen hat kaum einige fünfzig Schritte im Umfang. Aber die Lusthäuser auf den Anhöhen verstellen mit ihren Giebeln die hohe Umrahmungsmauer des Hofes so geschickt, daß man sich in einem meilenweiten Felsenchaos glaubt. Manchmal schiebt

sich eine Mauer mit gipfernem und rotbemaltem Drachenkopf herein in die Wirrnis, und die Teiche liegen wie schwarze Abgründe eng gezwängt vor den fulissenartigen Gebirgen; im pechschwarzen Wasser glänzen die goldenen Dachrinnen, die roten Balustraden, grüne Maiblätter und hohe Schilfstände. Der Mandarin Lei-Futsche empfing seinen Freund im Pavillon gegenüber der Halle des Hausaltars. Obgleich beide langjährige Freunde waren, verbeugten sie sich eine lange Weile nach chinesischer Sitte, als ob sie sich eben erst kennen gelernt hätten. Sie lächelten fortwährend, ohne daß der eine dem andern seine Sorgen verriet, und sagten einander schöne Sätze, Anfänge von Gedichten und wohlwollende Sprüche.

„Ist die blaue Luft nicht die Wohltat des Himmels an die Erde!“ wisperte der Mandarin und zog die vielen Töne der chinesischen Sprache singend hinaus. Sein Freund Te-Po antwortete ihm ebenso: „Und ist die Luft nicht das Reich der Singvögel, der Drachen und Gedanken! Mögen die Singvögel heute alle Drachen aus der Luft verbannen und mit deinen Gedanken um die Wette singen!“ Der Mandarin komplimentierte unter zierlichen Verbeugungen seinen Freund zu der schwarzpolierten Opiumbank, die wie ein niedriges, viereckiges Podium im Hintergrund des Pavillons stand. Auf zwei dünnen, kupferroten Seidenkissen nahmen die beiden Herren Platz und zogen ihre Beine hoch. Der Mandarin klatschte in die Hände. Ein Diener, in langem himmelblauem Hemd, das bis an die Diele reichte, trat ein, stellte neben jeden Herrn zwei zugedeckte Teetassen und dazu zwei Schalen gebackener Mandelkerne. Die Herren hoben zum Gruß die Teetasse hoch, und jeder schob mit dem Porzellandeckel vorsichtig das heuartige Teebraut, das in der Tasse schwamm, zur Seite, und jeder schlürfte ein wenig von dem heißen, grünen Teesaft. Ein zweiter Diener hatte inzwischen eine kleine silberne Spirituslampe zwischen die Herren gestellt und überreichte zwei lange Opiumpfeifen aus Elfenbein. Jeder der Herren zündete eine winzige Opiumkugel, welche auf dem Pfeifenkopf lag, an der

Flamme an, und jeder sog sein Opium mit ein paar langsamen Zügen auf; es war nur eine Erfrischungspfeife, keine Schlafpfeife, welche die beiden Herren rauchten. Sie gaben ihre Pfeifen dem Diener zurück, und unten aus dem Garten tauchten die Köpfe von zwei zehnjährigen Mädchen auf und das Gesicht einer blassen Frau. Die Frau war in dunkelblaue, fast schwarze Seide gekleidet, die Mädchen in hellblaue Seide, ähnlich den Dienern.

Die Diener führten wichtig und behutsam die kleinen Damen die Felsenstufen herauf. Die drei weiblichen Geschöpfe hatten künstlich verkrüppelte Hufe, füßte und trippelten mit den Füßen kurz wie Ziegen aufstoßend herein. Ihre grünseidenen Schuhe hatten einen weißen Absatz in der Mitte unter dem Fuß, so daß jedes Weiblein wie auf kleinen weißen Stelzen balancierte.

Die drei Damen hatten sich etwas verspätet und fürchteten sich jedenfalls vor der Ungnade des Mandarins. Der aber rief ihnen freundliche Sätze zu: „Hat deine Zunge heute die schönsten Flügel mitgebracht?“ fragte er die dunkelblau gekleidete Frau. Diese verbeugte sich fortwährend zitternd und lächelnd, ihr Haar war fest gebürstet und gescheitelt, glatt wie schwarzer Lack. Es war Mi-Lee, die Historiensängerin, welche bei Gastmählern im Mandarinentklub alte Sagen und Heldenlieder vortrug. Ihr Gesicht wurde immer blässer, je mehr sie sich verbeugte, und war in dem dämmerigen Pavillon wie ein Silbergerät, das auch noch im Schatten leuchtet.

Dann ließ sich die blasser Mi-Lee auf einen Schemel nieder, und die beiden Mädchen saßen zu ihren Füßen bei Saiteninstrumenten, die ihnen die Diener brachten. Mi-Lee hüstelte und begann mit ihrem kleinen, weißen Taschentuch den Mädchen zu winken. Die schlugen die Saiten an, als ob viele Gläser klirrten, und unter ihren Fingern sprang ein Gegirr von Tönen in die Luft, als ob ein Haufen wilder Insekten surrte und schwirrte. Die brummende und rasselnnde Musik füllte den Pavillon, und die Töne tanzten wie ein pfeifender Kreisel. Das hohle Dach des Lusthauses gab wie eine

Muschel das Gesumm hundertfach zurück. Eingesponnen von Musik, Opium und Teeduft, saßen die beiden Herren auf ihrer gemeinsamen Bank. Jeder von ihnen knabberte geröstete Mandelkerne zwischen den Vorderzähnen, und jeder sah belustigt aus, und keiner zeigte seine trauernden Gedanken dem andern. Mi-Lee wurde blässer von Sekunde zu Sekunde und erschien dem Astrologen zuletzt wie eins der weißen Reispapierbilder aus der Budenstraße. Die Historiensängerin neigte den Kopf, drückte die Augen zu, stützte das Kinn in die Hand, die das Taschentuch hielt, und begann mit näselernder Stimme wie eine Singorgel zu erzählen: „Der Vogel Blaufeder kam in den kaiserlichen Garten, flog auf das Porzellanhaus des Kaisers, das hinter dem Schildkrötenteich liegt.“ — „Wer muß heute sterben?“ fragte der junge Kaiser seinen Eunuchen, „der Vogel Blaufeder schreit über den Teich, das ist ein Zeichen, daß von der Kaisersfamilie heute ein Mitglied stirbt!“ — „Wer muß heute sterben?“ fragte der Eunuch und gab die Frage an die Ohrmuschel des Türhüters weiter. Der Türhüter, der den jungen, gefangenen Kaiser eingeschlossen hält, fragte: „Wer muß heute sterben? und er betrachtete den kaiserlichen Gärtner, der zwischen den roten Fuchsen im Garten unter den Fenstern saß. „Wer muß heute sterben?“ fragte der Gärtner mit den Augen seine Frau, die bei der Lieblingsfrau der drei Gemahlinnen des Kaisers Dienerin war.

Die Gärtnersfrau zitterte und ließ ihr Teetäßlein fallen, daß es zu Porzellanstaub zerbrach. Das Täßlein hatte ihr ihre junge kaiserliche Herrin geschenkt. Die Gärtnersfrau schaute erschrocken zu ihrem Mann, und ihre Augäpfel verschwanden, und vieläugige Tränen schauten ihren Mann an. Ihre Tränen glitzerten wie die Splitter von der Porzellantasse der Kaiserin, und der Gärtner riß sich an der Gartenschere, mit der er die Fuchsie beschnitt, und trocknete das Blut seines Fingers an seinem schwarzen Zopf ab, der sich über seine Schulter auf dem Achatsand des Gartens ringelte. Der Türhüter sah durch das Fenster verständnisvoll den Gärtner an, der sich geschnitten hatte. Der Tür-

hüter biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte und der Eunuch des Kaisers sich nach ihm umsah. Der Eunuch wurde noch gelber als die Seide des Kaisers und erzitterte am ganzen Leib, da er über den Türhüter und Gärtner und über die Gärtnersfrau fort die kleine Tasse der Kaiserin in Splittern sah. Der Kaiser aber stand auf, trat an das Fenster, warf sein Taschentuch hinaus in den Gartenwind, damit das Tuch den Vogel Blaufeder verjage. Der Vogel flog nicht fort, sondern blieb und schrie bis zum Nachmittag, bis zur Stunde, da die alte Kaiserinwitwe mit ihrem Hofstaat in den Garten des jungen Kaisers trat und vor den Augen des Kaisers die erste der drei jungen Kaiserinnen, die der Kaiser am liebsten hatte, in dem Wasser des Schildkröteenteichs vom Eunuchen, dem Türhüter und Gärtner ertränken ließ."

Mi-Lee, die Historiensängerin, war alt geworden, als sie das Lied der grausamen Kaiserin vor dem Mandarin und seinem Freund zu Ende gesungen hatte. Gestützt auf die Diener, blasser, als sie gekommen, verließ sie das Lusthaus im Mandarinenklub. Lei-Futsche hatte ihr dieses Gedicht selbst aufgeschrieben und vor ein paar Tagen zugesandt. Sie wußte, daß der Tod darauf stand, wenn sie eine Legende aus dem Kaiserhaus öffentlich sang. Aber Mi-Lee kannte den Mandarin, und ihm zuliebe, auf die Gefahr des Sterbens hin, sang sie das Lied.

Einer muß heute sterben, wußte sie, als sie fortging, entweder diejenige, die gesungen hat oder einer von denen, die zugehört haben.

Die Kulis brachten ihren Herrn, den Mandarin, eine Stunde später in der Sänfte nach Haus; aber als sie die Sänfte im Hofe seiner Wohnung niedersetzten, saß er tot darin und stieg nicht mehr aus.

In derselben Nacht noch wurde der Sterndeuter von den Ausrüfern, Trommlern und von Holzklappern geweckt, welche mit großem Lärm den Tod des jungen Kaisers noch vor Mitternacht in den Straßen von Shanghai ausriefen.

Te-Po denkt noch heute darüber nach, ob sein Freund, der Mandarin Lei-Futsche, zum Gefolge der Kaiser-

seele gehörte, weil er mit dem Kaiser zu gleicher Zeit geboren wurde und mit dem Kaiser zugleich gestorben ist.

Die Auferstehung allen Fleisches

Dzuma, der reiche Schildkrothändler von Nagasaki, hatte draußen vor der Stadt auf dem Hügel ein Haus mit einem Kirchgarten. Er zählte hundertfünf Jahre, sein Haar war weiß wie Milch, seine Hände dürr wie Schachtelhalme, aber sein Körper war ungebeugt. Er stand aufrecht in seinem Landhaus, dessen Papierwände weit aufgezo-gen waren, und er ließ die Leute von der Bergstraße aus durch sein Haus hindurch in seinen blühenden Kirchgarten schauen. Dort standen die Bäume wie mit rosa Daunen behangen, und darunter blühten scharlachne Rotdornhecken, die waren alt und verwachsen wie Korallenzweige. Zwei Fuß hoch über der Straße stand Dzuma in seinem schlafrockartigen, perlhuhngrauen Kaftan auf den strohgelben Bambusmatten seines Zimmers. Er hat zur Rechten die Bergstraße, zur Linken seinen rosa Blütengarten, darinnen jeder Blütenbaum voll Bienen wie ein Kochtopf brummte. So war es alle Tage im hellblauen Frühling, aber heute war ein grauer Frühlingsregentag. „Es regnet Fruchtbarkeit in den Garten und Gedanken auf die Straße,“ sagte Dzuma, der alte und einsame, zu sich.

Alle seine Familienmitglieder waren tot, Enkel hatte er keine. Das schmerzhafteste für einen Japaner ist sonst die Einsamkeit. Aber sie war es nicht für Dzuma. Er redete mit allen Dingen, wie der Regen auf alle Dinge sein Echo gibt, und fand sich niemals einsam.

Seinem Hause gegenüber war das Teehaus der Bergstraße das einzige Haus am Wege. Dort fuhren die Rikschawagen, von Kulis gezogen, aus der Stadt und brachten viele Europäer herbei. Dzumas Kirchgarten war bis Europa und Amerika berühmt und stand mit einem Stern versehen in den Reisehandbüchern der Fremden. Wenn ein ausländisches Schiff am Vor-

mittag im Hafen von Nagasaki, unten am Berg, im Frühlingstag vor Anker ging, dann rollte ein paar Stunden später ein Duzend der winzigen Wagen hinauf in den Bambuswald und fuhr bei Dzumas Haus vorbei zum Zeehaus, und die Fremden kamen herüber und blickten von der Straße durch das Haus bewundernd in Dzumas Kirschenblüte. Dzumas offenes Haus war dann wie die kleine Bühne eines Wanders-theaters von Zuschauern belagert, und der Alte stand, wie der einzige Schauspieler auf der Bühne, mit seiner kurzen Bronzepfeife, die er ab und zu am Aschentopf vor sich ausklopfte. Er hatte so viele eingewurzelte Falten in seinem Gesicht, daß man glaubte, er lache immer. Wenn Dzuma noch so traurig und gedanken-voll war, glaubte jeder, daß er in sich hinein fichere. Und doch war er inwendig so ernst wie ein Duzend Gräber. Aber seine Falten lachten unabhängig von seinem ernstestn Innern, wie eine Maske, die ihm längst nicht mehr gehörte, und die er wie ein Schauspieler vor sein wirkliches Gesicht gebunden hatte. Dzuma hatte noch, als er neunzig Jahr alt war, Englisch gelernt, zu der Zeit, als das Fremde Mode wurde in Japan. Er sprach damals öfters mit dem Reisevolke vor seinem Hause, und einmal hatte er eine Aussprache mit einem amerikanischen Geistlichen. Der erzählte ihm von der Auferstehung allen Fleisches. Seitdem verging kein Frühjahr, wo der alte Dzuma, gläubiger als jeder Christ, auf die Auferstehung allen Fleisches wartete. Auf die Auferstehung aller, die ihm gestorben waren, auf die Auferstehung seiner eigenen Jugend und Leibeskraft und auf die Auferstehung seiner feurigsten Liebeserinnerungen.

Es war heute einer der letzten Frühlingstage, und Dzuma hatte sein Haus wie immer weit offen. Der alte Seewirt und dessen Frau drüben bemerkten, als sie an diesem Morgen ihre papiernen Hauswände aufschoben, daß der alte Mann plötzlich über Nacht schwarze Haare bekommen hatte, schwarze Augenbrauen und rote, sehr rote Wangen und rote, sehr rote Lippen. Der Wirt und die Wirtin ficherten, wie Mäuse, die über ein Stück Speck hüpfen, und sie stießen sich gegen-

seitig mit den Ellenbogen an. Aber sie sagten nichts zueinander, sie wechselten nur einen Blick.

Die Wirtsfrau bürstete die roten Wolldecken, worauf die Fremden am Nachmittag sitzen sollten, der Wirt kauerte sich hinter seine Rechenmaschine, schob die bunten Holzperlen hin und her und lachte in sich hinein. Als es Nachmittag wurde, hatten der Wirt und die Wirtin schon ganz vergessen, daß Dzuma sich künstlich jung gefärbt hatte; sie fanden seine Farbe schon natürlich und waren selbst wie um sechzig Jahre verjüngt bei Dzumas Anblick. Der Wirt holte ganz in Gedanken seine Dkarina hervor und piffte ein Lied, das er seit sechzig Jahren nicht mehr gepfiffen hatte. Die Wirtin steckte sich eine rote Nelke aus ihrem Nelkentopf ins Haar und lachte jeden Augenblick zu Dzuma hinüber, wie vor sechzig Jahren. Damals war sie Tänzerin in Nagasaki gewesen und hatte manche Nacht vor dem reichen Dzuma in den Teehäusern des Freudenviertels von Nagasaki getanzt. Dzuma aber saß drüben vor seinem bronzenen Aschentopf, in seinem offenen Haus auf der gelben Strohmatte, und lachte wie immer mit tausend Falten, trotzdem er wie immer traurig war. Hinter ihm strahlte der Kirschblütengarten im grauen Regentag wie in rosa bengalischer Beleuchtung. Der Luftzug des Abends trieb ein Blütengestöber in das Haus, so daß es auf einmal nicht mehr leer schien. Die Fremden, die den ganzen Nachmittag die Bergstraße heraufgefahren waren, kehrten jetzt um, und als die letzte Ritscha den Berg hinunterrasselte, saß der alte junggeschminkte Dzuma immer noch hinter seinem Aschentopf und rührte sich nicht. Er ist eingeschlafen, sagte das Auge des Wirtes drüben im Teehause zum Auge der Wirtin, und sie blinzelten einander zu und verstanden sich. Wir wollen warten bis er aufwacht, antwortete die Wirtin ihrem Mann, indem sie sich auf eine der rotwollenen Decken niederkauerte und sich ihre kleine Pfeife anzündete. Der Wirt tat, wie seine Frau wollte, und hockte sich neben sie, und beide rauchten schweigend und hüteten sich, die Asche am Aschengefäß laut auszuklopfen, um den Nachbar Dzuma nicht zu wecken.

Und nun geschah etwas, was niemand weiß, niemand gesehen hat als nur ich, der ich euch das erzähle.

Der junggeschminkte Dzuma stand plötzlich auf und kam über die Straße herüber in das Teehaus; seine Augen knisterten vor Vergnügen, als er zu der Wirtin sagte: „Mondscheinchen, du sollst tanzen wie früher.“ Die alte Wirtin lispelte etwas, das war leiser als das Grasrascheln. Sie stand verschämt auf, von ihrem Blut verjüngt beschienen wie ein Kirchgarten, und sie hob den Saum ihres Kleides ein wenig über die Fußspitze hinauf und begann zu tanzen, aber der Wirt, ihr Mann, stand gelb im Gesicht wie ein Büschel brennendes Bambusstroh da und trat zornig dazwischen und sagte: „Das ist mein Weib und nicht deines, Dzuma. Mein Weib tanzt nicht mehr für dich, auch wenn du ihr alle Schildkrötenschalen aus dem Nagasakiwasser in Gold gefaßt zu Füßen legst. Scher dich fort, Dzuma, ich teile mein Weib nicht mit deinem Geldsack.“

Dzuma aber klatschte in die Hände, dreimal, da kamen sechs Kulis hinter der Hausecke vor und warfen dem Wirt Holzasche in die Augen, banden ihn und legten ihn mit dem Gesicht auf den Boden, damit er nicht zusähe, wie seine Frau vor Dzuma tanzte. Dzuma sog begierig die Luft ein von dem Haar, von der Haut und von dem Seidenkleid der Frau. Aber er beherrschte sich und bat um nichts weiter als um die Nelke, die die Frau im Haar trug. Die Frau aber verweigerte ihm die Blume und sah Dzuma nicht mehr an. Da stand Dzuma auf und legte einen Beutel mit Gold, einen Schmuckkasten aus Schildkrot und eine weiße Korallenkette auf die Strohmatte neben den gebundenen Wirt. Dzuma selbst band dann den Mann los und sagte klagend zu ihm: „Erschlage mich, Nachbar, ich liebe deine Frau, aber sie liebt mich nicht.“ — Der Wirt rieb sich die Asche aus den Augen und sagte: „Sie liebt dich nicht, Dzuma, darum sollst du leben, hundert Jahre und mehr leben und dich nach ihr totsehnen. Nimm nur dein Gold, deine Geschenke, ich erschlage dich nicht, nicht um alles Gold in der Welt.“

Die acht Gesichter am Biwasee
Japanische Liebesgeschichten

Die acht Gesichter am Biwasee

„Neue Brüder sind sichtbar geworden,“ riefen die Japaner schon vor hundert Jahren. „Bäume, die früher nur dazu da waren, Früchte und Holz zu tragen, Flüsse und Seen, die nur Fische und Seegras anboten, Hügel und Berge, welche Steine und Metalle den Menschen hinhielten, haben jetzt Seele und Gesicht.“

Die Seelen der Landschaften sind uns herzliche Brüder geworden. Sie, die bisher unsichtbar waren, zeigen uns heute leidenschaftliche Gebärden.“ —

Am Biwasee, der hinter den Bergen, nahe der uralten Kaiserstadt Kioto, liegt, haben die Japaner acht Landschaftsgesichter von unsterblicher Leidenschaft entdeckt.

Die acht Gesichter am Biwasee heißen: Erstens: Die Segelboote von Yabase im Abend heimkehren sehen.

Die Dichter vergleichen die Seele dieses Landschaftsgesichtes mit dem Herannahen einer liebesfeligen Schicksalswende.

Zweitens: Den Nachtregen regnen hören in Karasaki.

Dieses Gesicht beschwört die Sprache liebesfeliger Vergangenheit und liebesfeliger Zukunft.

Drittens: Die Abendglocke des Mijderatempels hören.

Dieses Gesicht singt das Lachen einer liebenden Frauenstimme, das weiser macht als alle Weisheit.

Viertens: Sonnenschein und Brise von Amazu.

Dieses Gesicht spricht von Liebesberückung und Liebesbetörung.

Fünftens: Dem Flug der Wildgänse nachsehen in Katata.

Dieses Gesicht spricht von der Geheimschrift der Liebeserklärung.

Sechstens: Den Herbstmond aufgehen sehen in Tshiyama.

Beplaudert und rührt die Wunder der Liebe an.

Siebentes: Das fließende Abendrot zu Seta.

Dieses Gesicht spricht von seliger Blindheit hitziger Liebesleidenschaft.

Achtens: Den Abendschnee am Hirayama sehen.

Die Seele dieses Landschaftsgesichtes spricht vom erhabenen Wahn unglückseliger Liebe.

Die Segelboote von Yabase im Abend heim- kehren sehen

Hanake hatte allen Körperschmuck, den ein japanisches Mädchen sitzend, trippelnd und liegend zeigen muß, um zu den göttlichen Schönheiten der Vergänglichkeit gezählt zu werden. Ihr Hals war biegsam wie eine Reiherfeder, ihre Arme kurz wie die Flügel eines noch nicht flüggen Sperlings. Saß sie auf der Matte und bereitete ihren Tee, so arbeitete sie vorsichtig wie unter einer Glasglocke. Ging sie abends mit ihrer Dienerin auf den hohen Holzschuhen zum Theater, so war sie unauffällig, als hätte sich ihr Körper mit der Sonne zur Ruhe gelegt, und als ginge nur ihr Schatten mit der Dienerin und der Papierlaterne den Weg zu den Schatten. Lag sie in der Nacht hinter den geschlossenen Papierwänden ihres Hauses mit frisiertem Kopf auf der Schlummerrolle und zog mit den Fingerspitzen den seidenen Schlafrock ans Kinn, so war ihr feines, vom Mond beschienenes Gesicht vornehm, als wäre es aus Jadestein geschnitten und erschien unzerbrechlich und unvergänglich.

Hanake war das reichste Mädchen am Biwasee, nicht bloß reich an der äußeren Schönheit, welche die Frauen ruhig und wunschlos macht, — auch reich an Besitz. Die Götter der Vergänglichkeit hatten sie mit ihren

glänzendsten Geschenken, mit Schönheit und Geld, verwöhnt. Aber auch die Göttin der Unendlichkeit hatte ihr eine Seele in die Augen gegeben, so daß ihre Augen weinen konnten, denn die Wollust der Träne ist das höchste Geschenk dieser Göttin.

Lange, ehe der Krieg Japans mit Rußland begann, hörte Hanake in ihrem Hause am Biwasee von Freunden und Freundinnen, die im Sommer über die Berge von Kioto zum Besuch zu ihr an den See kamen, daß die Fremden vom Westen wie böse Heuschreckenschwärme in Japan erwartet würden, um die Männer zu töten, die Frauen zu verschleppen und sich in das Land zu teilen. Auf dem Biwasee würde man dann bald Schiffe sehen, die Rauch ausstießen und die Seetiefe mit Schrauben aufwühlten. Auf Eisen würden bald Eisenwagen, rasselnd wie Gewitterwolken, täglich durch Japan eilen. Diese Wagen würden die Fremden in Massen nach Kioto und an die Ufer des Biwasees bringen. Die leichten Bogelkäfige der Bambushäuser würden verschwinden, und Steinhäuser, wie man sie im Westen der Erde baut, würden zum Himmel wachsen, und überall würde dann Rauch und Eisenlärm sein. Denn die Fremden lieben das Eisenschlagen und können ohne die betäubende Stimme des Eisens nicht leben: sie lieben, das Leben als einen ewigen Krieg anzusehen. Sie sind wie Donnergötter ungeduldig und aufstampfend, und sie werden schlimmer als Wolkenbrüche und schlimmer als Taifun Japan verheeren, so sagte man.

Hanake, die keine Eltern hatte und nur mit ein paar Dienerinnen und Dienern noch das Haus ihres Vaters bewohnte, hörte gruselig die Berichte ihrer Freunde und erfand mit ihren Freundinnen kleine Spottlieder, welche die Dämonen des Westens verhöhnten, Lieder, die sie abends bei den Bootfahrten in lampenerleuchteten Booten auf dem Biwasee sangen.

Eines Abends — die Sonne war eben untergegangen, der See war hell, als wäre er aus Porzellan, weiß und glänzend, der Himmel war golden, als hätte Hanake eine ihrer Truhen geöffnet, die aus Goldlack waren, und die Geheimfächer enthielten, — trat Hanake

auf den Landungssteg, der vor ihrem Haus in den See reichte, und den links und rechts hohes Schilf umwiegte.

In der Richtung nach Nabase erschienen drei Segelboote. Die drei Segel glitten wie senkrechte Papierwände über das abendglatte Wasser. Man sah keine Menschen, denn jedes Segel reichte so tief, daß es das Boot verdeckte. Die aufgepflanzten Segel wurden größer und kamen näher: Hanake fühlte eine Bangigkeit, als kämen mit den drei Segeln drei weiße, unbeschriebene Blätter aus ihrem Schicksalsbuch geschwommen, und plötzlich las sie, als eine Sekunde von Windstille die Segel schlaff werden ließ, ein japanisches Schriftzeichen, zufällig entstanden aus den Falten jeder Segelleinwand. Das erste Boot sagte: „Ich grüße dich.“ Das zweite Boot sagte: „Ich liebe dich.“ Das dritte Boot sagte: „Ich töte dich.“

Nach der kurzen Windstille, die knappe Sekunden dauerte, wechselte der See seine Farbe, wie vergossene schwarze Tuschel über weißes Papier lief eine Finsternis über die Seefläche, und ganz unvermittelt setzte ein trompetender Seesturm ein, der alle drei Segel fast flach auf das Wasser legte, als müßte die Leinwand den Seeschaum reiben; Hanake tat einen Schrei vor Entsetzen, da sie glaubte, die Segelboote müßten unter dem plötzlichen Wind und in den kreiselnden Wellen versinken.

Aber die drei Boote hoben sich wieder. Geschickte Hände regierten die Segel. Doch dieses sah Hanake nicht mehr. Sie hatte zugleich mit dem Schrei, als das aufgeregte Schilf ihr um den Nacken schlug, einen Sprung in die Luft gemacht wie eine elektrifizierte Katze und war in das Wasser gefallen; und als sie die Augen öffnete, sah sie ein Rudel Fische und wußte, daß sie unter dem Wasser war, als wäre sie selbst ein Fisch. Dann verlor sie das Bewußtsein.

Als sie aufwachte, lag sie in ihrem Zimmer. Es war Nacht, eine Kerze brannte, und ihre Lieblingsmagd, welche „Singende Seemuschel“ hieß, kniete neben ihr und weinte in beide Hände. Man hatte sie umgekleidet, aber sie roch noch das Seewasser, von

dem ihr Haar naß war, und sie besann sich sofort wieder auf die drei Schiffe, und ihre erste Frage war: „Sind die drei Segelboote, die aus Nabase kamen, untergegangen?“

Die Magd antwortete nicht, hörte auf zu weinen und streichelte die Hände ihrer Herrin, entzückt, sie wieder lebend zu sehen.

„Sind die drei Segelboote untergegangen?“ fragte Hanake beharrlich.

Aber die Singende Seemuschel hatte keine Segelboote gesehen. Die Magd hatte die Herrin auf dem Ries im Schilf gefunden und geglaubt, das junge Mädchen sei von der Landungsbrücke ins Wasser gefallen und habe sich durch einen Zufall selbst gerettet.

„Schiebe die Seefenster auf,“ sagte Hanake zur Magd. Diese tat, wie ihr befohlen. Draußen lagen der See und der Himmel wie ein einziges schwarzes Loch: kein Stern, kein Mond, kein Licht auf dem See. Hanakes Fenster schienen in einen Abgrund zu schauen, und dem Mädchen war, als müsse sie zum zweitenmal ertrinken, so schmerzhaft wurde die Finsternis draußen. Und in ihrer Brust war eine Leere, so unendlich wie die Nacht über dem Bivasee, als habe sie einen großen Verlust erlitten, als wäre mit den drei Booten ihr Herz fortgezogen; und totenstill war das kleine Bambushaus.

„Schließe die Fenster und hole mir den grauen Papagei, nicht den grünen und nicht den gelben, — den grauen, Singende Seemuschel, den mein Vetter mir vor ein paar Wochen mitgebracht hat aus Nagasaki.“

Die Magd gehorchte, brachte den grauen Papagei und wurde dann von ihrer Herrin schlafen geschickt. Aber sie hörte in der Nacht bis zum Morgen, wie Hanake ihrem grauen Papagei drei Sätze lehrte: Ich grüße dich! Ich liebe dich! Ich töte dich! Und sie sah an der weißen Papierwand den Schatten ihrer Herrin aufrecht neben dem Schatten des Vogels sitzen. Und immer, wenn der Vogel sagen sollte: Ich liebe dich!, dann

lachte er so unheimlich knarrend, daß es der Magd gruselte. Während der ganzen Nacht lachten und sprachen Hanake und ihr Vogel zusammen. Und ganz früh rief Hanake zwei Dienerinnen, die sie frisirten, und Seemuschel, die Lieblingsmagd, die alle Verstecke des Hauses kannte, mußte aus dem ältesten Lackkasten zwei winzige kostbare Satsumavasen holen, die sich in der Familie seit Hunderten von Jahren vererbt hatten, und mußte am Seeufer zwei Schwertlilien abschneiden, eine blaue und eine gelbe. Die Vasen mit je einer Lilie wurden von Hanake in eine Nische gestellt und ein auf weiße Seide geschriebenes Gedicht eigenhändig an die Wand gehängt. Das Gedicht hieß:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.
Mein Herz, mein leises,
Mein Auge, mein heißes, —
Die Menschen, die einsam sind,
Sind wie die Boote von Yabase,
Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte an diesem Tag allen ihren Freunden und Freundinnen absagen lassen und saß drei Stunden vor Sonnenuntergang schon am Fenster, das auf den See sah. Auf dem Seespiegel brannte die Sonne wie ein helles Herdfeuer, und Hanake hielt einen Fächer zwischen sich und das grelle Licht. Aber von Zeit zu Zeit strengte sie sich an, dem Licht zu trotzen, und suchte mit aufmerksamen Augen die funkelnde Seefläche ab und wünschte die drei Segel herbei, die gestern abend ihre Ruhe mit fortgenommen hatten. Auf Hanakes Kleid waren Schwertlilien gewebt, blaue und gelbe auf silbrigem Grund, und ihr Kopf sah aus der silbrigen Seide, als schaute er aus dem Kamm einer hellen Welle.

Sie hatte seit gestern abend noch nicht geschlafen, und das Schauen auf die sonnenfeurige Seefläche brannte ihr fast die Augen aus, so daß sie für einen Augenblick die Augenlider schloß und, ohne es zu wissen, einschlief.

Sie hatte vielleicht eine kleine Stunde geschlafen, da weckte sie der graue Papagei, der ihr auf die

Schulter kletterte und ihr ins Ohr krächzte: „Ich liebe dich!“ und dazu schnarrend lachte.

Hanake hob das Köpfchen aus der silbrigen Seide und sah am Landungssteg ein großes gerafftes Segel. Das war so nah an ihrem Fenster, daß sie die Segelleinwand an die Maststange klatschen hörte. Sie bog sich vorsichtig aus dem Fenster und sah, daß das Segelboot festgebunden war. Aber im Boot war kein Mensch zu sehen.

Das ist eines der drei Boote, sagte atemstockend ihr heimkehrendes Herz. Aber sie wußte nicht, war es das erste, das zweite oder das dritte Boot.

Da trat ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, herein und brachte einen zusammengerollten Brief.

„O Herrin, diesen Brief sollt Ihr lesen und Euch für einen hohen Besuch bereit halten,“ flüsterte die Magd.

Im Brief stand: „Gestern, als wir nach Sonnenuntergang bei deinem Hause kreuzten, schöne Hanake, hatten wir das Unglück, dich zu erschrecken, aber auch das Glück, dir das Leben zu retten. Und das allergrößte Glück, dich zu sehen, um dich nie mehr zu vergessen, wurde mir zuteil. Ich sende dir heute meinen treuesten Freund, der dich gestern rettete, der dich heute zu mir über den See bringen soll und in meine Arme, die dich sehnächtig erwarten. Ich grüße dich, Hanake.“

Der Brief war unterschrieben mit dem Namen eines jungen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause. Und Hanake wußte als guterzogene Japanerin, daß es eine ungeheure Ehre bedeutete, daß ein kaiserlicher Prinz sie seiner Liebe würdigte, und sie ließ den Freund des Prinzen sogleich zu sich herein ins Zimmer bitten.

Die Diele zitterte, und ein prächtiger junger Mann trat ein. Hanake fiel vor ihm auf die Knie und berührte mit der Stirn die Diele, wie es die japanische Begrüßungsitte vorschreibt. Aber es war nicht, als ob ein Mensch, sondern als ob ein stürmisches kleines Pferd ins Zimmer gekommen sei. Sie hörte den Mann mit beiden Füßen mehrmals kräftig aufstampfen, und

aus seiner Brust drangen ein paar hohle seufzende Laute.

Hanake wartete mit gesenktem Angesicht lange Zeit auf die Anrede des kaiserlichen Gesandten, denn sie durfte sich erst erheben, wenn der Begrüßte sie dazu aufforderte.

Nach einer Weile, als immer noch keine Anrede erfolgte, hob Hanake leicht ihr Gesicht von der Diele, die noch unter den stampfenden Füßen des Mannes zitterte. Wie zwei Steine aus einer Schleuder geworfen, fielen des jungen Mannes starke Augen in des Mädchens blinzelnden Blick. „Ich liebe dich!“ schrien ihr diese ungeduldigen Augen entgegen, und Hanake senkte von neuem ihr Gesicht, das abwechselnd weiß und rot wurde, von Blutfülle und Blutschwäche.

„Antworte!“ sagte plötzlich der Mann laut.

„Ich liebe dich!“ sagte Hanake, tief auf die Diele gebeugt, als wäre die Diele ein Ohr, in das sie hineinflüsterte. Zugleich fiel ihr ein, daß der Befehl „Antworte!“ sich wahrscheinlich auf den Brief des Prinzen bezogen habe. Aber es war nicht mehr zurückzunehmen. Ihre Lippen hatten deutlich gesprochen: „Ich liebe dich!“ und den zwei Männeraugen geantwortet, die sie gefragt hatten.

Dann fühlte sich das junge Mädchen von zwei hastigen Händen um den Leib gefaßt. Wie ein Häufchen Seide hob sie der ungeduldige Mann hoch und trug sie aus dem Hause, dem Landungssteg entlang. In demselben Augenblick hatte sich der Abendwind erhoben, und der seidene Ärmel von Hanakes Kleid bauschte sich und fiel wie eine Kapuze über den Kopf des Mannes, der sie auf den Armen trug. Und als Hanake auffah, und ehe sie noch den Ärmel zurückziehen konnte, erblickte sie ein zweites großes Segel, das eben an der Landungsbrücke vorbeizog. Ein Schauer, kälter als der Wind, rieselte ihr über die Haut. Denn in dem Boot stand ein Mann, der war kein Japaner. Er hatte keine schöne gelbe Elfenbeinhaut. Er war grau im Gesicht wie Moder, wie ein Stein, der lange auf dem Seegrund gelegen hat, und

seine Haut war runzlig wie die Haut der Kröten. Er hatte ein erschreckend gelbes Haar. Das war hell wie Hobelspäne, und seine Augen waren fischblau, und eine unordentliche Seele blickte Hanake wirr an, als stürze ein surrendes häßliches Insekt auf Hanake los und wolle sie stechen. Sie mußte: es war der Amerikaner, der abends hier am Biwasee im Uferschilf Wildenten jagte. Morgens und abends hatte sie oft den Knall aus seiner Jagdbüchse gehört, und dann waren, zu Tode geängstigt, freischend und entsetzt, Scharen von Wildenten über Hanakes Haus fortgeflogen.

Das junge Mädchen wartete eine Sekunde; es ließ das Boot des häßlichen Fremden vorübergleiten und zog dann erst den Armel vom Kopf des Geliebten. Denn daß der Mann, der sie trug, ihr Geliebter war, sagten ihr seine Hände, die beim Tragen Hanakes Blut anredeten und ihr von großen Zärtlichkeiten erzählten, die sie ihr glühend versprachen.

Nach einer Weile ging das Boot vor dem Wind, und drinnen lag Hanake mit dem Kopf zwischen den Knien des Mannes, der wie ein Feuerdrache in Hanakes Haus gestürzt war, und der wie ein großer Zauberer den Biwasee jetzt in ein riesiges Seidenbett verwandelt hatte, darinnen die beiden eingebettet lagen. Und Hanake sah das Wasser ohne Grenzen, den Himmel ohne Grenzen und die Liebe zu dem plötzlich erscheinenden Mann ohne Grenzen.

Sie fragte nicht: „Wie heißt du?“ Sein Name war ohne Namen. Sie fragte nicht: „Wohin fahren wir?“ Ihre Fahrt war ohne Fahrt. Das Segel stand senkrecht zwischen Wasser und Himmel, und sie mußte, das Segel hatte ein Spiegelbild unten im See, so wie ihr Gesicht im Schoß des Mannes das Spiegelbild des geliebten Gesichtes geworden war.

Das Segelboot glitt nah am Schilfufer hin. Das Mädchen verstand: der Mann vermied es, auf die Höhe des Sees zu segeln, damit nicht die Boote, die von Nabase kämen, ihnen begegneten.

Da knallte ein Schuß im Röhricht, und braune Wildenten strichen aus dem Schilf heraus auffrei-

schend über die Seefläche. Ein zweiter Schuß schallt, und Hanakes Geliebter wirft die Arme in die Luft, springt auf, wie von einem Strick in die Höhe gerissen, und stürzt kopfüber in den abenddunkeln See. Kein Schrei; nur das Aufklatschen des Wassers und der Hall der Schüsse am Ufer des Bimasees entlang springt durch die Stille. Hanake greift unwillkürlich mit beiden Händen über den Bootrand in das Wasser, wohin der Geliebte verschwand, und als sie die Hände aus dem Wasser zieht, sind sie blutig. Sie fällt lautlos auf den Boden des Bootes, das im Winde weitertreibt.

Hanakes Diener sehen vom Fenster, daß das Boot, in dem die Herrin fortfuhr, draußen nicht weit vom Ufer steuerlos im Kreise treibt, und daß ein anderes Boot aus dem Schilf heraus die Seewölbung ersteigt und hinter dem Wasser verschwindet. Ein paar der Diener schwimmen hinaus und bringen das Boot mit der ohnmächtigen Hanake an den Landungsteg.

Zur gleichen Stunde wie am vorhergehenden Abend liegt Hanake ohnmächtig in dem Zimmer, das auf den See geht, bei derselben Kerze, die gestern brannte, sitzt ihre Lieblingsmagd, die Singende Seemuschel, und wartet auf das Erwachen ihrer Herrin.

Als diese gar nicht zu sich kommen will, kommt die Magd auf den Einfall, den grauen Papagei zu holen, der von den drei Sätzen immer nur den einen gelernt hat: Ich liebe dich. Als sie den Vogel neben die Kerze in das Gemach bringt, schreit er sofort: „Ich liebe dich!“ Da zuckt das Gesicht der ohnmächtigen Hanake zusammen, als habe ihr einer einen unendlichen Schmerz angetan. Ihre Lippen seufzen tief auf, ihr Gesicht verändert die Farbe und wird wie Asche im Aschentopf, der neben der Kerze steht. Die Magd beugt sich erschrocken über ihre Herrin, und wie sie noch zweifelt: Ist das der Tod, der Hanake so entfarbt?, da schüttelt der Papagei sein Gefieder, schlägt mit den Flügeln um sich und schreit plötzlich und unvermittelt: „Ich töte dich!“

Die Singende Seemuschel starrt entsetzt den Vogel an, dessen großer Schatten vor der Kerze wie der

Schatten eines mächtigen, schwarzen Segels über die Wände des Gemaches fliegt.

Die Magd greift mit beiden Händen nach dem um sich schlagenden Papagei. Der Vogel schreit zum zweitenmal: „Ich töte dich!“ Die Hände der Magd packen das Tier und drücken dem Papagei den Hals zu, damit er nicht zum drittenmal das schauerliche „Ich töte dich!“ schreien kann. Der Vogel verdreht seine Augen, läßt mit einem Ruck die Flügel schlaff hängen, spreizt die Krallen und hängt als lebloser Vogelbalg in den Händen der Magd.

Hanake schlägt die Augen auf. Die Magd wirft die Vogelleiche auf die Diele und ruft:

„O Herrin, Ihr kommt wieder! Ihr wart weit fort!“

Hanake richtet sich auf, sitzt auf der Diele und sagt in Gedanken:

„Ich glaube, ich komme von den Toten.“

Dann sprach sie lange nicht mehr. Sie sah nicht den toten Papagei. Sie weinte nicht über den Tod ihres Geliebten. Sie ließ sich von der Magd umkleiden, und als ihr diese ein Hauskleid bringen wollte, sagte sie, und ihre Augen sahen durchdringend durch die geschlossenen Wände des Hauses:

„Ich sehe im Abend Boote von Yabase kommen. Ich sehe, man bringt mir ein rotes Scharlachkleid, wie es die Hofdamen tragen. Aber die hundert Segel, die jetzt von Yabase kommen, zeigen in den Segelfalten keine Schriftzeichen mehr. Jedes Segel ist glatt wie eine leere Hand. Hundert leere Hände kommen in mein Haus.“

Bringe mir ein weißseidenes Unterkleid, Singende Seemuschel, damit ich das rote Scharlachkleid, das man mitbringt, darüber ziehen kann.“

Die Magd widersprach ihrer Herrin nicht. Sie öffnete nur ein wenig die Schiebewand nach dem See. Aber sie sah keine Lichter von Booten in der Nacht draußen, kein Bootskiell rauschte im Wasser, nur das Schilf zischte unten um das Haus und in der Ferne um den Landungssteg.

Hanake ist hellsehend geworden, dachte die Magd.

Dann ging sie durch die Kammern des Hauses nach den Wandschränken, wo die Kleider gefaltet in großen Lacktruhen lagen. Sie ließ sich von zwei Mägden leuchten. Und die eine Magd erzählte halblaut:

„Wißt ihr schon, unsere Männer, die zur Nachtzeit aus Yabase herüberkamen, sagten, man erzählte sich in allen Teehäusern, daß der Freund eines kaiserlichen Prinzen von einem Europäer auf dem See erschossen worden sei. Der blutige Körper des Toten wurde in Yabase auf den Kies gespült, und heimkehrende Boote haben gesehen, wie der fliehende Europäer, der Wildenten im Schilf gejagt hat, durch einen Fehlschuß den Freund des Prinzen tötete. Der Prinz selbst kam dann an das Ufer, wo die Leiche seines Freundes lag. Der Prinz hat seinen Freund lange angesehen, aber nicht geweint, sagen die Leute. Er hat gefragt, ob in der Nacht noch jemand über den See fährt; und als er hörte, daß unsere Männer noch über den See fuhren, sandte er eine kleine Kleidertruhe und ließ sie in das Boot unserer Männer stellen. Die Truhe ist für Hanake. Morgen, ehe die Sonne im Mittag steht, wird der Prinz selbst zu Hanake kommen, sagte ein kaiserlicher Diener heimlich zu unsern Männern.“

„In der Truhe ist ein rotes Scharlachkleid für Hanake,“ sagte die Singende Seemuschel zu den Mädchen.

„Woher weißt du das?“ fragten beide Mägde erstaunt. „Niemand durfte bis jetzt in die Truhe sehen.“

„Wir wissen das bestimmt,“ nickte die Gefragte.

Sie nahm das weißseidene Unterkleid über den Arm und schickte die Mägde in die Küche. —

Am nächsten Tag um die Mittagsstunde kam ein Segel auf Hanakes Haus zu.

Die Singende Seemuschel sagte zu Hanake, die im Purpurkleid auf der Altane saß und weiß und rosa geschminkt war, so dick gepudert und geschminkt, als verbürge sie das Gesicht hinter einer rot und weißen Maske:

„Das ist nicht der Prinz, der da kommt. Denn ich sehe nur ein Segel, Herrin, und Ihr sagtet gestern nacht voraus, es würden hundert Segel kommen. Alles, was Ihr sagtet, als Ihr von den Toten er-

wachtet, ist eingetroffen. Wenn aber der Prinz nur in einem Boot kommt, dann habt Ihr Euch geirrt, weil Ihr von hundert Booten gestern redetet.“

„Schweig und empfange den Prinzen,“ sagte Hanake mit einer fast männlichen Stimme, die die Magd nie an ihr gehört hatte. „Geh mit allen Mägden und allen Dienern dem Prinzen zur Landungsbrücke entgegen, denn ich kann noch nicht gehen, meine Füße zittern noch. Ich kann den Prinzen nur hier im Hause empfangen.“

Als ich im Tode lag unter den Toten, aber mit meinem Geliebten nicht vereinigt war, fragte meine Seele alle Toten:

„Was habe ich getan, daß ich meinen Geliebten nicht unter den Toten finde?“

„Du hast noch dem Leben verweigerten Gehorsam zu geben,“ sagten die Toten, und ich erwachte wieder.

Ich weiß es, ich habe gefrevelt. Ich habe meinen Leib einem Prinzen, einem Sohn des Himmels, entziehen wollen und habe einen andern Mann umarmt. Aber der Geliebte konnte meinen Leib nicht mit in den Tod nehmen, weil ich erst lernen mußte, dem Leben zu gehorchen.“

Die Magd weinte über Hanakes Worte. Aber Hanake verbot es ihr und sagte:

„Wir wollen nicht neuen Ungehorsam auf dies Haus laden. Ich darf nicht weinen, wenn ich auch bis an die Augen voll Trauer bin. Meine Füße aber zittern, und ich kann dem Prinzen nicht entgegen gehen. Ich kann meine Füße noch nicht zum Gehorsam zwingen.“

Wenn der Prinz dich fragt: „Wo ist Hanake?“ sage, und laß dir nichts merken, sage: „Verzeihung, Sohn des Himmels, meine Herrin trauert um ihren toten Lieblingspapagei. Aber wenn meine Herrin des Prinzen Angesicht sieht, wird ihre Trauer zur Freude werden und doppelt glänzen, wie dein weißes Segelboot, o Herr, im Biwasee.““

Und wie der Schiller auf starrem, poliertem Porzellan glänzte Hanake bis zum Abend, so lange der Prinz in ihrem Hause war und mit ihr spielte. Und auch als sie ihr Scharlachkleid öffnete und ihren klei-

nen weißgepuderten Leib nackt in die Arme des Prinzen legte, sang sie Lieder und zwitscherte mit den Lippen. Der Prinz sagte am Abend:

„Dein Leib ist mir lieb, weil er kühl ist wie die Schneeflocken und mich aufweckt wie die Kälte am Wintermorgen.“

Und nun singe mir noch zum Abschied das Lied vom Bivasee, das nur auf weiße Seide geschrieben werden darf.“

Die Singende Seemuschel saß hinter der Papierwand im Nebenzimmer, wo sie die Gitarre spielen mußte, so lange der Prinz die nackte Hanake umarmte. Aber als die treue Magd hörte, daß der Prinz das Lied von ihrer Herrin verlangte, das nur eine sehnstüchtig Liebende singen darf, da konnte sie sich nicht mehr des Schluchzens erwehren. Und während die Hände der Singenden Seemuschel auf der Gitarre spielten, wimmerte ihre schluchzende Brust.

Hanake, die in ihr Scharlachkleid schlüpfte, raschelte mit der Seide, damit der Prinz das Wimmern der Magd nicht höre. Dann wollte sie singen. Aber der Prinz fragte, ehe sie begann:

„Weint jemand hinter der Wand?“

„O nein,“ lächelte Hanake, „das sind nur Brieftauben, die ich in einem Käfig halte, und ihre Kröpfe glucksen, weil sie zu viel gefüttert wurden.“

„Singe jetzt!“ sagte der Prinz.

Das Wimmern hinter der Papierwand verstummte, und Hanake sang das Lied:

Auf dem See steht ein weißes segelndes Boot.

Mein Herz, mein leises,

Mein Auge, mein heißes, —

Die Menschen, die einsam sind,

Sind wie die Boote von Yabase,

Die blaß hintreiben im Abendwind.

Hanake hatte während des Singens ihren Kopf in den Schoß des Prinzen gelegt und mit offenen Augen zur Decke gestarrt. Ihr Körper war in derselben Stellung wie an jenem Abend auf dem Bivasee im Boot, als sie mit dem Kopf im Schoß ihres Geliebten gelegen.

Plötzlich fährt Hanate, wie von einem Schuß getroffen, auf. Sie wirft die Arme in die Luft und fällt ohne Aufschrei auf die Diele, wo sie in tiefer Ohnmacht liegen bleibt.

Der Prinz wird blaß. Auf seinen Ruf kommt die Magd hinter der Papierwand vor. Der Prinz sieht die verweinten Augen derselben und denkt, daß Magd und Herrin wirklich in Trauer seien über den toten Papagei. Er ist erstaunt darüber und sagt: „Deine Herrin ist noch schwach von Trauer über ihren toten Papagei. Pflege deine Herrin; und wenn sie aufwacht, sage ihr, ich käme morgen abend und hundertmal wieder.“

Die Magd verneigt sich vor dem Prinzen, sie verbirgt ihre verweinten Augen und lügt:

„Sohn des Himmels, verzeiht meiner Herrin! Aber der Tod ihres Papageis ging ihr nicht so sehr zu Herzen wie jetzt der Abschied von Euch. Die Trauer darüber hat sie gleich einer Ohnmacht überfallen.“ —

Als Hanate wieder zu sich kommt, sieht sie fern im Abend über dem Biwasee das verschwindende Segel des kaiserlichen Bootes, und das Kielwasser treibt eine lange schwarzlinige Welle von der Mitte des Sees bis an Hanates Haus.

Hanate murmelt: „Die Magd sagt: hundertmal wird er wiederkommen! Ich will lieber hundert verschiedene Männer umarmen, ihr Götter! Erlaßt es mir, einem Mann Liebe heucheln zu müssen hundertmal hintereinander. Ich schwöre euch: ich will mich lieber auf dem Liebesmarkt zu Tokio hingeben, wo fünftausend Mädchen sich jede Nacht einem andern Mann anbieten. Aber erlaßt mir, o Götter, die Qual und bindet mich nicht hundert Nächte an den einen Mann, der sich einredet, daß ich ihn liebe.“

Die untergehende Sonne schminkt den Himmel wie das Gesicht eines Freudenmädchens. Karminrosa und violett silbrig färbten sich alle Wolken über dem Biwasee, wie die fünftausend Mädchengesichter auf dem Liebesmarkt zu Tokio.

Dann hörte Hanate lautes Gelächter, laute Männer- und Frauenstimmen, das Räderrasseln von kleinen

Rikschawagen und das Geschrei von Kulis. Eine Schar ihrer Freunde und Freundinnen war in Wagen und Tragsesseln von der Landstraße hergekommen und rief jetzt von draußen ins Haus nach Hanake. Dann drängten die Gesichter ihrer Freunde und Freundinnen in das Nebenzimmer, und Hanakes Gesicht wurde wieder höflich und freundlich und unbeschrieben wie eine weiße Eierschale.

Sie warf noch rasch einen Blick aus dem Fenster. Das Segel des kaiserlichen Bootes war hinter der Seehöhe verschwunden. Der See lag gradlinig, und nur wie eine kleine, schwarze Schnur zog sich am Horizont das Kielwasser des verschwundenen Bootes hin. Die Kielwelle erreichte nicht mehr Hanakes Haus und verlor sich wie ein abgerissenes Band draußen auf der Seefläche.

Hanakes Herz war leichter. Sie trat aus dem Seegemach in das nebenanliegende Gemach, in das die Freunde hereindrängten. Das Haus war jetzt voll von zwitschernden Frauenstimmen und gurgelnden Männerkehlen, die den Atem auf japanische Sitte laut und achtungsbezeugend einzogen.

Nachdem alle eine Weile voreinander auf den Knien gelegen hatten und sich verbeugt hatten, rutschten alle zusammen, bildeten einen Halbkreis um Hanake und hockten auf den Seidenkissen am Boden, und das Zimmer war laut wie ein Raum, in dem eine Sperlingschar plaudert.

Gerüchte, daß ein kaiserlicher Prinz sich nach Hanake umsähe, hatten sich bei den Freunden verbreitet; aber niemand wußte Genaueres, und niemand wußte vom Besuch des Prinzen. Alle waren des Mordes wegen gekommen, der sich auf dem See in der Nähe von Hanakes Haus ereignet haben sollte. Sie wollten wissen, ob Hanake den Schuß gehört habe? Ob der Europäer fehlgeschossen oder auf den Japaner gezielt habe? Ob Hanake damals am Fenster gestanden habe? Und ob nach dem Schuß das Seewasser rot von Blut gewesen sei? —

Hanakes Gesicht verlor keinen Augenblick die starre Politur. Die Magd hatte ihr, als sie aus der Dhn-

macht aufgewacht war, das Scharlachgewand ausgezogen und ihr ein blaues Gewand gereicht, auf dem nur Seewellen und Wolken eingewebt waren, und hatte die Schminke und den Puder erneuert und den klingenden Haarschmuck in ihrem Haar fester gesteckt, als man das Herannahen der Freunde hörte.

Jetzt reichten die Singende Seemuschel und die anderen Mägde den Gästen Tee und Pfeffermünzzucker herum und kleine, winzige Kuchenwürfel.

Als die Schar der Fragen sich wie eine Dornenhecke um Hanake aufbaute, suchte die Singende Seemuschel nach einem rettenden Gedanken, um ihrer Herrin zu helfen. Sie lief fort, holte den toten Papagei, kam wehklagend herein und sagte:

„Ach, Herrin, seht, der Papagei liegt im Sterben!“

Aber wie war sie verblüfft, als Hanake sie abwies und lächelnd zu den Gästen sagte:

„Ich glaube, meine Magd ist irrsinnig geworden von der Ehre, die uns heute widerfuhr. Sie zeigt mir den Papagei, der seit gestern tot ist, und der uns heute schon helfen mußte, einen kaiserlichen Prinzen zu belügen.“

Im Zimmer wurde es still, wie wenn alle Späßen aus einem Baum fortgeflogen sind.

Alle Gäste verstanden, daß der Prinz dagewesen war, alle verstanden, daß Hanake ihn nicht liebte; und daß man einen Prinzen belügen könnte, war ihnen auch noch verständlich. Aber welch ein Frevel, laut über den Sohn des Himmels zu spotten und einzugestehen, daß man ihn belogen hatte!

Als wären allen Gästen die Teetassen aus den Händen gefallen, und als wäre der Tee vergossen, so erschrocken saßen alle und starr. Keiner rührte mehr einen Teeschluck an. Und als Hanake mit kalten, glühenden Augen sagte:

„Der Prinz wird nicht von dieser Lüge sterben. Ich bin auch nicht an seiner Liebe gestorben,“ — da schlossen die Freundinnen vor Schreck ihre Augen. Die Männer richteten sich auf, und wie eine Schar Krebse, die nach rückwärts frabbelt, verließ die Freundeschar das

Gemach, theils aus Furcht, weil in diesem Haus gegen den Sohn des Himmels gefrevelt wurde, theils erschrocken vor Hochachtung, weil die Luft hier noch voll sein mußte von der Leidenschaft und der Nähe des kaiserlichen Prinzen.

Unter kaum hörbar gewisperten Entschuldigungen verließen die letzten das Haus, bestürzt und eilfertig, als wären die Zimmer des Hauses voll Feuer, das sie alle verbrennen könnte.

Hanake aber ließ das Zimmer aufräumen, ließ sich von der Singenden Seemuschel eine Schlummerrolle unter das Genick schieben, streckte sich auf der Diele aus und schlief fest ein.

Am nächsten Abend erschien ein Segel auf der Seehöhe. Es kam wie ein selbstbewußter Schwan lautlos auf Hanakes Haus zugeschwommen. Aber die Landungsbrücke bei dem Hause blieb leer. Nur die Köpfe der Schilfblüten bewegten sich und verneigten sich vor dem kaiserlichen Boot und vor dem Prinzen, der ans Land stieg.

Die Papierfenster und die Bambustüren von Hanakes Haus waren geschlossen und öffneten sich nicht, als der Prinz klopfen ließ. Wie eine Laterne ohne Licht lag am See das gegitterte Holzhaus mit den weißen Papierscheiben. Ein vorüberfahrender Schiffer in seinem Boot sagte den Leuten des Prinzen, daß Hanake am Morgen alle ihre Dienstboten entlassen habe. Sie habe ihr Haus zugeschlossen und sei nur mit einer Magd auf ihrem Segelboot in den See hinausgefahren; aber niemand wußte, wohin die Fahrt gegangen.

Das kaiserliche Boot kreuzte die ganze Nacht auf der Seefläche in der Nähe von Hanakes Haus. Aber die Papierfenster des Hauses blieben dunkel, und das lautlose kaiserliche Boot verschwand gegen Morgen hinter der Seehöhe.

Am nächsten Abend kamen hundert kaiserliche Segelboote von Yabase. Sie kamen an wie hundert weiße Fächer, die sich über den See spannten. Sie kreuzten über den ganzen Biwasee, während der ganzen Nacht, von Ozu bis Yabase, von Karasaki bis Katata, von Seta bis Amazu. Und als leuchteten sie in die Unter-

welt des Sees, so zogen sie die hellen Scheinbilder der hundert weißen Segel durch die Seetiefe nach sich.

Die nächsten Abende wiederholte sich das Schauspiel der hundert Segelboote, die Hanake suchen sollten, und die sich durch den Seenebel verteilten wie hundert weiße Seidenspinner-schmetterlinge, die in einem grauen, riesigen Spinnenwebnetze hängen geblieben wären. —

Jede kleine japanische Stadt eröffnet abends einen Liebesmarkt, der sich Yoshiwara nennt. Der Yoshiwara in Tokio ist einer der größten Liebesmärkte in Japan, wo die schönsten Mädchen vom Inland und aus allen Provinzen zusammenkommen, wo sich verwaiste Mädchen vom Ertrag der Liebe zu ernähren suchen, wo verarmte Mädchen mit dem Erlös der Liebe ihre alten Eltern zu erhalten suchen. Auf diesen Liebesmärkten verkauft sich die Liebe natürlich und schandlos.

Unschuldig und feurig, wie die Sterne der Milchstraße nachts am Himmel, beleuchten sich nach Sonnenuntergang die schöngepflegten, sauberen und breiten Straßen des Liebesmarktes. Das große eiserne Gitter, das den Stadtteil des Liebesmarktes von der Stadt trennt, steht, von Polizisten bewacht, weit offen. Hinter dem offenen Tor, in der Mitte der Eingangsstraße, zieht sich im Frühlingsabend eine rosige Wolke hin durch die Luft: die rosigen Blüten blühender Kirschbäume, welche in der Mitte der Straßenlinie eingehengt stehen.

Links und rechts von der Straße beleuchten die kleinen, einstöckigen Häuser mit milden, weißen, langen Lampenfetten ihre Balkone.

Lautlos und feierlich und ruhig beleuchtet, liegt hier der Weg offen zu den fünftausend Mädchenschönheiten. In den weiten Seitenstraßen, welche die Eingangsstraße kreuzen, beginnt der Liebesmarkt. Hier stehen saubere, ebenfalls mit weißen Lampenfetten erleuchtete Häuser. Die Erdgeschosse aller dieser Häuser zu beiden Seiten der Straße zeigen große, offene, vergoldete Gemächer. Die sind durch hölzerne Gitterstäbe wie

goldene Käfige von der Straße getrennt und innen beleuchtet von elektrischen Glühbirnen.

In jedem langen Gemach sitzen in einer Reihe der Straße entlang dreißig bis fünfzig junge, schmal-schultrige Mädchen, in blumige kostbare Seidengewänder gehüllt. Jede sitzt auf einem kleinen Seidenkissen, wie ein Schaustück in einem Schaufenster.

Die langen Reihen der weißgepuderten und rosa-geschminkten Gesichter, unter schwarzen, hohen Frisuren, die mit goldenen Nadeln besteckt sind, enden nicht. Und Viertelstunde um Viertelstunde kannst du durch die Straßen gehen, vorüber an den Heeren der Tausende von jungen Mädchen.

Die Wände jedes Gittergemaches sind schwer geschnitzt. Aus Goldlack und rotem Lack stehen lebensgroße Bäume darin, springen lebensgroße Tiger und Drachen an den Lackwänden entlang, fliegen lebensgroße Kraniche und Paradiesvögel, größer als die kleinen Mädchen, an den Wänden der Gemächer hin.

Wie dreißig weiße Perlen, in einer Reihe aufbewahrt in einer goldenen oder roten Truhe, leuchten perlenweiß die eirunden gepuderten Mädchengesichter in jedem Gemach. Mal sitzen da dreißig in eisvogelblauen Gewändern, mit scharlachnen Blumen bestickt, mal dreißig in smaragdgrünen Gewändern, mit karmoisiroten Blumen bestickt, mal fünfzig in weißen Gewändern, mit regenbogenfarbigen Schmetterlingen bestickt, mal fünfzig in schwarzen Gewändern, darunter die Schleppen von rosa-, grün- und blauseidenen Gewändern abgestuft vorschauen.

Jedes Mädchen hat neben sich einen großen Porzellantopf, darin Holzasche um Kohlenglut liegt. Sie rauchen kleine silberne Pfeifen, in die nur eine Prise Tabak geht, nicht mehr, als Daumen und Zeigefinger zu einer kleinen Tabakkugel drehen können, und zünden diese mit einem Stückchen Kohle in feiner, silberner Zange an. Die eine frisiert sich vor ihrem kleinen Spiegel; die andere schreibt mit einem Tuschepinsel auf ihrem Schoß auf einem langen Reispapierstreifen einen Brief; die nächste trinkt Tee aus einer fingerhutgroßen Tasse; und wieder eine fächelt sich, und

wieder eine andere liest in einem kleinen Büchlein einen Roman. Eine zupft eine Mandoline, und eine andere wispert ein Lied dazu. Eine kommt an das Gitter getrippelt, hebt vorsichtig ihre drei Schleppen, winkt vorsichtig ein paar Fremden; eine andere kommt an das Gitter und plaudert mit Mutter und Geschwistern, die zum Besuch auf der Straße stehen, freundlich und bescheiden.

Eine vielhundertköpfige Menschenmenge, Männer, Soldaten, Frauen und Kinder, ziehen gesittet, flüsternd und lächelnd, mit hell beschienenen Gesichtern, durch die erleuchteten Straßen, vorüber an den vergitterten Gemächern der Erdgeschosse. Und stundenlang bis nach Mitternacht wandern die Volksmengen jeden Abend vor den fünftausend Mädchen auf und ab, stehen als Besucher an den Gittern, treten als Besucher in die Häuser, kaufen sich Gesang, Musik, Tanz und Liebe, nachdem jeder Mann auf der Straße unter den Dreißig eines Gemaches seine Wahl getroffen hat.

Hier in eines der Häuser des Tokionoshiwara trat Hanake mit ihrer Magd ein und blieb hundert Nächte, um hundertmal ihren Leib zu verkaufen, wie sie es den Göttern versprochen hatte, um sich dadurch frei zu kaufen von dem Gehorsam gegen den Sohn des Himmels.

Sie verkaufte sich jungen Männern, welche die Liebe kennen lernen wollten, und alten, von der Lebenssorge abgetöteten einsamen Männern, welche die Liebe noch einmal erleben wollten, ehe sie starben; sie verkaufte sich den in den Krieg gehenden Soldaten und den aus Schlachten heimgeschickten Invaliden; sie verkaufte sich Studenten, Handwerkern, Adeligen und Kulis. Nur den Ausländern, den Europäern und Amerikanern, verweigerte Hanake ihren Leib.

Aber eines Abends kam ein junger Amerikaner, ein hübscher Marineoffizier, in das Haus und forderte für sein gutes Geld vom Hausbesitzer Hanake. Es war in den Tagen, da die amerikanische Flotte im Hafen von Yokohama lag und die Amerikaner der japanischen Nation einen Ehrenbesuch machten. Vom Stadtgouverneur war der Befehl ergangen und an den

Straßenecken angeschlagen: „Japaner! Ihr dürft nicht vor den Europäern ausspucken! Ihr dürft ihnen auch keine Stöcke in den Weg werfen, daß sie stolpern. Auf den Straßen sollt ihr nicht zu dicht neben den Europäern gehen, immer drei Schritte von ihnen weg. Ihr sollt alle europäischen Barbaren überhaupt höflich behandeln, als wenn sie gesittete Asiaten wären. In den Besuchstagen der amerikanischen Flotte soll kein Mädchen in den Yoshimaras sich einem Ausländer verweigern dürfen.“

Hanake verweigerte sich trotzdem. Und da es gerade die hundertste Nacht war, in der sie den Göttern abgedient hatte, floh sie mitten in der Nacht samt ihrer Magd durch eine Hintertür aus dem Yoshimarahause, ließ ihre Kleidung und ihren Schmuck zurück und eilte in ihren Alltagskleidern aus dem Yoshimara. Verhüllt und unbemerkt, entkam sie im Gedränge der vielhundertköpfigen Menge. Sie trug nichts bei sich als einen kleinen Vogel in einem winzigen Käfig.

Eines der Mädchen in dem Yoshimarahaus hatte ihr eine Stunde vor der Flucht den Vogel verkauft, eben als der amerikanische Offizier in das Haus trat. Im Schreck der Flucht hatte Hanake den Vogelkäfig krampfhaft in der Hand behalten, ohne ihn loszulassen.

Der Vogel war ein Nachtigallenmännchen und saß verblüfft in dem kleinen Käfig, denn er war eben erst von seinem Weibchen, mit dem er einen andern Käfig geteilt hatte, getrennt worden.

Die beiden Frauen wollten den Vogel unterwegs füttern, aber er fraß nicht. Sie reisten beide mit dem wunderlichen Vogel in der Nacht mit dem nächsten Zug nach dem Biwasee und kamen am nächsten Mittag wieder in Hanakes Haus am See an.

Die Magd öffnete die Fenster und ließ frische Luft durch die Kammern streichen. Es war Herbst geworden, und mit jedem Luftzug flogen welke Blätter von den Uferbäumen herein.

Das Seewasser zeigte nicht mehr die blaue Sommerfarbe, es war tief grün. Die Sonne stand schräg und warf gespenstige Schatten. Das lebhafteste Schilf

war abgemäht, und die Stoppeln standen lautlos und tot.

Aber Hanake wurde von der Herbstwelt nicht traurig gestimmt. Das Leben im Yoshiwara ging noch in lauten Bildern durch ihr Blut. Sie war täglich hundertmal bewundert worden, hatte hundertmal gefallen, hatte hunderttausendmal lachen müssen, ohne lachen zu wollen, war hundertmal umarmt worden, ohne eine Umarmung zu ersehnen. Die Bewunderung war ihrem Körper zur Gewohnheit geworden. Hanake wußte jetzt fast nicht mehr, warum sie einst aus diesem Hause hier am See fortgegangen war. Sie hatte den Tag mit dem Prinzen beinah ganz vergessen, sie hatte kaum noch den Abend mit dem Geliebten in Erinnerung. Sie hörte nur noch den Schuß im Ohr und sah sich noch im Boot auf dem Schoße ihres Geliebten liegen, wenn sie wollte. Aber sie konnte sich nicht mehr des Gesichts ihres toten Geliebten erinnern, nicht mehr seine Stimme erinnernd zurückrufen. Die Hunderte von Gesichtern und Stimmen, die im Yoshiwara Hanake bewunderten, hatten das Gesicht und die Stimme des Geliebten aus ihrer Erinnerung verdrängt. Hanake war auch darüber nicht traurig, nur verwundert.

Es wurde Abend. Die Magd hatte das Haus bestellt. Da bemerkte Hanake das kleine halbtote Nachtigallenmännchen im Käfig und dachte: „Ich will dich fliegen lassen, kleiner Vogelmann. Vielleicht fliegst du zurück ins Yoshiwara nach Tokio zu deinem Weibchen.“

Sie öffnete den Käfig. Da schoß der kleine Vogel heraus. Aber anstatt aus dem offenen Fenster zu fliegen, warf er sich wie ein Wütender in Hanakes Frisur und riß wie wahnsinnig geworden mit den beiden kleinen Krallenfüßen in den Haaren des erschrockenen Mädchens und fiel dann wie tot an Hanake herunter auf die Diele.

Hanake zitterte vor Schreck und sank in die Knie. Sie verstand, daß das Vogelmännchen, das sie von dem Weibchen getrennt hatte, sich an ihr rächen wollte und vor wütender Aufregung gestorben war.

Hanake hielt die Finger an ihr schmerzendes Haar.

Aber es war, als sei der Liebes Schmerz des Vogels in ihr Herz gedrungen und habe auch in ihrer Seele wieder alle Liebeserinnerungen geweckt.

In der Ferne auf dem See tauchten drei Segel auf. Sie zogen der Seelinie entlang, langsam, und verschwanden. Hanake erkannte, als sie vom See weg auf die weiße Wand ihres Zimmers sah, plötzlich wieder in der Erinnerung das Gesicht ihres Geliebten. Sie schauderte vor Entzücken.

Sie wollte das Gesicht des Geliebten mit ihren Augen auf der weißen Wand festhalten. Aber die Gesichtszüge verschwanden, und die Erinnerung erlahmte wieder, und Hanake wurde verstört und tief traurig.

„Kleiner Vogel,“ seufzte Hanake, „zeige mir den Weg zu meinem Geliebten!“

Der kleine Vogelkörper zuckte plötzlich auf der Diele zusammen und flatterte taumelnd an die Papierwand. Dort stand in einer Nische neben einer Blumenvase ein winziger Lackkasten. Der um sich schlagende Vogel warf das Lackkästchen aus der Nische. Die winzige perlmutterbeschlagene Schublade des Kästchens fiel heraus, und der Vogel stürzte dann tot zur Diele. Aus der offenen Schublade aber flatterten im Windzug ein paar Seidenpapiere zu Hanake hin.

Zwischen den Seidenpapieren lagen kleine Stückchen des platten Schaumgoldes, womit die Japaner ihr Briefpapier schmücken. Aber Hanake verstand auch den tödlichen Wert, den das Schaumgold für den Lebensmüden hat. Rasch entschlossen, legte sie sich ein paar Blättchen des dünngefalteten Rauschgoldes auf die Lippen, tat ein paar Atemzüge und hüllte ihr Gesicht in die Ärmel ihres Kleides. Dann sank sie erstickt auf die Diele am offenen Fenster hin.

Den Nachregen regnen hören in Karasaki

Kiri war der einzige Sohn der „Wolke vor dem Mond“, — so hieß seine Mutter. Sein Vater war Fischer, und außer einem Kahn und den Fischfang-

geräten und einer kleinen struppigen Strandhütte besaßen Kiris Eltern nichts.

„Doch wir sind reicher,“ sagte Kiri immer, „reicher als die Reisfelderbesitzer in den Bergen am Biwasee, reicher als die Kaufleute von Ozu. Unser Besitz ist größer als die Hauptstadt Kioto. Denn uns Fischersleuten gehört der ganze Biwasee und alles was darin ist; der Biwasee ist unser Königreich.“

In Karasaki verspotteten die Mädchen den Kiri, der stets den Biwasee als sein Eigentum aufzählte, wenn man von Geld und Vermögen sprach; und sie nannten ihn den Fischkönig von Karasaki.

Aber immer am ersten April, wenn alle Häuser eine Bambusstange aufs Dach oder vor die Tür stellten und der Hausvater meterlange Papierfische an der Stangenspitze befestigte, so viel Fische, wie ihm seine Frau in der Ehe Knaben geboren hatte, dann war immer Kiris trostlosester Tag gewesen. Auf ihrer Strandhütte zappelte nur ein einziger Fisch, während drinnen über den Dächern von Karasaki Hunderte von Fischen wie Fahnen die Luft füllten. Kiri fand sein Vaterhaus dann sehr traurig; und das Wort Fischkönig, das ihn sonst gar nicht ärgerte, schien am ersten April gar nicht auf Kiri zu passen. Solange er Knabe war, hatte er sich an diesem Tag versteckt und sich fern von Kindern gehalten, weil er sich für seinen Vater und seine Mutter schämte, die ihn als einziges Kind im Hause hatten und am großen Fischfesttage nur einen einzigen Fisch auf der Bambusstange vor der Haustüre wagrecht im Winde flattern ließen.

Kiri war jetzt siebzehn Jahre und dachte ans Heiraten. Zwei Mädchen kamen für ihn in Betracht: eine kleine Teehaustänzerin, die nicht mehr jung war, aber etwas Geld beiseite gelegt hatte, da sie einmal sehr schön gewesen und gewisse Liebesumarmungen besser verstanden hatte als andere Teehausmädchen. Sie hieß „Perlmutterfüßchen“ und war Kiri besonders von seiner Mutter und von seinem Vater dringend zur Ehe empfohlen.

Die andere war eine Traumerscheinung, ein Mäd-

chen, von dem er immer träumte, wenn er den Nachtregen über Karasaki regnen hörte.

Diese Auserwählte war sein persönliches Geheimnis. Kein Bewohner von Karasaki hatte sie je gesehen. Keiner der Menschen, die rings um den Biwasee wohnen, war ihr je begegnet. Nur Kiri allein wußte, wie sie aussah; aber weder seinem Vater noch seiner Mutter, „der Wolke vor dem Mond“, erzählte er jemals von diesem Mädchen. Jetzt im März, im Vorfrühling, lag Kiri in einer Nacht allein draußen auf dem See, hatte eine Kienfackel am Kiel des Bootes befestigt, das große Netz ausgeworfen und ruderte langsam, vom rötlichen Feuerschein umgeben, über das Wasser, das schwarz wie Nachtlust war, und das ihm vertraut war wie die Diele seiner Elternhütte. In dieser Nacht rauschte der See nicht, und soviel Kiri auch horchte, kein Fisch rührte sich und schnellte auf. Es war, als sei der See drunten fischleer wie der Himmel droben. Trotzdem kein Nebel war, verwunderte sich der junge Fischer allmählich, daß ihm nicht ein einziges Fischerboot begegnete, und daß auffallenderweise nicht ein einziges Fackellicht von anderen fischenden Booten in der dunkeln Runde zu bemerken war. Nur Kiris Kienspan knisterte und paffte. Aber keine Welle funkelte, und zum ersten Male wurde es Kiri unheimlich auf dem altbekannten, treuen, guten See. Die Ruder ruderten widerstandslos, als zertheilten sie gar kein Wasser. Kiri zog zuletzt die Ruder ein und getraute sich nicht mehr, den See zu berühren. So oft er auch das Fischnetz hob, — es war leer, und nicht die kleinste Seemuschel und nicht der kleinste Fisch, — nichts hing in den nassen Maschen.

Wie Kiri noch lag und nach allen Richtungen horchte, um Geräusche von fernen Ufern aufzufangen, da er nicht mehr wußte, ob sein Boot auf der Seehöhe oder in der Landnähe sei, da tauchte im roten Schein seiner Kienfackel am Kiel ein ovaler Fleck auf, ähnlich dem aufgehenden Mond über der Seelinie. Kiri griff erleichtert zu den Rudern und wollte dem blassen Fleck entgegenfahren. Aber sein Boot schien sich nicht mehr vom Fleck zu rühren, so viel er auch ruderte.

Nun mußte Kiri, daß eine der Seeerverzauberungen über ihn und sein Boot gekommen war, daß der Seebann, vor dem sich alle Bewohner von Karasaki fürchteten, sein Boot festhielt, und daß das blasse Licht, das durch den rotbraunen Fackelschein ihm entgegensah, das Gesicht eines Seedämons war, dem er nicht mehr ausweichen konnte.

Die Kienfackel hörte auf zu paffen, brannte eine Weile lautlos; dann schrumpfte ihr Licht ein, als wäre die Fackel ins Wasser gefallen. Und das alte vertraute Boot, in dem Kiri von Kindheit an geatmet, gearbeitet, gegessen und geschlafen hatte, war schwarz geworden wie die Nachtluft und wie das Seewasser. Kiri fühlte nicht mehr den Bootrand. Vielleicht war auch sein Körper jetzt Luft, bezaubert von dem fahlen Gesicht des Dämons, der nun erscheinen sollte. Kiri erwartete eine Schreckensgestalt, einen Seedrachen mit zackigen Flügeln, einen Riesen, der den Kopf nicht auf den Schultern trüge, sondern dem er aus dem Bauch wüchse, dort, wo sonst bei den Menschen der Nabel ist.

„Guten Abend, Kiri,“ sagte ganz einfach eine Stimme im Dunkel. „Warum hast du kein Licht an deinem Boot?“ sagte die Stimme eines Mädchens. „Kannst du nicht etwas Licht anzünden? Ich habe meinen Feuerstein ins Wasser fallen lassen und bin auf dein Boot zugerudert, ehe deine Fackel auslöschte. Kiri, schläfst du? Höre doch und mache Licht!“

„Wer bist du?“ getraute sich Kiri erleichtert zu fragen.

„Mach Licht, dann wirst du mich sehen. Du kennst mich gut, Kiri. Verstell dich nicht und erkenne mich! Erinnerst du dich nicht mehr,“ sagte die Stimme im Dunkel, „weißt du nicht mehr, wo wir uns zum letztenmal verließen?“

„Nein, ich kenne dich noch nicht,“ gab Kiri zurück. Und sein Herz suchte in allen seinen Erinnerungen. Und wie er grübelte, wurde es seltsamerweise Tag, und Kiri sah keinen See, keine Ufer, — er lag auf der Altane eines Hauses, das er gut kannte, aber in dem er lange nicht gewesen war; neben ihm auf einem

flachen Seidenkissen saß ein schönes junges Mädchen und sagte: „Samurai, kennst du mich jetzt?“ Und er sah sie an und grübelte wieder in seinen Erinnerungen und sah über das Altanengeländer einen Zwerggarten mit kleinen Brücken und kleinen Felsen. Und unter einer der kleinsten Brücken ging eben das letzte Stückchen der Abendsonne unter. Und Kiri grübelte, und der erste Stern erschien über dem lautlosen Zwerggarten. Aber der junge Mann erkannte das Mädchen nicht, und er erkannte auch das Haus noch nicht, trotzdem er wußte, daß es sein Haus war. Doch es lag nicht am See, und es war kein Fischerhaus. Es war das Haus eines Samurai, eines reichen Adligen aus der Kriegerkaste.

Kiri betrachtete seine rechte Hand und sah, daß sie nicht mehr die grobe Hand eines Fischers war. Und Kiri grübelte und hörte plötzlich einen Laut, wie wenn aus vielen Tempeln viele Gongs andröhen. Er fragte das Mädchen neben sich auf der Altane: „Welches Fest ist heute, weil alle Tempel rufen?“

„Es ist kein Fest,“ sagte das Mädchen und war rot und leuchtete wie eine Fackel, trotzdem kein Licht auf dem Altan brannte.

Und Kiri grübelte wieder. Aber die Tempelgongs schwiegen nicht, und auch die Erde unter ihm dröhnte wie ein Tempelgong und schien Kiri zu wecken und zu rufen.

„Es ist kein Fest, es ist ein Krieg,“ sagte Kiri plötzlich. „Was ist das für ein Krieg um die Tempel und auf der Erde?“ fragte er von neuem das Mädchen.

Dieses wurde blaß und leuchtete weiß wie ein Metallspiegel und sagte: „Es ist kein Krieg, Kiri. Kein Krieg um die Tempel und kein Krieg auf der Erde.“ Dabei bog sie sich über ihn, legte ihre Wange an Kiris Ohr und ihre Hand auf sein Herz.

Da wurde es still draußen um die Tempel, und auch die Erde schwieg. Die Sterne über dem Garten verschwanden, und Kiri hörte, wie ein leiser Regen begann. Es regnete ein Nachtregen. Und er sah mit offenen Augen, daß das Mädchen neben ihm auf-

stand, Diener hereinwinkte, ihn in eine Sänfte legen ließ und sich selbst zu ihm hinein in die Sänfte kauerte. Und der Regen regnete leise auf das Dach der Sänfte, wie das Getrippel einer tanzenden Frau. Dann standen die Diener, nach Stunden, schien es ihm, still. Man hob Kiri aus der Sänfte heraus. Er ließ alles geschehen und sah nur mit offenen Augen zu, daß man ihn in ein Boot legte. Es war ein vornehmes, großes Boot, ein Samuraiboot. Ein Goldlackhaus stand inmitten des Bootes. Eine große rote Laterne brannte am Kiel, und die Diener legten ihn auf die Diele des Goldlackhauses. Und Kiri hörte wieder den Regen auf das Dach trippeln, wie die Füße von hundert Tänzerinnen. Neben ihm saß das junge Mädchen, dessen Arme ließen seinen Nacken nicht los. Nur durch die offene Tür des Bootshauses sah Kiri an der roten Laterne, die ausgelöscht wurde und wieder angezündet, daß es Tag und Nacht wurde. Aber wie viele Tage und Nächte vergingen, das wußte er nicht.

Immer regnete der Regen, dieser seltsame Regen, der auch regnete, wenn die Sonne am Tage herein schien, und auch nachts, wenn die Sterne an der Tür des Goldlackhauses standen, und der nur dann aufhörte, wenn das Mädchen neben ihm für einen Augenblick die Wange an seine Wange legte, die Lippen an seine Lippen und die Zungenspitze an seine Zungenspitze.

Allmählich aber wurde Kiri den Regen gewohnt, und eines Tages übte er keinen Bann mehr auf seine Glieder. Aber er sah an dem erschrockenen Gesicht des jungen Mädchens: es gefiel ihr nicht, daß er den Regen vergessen, daß er sich aufrichten und sich umsehen konnte.

Da fragte Kiri sie: „Wo sind wir?“

„In Japan, Samurai,“ sagte das Mädchen ausweichend.

Achtmal wurde die Laterne draußen ausgelöscht und achtmal wieder angezündet, und Kiri hatte wieder zählen gelernt. Am neunten Tag fragte er abermals das Mädchen: „Wo sind wir in Japan?“

„Auf dem Bimasee, Samurai,“ sagte das Mädchen.
„Sind viele Menschen auf dem See?“ fragte Kiri.
„Samurai, nur ich und du und die Ruderer und ein paar Diener deines Hauses.“

„Aber ich höre viele Menschen auf dem See.“

„O Herr, es sind nicht Menschen, die du hörst. Das sind die vielen Füße des Regens.“

Kiri schwieg noch einmal eine Nacht lang. Aber als die rote Laterne am Morgen ausgelöscht wurde und der letzte Stern aus der offenen Tür ging, richtete er sich auf und fragte: „Wo sind wir auf dem Bimasee?“

„Wir sind auf der Höhe von Karasaki, Herr,“ antwortete das Mädchen. Aber ihre Stimme war vor Schreck nicht mehr ihre Stimme, und das Rascheln der Seide ihrer Ärmel war lauter als ihre Sprache. Kiri mußte noch einmal fragen, um sie zu verstehen, und er richtete sich auf und befahl mit seinen Augen dem Mädchen, zu bleiben und ihn nicht mehr anzurühren. Aber er hatte ihr nicht befohlen zu schweigen.

„Bleib doch bei mir, Samurai,“ sagte sie lauter und flehend. „Sieh, es wird bald wieder Nacht draußen!“ Und sie hob ihre weißen Händchen aus den Ärmeln und langte nach den Zipfeln von Kiris Ärmeln und hielt sie mit ihren kleinen Händen fester als ein Dornbusch.

Da lachte Kiri über die Kraft der kleinen Finger, blieb aufrecht sitzen und hörte für eine Weile wieder den Regen.

Das Mädchen schmeichelte ihm und legte die Wange an seine Wange und sagte: „Was willst du draußen, Samurai, wo es immer regnet?“

Und ihre Hände und ihre Stimme brachten es noch einmal fertig, daß Kiri nicht aufstand und bei dem Mädchen sitzen blieb und sich schmeicheln ließ und sie liebte.

Aber in derselben Nacht noch, gegen Mitternacht, als die rote Laterne vom Kiel die Diele des Goldlackhauses rot beleuchtete, sah Kiri eine zweite Laterne, eine gelbe, neben dem Kiel aufsteigen, und er erkannte, daß es der gelbe Vollmond war.

„Wie kann es regnen,“ sagte Kiri zu dem Mädchen, „wenn der Vollmond draußen neben der roten Laterne scheint?“

„Es regnet immer nachts über Karasaki,“ sagte das Mädchen und war zwiefach von der Laterne und dem Mond beschienen.

„Du hast zwei Farben im Gesicht, als ob du lögst. Ich höre keinen Regen mehr.“

„O, hörst du nicht mehr den Nachtregen über Karasaki?“ sagte das Mädchen, öffnete den großen Fächer und hielt ihn gegen den Mond und gegen die Laterne, so daß ihr Gesicht dunkel war.

„Ich höre keinen Regen mehr. Laß uns aufstehen, ich will den See und die Ufer im Vollmond sehen.“

„O, höre doch den Regen!“ flehte das Mädchen. „Bleib!“ Und sie hob wieder ihre kleinen Hände, um ihn zu halten.

Da befahl Kiri ihr, die Hände in die Ärmel zu verstecken, und sagte: „Schweig!“

Zum erstenmal seit vielen, vielen Tagen und Nächten stand Kiri auf und fühlte wieder, daß er Füße, Knie, Schultern, Ellenbogen und eine atmende Brust hatte. Und aus dem schwülen Räucherwerk, das in dem Lackhaus brannte, trat er durch die offene Tür hinaus in das Boot, das sich bei Kiris aufstampfen dem Gang tiefer ins Wasser drückte.

„Ich will nach Karasaki fahren!“ rief er den Ruderern zu. Und als er sich gegen das Goldlackhaus umwandte, sah er oben auf der kleinen Altane des Daches sechs Frauen sitzen. Drei hatten kleine Holztrommeln, und drei hatten Mandolinen im Arm. Ihre Finger bewegten sich im Mondschein. Sie schienen zu musizieren. Aber seltsamerweise hörte Kiri keinen Ton mehr im Ohr, weder von den Trommeln, noch von den Mandolinen.

Kiri beachtete die Musikantinnen nicht lange, denn das Boot schoß jetzt auf Karasaki zu. Und ganz Karasaki schien ihn zu erwarten.

Auf vielen Masten am Ufer waren Laternen aufgezogen, und lange Ketten von farbigen Papierlaternen schillerten in der Luft und glitzerten im Wasser. Se

näher sie kamen, desto festlicher hob sich das erleuchtete Karasaki aus der Nacht.

Kiri staunte eine Weile. Dann winkte er dem Mädchen, das drinnen noch immer auf der Diele des Boothauses hockte und sich nicht rührte.

„Komm und sieh, wie Karasaki uns empfängt!“

Ganz schwach hörte Kiri des Mädchens Stimme zurück:

„O, komm wieder herein, Geliebtester! Komm herein zu mir! Das ist der Nachtreger von Karasaki, der draußen im Mondschein glänzt. Es sind die Ketten der Regentropfen, die im Vollmond glitzern. Hörst und siehst du nicht den Nachtreger?“

Da stampfte Kiri ungeduldig, daß das Boot sich unter seinen Füßen noch tiefer ins Wasser senkte, und rief:

„Stehe ich nicht auf meinen zwei Füßen? Sehe ich nicht mit meinen zwei Augen? Fühle ich nicht mit meinen zwei Händen, daß die Luft trocken ist!?“

Da kam das Mädchen aus dem Boothaus und rief rasch zu den Musikantinnen auf das Dach hinauf:

„Spielt lauter! Bei allen Göttinnen bitte ich euch: spielt lauter!“

„Spielen die dort oben, oder spielen sie nicht?“ fragte plötzlich Kiri.

„Zwei von ihnen spielten immer, Herr. Jetzt spielen aber alle sechs. Hörst du nicht, Geliebter? Höre doch! Komm in das Haus! Du hörst vor dem Ruderrauschen hier draußen nichts. Komm in das Haus!“

„Nein, ich höre nichts. Aber welches Lied spielen sie?“

„O Herr, sie spielen das Regenlied. Verzeiht! Sie spielen das Lied schon seit Wochen, um dich einzuschläfern, Herr. Ich habe gelogen, Herr.“ Das Mädchen warf sich vor Kiri nieder. „O Geliebter, ich habe dich nicht von mir lassen wollen. Das ganze Land war voll Krieg. Die Samurais aus dem ganzen Land zogen in den Krieg. Seit Wochen tobt der Krieg. Als die Tempel den Krieg verkündeten, habe ich dein Schwert verstecken lassen und habe dich einzuschläfern lassen mit dem Regenlied und habe dich im

Arm gehalten und habe dich in eine Sänfte bringen lassen. Und die Musikanten, die das Regenlied spielten, haben dich begleitet bis an den Bimasee, und ich habe ihnen befohlen, sich auf das Dach zu setzen, und zwei von ihnen mußten immer spielen, Tag und Nacht. Und ich habe dich nicht von meiner Seite lassen können Tag und Nacht, vor Furcht, daß dich der Krieg töte, wenn du ans Land gingest, und vor Furcht, daß der Tod dann mein Geliebter würde.

Jetzt aber sehe ich, daß Friede am Land ist. Deshalb glänzt Karasaki festlich beleuchtet in der Nacht. Und ich bin froh, daß Friede wurde, denn dein Ohr wollte nicht mehr auf die Musik des Regenliedes hören, und ich fühlte seit Tagen, daß ich dich nicht mehr aufhalten könnte, wenn du die Musik nicht mehr hörtest und an den Regen nicht mehr glaubtest.

Sieh, Geliebter, jetzt kann ich dich nicht mehr verlieren. Jetzt können wir in unser Haus zurückkehren. Ich habe dein und mein Leben gerettet. Denn die Toten können sich nicht küssen, nur die Lebenden.

Was hast du, Geliebter? Blendet dich das Mondlicht? O, bei den Göttern, ich hatte doch kein Gift auf meinen Lippen, als ich dich küßte! Warum wirfst du dich auf deine Knie? Warum schüttelst du die Fäuste in die Luft? Warum wird dein Haar lebendig und sträubt sich wie bei einer Raze?

O Götter! Deine Augen quellen dir aus dem Kopf! Samurai, bist du vergiftet? Suchen deine Hände dein Schwert an den Hüften? Ich will dir's bringen. Verzeih, wenn ich dein Eigentum versteckte. Dein Schwert ist hier im Lackhaus, im Wandschrank."

Während das junge Mädchen noch flehte, hatte sich der Mond bedeckt. Aber Kiris Gesicht leuchtete, als wäre es aus Phosphor. Seine Armmuskeln wölbten sich, seine Fäuste schlugen in die Luft, seine Brust feuchte:

„Mein Schwert!"

Dann stürzte er an dem Mädchen vorüber in das Lackhaus und zerbrach die Wandschranktür, die sich nicht sofort öffnete. Aber kaum berührten seine Finger das Schwert, das dort in seidenem Futteral lag, da

fiel der Mann weich wie Schaum zusammen und warf sich schluchzend und weinend auf die Diele und preßte sein Schwert an seine Brust, als wäre es seine wiedergefundene Geliebte.

Eine Weile noch tobte sein Stöhnen, sein Schluchzen. Dann hob er sein tränenüberströmtes Gesicht, setzte sich mit gekreuzten Beinen ruhig auf den Boden, löste den Seidengürtel seines Obergewandes, zog das kurze Schwert aus der dicken geschnittenen Elfenbeinscheide, strich mit der äußerst feinen Schneide des Schwertes über den Haarbüschel an seiner nackten Brust, schnitt ihn glatt ab und lächelte eine Sekunde zufrieden über die gute, treue Schärfe des Stahls. Dann sagte er ruhig, beherrscht zu dem Mädchen, mit einem Tonfall und einer Stimme, als wäre nichts geschehen:

„Mach dich bereit! Wir müssen jetzt sterben!“

Das Mädchen, das ihm in das Haus gefolgt war, kauerte neben ihm, willenlos und bleich wie eine hingewehrte weiße Feder. Sie antwortete ihm nur mit dem einen Wort:

„Geliebter!“

Aber diese Antwort brachte wieder den alten Sturm in Kiri herauf. Alle Muskeln an seinem Leibe zuckten, als würden sie von Zangen zerrissen. Darf je ein Samurai sein Schwert verlassen? Hatten nicht die Gongs der Tempel und selbst der große Kriegsgong, der tief in der Erde begraben ist, Kiri und sein Schwert vor Wochen gerufen? Die Erde hätte ihn mit ihrem Feuer verschlungen, wenn er nicht in den Krieg gegangen wäre; denn jeder Samurai ist der Sohn der Erde und der Sohn des Feuers. Beide Gewalten haben ihn geboren. Nur das Wasser hat nichts mit seiner Geburt zu schaffen. Dem Wasser ist er fremd, und es erkennt den Samurai nicht an, nicht den Krieger, denn das Wasser ist sanft und ausweichend. Und das Wasser ist der Tod des kriegerischen Feuers.

Nur auf dem Wasser konnte ein japanischer Samurai einen Krieg versäumen. Nur eingelullt vom Regen und fern von allen Ufern, konnten die Ohren

eines Samurai den Kriegsgefangen der japanischen Erde nicht mehr hören.

Aber hat ein Krieger einen Kampf ausweichend versäumt, so ist seine adlige Seele erniedrigt, seine Unsterblichkeit, die ihm als Held angeboren ist, wird ihm dann für immer genommen, und sein nächstes Leben ist das eines gemeinen Mannes aus dem Volke.

Doch das Schicksal gewährt dem Entehrten noch eine Günst, wenn es der Zufall geben will und sein Mut, daß er im nächsten Leben als gemeiner Mann einen Heldentod stirbt, — dann erlangt seine Seele wieder die alte Unsterblichkeit und den alten Adel seiner Vergangenheit zurück. Bis dahin aber muß er niedrig denken, niedrig handeln und ist nicht zu unterscheiden von den niedersten des Volkes.

Kiri sprach: „Weib, deine Liebe zu mir wurde der Tod meines Adels und aller meiner vergangenen adligen Leben. Aber du hast aus Liebe gehandelt, und Liebe ist vor den Göttern unstrafbar. Darum hoffe ich, daß mich die Götter begünstigen und dich und mich im nächsten Leben aus der Erniedrigung wieder zum alten Adel erheben.

Ich hasse dich nicht. Ich muß dich lieben trotz des Todes, den du uns antust.

Ich will zwei Fragen an das Schicksal stellen, ehe wir beide sterben:

„Ihr Götter, könnt ihr durch einen Zufall drüben in Karasaki alle Lampen des Friedensfestes auslöschen, dann will ich euch glauben, daß ihr mir im nächsten Leben eine Gelegenheit gebt, durch Krieg ein Held zu werden. Trotzdem ich heute noch nicht verstehen kann, wie ihr dazu helfen wollt, da ich als niedriger Mann wieder geboren werde und dann nicht zum Kriegerstand gehöre und kein Schwert besitzen darf. Aber ihr Götter, euch ist nichts unmöglich. Gebt mir das Zeichen!“ —

Die rote Laterne draußen am Kiel hob und senkte sich jetzt auf den Strandwellen von Karasaki. Bei jeder Senkung tauchten die Lichterketten des festlichen Ufers wie feurige Girlanden über die rote Laterne

des Kiels und senkten sich wieder und verschwanden hinter den Bootrand.

Nach einer Weile tauchten die Lichter von Karasaki plötzlich nicht mehr auf.

Kiri wartete und wartete und sagte mit gedämpfter und bewundernder Stimme zu dem Mädchen:

„Geh und frage die Bootleute, warum sie die Richtung geändert haben und nicht mehr auf Karasaki zufahren, wie ich befohlen habe. Denn du siehst: die hellen Ufer sind verschwunden, und der Kiel fährt in die Dunkelheit.“

Das Mädchen wollte gehorchen und zu den Bootleuten gehen und fragen. Aber sie blieb unter der Türe stehen und sagte:

„Herr, ich sehe: es regnet. Der Regen hat die Festlichter von Karasaki ausgelöscht.“

Da fragte Kiri lachend:

„Ist es ein lauter Regen?“

Das Mädchen beteuerte:

„O, Samurai, es regnet wirklich dieses Mal. Es regnet laut.“

„Das ist der Regen der Götter. Aber ich höre ihn nicht,“ sagte Kiri feierlich und hielt den Atem an.

Das Mädchen setzte sich wieder zu Kiri, und beide lauschten. Von Zeit zu Zeit fragte der Mann das Mädchen:

„Wird der Regen lauter? Ich höre ihn nicht.“

Dann hüllte das Weib sein Gesicht in die seidenen Ärmel und schluchzte.

Kiri fragte:

„Fürchtest du dich vor dem Tode?“

„O Herr, mit dir zu sterben, ist kein Tod. Aber ich fürchte mich vor der Ungewißheit, ob die Götter mich im nächsten Leben mit dir leben lassen. Wenn du wenigstens den Nachtregen über Karasaki wieder hören würdest, dann würde ich das als Zeichen nehmen, daß die Götter mir verzeihen und mich im nächsten Leben wieder mit dir leben lassen.“

Und das Mädchen legte seine Wange an Kiri's Wange. Da war es dem Samurai, als ob ihm die Ohren aufstauten, und er sagte:

„Ich höre den Nachtregen über Karasaki. Und ich höre, daß wir uns wieder sehen und wieder lieben werden.“

„O, Dank allen Göttern, und Dank auch dir, daß du mir verziehen hast, Samurai. O, könnte ich dir im nächsten Leben den Weg zum Krieg zeigen und dir dein Schwert wieder schenken.“

„Auch dieses werden die Götter erfüllen,“ antwortete Kiri, „denn wenn sie zwei Lebenden zwei Wünsche erfüllt haben, so legen sie die Erfüllung des dritten Wunsches als Göttergabe dazu.“ —

Die beiden umarmten sich nicht mehr. Und der Samurai nahm sein Schwert, stellte es senkrecht gegen seinen eigenen Leib, drückte es an seine Eingeweide und zog den Harakirischnitt wagrecht durch seine Gedärme . . .

Das Mädchen war leise aufgestanden und hatte sich hinter den Mann gestellt: als er umfiel, fiel sein Kopf an ihre Knie und glitt sanft auf den Boden. Sie nahm das vom Blut verdunkelte Schwert dem Toten aus der Hand, stemmte es an ihr Herz und stürzte sich in die Schwertspitze.

Draußen tönte der Nachtregen auf das Dach des Bootgemaches, und der Kahn fuhr schnurrend auf den Kiesstrand von Karasaki. Und die rote Kiellaterne stand still, wie angemauert im Regen.

.

Dieses alles erlebte Kiri, der junge Fischer, jetzt, als er das Mädchen, das ihn auf dem See anredete, gefragt hatte: „Wer bist du?“

„Kennst du mich nun?“ fragte die Stimme wieder aus dem Dunkel.

„Ich kenne dich wieder. Aber zeige dich nicht. Gib mir mein Schwert! Gib mir den Krieg! Ich bin ein armer Fischer jetzt.“

„Wirf dein Netz aus!“ sagte des Mädchens Stimme.

„Es sind keine Fische heute nacht im See, und ich will nicht länger ein Fischer sein, seit ich weiß, daß ich einst ein Samurai war.“

„Wirf dein Netz aus!“ sagte die Stimme wieder.

„Ich kann im Dunkeln nicht sehen,“ sagte der junge Fischer, „und ich habe keinen Feuerstein da, meine Fackel anzuzünden. Wie soll ich im Dunkeln wissen, wohin ich mein Netz werfe!“

„Wirf dein Netz aus und vertraue mir!“ sagte noch einmal die Stimme.

Unwillig griff der junge Bursche nach dem Netz. Aber er warf es nicht mit gewohntem Griff über den Bootrand, sondern er schleuderte es in die Luft und sagte zu dem Netz:

„Geh zu den Göttern! Ich will kein Fischer mehr sein, seit ich weiß, daß ich ein Samurai war.“

Plötzlich begannen alle Netzmaschen wie ein Sternschnuppenfall in der Luft zu leuchten. Das fortgeschleuderte Netz wurde zu vielen elektrischen Blitzen und fiel wie ein blaues Maschengewebe aus elektrischem Feuer in den See.

„Gut, du bist ein gutes Netz und hast gehorcht,“ sagte Kiri stolz in die Luft. „Du hast Feuer gefangen, so wie ich Feuer gefangen habe, seit ich weiß, wer ich bin.“

„Greife ins Wasser und ziehe dein Netz wieder über den Bootrand! Dann will ich dir zeigen, was deine Arbeit sein wird, Samurai.“

Kiri griff aufs Geratewohl ins Wasser und zog einen blauglühenden Strick aus der Tiefe. Aber er fühlte, daß er keine Kraft besaß, den Strick nur um das kleinste höher zu ziehen. Es war, als lägen steinerne Berge in seinem Netz: der Strick rückte nicht von der Stelle.

„Deine Kraft wird über dich kommen zu deiner Stunde,“ sagte das Mädchen.

Aber Kiri war unwillig und schüttelte den Strick, verzweifelt über seine Ohnmacht.

„Binde den Strick am Bug des Schiffes fest und nimm deine Ruder und rudere!“ befahl ihm die Stimme, und der junge Fischer tat so.

Und wie er ruderte, schien es ihm, als würde der See in der Tiefe hell.

„Sieh jetzt um, über deine Schulter in dein Netz;

und alles, was darin ist, wird deine Samuraiarbeit sein.“

Kiri sah hinter sich den ganzen weiten See von den Maschen eines riesigen feurigen Netzes leuchten. Drinnen in dem Netz lagen die zerstückelten Leichen von abendländischen Offizieren, Arme, Beine, Köpfe, Kanonenrohre, Bajonette, blutig, zerschossen, zerfetzt und zertrümmert. Es war, als schleife das feurige Netz den ganzen See wie ein zuckendes Schlachtfeld hinter sich her.

Es schauderte Kiri. Entsetzt ließ er die Ruder ins Wasser fallen. Das niedrige Gemüt des Fischersohnes überwältigte ihn. Er griff nach einem Fischbottich, der auf dem Grunde des Bootes stand, und stülpte ihn über seinen Kopf, um nichts mehr zu sehen. Er klapperte mit den Zähnen, daß der Bottich dröhnte, und getraute sich mit seinem Kopf nicht mehr aus seinem Versteck heraus. Er wollte nichts mehr sehen, nichts mehr hören, bis ein paar Fäuste von außen an den Bottich trommelten und ihn die Stimme seines Vaters anrief:

„Kiri, bei allen Göttern, was treibst du, Junge? Wo hast du dein Netz gelassen? Wo sind deine Ruder?“

Kiri zog vorsichtig seinen Kopf aus dem Versteck. Er sah im Morgendampf den Vater im Strohmantel vor sich in einem andern Boot, und viele Boote waren um ihn versammelt. Aber keiner der andern Fischer lachte ihn aus. Es schien, als hätten sie alle dasselbe erlebt, denn alle waren bleich, und alle waren ernst. Alle Boote drängten nach den Ufern; Boote, die sonst wochenlang draußen zu liegen pflegten, — alle kamen in Scharen herbeigeströmt, und die Frauen der Fischer trippelten am Ufer, jede mit einem Kind auf dem Rücken bepackt, und jede umgeben von einem Kinderkreis. Aber der Uferlinie entlang standen im Morgennebel die rauchenden Scheiterhaufen von großen Signalfeuern, die man angezündet hatte, um die Fischer von draußen ans Land zu rufen.

Und nun sah Kiri, wenn der Morgenwind die Rauchwolken zur Seite rückte, Gruppen von kleinen

japanischen Offizieren und Soldaten in europäischen Uniformen. Bajonette blizten im Morgennebel, und hie und da leuchteten rot und gelb und golden im Morgengrau die Borten und Uniformauffschläge an den Soldaten.

„Kiri, du mußt in den Krieg,“ sagte der Vater. „Heute hat Japan den Krieg mit Rußland angefangen, drüben über dem chinesischen Meer in der Mandschurei.“

„Ich bin kein Samurai! Ich will nicht in den Krieg,“ sagte Kiri. „Ich habe schreckliche Träume heute nacht gehabt. Ich habe Netz und Ruder dabei verloren. Ich will nicht in den Krieg und auch noch den Kopf verlieren.“

„Du wirst nicht gefragt, ob du willst. Du mußt in den Krieg! Heutzutage sind alle Männer, die einen rechten Arm und einen linken Arm, ein rechtes Bein und ein linkes gesundes Bein am gesunden Leib haben, Samurais. Du bist glücklicher als ich, mein Sohn. Zu meiner Zeit war das nicht so, und wir armen Fischer bekamen kein Schwert vom Kaiser von Japan zugesandt. Drüben am Ufer stehen die Soldaten, die dir vom Kaiser einen neuen Anzug und kaiserliche Waffen bringen. Geh in den Krieg, mein Sohn! Dort bekommst du auch das Brot des Kaisers zu essen. Das ist ein Brot, das jeden Japaner mutig und unsterblich macht.“

Aber jetzt kam Kiris Mutter an das landende Boot gelaufen. Sie schüttelte ihre Hände in die Luft und wehrte Kiri, er solle nicht landen, und rief:

„Kiri, flieh, fliehe! Die Soldaten wollen dich uns holen! Schwimm in den See hinaus! Der Biwasee wird dich verstecken! Eine alte Frau hat mir prophezeit, daß du unsterblich bist vom Tage an, wo du den See betrittst, aber daß du sterben wirst, wenn ein Krieg ausbricht und du ans Land kommst.“

„Mach deinen Sohn nicht feig, Wolke vor dem Mond,“ sagte der Vater zu Kiris Mutter. Und er zog sein eigenes Boot mit beiden Händen ans Land, erwartend, daß sein Sohn ihm folgen würde.

Aber Kiri, bleich und grau vor kleinlicher Furcht,

schlitterte vor Angst und Kälte in seiner dünnen, blauen Leinwandjacke. Er tat, als wolle er aussteigen, aber als sein Vater fortsah, griff er nach den Rudern in dem Boote seines Vaters, stemmte ein Ruder auf den Kies und stieß sein Boot zwischen den andern Booten durch in den See hinaus und rief seinem Vater zu: „Ich will mein Netz noch suchen, das draußen bei meinen Rudern schwimmt.“

In allen Rähnen, wo man die Unterhaltung des Alten mit dem Jungen gehört hatte, lachten die ernstesten Leute hell auf über Kiris feigen Rückzug.

„Er tritt den Krebsgang an,“ lachten einige Fischerburschen, die am Ufer standen und Uniformen anprobieren.

„Er wird wiederkommen,“ sagte der Vater dumpf.

„Er ist unser einziges Kind. Er braucht nicht in den Krieg,“ jammerte die Mutter. „Wir sind keine Samurais, die sich für andere töten lassen. Wir sind arme Fischerleute. Er soll nur sein Netz holen! Kiri soll nur draußen auf dem See bleiben, bis die Soldaten fortgezogen sind. Der See kann ihn ernähren.“

Kiri kam nicht am Abend und nicht am nächsten Tag und auch in den nächsten Wochen nicht mehr nach Hause.

Nach Monaten fanden Leute aus Karasaki Kiris Boot im Uferschilf versteckt, und man sagte, er müsse wahrscheinlich im Schilf verborgen von Krebsen, Wildenteneiern und Fischen leben.

Aber als es dann Winter wurde, der See zufror, das Schilf abgemäht war und die weiße Schneekruste an allen Ufern lag, und Kiri kam immer noch nicht zu seinen Eltern heim, meinten einige, Kiri müsse ertrunken sein. Doch sein Vater behauptete unerschütterlich:

„Kiri ist in den Krieg gezogen.“

Nur die Mutter wünschte, daß er noch auf dem See sei, wenn auch das Wasser zugefroren war. Denn draußen auf dem See war Kiri unsterblich, wenn er auch nichts aß, nichts trank. Er konnte nicht erfrieren, er konnte auf der Eisfläche irgendwo liegen und schlafen, und im Frühling, wenn der Krieg aus war, konnte

er heimschwimmen. Alles dieses konnte möglich sein, dachte die alte Frau, da die Prophezeiung Kiri für unsterblich erklärt hatte, solange er auf dem See bleiben würde.

Aber der Frühling kam, und der Krieg dauerte, und Port Arthur hatte sich noch nicht ergeben. Und das Schilf wuchs, und der See rauschte. Zwar waren alle Männer im Krieg und keine Fischerboote auf dem Wasser. Aber so lange Kiri nicht vom See heimkehrte, war er für seine Mutter unsterblich.

Endlich war der Krieg zu Ende. Viele Fischer kehrten heim. Fast zwei Jahre dauerte der Heimzug, bis die letzten angekommen waren. Dann baute man in den kleinsten Dörfern aus Kieferzweigen Triumphbogen.

„Es sind noch ein paar Regimenter in der Mandschurei,“ sagte Kiris Vater zu den Fischern; „Kiri kann noch immer heimkehren.“

Aber die Leute verlachten den Alten wegen seines feigen Sohnes. Und auch die Mutter sah nicht mehr auf den See hinaus, weil der Sohn nicht heimkehrte und sie nicht mehr an seine Unsterblichkeit glaubte.

Eines Tages hatte sie ihren Zweifel laut ausgesprochen und zu ihrem Manne gesagt: „Unser Sohn ist tot. Wir haben keinen Sohn mehr. Ich will heute nacht eine kleine Kerze zu seinem Gedächtnis vor dem Gott des Wivasees in einer Zimmerecke anzünden.“

„Du das!“ sagte der Vater. „Ich will vor dem bronzenen Kriegsgott in Karasaki eine Räucherstange für die Nacht anzünden lassen. Die Götter werden uns vielleicht antworten und uns sagen, ob unser Sohn im Himmel bei den Helden oder im See bei den Krebsen ist.“

Die beiden Alten taten, was sie sich vorgenommen hatten. Und der Vater kniete in dieser Nacht, das Gesicht auf der Erde, vor der bronzenen Statue des Kriegsgottes von Karasaki. Die Mutter kniete zu Hause in der Zimmerecke vor dem vergoldeten Gotte des Wivasees.

Als es Mitternacht war, begann ein feiner Regen

über Karasaki zu fallen. Der Vater im Tempel konnte nicht beten. Er mußte immer dem Regen zuhören, der auf die Ziegelhäuser der Tempeldächer pochte. Der Mutter zu Hause ging es ebenso. Sie lauschte dem Regen, der auf die Altanen draußen fiel und an die ölgetränkten Papierscheiben trommelte. Und sie mußte bei dem unruhigen Regen die Schritte von zwei Fremden überhört haben, denn ein vornehm gekleideter Samurai in schwarzer Zeremonientracht, eine vornehm gekleidete schwarze Samuraifrau in Schleppengewändern, die schoben gegen Mitternacht die Türen zum Gemach der Alten auf und fragten sie, ob sie sich einen Augenblick bei ihr ausruhen dürften. Sie seien auf dem Weg nach Tokio, wo übermorgen das große Siegesfest sei, mit dem der Kaiser und die Minister das Gedächtnis der großen Helden von Port Arthur feiern würden.

„Mutter, laßt Euch im Beten nicht stören,“ sagte der junge Samurai. „Wir sitzen nur einen Augenblick hier hinter Eurem Rücken und horchen auf den Nachtsregen von Karasaki.“

Es regnete. Und Gebet und Regen schläfernten die alte Frau ein. Ihr Mann, der morgens vom Tempel heimkam, weckte sie, und sie hatte den Samurai-besuch ganz vergessen. Das Zimmer war längst leer, und die beiden Nachtwanderer waren verschwunden.

„Liebe Wolke vor dem Mond,“ sagte der alte Fischer, „zieh deine besten Kleider an! Nimm die Wandersandalen vom Nagel! Wir müssen eine Reise machen. Der Kriegsgott hat es mir heute Nacht befohlen.“

„Wie kann ich auf meine alten Tage noch reisen?“ sagte die Frau. „Wenn ich wüßte, wo mein Sohn wäre, ja, dann würde ich hinreisen.“

„Unser Sohn ist in Tokio,“ sagte der Alte. „Als ich heute nacht im Tempel betete, kamen zwei Fremde herein und knieten an meiner Seite nieder. Es waren ein junger Samurai und seine Frau. Da konnte ich nicht mehr beten und ging auf die überdachte Tempelaltane und horchte auf den Nachtsregen, der über Karasaki fiel. Und, denke dir, wie ich dort sitze, kommt derselbe Samurai, den ich eben noch drinnen neben

mir knien sah, heraus. Aber er war nicht mehr im schwarzen Zeremonienkleid. Er hatte Panzer, Schwert, Speer und Helm des Kriegsgottes auf, und er deutete mit dem Speer nach der Sternenrichtung von Tokio und er sagte:

„Vater, du suchst deinen Sohn! Du wirst ihn in Tokio wiederfinden!“

Für einen Augenblick war es mir, als wäre es Kiri selbst, der in der altmodischen Rüstung vor mir stand. Wie ich aber genau hinsehen wollte, war nichts als die Nachtluft um mich; und der große Hanfstrick, der über dem Tempeltore hängt und die Geister vertreibt, schaukelte im Windzug, indessen alle Tempeldächer im Regen wie Trommeln redeten.“

„Hier bei mir war auch ein Samurai mit seiner Frau,“ sagte die ‚Wolke vor dem Mond‘. „Ich habe ihn aber nicht als meinen Sohn erkannt. Er redete fremd und feierlich und vornehm, wie ich Kiri nie sonst reden hörte. Er blieb nicht lange hier mit seiner Frau. Er wollte nur etwas am Wege ausruhen und dem Nachregen von Karasaki lauschen. Wahrscheinlich hatte er seine Tragsessel und die Träger vorausgeschickt, der Samurai. Denn ich hörte keinen Laut ums Haus, nicht, da sie kamen, und nicht, da sie gingen.“

Aber wenn du sagst, daß dein Samurai im Tempel ausfah wie unser Sohn, dann erinnere ich mich, daß auch mein Samurai hier Ähnlichkeit mit Kiri hatte. Aber wie hätte ich ihn erkennen können! Dieses Samuraigesicht war sehr zerschlagen von Kriegswunden, und die Narben entstellten die Gesichtszüge. Und die Narben waren so dicht über seinen Händen und über seinem Gesicht, wie die Maschen in einem Fischernetz. Da war kaum ein fingerbreites Stückchen Fleisch an seinem Gesicht, das nicht durch eine Narbe zertrennt gewesen wäre. Ich habe meinen Sohn nicht erkannt.“

„Du hast deinen Sohn niemals erkannt, ‚Wolke vor dem Mond‘, aber du wirst ihn in Tokio gleich erkennen,“ sagte der alte Fischer.

Am nächsten Morgen reisten die beiden Alten nach Tokio. Erst mußten sie wandern, und dann konnten sie die Eisenbahn nach Tokio benutzen. Sie kamen am

Morgen dort an und nahmen sich nicht die Zeit, in ein Gasthaus zu gehen.

Die Stadt war überfüllt von Japanern aus allen Landesteilen. Aber als die beiden Leute vor den Menschenmassen in den Straßen standen, wurde ihnen sehr bang, und sie fragten sich im Herzen: Wie sollen wir Kiri hier finden? Eher findet man ein verloren gegangenes Ruder auf dem großen Biwasee, als einen verloren gegangenen Menschen in dieser großen Stadt.

Wie sie noch beratschlagten, kam ein Rikschawagen auf sie zugefahren, und drinnen saß einer der angesehensten Männer aus Karasaki. Er war so hoch an Rang, daß er die armen Fischerleute auf den Straßen von Karasaki niemals angeredet hatte. Aber jetzt hielt er seine Riksha an, winkte zehn Rikschas, welche ihm folgten und in welchen dem Range nach lauter angesehene Männer von Karasaki saßen, Männer, die im Krieg gewesen waren, und Familienoberhäupter, die im Krieg Söhne verloren hatten.

„O Herr,“ sagte der hohe Beamte und verbeugte sich aufs tiefste vor dem alten Fischer, „welch ein Glück, daß ihr schon hier seid! Haben euch die Kuriere des Kaisers geholt? Habt ihr die Telegramme erhalten, die man heute nacht aus Tokio an euch schickte? Habt ihr den Sonderzug erhalten, mit dem man euch heute hierher holen wollte?“

Und alle andern Männer aus den zehn Rikschas standen mit tief gebeugten Rücken vor dem alten Fischerpaar und getrauten sich nicht mehr, sich aufzurichten, als verbeugten sie sich vor dem Kaiser selbst.

Und nun schienen die Menschen auf den Straßen von Tokio und die Gesichter auf den Straßen keinen Rücken und keine Rückseite mehr zu haben. Nur Wangen und Augen und Augen und Wangen strahlten den beiden Fischersleuten entgegen, ihnen, die die Eltern des großen Helden Kiri waren, von dem man sagte, daß er vor dem Tor von Port Arthur eines dreihunderttausendfachen Todes gestorben sei. Dreihunderttausendmal hatte er sich in den Kriegsjahren dem Tod aus-

gesetzt. Immer dort, wo die Gefechte am schlimmsten waren, sah man ihn auftauchen. Einmal schleppte er Arme voll Dynamit vor das eiserne Tor eines Forts. Um den japanischen Truppen den Eingang in das Fort zu verschaffen, lief er seinem Regiment voraus und warf am Eisentor das Dynamit sich selbst vor die Füße und stampfte darauf, so daß das massive Tor sich wie der Deckel einer Sardinienbüchse aufstak; aber Kiri blieb mitten in der Dynamitexplosion unverfehrt wie ein Ei auf Stroh.

In den Wolfsgräben, auf deren Grund die Russen Bajonette senkrecht eingerammt hatten, warf Kiri sich hunderte Male steif wie ein Balken quer über die Bajonette und ließ seine Kameraden über seinen Rücken laufen. Und er blieb steif gestreckt, und sein Leib widerstand den Spizen der Bajonette, so hart machte der Mut seinen Körper, so hart, daß die Bajonette nicht einmal seine Augäpfel zerschnitten hatten, bis der letzte seines Regiments über ihn weggeschritten war. Dann stand er heil und unverfehrt auf.

Zum letzten Male, als man von Kiri hörte, verdingte er sich verkleidet als russischer Lotse, gelangte an das russische Admiralschiff und führte es in einem Morgennebel vor die Kanonen der im Nebel verborgenen japanischen Flotte. Mit diesem Schiff war Kiri untergegangen und niemand hatte ihn seitdem wiedergesehen.

Waffen, die er getragen, Uniformstücke, die seine Kameraden von ihm aufgehoben hatten, alles lag jetzt auf dem Ehrenplatz im Kriegsmuseum, dicht neben dem eroberten zerschossenen Feldbett des russischen Generals Kuropatkin.

Nun hatte es sich von Mund zu Mund auf den Straßen von Tokio weitergesprochen, daß die Eltern des großen Kriegshelden Kiri, die Mutter, die ihn im Schoß getragen, der Vater, der ihn gezeugt hatte, auf das Paradefeld kämen. Dort stand ein mächtiger stacheliger Triumphbogen, aufgebaut aus erbeuteten russischen Bajonetten. Weit über das morgensonnige Feld blendeten die langen Reihen von erbeuteten russischen Kanonen, aufgestapelten Stahlgranaten und

eroberten Torpedogeschossen. Und über der Holzhalle des Kriegsmuseums wimmelte ein Wald von erbeuteten Fahnen, die den Himmel bunt belebten, ähnlich den bunten Scharen von Papiersfischen, die am ersten April über den Dächern flattern.

Der Älteste der angesehenen Männer aus Karasaki sagte: „Alle diese Fahnen hat euer Kiri erbeutet! Für jede seiner Heldentaten hängt eine Fahne dort über dem Dach des Kriegsmuseums, in dem euer Sohn jetzt als ewiger Name wohnt, angebetet vom japanischen Volk wie ein Kriegsgott.“ —

Geehrt von Kaiser und Reich, kehrten die Fischersleute nach den Friedensfeierlichkeiten wieder heim nach Karasaki. Und als man ihnen in der Stadt Karasaki eine neue Hütte bauen wollte und dem Vater einen neuen Kahn geben wollte, sträubten sich die beiden Alten und sagten: „Das Holz des Kahnes und die Bambuswände der Hütte und die Papierscheiben, die mit uns alt und grau geworden sind, und die mit Kiri so oft den Nachregen fallen hörten, — alle diese Dinge sind wohltonend geworden vom Alter und den Erinnerungen und wohltonend von dem Nachregen, der melodisch auf sie gefallen ist; wir leben im Alten wohler als im Neuen, wir alten Leute.“

Den Regen von Karasaki hören bedeutet am Biwasee heute noch, daß dich dann nie ein Mißlaut beirren wird; denn Kiris Heldenseele lauscht mit dir, und dieser Nachregen singt von Liebe und Unsterblichkeit.

Die Abendglocke vom Mijderatempel hören

Der älteste Baum Japans steht am Biwasee, nicht weit von der Stadt Ozu, nicht weit von den Tempelterrassen des Mijderatempels, der auf grünem Hügel über einem Kryptomerienwalde liegt.

Als dieser viel tausend Jahre alte Baum nicht höher als ein Grassalm war, leuchtete der harfenförmige Biwasee dicht bei dem Baumschößling ebenso

wie heute noch unverändert bei der alten, zerklüfteten Baumruine.

Dieser älteste Baum Japans stützt sich jetzt wie ein gealterter Gott, der Hunderte von Armen vom Himmel über die Erde ausbreitet, auf Hunderte von Stangen, die gleich Hunderten von Krücken und Stelzen sein morsches Dasein tragen.

Damals, als der Baum jung wie ein Halm war, war aber der Mijderatempel noch nicht gebaut, und niemand hörte noch den wunderbaren Klang der Mijderaglocke, die abends beruhigend wie eine singende Frau ihre Stimme von den Tempelterrassen an dem alten Uferbaum vorüber zur Harfe des Wimasées schickt.

Dieser Baum wurde in ferner Vorzeit aus China nach Japan herübergebracht, als winziges Würzelein zuerst; und in Japan erfuhr man erst sehr spät seine chinesische Geschichte.

Als der Baum so groß wie ein Menschenkind wurde, hatte er noch nicht mal einen Japaner gesehen. Und als die ersten japanischen Menschen zu ihm kamen, war er schon in den kräftigsten Mannesjahren und fast so hoch wie die Kryptomerienbäume des nahen Bergwaldes.

So ein Baum, der nie von der Stelle rückt, und dessen Umgebung gleichfalls nie fortreißt, und der nur die Bewegungen der Jahreszeiten kennt, hat ein vorzügliches Gedächtnis. Dies drückt sich aber nicht darin aus, daß sich sein Mark Gedanken macht über das, was gewesen ist oder was kommen wird, sondern das Gedächtnis eines Baumes liegt immer offen an seiner Außenseite. Die Furchen und Rinden haben sich jeden Tag mit Linien, Eingrabungen, Knorpeln, Schürfungen die kleinsten Erlebnisse wie mit einer stenographischen Schrift in Zeichenschrift notiert. Wie der Baum sich dehnte, wenn ihm in der Welt wohl war, und sich verborfte und sich verpanzerte, wenn ihn die Welt bedrohte, vergrübelte sich seine Rinde und faltete sich zu einer Zeichenschrift.

Die Schriftgelehrten der Bäume sind die Ameisen, die Libellen, die Vienen, die Vögel. Die Vorken-

käfer und Borkenwürmer sind untergeordnetere Schriftseher, die an der Schicksalsprache des Baumes, an der Rindenschrift mitarbeiten.

Diese Sprache der Bäume entdeckte eines Tages, als die Japaner noch vorzeitliche Bastkleider, Blättergewänder und verwildertes Kopfsaar trugen, nicht in Japan, sondern in China, ein weiser Einsiedler. Der hieß Ata-Mono.

Die Geschichte Ata-Monos liegt weit zurück; sie fällt vor die Entdeckung des alten Baumes am Wivasee.

Als Ata-Mono die ersten Schriftzeichen in einem chinesischen Weidenbaume entdeckte, las er auch in der Baumrinde das Mittel, seinen Leib unsterblich zu erhalten. In dem Bast jenes Weidenbaumes in China stand geschrieben, daß jeder Mensch, ob groß oder niedrig, ob klug oder beschränkt, ob schwach oder stark, alt oder jung, sich die Unsterblichkeit des Lebensfadens und auch des Leibes erhalten könne, wenn er einmal im Leben beim Laut einer bestimmten Harfe einschlafe. Diese Harfe, sagte der chinesische Weidenbaum, sei nicht in China, aber nicht weit über dem Meer in einem kleinen Inselnd, das damals in China noch keinen Namen hatte und nur von einigen „das Land des ewigen Feuers“ genannt wurde, weil der Feuerfrater Fushiyama dort immer rauchte.

Ata-Mono suchte den Weg dorthin und las von Baum zu Baum die Rindensprache, bis er ans Meer kam; aber niemand konnte ihn hinüberführen, denn nur Schiffe, die durch Zufall nach dem Inselnd verschlagen wurden, alle hundert Jahre einmal, hatten Kunde von dem Feuerland gebracht, in dem Ata-Monos Harfe liegen sollte.

Ata-Mono saß jetzt jahraus, jahrein am Meer und schmachtete nach der Unsterblichkeit, kehrte seinem Vaterlande den Rücken und sah mit seinem Angesicht Tag für Tag nach Osten, wo hinter den Wellenbergen das kleine Land des ewigen Feuers war, darin die fremde Harfe liegen sollte.

Eines Tages kam ein Oststurm. Ata-Mono zog sich etwas weiter vom Strand zurück. Da sah er in der Ferne über dem aufgerüttelten Meer ein viel-

armiges Wesen. Das kam mit senkrechttem Leib und dunkeln Krallen wie ein mächtiger, belaubter Baum über das Meer geschossen.

Ata-Mono hielt die Erscheinung zuerst für ein Gespenst, dann für einen Drachen, und dann erkannte er, daß der vielarmige, riesige, aufgerichtete Körper wirklich ein Baum war, ein grüner, frischer Kryptomerienbaum mit feuerrotem Stamm; denn die Rinden der Kryptomerienbäume leuchten rot, wenn sie naß werden. Dieser Baum troff von Seewasser, schoß an den kieseligen Strand; und als wandere er lebhaftig auf seinen Wurzeln, eilte er, vom Wind getrieben, eine Viertelstunde tiefer in das Land hinein, bis er andere Bäume fand, in deren Nähe er windgeschützt stehen blieb und sich mit seinen Wurzeln, wie mit riesigen Adlerkrallen, feststellte.

Ata-Mono kannte keine Furcht; und als der wunderbare Baum wie eine rote Fackel über das Wellengewühl des Meeres aufrecht daherkam und seine finsternen Zweige wie schwarzen Rauch in die Luft streckte, da wich der sehnsüchtige Träumer nicht zurück, denn er war ja der erste Vertraute, den die Bäume sich unter den Menschen auswählt und dem sie ihre Rindenschrift in einer guten Stunde zu erkennen geben hatten; und er kannte keine Furcht vor den Bäumen, auch nicht vor diesem seltsamen übers Meer gewanderten Baumriesen.

Ata-Mono legte sich in dieser Nacht unter den neu-angekommenen Baum, nachdem er Wurzeln und Rinde von Tang, Seeschlamm und Seemuscheln gereinigt hatte; und er schlief ein mit dem Bewußtsein, daß dieser Baum zu ihm allein nach China und sonst zu keinem andern gesendet war. Und er freute sich, am nächsten Morgen aus der Rinde dieses Baumes Schicksale und Gedanken und Wünsche dieser Kryptomerie zu lesen und vielleicht zu erfahren, wie er nach dem kleinen Land des ewigen Feuers zu jener Harfe gelangen könne.

Der Morgen kam, und Ata-Mono studierte bis zur untergehenden Sonne, ohne zu essen, ohne zu trinken, ohne aufzuschauen, die Gruben, Windungen und Fur-

chen in der Rinde seines Baumkameraden. Aber es war ihm unmöglich, die Zeichen der Rinde zu entziffern, er verstand nichts von der Sprache dieses Baumes. Die Zeichensprache aller chinesischen Bäume konnte er lesen, an diesem Baum aber blieb sie für ihn unleserlich. Und Ata-Mono weinte, als die Sonne untergegangen war und er unter dem unbegreiflichen Baum saß, unwissend und einsam.

„Wenn ich dich nicht lesen kann, so sprich!“ schrie er den Baum ungeduldig an, als die Sonne zum letzten Male aufleuchtete und den Stamm rot bestrich.

„Herrlicher, herrlicher Baum!“ schrie Ata-Mono voll Entzücken, weil der Baum von der Wurzel bis zur Krone wie eine feurige Kohle leuchtete.

Der Baum schwieg. Die Sonne ging unter.

Ata-Mono schrie: „Ich schwöre, daß ich nichts mehr essen und nichts mehr trinken werde, bis du mich deine Rindenschrift lesen läßt, oder bis du mir jemanden sendest, der mich deine Schrift lehrt.“

Und Ata-Mono lief zum Strand und stopfte sich den Mund mit Kieseln voll, weil er nicht mehr essen, nicht mehr reden, nicht mehr schreien und nicht mehr atmen wollte.

Halb erstickt lag er am Strande und haßte den neuen Baum und haßte China und haßte seine Sehnsucht nach der Unsterblichkeit.

„Ich will die Harfe vergessen,“ dachte er und lag in den letzten Atemzügen. Dann wurde ihm wohler. Wie beruhigend ist es doch, wenn man einen wilden Wunsch aufgibt! Man steigt herab wie von einem wilden Pferd und hat wieder festen Boden unter den Füßen.

Nach dieser beruhigenden Betrachtung richtete er sich gedankenlos auf, nahm die Steine gedankenlos aus dem Munde und schöpfte frischen Atem. Dann sprang er auf seine beiden Beine, streckte die Arme aus und lachte wieder zum ersten Male seit vielen Jahren. Und seine Stirn, die immer gegrübelt hatte, wurde blank und jung wie die aufgehende Mondscheibe.

„Ach, Mond, lebst du noch? Ich habe dich lange

nicht gesehen.“ Und Ata-Mono bewunderte die kleinste Muschel im Mondschein, die Grübchen im Sand und die Wölklein, die mit dem Mond zogen, denn er hatte seit Jahren nur Bäume und Baumrinden gesehen und alles andere vergessen. Und nun ließ er auch sein Gehör wieder zu sich kommen. Er, der nur mit den Augen an den Baumrinden gelebt hatte, horchte, wie das Dünengras raschelte, wie die Dünenmäuse miteinander wisperten, wie die Füchse hinter den Baumwurzeln bellten, wie die Eulen sich zuriefen, und wie die Fische im Mondschein plätscherten. Und nachdem er sein Gehör befriedigt hatte, sagten seine Zunge und sein Gaumen zu ihm, seine Zähne und sein Magen und sein gefühltes Blut: „Weißt du, es gibt ganz andere Dinge zu essen als Baumsaft und Baumrinde, wovon du dich jahrelang genährt hast. Hörst du nicht? In der Ferne gackern Truthühner im Schlaf. Und Schweine grunzen im Schlaf, weil ihnen der Mond auf die Rüssel scheint. Und Bauernhöfe sind in der Nähe, wo du Eier, Schweinespeck, gebackene Fische und Reis essen kannst. Und sehnst du dich nicht nach Wärme am ganzen Leib? Und hast du nicht dort, wo den andern Menschen ein verliebtes Herz sitzt, einen bitterkalten Fleck in der Brust?“

Ata-Mono seufzte tief auf, weil alles ihm wahr schien, was seine Sinne zu ihm sagten. Er stand auf und erinnerte sich, daß die Menschen Kleider trugen. Und er flocht sich noch in der Nacht ein langes Hemd aus gedörtem Tang, und er war eitel genug und flocht sich Ketten aus Muscheln daran und Ketten aus Muscheln ins Haar, weil er den Dirnen, denen er begegnen sollte, zu gefallen wünschte.

Ata-Mono ging dann, als es kaum Tag war, unter den letzten Sternen fort vom Meere, wieder mit dem Gesicht in das chinesische Land hinein.

Bei dem ersten Bauernhaus standen drei Weiber an einem Brunnen. Die sagten freundlich: „Guten Morgen, Ata-Mono.“ Und Ata-Mono dankte und war verwundert, daß man seinen Namen kannte, und er bat um etwas süßes Wasser.

Und während er noch wartete, bis der Eimer aus

dem Brunnen stiege, ging eines der drei Weiber grüßend fort.

Der erste Becher süßen Wassers, den er seit Jahren trank, schien ihm so nahrhaft und so wohltuend, daß er glaubte, es würde ihn nie mehr dürsten. Und er sagte zu den Frauen:

„Ich werde euch später danken, wenn ich einmal reich werde.“

Die Frauen verneigten sich vor Ata-Mono wie vor einem adligen Herrn und sagten: „Du bist der Reichste im Lande!“ Und ihr Gruß und ihre Ehrerbietung machten, daß er sein Herz sich wieder erwärmen fühlte, als schiene ihm die Sonne in den offenen Mund.

Ata-Mono ging, gesättigt durch den Wassertrunk, von dem Bauernhof fort, tiefer in das Land, bewunderte die Reisfelder und die Maulbeerbäume und kam zu einer Ortschaft. Die bestand nur aus zehn Häusern. Aber nahezu dreißig Frauen standen am Eingang des Ortes. Und alle dreißig verneigten sich vor Ata-Mono. Er erkannte unter den Frauen jene, welche die dritte gewesen an dem Brunnen, an dem er vorher getrunken hatte, und die fortgegangen war und hier seine Ankunft angesagt hatte. Er staunte darüber, daß das geschehen war, und er wußte nicht, warum die Leute so viel Wesens aus ihm, dem Unbekannten, machten.

Eine Frau wurde rot und trat vor und sagte: „Unsere Männer sind bei der Feldarbeit und wissen nicht, daß du kommst. Nur wir haben es eben erst durch eine Frau erfahren, daß du nach China zurückkehrst.“

Er konnte vor Staunen nicht antworten und kaum danken, — so tief versiel er in Betrachtungen und erriet nicht, warum alle die Frauen Zeit und Lust hätten, sich um ihn zu kümmern.

Ata-Mono hatte noch nicht den Ort mit den zehn Häusern verlassen, da kamen ihm auf der Landstraße über den nächsten Hügel und über den zweiten Hügel und über den dritten und vierten Hügel schon neue Frauen und Mädchen entgegen. Immer empfing er dieselben Grüße, und immer wieder mußte er hören, daß die Männer bei der Arbeit seien.

Ata-Mono ging über den fünften Hügel. Dort standen schon Reihen von Frauen zu beiden Seiten des Weges. Die hatten sich gelagert und standen auf und verneigten sich. Ihre Reihen waren dicht gedrängt. Aber kurz vor Sonnenuntergang, am sechsten Hügel, dahinter die Hauptstadt der Provinz lag, standen die Frauen nicht nur am Wege, sondern saßen auch in den Zweigen der Bäume, und ihre Gesichter waren glänzend wie Lampen am Abend. Die oben in den Bäumen klatschten Beifall, und die, die unten standen, verneigten sich und murmelten Beifall.

Hundert Schritte vor dem Tor und den vier Türmen der Provinzhauptstadt, wo das Frauengedränge am Wege am dichtesten war, hörte Ata-Mono plötzlich einen allgemeinen Schrei des Entsetzens. Ein surrender Laut traf sein Ohr, und ein langer, schwirrender Pfeil sauste vor ihm in den Boden und stand senkrecht und zitternd fest vor seinem Fuß.

Er staunte, aber er ließ sich nicht in seinem Weg stören und tat drei Schritte weiter. Da stürzten schnell drei Speere vor ihm nieder. Der eine zerschellte an einem Baum, der zweite durchbohrte ein Weib am Begräbniß, der dritte fuhr durch Ata-Monos Haar und riß die Muschelfette aus seinem Haar mit sich.

Gleich darauf sah Ata-Mono, daß die Frauen auf den vier Türmen des Stadttors in Aufruhr gerieten und von jedem Turm einen Mann herunterstürzten.

„Was bedeutet das?“ fragte Ata-Mono die zwei Frauen, die ihm zunächst standen.

„O, Herr, ein paar eifersüchtige Männer wollen euch töten,“ sagte die eine der beiden Frauen eifrig; die andere lachte.

„Warum sehe ich nur Frauen und keinen Mann, der mich begrüßt?“ fragte er weiter.

„O, Herr, der Regent hat befohlen: am Tage, wo ihr vom Meere wieder nach China zurückkehren müßet, dürfe kein Mann sein Haus verlassen und kein Mann die Straße betreten, da die Eifersucht der Männer grenzenlos ist, und weil dich alle Männer hier hassen.“

Ata-Mono sagte verwundert: „Ich habe seit Jahren

keine Männer gesprochen. Warum hassen sie mich, und warum sind sie eifersüchtig auf mich?"

„Herr, ihr wißt nicht, daß der Regent tief betrübt war, weil ihr, der ihr der erste seid, der die Sprache der Bäume verstand, — weil ihr China den Rücken kehren wolltet.“

Ata-Mono staunte:

„Ich habe es niemand erzählt. Woher weiß der Regent, daß ich die Schrift der Baumrinden lesen kann?"

„Herr, man sah euch ja täglich in eurem Heimatsort an allen Wegen, in allen Wäldern, wie ihr laut die Sprache der Bäume entziffert habt. Die Menschen standen in Scharen um euch und lernten von euch das Lesen der Rinden. Und jetzt lesen alle unsere Männer und verstehen die Sprache der Bäume wie ihr.“

„Sind sie deswegen eifersüchtig, eure Männer, weil ich der erste war, der die Sprache der Bäume verstand?"

„O nein, Herr, sie sind eifersüchtig, weil der Regent am Tag, da ihr China den Rücken wendetet und ans Meer gingt, geschworen hat, daß ihr an dem Tag, an dem ihr umkehren würdet und unter sein Volk zurückkehren, — daß ihr dann die Wahl haben würdet unter allen Frauen, ob verheiratet oder unverheiratet, ob hoch oder niedrig; ja, die Regentin selbst dürft ihr als Frau euch erwählen. Aber ihr müßt euch entscheiden, ehe die Sonne dieses Tages untergeht. Habt ihr dann nicht gewählt, wird man euch morgen töten. Der Regent will, daß ihr, tot oder lebendig, jetzt im Lande bleibt, und daß ihr nicht den Ruhm des Landes gefährdet, daß ihr nicht auswandert oder eine Frau aus einem andern Volke wählt als aus dem unsern.

Die Männer, die vorhin von den Türmen gestürzt wurden, waren die Männer von den vier schönen Töchtern des Regenten; diese vier Männer wollten euch töten, ehe ihr die Stadt betreten hättet, weil sie bei eurer Brautschau für ihre Frauen fürchteten.“

Ata-Mono sagte: „Alle hunderttausend Frauen des Landes sind mir willkommen. So wenig, wie ich jetzt

mehr den Willen zur Unsterblichkeit habe, so wenig Willen habe ich zur Liebeswahl. Ich werde also morgen sterben. Warum bin ich nicht schon vorhin gestorben, als der Pfeil zielte und die Speere eine Frau töteten, statt mich zu töten?"

„Komm!“ sagte das Weib, das ihm geantwortet hatte. „Lege deinen Arm um mich und verkündige mich als deine Frau. Dann wirst du nicht sterben müssen. Und ich will dir helfen, dir die Unsterblichkeit zu sichern, die du am Meer vergeblich erwartet hast.“

Ata-Mono fragte rasch:

„Kennst du die Rindensprache der roten Kryptomerienbäume?"

„Natürlich," sagte die Frau ebenso rasch. „Ich habe zwar nie einen solchen Baum gesehen, ich kenne aber seine Rindenschrift wie die Linien meiner Hand.“

Ata-Mono fragte noch rascher:

„Weißt du, wo die Harfe liegt, die ich suche?"

„Natürlich," antwortete ebenso rasch die Frau. „Alle Bäume erzählen es, daß die Harfe im kleinen, ewigen Feuerland liegt.“

„Weib, weißt du den Weg dorthin?"

„Natürlich. Ich werde ihn dir schon zeigen. Wenn du mich zu deiner Frau gemacht hast, werde ich ihn in Erfahrung bringen. Alles wird mir gelingen, wenn du mich liebst.“

„Wirst du mir treu bleiben, wenn ich dich heirate, und willst du die Unsterblichkeit mit mir teilen?"

„Treu bleiben?" fragte das Weib und schmolte. „Das ist das Natürlichste von der Welt. Das verspreche ich dir gar nicht. Aber die Unsterblichkeit werde ich natürlich mit dir teilen.“ — —

Ata-Mono betrat die Stadt nicht. Siebenundneunzig Schritte vor der Stadt, heißt es in den chinesischen und japanischen Chroniken, legte er seinen Arm um ein Weib. Aber nicht um das Weib, das er ausgefragt hatte, und welches immer so geläufig „natürlich" geantwortet hatte, sondern um eines, das daneben gestanden und zu allem gelacht hatte, melodisch und freundlich wie eine singende Glocke.

Diese Frau hatte Ata-Mono nichts versprochen, und die Länder ehren heute noch ihr Andenken und ihr singendes Lachen.

Als der große chinesische Weise und Wissende und sein lieblich lachendes Weib nach glücklichster Ehe hochbetagt starben, begrub man beide am Meeresstrande unter dem rätselhaften Baum, dessen Rinde Ata-Mono niemals entziffert hat. —

Hunderte Jahre nachher, als die Chinesen Japan entdeckten und den harfenförmigen Wivasee, als die große Harfe, im Lande des ewigen Feuers liegen fanden, brachte man dorthin ein Reis jenes unerklärlichen Baumes, zu einer Zeit, wo die Japaner noch in Blätterkleidern und mit ungekämmten Haaren das kleine Feuereiland bewohnten und die Chinesen dort die ersten Apostel höherer Bildung und Gesittung wurden.

Und wieder einige Jahrhunderte später, als die ersten chinesischen Buddhisten-Mönche die Religion des Pflanzens, des Tierreiches und des Menschenreiches den Japanern gaben und ihnen die Verbrüderung aller Weltallwesen lehrten und Mönche den Mijderatempel mit seinen Terrassen am Wivasee bauten, da erinnerte man sich wieder des rätselhaften Baumes, der nun durch die Jahrhunderte stark und mächtig geworden war. Und jeder, der zu dem Baum am Wivasee kam, sprach von Ata-Monos Geschichte, bis eines Tages ein japanischer Mönch geboren wurde. Dieser war der erste, der die Rinde des alten, rätselhaften Baumes am Wivasee entziffern lernte, die bis dahin unleserlich geblieben war. Und er las zu seinem Erstaunen von der Baumrinde den Satz:

„O wisse, Mensch, und höre mich, der ich alt werde wie die Erdrinde! Mir und allen, welche so alt werden auf der Erde, steht die Liebe höher als die Unsterblichkeit.“

Und diesen Spruch las der japanische Mönch millarden- und milliardenmal in die Kronenäste, in den Stamm und in die Wurzelrinden gegraben; bis zur tiefsten Wurzel drunten in der Erde sprach der Baum keinen andern Satz.

Nun erinnerte man sich auch, daß Ata-Mono, seitdem er glücklich mit dem lachenden Weibe lebte, nie mehr von der Unsterblichkeit gesprochen, daß er sein Weib niemals nach dem Wege zur Unsterblichkeit gefragt hatte. Und aus der Vergangenheit stieg das Lachen jenes Weibes, wie aus einem Grab, als Mönche eine Glocke gegossen hatten, die noch heute abends im Mijderatempel geläutet wird, und deren Stimme wie die sanftgewordene Stimme von Jahrtausenden klingt, und die den singenden Ton eines glücklichen Weibes hat.

Der alte Baum ist heute nur noch ein Stummel, von Stelzen und Krücken gestützt. Zu dem Platze, wo er am See steht, führt ein hölzernes Tempeltor. Seine Zweige sind mit Tausenden von weißen Gebetszetteln behangen. Tausende von Pilgern aus Japan und China besuchen ihn, den Unsterblichen, der verkündet: „Die Liebe ist größer als die Unsterblichkeit“, und nennen ihn „den Glücklichen“, weil er Abend um Abend die kostbare Frauenstimme der Abendglocke des Mijderatempels belauschen darf, die jenem weiblichen Lachen gleicht, bei welchem einst Ata-Mono den Wunsch nach Unsterblichkeit vergaß.

Sonniger Himmel und Brise von Amazu

Im brütenden Hochsommer ist der Biwasee wie eine gute, erquickende, milchreiche Amme, die Tausende von Japanern an ihrer Brust einwiegt.

Die leichten Buchten des ovalen Sees und seine geschwungene Harfenlinie sind von farbig gekleideten Menschenkindern umvölkert, gleichwie von roten, grünen, blauen und weißen Käfern. Gruppen von Badenden spielen im Schilf, unschuldig nackt wie Neugeborene. Die Stimme der Wellen, die sonst Tag und Nacht raschelt, und die zischelnden Schilfstimmen sind alle überstimmt von dem Geficher und Gerufe der Menschen in Ruderbooten und Segelbooten und von spielenden Menschengruppen am Kiestrand. Bis in

den Abend schallen die Rufe, und bis in den Mondschein der Sommernächte antworten sich die Menschenstimmen über dem Wasser, — Mädchen-, Frauen-, Männer- und Kinderstimmen. Die große Harfe des Biwasees hat unter dem sonnigen Himmel ihre Wasserstimme eingetauscht gegen die Skala der Menschenstimme.

Nur am schläfrigen Hochsommertag, wenn das Seewasser faltenlos mit dem sonnigen Himmel eingeworden ist und kaum noch eine dünne Haarlinie die Seehöhe von der Himmelshöhe trennt, dann ist da eine Sekunde, die jedem ewig im Gedächtnis bleibt, der einmal den Seesommer am Uferrand dort eingeatmet hat, — eine Sekunde, die in die Einheit des sonnenglatten Sees eine Teilung bringt, als ob in einem lautlosen Zimmer, in dem zwei Glückliche umarmt Gesicht an Gesicht liegen, ein einziger Glückseufzer die Stille unterbräche und an ein fernes und künftiges glückliches Leben sich anschlüsse. Das ist die Brise von Amazu, die wie ein großer Glückseufzer über den Hochmittagsee durch die Sommerstille kommt.

Die Brise von Amazu bringt eine Seespiegelung mit sich. Aus rosigen und bläulichen Perlmutterfarben steigt eine Gespensterlandschaft über der Seefläche auf. Mitten im hellen Mittaglicht verwandelt sich der See gleichsam in eine grünliche Wiese, überhangen von den Gliedern rosiger Kirschbäume, die sich im Hitzegitter zu bewegen scheinen, und ferne Schilfspitzen verwandeln sich in die Silhouetten von Tänzerinnen, welche die zerbrechlichen Linien von japanischen Mädchen zeigen. Die Erscheinungen der blühenden Kirschbäume gleichen irisierenden Reflexen von aufsteigenden Wolkenrändern. Der Kirschengarten, in den sich der See verwandelt, ähnelt einer japanischen Perlmutterlandschaft auf bläulichem Silberlack. Dieses Seegesicht, das nur bei sonnigem Himmel und nur bei der Brise von Amazu und nur im Hochsommer erscheint, übt eine Zauberkraft auf Menschen aus, sagen die Japaner, so daß man über den Bootrand wie von der Schwelle eines Hauses hinaustreten und zu Fuß über die Perl-

mutterfläche gehen kann, ohne zu versinken, getragen von der Begeisterung, vom sonnigen Himmel und von der Brise von Amazu. In diesen höchsten Sekunden der See-Ekstase sollen Menschen von Boot zu Boot gegangen sein, Viertelstunden weit über das Wasser, ohne unterzusinken, ohne den Fuß mit einem Wassertropfen zu benetzen. Aber wehe denen, die nicht Schritt halten mit der Begeisterung des Sees, nicht Schritt halten mit den Glücksaugenblicken und der Glückstärke des sonnigen Himmels und der Brise von Amazu.

Nur so lange die Brise währt, währt der Enthusiasmus des sonnigen Himmels, der den Menschen stehenden Fußes über das Wasser trägt. Legt sich die Brise, so läßt der sonnige Himmel die Wasserrwanderer los, und sie werden vom See tiefer verschluckt als sonst Ertrinkende.

Vermessene, die sich stärker glauben als das Glücksgefühl des sonnigen Himmels und der Brise von Amazu, und die auch nur eine halbe Sekunde das Glücksgefühl nicht aufgeben wollen, nachdem die Brise sich schon gelegt hat, schießen senkrecht zum Seeboden, von der Gegenkraft des einsetzenden Unglücks gepackt und versteinert. Man sagte, vom Unglück wie zu Eisen verhärtet und schwarz wie Meteorsteine stünden ihre Körper wie Statuen unten auf dem Seegrund.

Aber die größte Strafe dieser Vermessenen ist, daß solche jählings Versunkenen nie mehr geboren werden können, daß ihre Seelenwanderung abschloß, ehe ihre Seele sich zum Nirwana hob, und daß sie die dumpfsten Weltüberreste sein werden, wenn das ganze Menschengeschlecht zum Nirwana eingegangen ist.

„Die Brise von Amazu hat ihn verlassen“ oder „der Brise von Amazu trozen wollen“, sagen die Japaner sprichwörtlich von Menschen, die das Glück, das sie verläßt, mit den unmöglichsten Mitteln festhalten wollen. Und sie schenken einem solchen Menschen, um ihn zu warnen, ein kleines, schwarzes Bronzeamulett, das nichts ist als eine schwarze, eiserne Träne. Dieser Eisentropfen sieht aus wie der Haarschopf eines Menschen, der senkrecht ins Wasser schießt. Hört ein Freund auf diese Warnung nicht, so sendet man ihm

einen Fächer, darauf ein Mensch gezeichnet ist, der über Wellen wandert. Und ist ihm diese Warnung noch nicht genug, so singt man ihm folgendes Lied abends unter den Fenstern:

Gab dir heute der sonnige Tag,
Als der See im Mittagschlaf lag,
Freude und einen glücklichen Sinn
Und Götterkraft deinem Fuß im Schuh, —
Dann sieh jetzt vorsichtig vor dich hin.
Glück währt nie lang,
Wir sind um dich bang,
Glück und Tod bringt die Brise von Amazu. —

Omiya und Amagata waren zwei Turnlehrer in Ozu und zogen mit ihren beiden Knabenschulen an einem Sommertage in Rähnen auf den Biwasee hinaus, den ganzen Tag an den Ufern entlang. Die Schulknaben konnten nicht schwimmen, aber nur wenigen fiel es ein, sich vor der schwindelnden Tiefe des Biwasees zu grauen, und sie füllten die Luft mit Gelächter.

Die Schulklasse eines jeden Lehrers war nicht groß und saß in je einem Kahn. Nun wird in Ozu erzählt: Die heiße Mittagstunde kam, und die Rähne befanden sich auf der Höhe des Sees, wo man fast keine Ufer sieht, nur den bläulichen Hizedunst in der Ferne. Die beiden Rähne schienen zwischen Himmel und Erde wie zwei abgeschossene Pfeile durch die Luft zu gleiten. Blau verschmolzen lagen der glatte Himmel und das glatte Wasser beieinander.

Da verwandelte sich vor den Augen der Kinder der See in jene unwirklichen Wiesen, wie sie sonst auf Bildern glatt gemalt und grüspanfarbig zu sehen sind. Kirschbäume stiegen auf, als käme der rosigste Frühling noch einmal in den Hochsommer herein, und kleine Mädchen in taubenblauen Gewändern klatschten rhythmisch in die Hände und umwandelten die dunkeln Silhouetten der Kirschbaumstämme. Bald gaben sie sich die Hände, bald breiteten sie die Arme. Einige knieten, andere glitten im Kreis um die Knienden.

Die Lehrer und die Knaben konnten glauben, sie

seien mit den Rähnen unter Kirschbäumen gelandet, in einer Seegegend, wo die Kirsche erst im Hochsommer blüht, und wo die Mädchen den Frühlingsgöttheiten eine Tanzeremonie ausdenken, um der lächelnden Kirschblüte zu huldigen.

Kein Knabe war zu halten. Alle verließen die Boote, liefen auf die Wiesen, kauerten im Kreis unter den Kirschbäumen und begleiteten mit rhythmischen Handeklatschen die Mädchenfüße.

Aber Kinder, die nichts vom Glückswechsel und von Beherrschung der Glücksekunden verstehen, können auch nicht auf den Augenblick der Windstille nach der Brise von Amazu achten.

Die lebhafteste Brise, die mit den Kleidern der Kinder spielte, mit den äußersten Spitzen der Kirschbäume, mit den glitzernden Grashalmen der grüspanfarbigen Wiesen, legte sich plötzlich, und tiefe Lautlosigkeit trat ein. Vergeblich schrien die beiden Lehrer aus jedem Boot den übers Wasser wandernden Kindern zu. Kinder sind taub, wenn sie spielen. Kein Knabe kehrte zurück, als die Brise von Amazu sich legte.

Wie wenn ein Spiegel einbricht und die Glassplitter trübes Glasmehl werden und kein Gesicht mehr hergeben, das hineingeschaut hat, so blieben alle Schulkinder im See verschwunden.

Die beiden Schullehrer kamen drei Tage später, nachdem sie den ganzen See abgesucht hatten, ohne Kinder zurück nach Ozu, wo der Jammer um die verschwundenen Schulklassen so groß war, daß viele Väter noch in derselben Nacht Selbstmord begingen und viele Mütter hinaus zum See stürzten und sich ertränkten.

Auch der eine Lehrer, sein Name war Amagata, wurde am nächsten Morgen tot in seiner Wohnung gefunden, erwürgt von Nachtgeistern, sagten die Leute. Der andere aber mußte seine Schulstellung aufgeben und wurde Polizist.

Eines Tages beurlaubte sich dieser Mann, welcher Omiya hieß, und sagte, er wolle sich ein Mädchen zur Frau aus Amazu holen. Und als man ihn fragte, warum gerade aus Amazu, von wo doch das Unglück über ihn und Amagata gekommen sei, da schüttelte er

nur den Kopf und sagte finster: „Auf Glück folgt Unglück und auf Unglück Glück. Darum muß das Mädchen, das ich liebe, aus Amazu sein und mir Glück bringen, weil ich dort mein größtes Unglück hatte.“

Wenige Tage später brachte Omiya auch wirklich auf seinem Kahn eine Frau aus Amazu nach Dzu, schloß sein Weib in sein Haus ein und zeigte es niemand.

Die Frau gebär einen Knaben. Der sah, als er größer wurde, dem ermordeten Lehrer Amagata auffallend ähnlich.

Nach der Geburt des Knaben trat eine Veränderung mit Omiya ein. Er vernachlässigte seine Frau, er vernachlässigte sein Haus, er vertrank sein Geld, er vermied es, sein Kind zu sehen, und trug immer in seinem Mund eine kleine, kalte Pfeife, die er nie anzündete, die er aber alle Augenblicke ausklopfte, als habe er sie ausgeraucht.

Dieses Klopfen der Pfeife des Polizisten Omiya war in ganz Dzu als Signal bekannt. Die Kinder flüchteten in die Häuser und versteckten sich hinter die langen Ärmel der Mütter, wenn am Ende der Straße das Klopfen der Tabakpfeife des Polizisten Omiya ertönte. Nachts schrien Knaben und Mädchen im Schläfe auf, wenn unter den Fenstern der Polizist vorüberging und seine Pfeife an die Hausdecke pochte.

Ältere Leute, die nachts noch bei der Kerze lasen, löschten das Licht aus, wenn sie das Klopfen der Pfeife hörten. Junge Männer, die eben aus dem Teehaus heimgehen wollten, gingen bei dem unheimlichen Klopfen wieder in das Teehaus und bestellten sich eine neue Tänzerin und Reiswein, um nicht an das verurufene Klopfen denken zu müssen. Denn niemand in ganz Dzu wollte mit dem verrufenen Klopfen im Ohr einschlafen.

Aber mit dem feinen Takt der Japaner erzählte keiner dem andern in ganz Dzu, welche Plage ihm das Pfeisengeräusch des Polizisten verursachte. Jeder vermied, von etwas so Unangenehmem, wie die Vergangenheit und das Schicksal des Omiya gewesen, von neuem zu sprechen. Bis eines Tages ganz Dzu von Omiya erlöst wurde.

Es war in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, als der damalige Kronprinz von Rußland Japan bereiste und, gefolgt von verschiedenen japanischen Würdenträgern und begleitet von abendländischen russischen Offizieren, kam und den Wivasee von den Terrassen des Mijderatempels bewunderte.

Es war am frühesten Morgen nach sechs Uhr, zu der Stunde, da die Japaner ihre vornehmsten Visiten machen. Der See lag wie ein großes silbernes Ei in der Sonne, ein großes Silberei, das sich funkelnd um seine Längsachse drehte. Über die Häuser Dzus rieselte der Silberglanz und blendete die Augen der Menschenmengen, die in der Seestraße Kopf an Kopf standen und den ausländischen Prinzen sehen wollten, wie er in der Ritscha vom Mijderatempel zurückkam, — den zukünftigen Kaiser jenes Landes, das so nah an Japan grenzte, und dessen Bewohner meistens hohe juchtene Stiefel tragen, so daß man hätte glauben können, alle die schwerbestiefelten Russen würden eines Tages dem kleinen Japan einen Fußtritt geben, daß es zerstampft sein würde wie eine Fliege auf der Diele.

Auch die Bewohner von Dzu, die in den Morgenstraßen aufgereiht standen, lächelten sauersüß, als dem russischen Kronprinzen vorauf in einigen Ritschas ein paar riesige, schwerbestiefelte russische Generale fuhren, die während des Fahrens nichts von der Morgenschönheit des Wivasees zu bemerken schienen, sondern mit noch übernachtigen Köpfen wie feiste Dämonen in den kleinen Wagen saßen und halb eingeschlafen waren.

An einer Straßenecke war der Polizist Dmiya in dunkler, europäischer Uniform postiert. Zum erstenmal hatte er seine Pfeife nicht in der Hand. Ein kleiner, kurzer Säbel hing an seinem Gürtel. Seine Mütze war tief in die Stirn gezogen, so daß ihn der glänzende Wivasee nicht blendete.

Nun kam der Kronprinz um die Ecke gefahren, und Dmiya sollte die Hand an den Müzenschild führen und den russischen Zarensohn grüßen. Aber die Leute auf der Straße sahen plötzlich den russischen Prinzen

im heftigsten Handgemenge mit Omiya; Omiyas kurzer Säbel blitzte und zerbrach dann wie ein Stück Glas und flog im Bogen in zwei Stücken über die Köpfe der Zuschauer in eine Seitenstraße.

Russische Uniformen und abendländische Fäuste sah man im Gewühl einen Augenblick danach um Omiya toben. Dann verbreitete sich die Nachricht von Mund zu Mund, von Haus zu Haus, von Ufer zu Ufer rund um den Biwasee, über ganz Japan, über Rußland und über Europa, — die Schreckensnachricht, daß der Kronprinz Nikolaus von einem japanischen Polizisten in Ozu am Biwasee angefallen und durch einen leichten Dolchstich am Arm verwundet worden sei. Man erklärte diesen seltsamen Fall damit, daß der japanische Polizist in plötzlichem Irrsinn und unter dem Einfluß der Tobsucht gehandelt habe.

Der Irrsinnige sei dann nach der Tat aus seinem Haftlokal ausgebrochen und habe sich in einem Kahn auf den Biwasee geflüchtet. Und da alle Nachforschungen vergeblich blieben, und da es ein heißer, glühender Tag war, sagten die Leute, die Brise von Amazu habe den Attentäter in den See gelockt.

Omiyas kleiner Sohn wurde an diesem Tage gerade fünfzehn Jahre alt. Das ist das Alter, in dem die japanischen Kinder ihren Kinderrufnamen ablegen und einen Namen für ihre Mannesjahre erhalten. Aber Omiyas Frau verschob wegen des schrecklichen Ereignisses an diesem Tage das Namensfest ihres Knaben, bis sie Kunde haben würde von dem Verbleib ihres irrsinnig gewordenen Mannes.

Einige Tage später, eines Mittags, als die Frau den Reis am Herd rührte, flog ein Kieselstein von der Straße her in den Reistopf.

Die Frau streckte den Kopf über die Altane des Hauses und sah einen in Lappen und Lumpen gewickelten Mann, der ein großes Bündel gemähtes Schilf auf dem Kopfe trug. Die Schilfhalme hingen so dicht vor seinem Gesicht und um seinen Kopf, bis auf die Schultern, daß Omiyas Frau nur ein riesiges Schilfbündel auf zwei Beinen wandelnd die Straße hinabgehen sah.

Sie schüttelte verwundert den Kopf. Die Seestraße

war zur Mittagessunde leer, und die Frau konnte nicht begreifen, wer den Stein durchs Fenster geschleudert hätte. Plötzlich durchzuckt sie ein Gedanke. Sie fährt noch einmal mit dem Kopf über den Altanenrand und betrachtet nochmals den Gang der Männerbeine, die unter dem gelben Schilfbündel die staubweiße Straße entlangschleichen. Sie nickt und murmelt: „Das war Omina.“

Den Stein, den sie schon vorher aus dem Reistopf herausgenommen hatte, wäscht sie jetzt rasch im Wasserbottig rein und betrachtet den Bimafiesel von allen Seiten. Sie erkennt darauf, als sie den Stein über dem Herdfeuer getrocknet hat, eingeritzte winzige Schriftzeichen und liest:

„Tue mit deinem Sohn, der nicht mein Sohn, sondern Amagatas Kind ist, dasselbe, was ich mit Amagata getan habe: töte ihn. Dann halte dich heute um Mitternacht bereit. Du mußt mit mir auswandern. Hätte ich den ausländischen Prinzen getötet und nicht bloß verwundet, so hätte ich Japan einen so großen Dienst getan, daß meine Vergangenheit reingewaschen wäre, reiner als dieser Kiesel des Bimasees. Das Attentat ist mir mißlungen, und ich bin der Mörder Amagatas geblieben und der Mörder der Schulkinder von Dzu. Ich bin aus Eifersucht um deinen Besitz mit Amagata vor Jahren auf der Seehöhe in Streit geraten, und er schlug seinen Kahn und ich meinen Kahn im Kampf um, und alle Schulkinder ertranken. Das hast du bis heute nicht gewußt. Du wußtest nur, daß ich dich zu deinem und meinem Verderben lieben muß. Ich habe dir vorgelogen, daß Amagatas letzter Wunsch war, daß du mich heiraten solltest, wenn er tot wäre. Er hatte mir zwar gesagt, daß er dich in Amazu besucht und verführt habe. Aber ich hatte doch nie geglaubt, daß ich den Anblick seines Kindes nicht vertragen könnte. Tötest du das Kind nicht, so werde ich es töten. — Gehorche jetzt und rotte Amagata vollständig aus unserm Leben aus, indem du sein Kind beseitigst. Der Kampf zwischen mir und Amagata brach aus, als er mir in den Booten auf dem See erzählte, daß er dich besitze, wann er wolle, und

dich bald aus Amazu holen und zu seiner Frau machen werde. Nachdem wir uns im Wasser müde gekämpft hatten, er und ich, und ich sah, daß alle Kinder ertrunken waren und mich selbst beinahe die Kräfte verließen, veranlaßte ich ihn, mich vom Ertrinken zu retten, indem ich sagte, der Verlust der Schulkinder sei mir größer als dein Verlust, und indem ich eine Gleichgültigkeit heuchelte, die ich niemals fühlte, und dabei erklärte, daß ich auf dich verzichten wollte. Amagata, der kräftiger war als ich, nahm mich dann auf seinen Rücken und schwamm mit mir stundenlang, viele Seemeilen bis ans Ufer.

In Ozu verbreiteten wir das Märchen von der Brise von Amazu, das aber trotzdem kein Märchen ist, denn ich habe wirklich einen Augenblick mitten in der Mittagshitze die Erscheinung der Kirschbäume und der tanzenden Mädchen draußen zwischen Wasser und Himmel gehabt. Du kamst mir über das Wasser entgegen, und ich hielt dich glücklich in meinem Arm und erlebte in dieser Vision die unschuldig seligsten Augenblicke meines Lebens, bis plötzlich Amagata neben mir, eingeschlafen und traumredend, das Geheimniß deiner Verführung verriet. Ich versuchte ihn damals zu erwürgen, so wie ich ihn, trotzdem er mich gerettet hatte, noch in derselben Nacht in Ozu wegen der Liebe zu dir erwürgt habe.

Ich gestehe dir dieses alles heute ein, weil du mir hundertmal versichertest, daß du mich mehr als Amagata liebtest.

Mein Kampf gegen Amagata ist aber erst ausgekämpft, wenn sein Sohn nicht mehr am Leben ist. Ich liebe dich. Darum töte Amagatas Sohn, wie ich für dich getötet habe.“

So sprach die Schrift des Kieselsteines zu der Frau.

Der Reis verbrannte am Feuer, das Zimmer füllte sich mit Qualm. Aber der Rauch verzog sich bald wieder, denn das Herdfeuer ging aus, weil die Frau es nicht mehr schürte und den großen, flachen Stein in ihrer Hand hin und her drehte und die Schrift, die winzig gekritzelt, entzifferte.

Es wurde Nachmittag. Die Frau laß immer noch. Wohl wunderte sie sich manchmal, daß ihr Junge, der draußen auf dem See lag und angelte, nicht heimkam und Essen verlangte. Aber der Stein in ihrer Hand, der die tiefsten Geheimnisse zweier Menschenleben zu ihr redete, machte, daß sie bald wieder Zeit, Ort und Wirklichkeit vergaß.

Plötzlich weckte sie ein Gerede auf der Straße, Stimmen sprachen unter dem Fenster den Namen ihres Sohnes und ihren eigenen Namen. Die Stimmen rannten fort und kamen wieder. Füße und Stimmen drängten an ihr Haus. Die Schiebetüre teilte sich, und die Stimmen drängten herein und umsummten sie, und die vielen Füße traten zu ihr heran, und ebenso das Gemurmel. Und sie dachte einen Augenblick: Ist der Reis wieder übergekocht, weil es so laut wird? Da kamen Hände zu ihr, die ihre Hände streichelten. Vor ihr legte man ein nasses, in graue Segeltücher gewickeltes Paket hin. Das roch nach dem Grundwasser vom Biwasee.

Und die Frau mußte an den Wasserkampf zwischen Amagata und Omiya denken und an das Gemurmel und Geseufze und Gegurgel und Geschluchze der ertrinkenden Schulkinder rings um die beiden kämpfenden Männer, und Omiya, der schwächer war und auch am Ertrinken war, und an Amagata, der sie zur Mutter gemacht hatte, gleichfalls an einem heißen Tag, draußen im Boot auf der Seehöhe, und der dann aus ihrem Schoß zu ihren Füßen hinrutschte und nach dem Liebeskampf auf einem Haufen Segeltuch sanft einschließ, und den sie dann zudeckte mit ihrem Gewand. Der See war ihr Hochzeitsgemach gewesen. Der See konnte ihr nichts Böses tun. Was der Biwasee tat, war wohlgetan.

War das Amagata oder Amagatas Sohn, der jetzt starr vor ihr lag in dem nassen Segeltuch?

Die Frau lüftete mit ihrer kleinen, abgearbeiteten Hand ein wenig das Tuch des nassen Paketes. Da sah sie ein Endchen von dem Kleidersaum eines Knabenrockes, den sie selbst genäht hatte.

Sie sah tränenlos hin, ohne Erstaunen, und sagte

zu dem Gemurmel und zu den vielen Füßen, die rund um sie waren:

„Es ist Amagatas Sohn. Der See hat mir Amagata damals geschenkt. Warum soll ich nicht heute ihm meinen Sohn schenken!“

Und das Gemurmel um sie verging allmählich, und die vielen Füße um sie gingen aus dem Zimmer. Und es wurde still, als wäre das Feuer zum zweitenmal im Herd ausgegangen.

„Mein lieber Sohn,“ sagte die Frau, die neben dem ertrunkenen Knaben kniete, „siehst du, hier ist ein Kopfkissen aus dem Biwasee.“

Und sie schob dem Toten den großen, flachen Kieselstein, den sie immer noch in der Hand hielt, unter den Kopf.

„Ich sollte mich jetzt neben dich legen und für immer mit dir einschlafen, Kind. Der Biwasee war mein Hochzeitsbett. Er könnte auch mein Sterbebett werden, wie er deines geworden ist, Kind. Aber ich habe noch eine Rechnung zu machen. Dein Vater Amagata würde mich nicht als deine Mutter im Totenreich empfangen, wenn ich fortgegangen wäre von der Erde, ohne Dmiya zu zeigen, daß ich immer Amagatas Willen tat. Auch wenn ich Dmiya hundertmal sagte, daß ich ihn mehr liebte als Amagata, tat ich das, damit er Amagatas Kind nicht schlug und Amagatas Kind nicht verhungern ließe.“

Dunkle Wasserflecken liefen von der nassen Segelleinwand über die Strohdiele der Stube. Und die untergehende Sonne leuchtete rot über den See draußen und rot über die Wasserflecken im Zimmer.

Die Frau nickte und saß weiß in dem abendroten Gemach, als könne ihr auch die Sonne kein Blut zum Weiterleben mehr geben.

Die Frau nickte und sprach: „Vergossenes Blut braucht nicht mit vergossenem Blut gerächt zu werden. Aber ich will Dmiyas Seele in alle Winde ausschütten, daß sie nie mehr in seinen Körper zurückkehren kann. Ich will Dmiyas Seele ausblasen, daß er hohl herumgeht und die Welt so leer sieht, als wäre der Biwasee ausgetrocknet. Und ein unendlich

großes Loch ohne Glanz und ohne Welle soll den Platz von Omiyas Seele einnehmen.“

Die Nachtzikaden begannen vor den Fenstern zu singen, und die Seelandschaft draußen verflüchtigte sich in Dämmerung. Das kleine Zimmer mit der Leiche, mit der toten Asche auf dem Herde, mit den dunkeln Wasserflecken auf der Diele und mit dem regungslosen, blaßleuchtenden Frauengesicht neben der Leiche war etwas so Stilles im Weltraum, daß im Fensterrahmen die funkelnden Sterne am Nachthimmel dagegen wie gestikulierende, laute Menschengesichter waren, wie ein Volksgetümmel, das Kopf an Kopf mit glänzenden Augen vor den Fenstern ein Schauspiel erwartete.

„Nur warten, nur warten!“ nickte die Frau den Sternbildern zu, die sie für Menschengesichter hielt.

Dann knackte die Diele der Altane. Ein Gewand raschelte. In der Hand eine kleine Blendlaterne, trat der ehemalige Polizist Omiya ein und ließ den Laternenstrahl im Halbkreis durch das Zimmer leuchten.

„Du hast ihn getötet! Gut. Komm!“ sagte stoßweise seine Stimme. Und die Blendlaterne, als wäre sie Omiyas drittes Auge, schoß abwechselnd einen Strahl auf die eingewickelte Leiche am Boden.

„Komm! Wir haben nichts mehr hier zu suchen in Dzu. Wir müssen am Ende des Sees sein, ehe es Tag wird. Steh auf und nimm dein Kleid über den Kopf, daß dich niemand erkennt.“

„Setz dich hierher, ich habe zu reden!“ antwortete Omiya eine Stimme, die er nie gehört hatte. Und er fragte unwillkürlich erschrocken zurück: „Ist Amagata hier?“

„Amagatas Sohn war hier,“ antwortete die Stimme, welche Omiya nicht von der Erde und nicht vom Himmel zu sein schien, — eine Stimme, die war, als spräche einer der bronzernen Versunkenen, die wie Statuen auf dem Grunde des Biwasees stehen, einer von jenen, welche die Brise von Amazu überrascht hatte, und die verschlungen wurden vom Unglück.

„Wer bist du?“ fragte Omiya. „Du bist nicht mein Weib, du, die da spricht.“

„Du hast recht. Es ist Amagatas Weib, das zu dir spricht.“

„Sagtest du nicht immer, daß du mich mehr liebst als Amagata?“ sagte Omiya rasch.

„Du sagtest mir, Amagata hätte sterbend gewünscht, daß ich dich, Omiya, lieben sollte; darum heiratete ich dich, seinen Freund. Aber niemals habe ich dir gesagt und niemals dir gestanden, daß ich nur deshalb auf der Erde blieb, nachdem Amagata tot war, um sein Kind zu gebären, damit dieses so glücklich würde, wie ich glücklich war an meinem Hochzeitstag mit Amagata auf dem See. Das Glück, das ich in Amagatas Armen auf dem See draußen zum ersten Male genoß, wollte ich verlängern, wollte seinen Sohn gebären und nicht sterben, bis Amagatas Fleisch und Blut die Liebe kennen lernen würde und die glücklichsten Liebessekunden, wie ich sie gekannt habe. Amagata, mein toter Geliebter, sollte in seinem Sohn für mich weiteratmen.“

„Verflucht!“ brüllte Omiya. Und seine Kehle gurgelte wilde Laute, wie die Kehle eines, der im dunkeln Wasser um sich schlägt und Wasser schluckt und schreien will und um sich speit und nicht Luft zum schreien findet.

Dann verlösch die Blendlaterne. Es geschah scheinbar nichts im Dunkeln. Kein Seufzen, kein Schreien mehr. Doch fanden am Morgen die Leute von Ozu die kleine, blasser Frau des Omiya erwürgt neben der Leiche ihres ertrunkenen Sohnes.

Omiya aber blieb unauffindbar und ungestraft, was gleich ist mit der größten Strafe der Götter.

Der Wildgänse Flug in Katata nachschauen

In der alten Hauptstadt Kioto, in der ältesten Künstler-, Tempel- und Kaiserstadt Japans, hatten im Mittelalter viele Maler den Auftrag erhalten, die Gemächer eines Bergtempels zu bemalen. In diesen Tempel zog sich die kaiserliche Familie in den Som-

mertagen zurück und pflegte dort einige Wochen unter der Obhut der reichen Mönche zu wohnen.

Die Maler begannen ihr Werk. Einer malte einen Saal, wo Sperlinge in Scharen über die Wände flogen und sich in Reisfeldern und Bambushainen auf Halmen und Rohren schaukelten. Ein anderer Maler malte auf Silberpapiergrund einen Saal, wo große Meereswellen aufrauschten und die vier Wände umschäumten. Wieder ein anderer Maler malte einen Saal voll von Katzenmüttern und jungen Katzen, die in Blumenkörben spielten und die Blütenköpfe großer Päonien zerpupften.

Der erste Saal wurde der Sperlingsaal genannt, der zweite der Saal der schäumenden Wellen, der dritte der Saal der spielenden Katzen.

Der Kaiser und die Kaiserin, die an der Ausschmückung viel Anteil nahmen, ließen sich jedesmal, wenn ein Saal beendet war, in Sänften und mit großem Pomp zu dem Bergtempel tragen und verbrachten eine Teestunde in dem neuen Saal. Und sie nahmen öfters ihre jungen Prinzessinen mit, drei an der Zahl. Und der Kaiser sagte zur ältesten eines Tages, als sie den Tempel wieder besichtigten:

„Wünsche dir einen gemalten Saal, mein Kind! Vielleicht haben die Maler die Freundlichkeit und werden von glücklichen Augenblicken begünstigt, dir einen Saal zu malen nach deinem Einfall.“

Die älteste Prinzessin, die einen kleinen japanischen Seidenpinscher auf ihrem Arm trug, mit dem sie spielte, wünschte sich einen Saal voll Schoßhündchen, die um sie spielen sollten. Und die Maler malten ihr diesen Saal.

„Nun wünsche du, mein Kind, was du gemalt haben willst!“ sagte der Kaiser zur zweitältesten Prinzessin.

Diese wünschte sich etwas ganz Unmögliches: einen Saal, wo der Mondschein käme und ginge, und in welchem keine Farben sein sollten.

Die Maler brachten auch diesen Saal zustande. Sie teilten einen Saal in zwei Teile. Die eine Hälfte sah nach Osten, die andere nach Westen, und jeder Saal

teil hatte einen Altan. Von dem einen Altan sah man den Mond aufgehen, von dem andern Altan den Mond untergehen. Und weil das Auge der Prinzessin und das Auge des Mondes keine der sieben Regenbogenfarben dulden wollten, hatten die Maler Pflanzen und Bäume in jeden Saal mit brauner Sepia gemalt.

Nun wurde die dritte Prinzessin von dem Kaiser und der Kaiserin gefragt, was sie sich in ihren Saal von den Malern gemalt wünschte.

Oh, sagte sie, sie wünsche sich nicht viel, nur einen Zug Wildgänse, die durch die Luft flögen, graue und weiße Wildgänse, im Zickzackflug, rund um den Saal. Aber jede Gans müsse so hinter der anderen fliegen, daß sie alle zusammen ein japanisches Schriftzeichen in ihrem Flug bildeten. Dieses Zeichen würde von einem bestimmten Baum und einer bestimmten Hügelinie und der Fluglinie der Gänse gebildet. Nur in Katata am Biwasee könnten die Maler den Gänseflug, den Baum und den Hügel zusammen treffen. Nur einmal, an einem Frühlingsabend, habe die Prinzessin bei einem Ausflug in Katata die Wildgänse so fliegen sehen, daß sich das wunderbare Schriftzeichen zwischen Himmel und Erde aus der Fluglinie der Gänsefchar, aus der Silhouette eines Hügel und aus einer Baumlinie bildete.

„Und das nennst du ganz einfach?“ sagte der Kaiser.

„Es war ganz einfach, als ich es sah,“ antwortete die Prinzessin.

„Es wird nicht zu malen sein,“ sagte die Kaiserin.

„Dann wünsche ich keinen gemalten Saal,“ sagte die Prinzessin.

„Und wie hieß das Schriftzeichen?“ fragte der Maler Dizo, als der Kaiser und die Kaiserin ihm den Wunsch der Prinzessin erklärten.

„Das hat die Prinzessin vergessen,“ wurde ihm zur Antwort.

Die Maler zogen mit Reispapier und Tusche, mit Silberpapier und Goldpapier beladen nach Katata, um den Flug der Wildgänse zu studieren. Aber da es Juli war und keine Wildgänse um diese Zeit vorüberziehen, mußten sie warten bis Oktober. Und Dizo suchte

inzwischen die Hügellinie und die Baumlinie. Aber da es Sommer war und die Bäume belaubt, und da die Hügel voll hoher Gräser wehten, fand er nirgends die Linie freiliegend.

Die Maler und der Maler Dizo studierten inzwischen die Fische, die in Rudeln im klaren Wasser stehen, und Bäume am Ufer, welche wie Schriftzeichen ins Wasser tauchen und sich in der Wasserspiegelung krümmen, und Wachteln, die in den Reisfeldern brüten, und Wachtelmütter, die mit ihren Jungen unter den Reishalmen picken. Sie brachten diese Bilder nach Kioto in den Bergtempel und dachten: Vielleicht gibt sich die Prinzessin zufrieden mit einem Wachtelsaal oder mit einem Saal voll Uferbäume und Fische.

Aber die Prinzessin schwieg und gab keinen Beifall, und auch der Kaiser und die Kaiserin schwiegen.

Da wurde der große Maler Dizo traurig und kehrte wieder nach Katata zurück. Dort wohnte er in dem Hause eines Töpfers auf einem Hügel. Der formte aus dem Ton der Katataerde Vasen, einfache weiße Vasen, die er mit grüner und blauer Glasur überzog, so daß sie spiegelten wie das grüne und blaue Uferwasser des Biwasees in den Frühlingstagen.

Der Töpfer hatte eine Tochter. Die war so jung und lebendig wie ein Aprilwind. Sie saß am Töpferofen, darinnen die Vasen und Tonschalen ihres Vaters gebrannt wurden. Sie hatte die Glut zu schüren und die Holzkohlen aufzufüllen, und davon war sie stets schwarz im Gesicht und schwarz an den Händen, daß der Maler Dizo sie eigentlich noch niemals gesehen hatte.

Oft saß er am Ofen bei ihr, wenn sie die Flammen schürte, und er zeichnete nachher die roten Korallenäste des Feuerflackerns. Natürlich wußte ganz Katata, daß die kaiserlichen Maler auf den Herbst warteten, bis die Wildgänse in den Oktoberabenden fortflögen. Und auch „Graswürzelein,“ wie die Tochter des Töpfers hieß, wußte, daß Dizo jetzt traurig war, weil er den Wunsch der Prinzessin noch nicht befriedigen konnte.

Eines Abends, als der Mond aufging und der Altan des Töpfers zwischen dem Mondschein und dem roten Schein, der aus dem Ofen fiel, zweifarbig beleucht-

tet, rot und blau wurde und Graswürzelein mondblau und feuerrot, zweifarbig beschienen, vor dem Ofen im Hof bei dem Altan saß, seufzte der Maler in seiner Altanecke ärgerlich und trotzig darüber, daß der Prinzessin nicht der Wachtelsaal und nicht der Saal der Fische gefallen hatte und auch der Kaiser und die Kaiserin darüber geschwiegen hatten.

Da kam die blau und rot beschienene Tochter des Töpfers und sagte:

„Seufze nicht, Dizo! Ich will dir sagen, was die kaiserliche Prinzessin denkt, und was sie will, und will dir auch das Schriftzeichen des Fluges der Wildgänse zeigen.“

Und Graswürzelein nahm eine Holzkohle, die neben dem Ofen lag, und zeichnete auf einen weißen ungebrannten Tonkrug ein paar Linien.

„Sieh her, Meister!“ sagte sie. „Was heißt das auf japanisch, was ich hier schrieb?“

„Das heißt,“ sagte Dizo und betrachtete flüchtig den Krug mit dem Schriftzeichen, „ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe. Aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst.“

„Sieh, Dizo,“ sagte Graswürzelein, „dies denkt die Prinzessin, denn sie ist wahrscheinlich in einen Mann verliebt, der sie nicht ansieht. Und sie will das Schriftzeichen durch den Gänseflug in ihren Saal gemalt haben und will den Mann dann in den Saal führen und ihn von den Wänden ihren Willen lesen lassen. Denn sieh: das Schriftzeichen besteht aus drei Theilen. Sieh hier die Gabel eines vielfach gewundenen Baumes. Wagrecht durch die Gabel hindurch siehst du die Brustlinie eines ansteigenden Hügels und darüber die vielfach zackige Fluglinie einer unendlich langen Reihe von grauen und weißen Wildgänsen. Aber zugleich siehst du: die grauen Gänse verschwinden in der Dämmerung und unterbrechen die Linie, wogegen die weißen sich als Schriftzeichen vom Abendhimmel abheben.“

Dizo fragte erstaunt und mit ganzem Herzen zuhörend:

„Und woher weißt du, daß die Prinzessin gerade

diesen Schriftzug meint: ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe, aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst?"

„Das ist ganz einfach,“ lachte Graswürzelein. „Mein Vater machte einmal eine Vase. Ich hatte aber den Ofen schlecht geheizt, so daß die Glasuren nicht gleichmäßig trockneten und sich seltsamerweise dieses Schriftzeichen bildete, indem der weiße Grund der Vase in Zickzacklinien durch die blaugrüne Glasur schimmerte. Flüchtig hingesehen, erschienen die weißen Linien wie ein Flug Wildgänse, die in einer Landschaft über Baum und Hügel hinfliegen.“

Die Vase gefiel einem Mönch, der sie sah und ausnehmend schön fand, da sie zugleich Bild und Schriftzeichen deuten ließ. Die Prinzessin hat wahrscheinlich diese Vase in einem Tempel gesehen, und man hat ihr gesagt, daß das Bild darauf den Flug der Wildgänse in Katata darstellt. Aber ich denke mir, daß das Schriftzeichen ihr mehr wert ist, als der Flug der Wildgänse,“ lachte Graswürzelein.

Dizo schlug sich mit der Hand vor die Stirn und lachte:

„Also dieser Baum und dieser Hügel sind gar nicht in Katata? Und nur die Wildgänse fliegen hier vorüber im Frühling und im Herbst?“

„O ja,“ sagte Graswürzelein nachdenklich. „Der Baum lebt wohl hier irgendwo und der Hügel auch irgendwo, denn nichts ist Zufall auf der Welt. Es war auch kein Zufall, daß ich das Feuer damals schlecht schürte, und daß die Vase schlecht trocknete. Nichts ist Zufall, sagen die Götter hier bei uns in Katata.“

Und während Graswürzelein das sagte, öffnete sie die Feuerluke, zerschlug den Krug am Boden, auf den sie das Schriftzeichen gemalt hatte, sammelte die Scherben und warf sie ins Feuer.

„Was machst du da?“ sagte Dizo verblüfft.

„Ich habe zuviel geredet, und das ärgert mich,“ sagte Graswürzelein. „Deshalb zerbrach ich den Krug.“

Der Maler verstand sie nicht, reichte ihr ein Geldstück hin und sagte:

„Nimm dies einstweilen als Dank für deine Auf-

Klärung. Ich gebe dir später mehr, wenn mir der Kaiser den Wildgänsefaal bezahlt hat."

Und Dizo ging und packte seine Zeichnungen ein, um am nächsten Morgen nach Kioto zu reisen.

Aber Grasswürzelein warf, als er sich abwandte, das Geldstück in das Feuer des Ofens, gerade so, als wäre es eine Tonscherbe. Und als ihr Dizo Lebewohl sagte und ihr nochmals dankte, sagte sie:

"Warum soll ich dir Lebewohl sagen? Ich weiß ja doch, daß du wiederkommen mußt."

"Das wäre nur ein Zufall, wenn ich wiederkäme," sagte Dizo.

"Die Götter von Katata kennen keinen Zufall," murmelte Grasswürzelein und blies in das Feuer. —

Der Maler ging nach Kioto und malte den Saal nach dem Gedankengang des Schriftzeichens auf silbergrauen Grund: den dämmernden Baum im Abend, die Hügelinie und grau und weiß die große Zackenschleife in der Luft, welche die fliegenden Wildgänse beschreiben.

Wie Dizo noch am Malen war, kam einer seiner Kameraden, ein anderer Maler, der auch draußen in Katata gewohnt hatte, und lachte ihn aus, weil er sich immer so geheimnißvoll in den Saal einschloß, den er malte, und die andern nicht wissen lassen wollte, wie der Schriftzug des Gänsefluges hieße.

"Du machst dich lächerlich, daß du dich hier einschließt und nichts von der Welt wissen willst als nur deine Malerei. Komm heute abend mit mir in die Theaterstraße von Kioto. Ich verspreche dir, daß ein Besuch in der Theaterstraße deiner Malerei mehr nützen wird, als du glaubst."

Dizo, der die Aufrichtigkeit seines Freundes kannte, gab diesem nach und ging mit ihm schweigend in der Nacht vom Bergtempel hinab über die Brücke in die Stadt zur Theaterstraße, wo erleuchtete Budenreihen und farbige Lampen waren und große Leinwandmalereien in der Nachtluft wie Fahnen flatterten und Szenen aus den Theaterstücken schilderten.

Verblüfft blieb Dizo am Eingang der Straße stehen. Da war ein Papierlaternenverkäufer. Der hatte Lam-

pen aus ölgetränktem Pflanzenpapier, und auf jeder Lampe war das Schriftzeichen des geheimnisvollen Gänsefluges gemalt, das er aus Katata mitgebracht hatte, das Schriftzeichen der Wildgänse, des Hügels und des Baumes, von dem er geglaubt hatte, daß es nur allein ihm, der Tochter des Töpfers und der Prinzessin bekannt sei.

Dizo schwieg und verbiß sich sein Erstaunen und dachte an irgendeinen spitzbübischen Verrat.

Nun kamen sie weiter, sein Freund und er, zu dem größten Theater in der Mitte der Straße. Da zeigten auch die Theaterbilder außen an der Zeltbude rund um die Zeltwand den Flug der Wildgänse. Zugleich kam ein Straßenverkäufer zu den beiden Malern und bot ihnen ein Spielzeug an: aus Seidenwatte gearbeitete kleine Wildgänse, die an einer Seidenschnur hingen und, durch die Luft geschleudert, in Schleifenform dahinflatterten. Ein Perlmutterarbeiter zeigte ihm Lackkästchen, darauf der Flug der Waldgänse über Baum und Hügel ging, und alle diese Dinge prägten das Schriftzeichen aus, das wie eine Liebeserklärung jene Worte sagte:

Ich liebe dich, wenn ich dir nachsehe. Aber du liebst mich nicht, weil du fortsiehst.

Ganz verstört, schwieg Dizo immer noch. Seine Stirn verfinsterte sich, und er blieb im Menschengedränge stehen und wollte seinem Freund entlaufen. Dieser hielt ihn am Armel fest und rief ihm zu:

„Laß dir doch erklären, woher ganz Kioto den Flug der Wildgänse und das Bild, das du malen willst, kennt.

Du weißt, ich wohnte in Katata bei einem Fruchthändler. Dessen Tochter brachte mir eines Tages in einer Porzellanschale einen kleinen Zwerggarten in mein Zimmer. Darin blühte ein ganz winziger Kirschbaum. Der Baum war nicht höher, als mein halber Arm. Hinter dem Baum war ein künstlicher Hügel aus Erde. Diesen kleinen Garten stellte sie am Abend hinter einen weißen Papierschirm, auf welchem mit schwarzer Tusche kleine Wildgänse im Schleifenflug gemalt waren. Sie zündete eine Lampe hinter dem

Schirm an, so daß der Schatten des Zwerggartens, des Baumes und des Hügels, auf den weißen Schirm fiel und sich darauf abzeichnete und Garten und Gänse ein einziges Schattenbild zu sein schienen. Aber zugleich konnte man das Ganze auch für ein Schriftzeichen halten.

Ich verstand sofort, daß sie mich liebte, und daß dieses Bild eine Liebeserklärung sein sollte.

Ich kümmerte mich nicht um ihre Erklärung, nachdem ich den gesuchten Wildgänseflug von Katata, der eine Liebeserklärung darstellt, so deutlich gesehen hatte, daß ich ihn malen konnte.

Ich wollte am nächsten Tag abreisen, ging aber am Abend noch ins Teehaus, wo ich fünf von unseren Malern traf. Dem einen hatte eine Tänzerin den Wildgänseflug von Katata bereits erklärt, dem andern ein Fischermädchen, bei dessen Vater er wohnte, dem dritten und vierten und fünften andere Mädchen von Katata, so daß wir alle merkten: das Schriftzeichen des Gänsefluges war ein öffentliches Geheimnis der jungen Mädchen in Katata und wurde immer angewendet, als Zeichnung auf einer Vase, als Wandschirmbild und so weiter, wenn ein Mädchen von Katata einem Manne eine Liebeserklärung machen wollte.

Wir hatten das bis damals in Kioto nicht gewußt. Aber jetzt kennen das Schriftzeichen des Wildgänsefluges von Katata alle Kinder von Kioto, weil alle Maler das Geheimnis hier verbreitet haben, alle, die in Katata waren. Auch der kaiserliche Hof weiß es längst, und die junge Prinzessin ist bereits von dem ganzen Hof als lächerlich erklärt. Der Kaiser und die Kaiserin sollen sehr ärgerlich sein, und du selbst wirst deinen Kopf verlieren, wenn du den Saal fertig gemalt hast und dir einbildest, von der Prinzessin geliebt zu sein."

Dizo dachte einen Augenblick nach, dann lachte er und sagte:

"Da ich die Prinzessin nicht liebe, wird mir der Hof doch nicht böse sein, weil ich den Wildgänseflug mit Lust an meiner Malerei malen wollte, und

nicht mit Lust an der Liebeserklärung des Schriftzeichens.“

„Doch, doch,“ sagte sein Freund. „Du mußt fliehen, du mußt dich verstecken, bis der Tempel eingeweiht ist. Man wird den Saal der Prinzessin verschlossen halten und gar nicht zeigen. Aber du mußt fortbleiben, bis man die Liebeserklärung der Prinzessin vergessen hat.“

Ich rate dir, nimm ein Segelboot und halte dich einen Monat lang auf dem Biwasee versteckt. Auf dem weiten Wasser draußen wird dich niemand suchen, und du kannst den Booten ausweichen.“

„Ich trenne mich nur schwer von meiner Malerei,“ sagte der Maler Dizo. „Aber du hast recht. Ich will fliehen und will mich verstecken, bis der Saal der Prinzessin vergessen ist.“

Dizo verließ Kioto noch in derselben Nacht, kaufte sich ein Boot, das er mit Nahrungsmitteln versah, und zog dann hinaus auf den See.

Aber die Tage waren unfreundlich: es war Vorfrühling. Viele Tage lang lagen die Nebel wie Binden vor Dizos Augen, und er sah nichts und hörte nichts im Nebel als das Knirschen seines Bootes.

Eines Tages ließ er sein Boot treiben und sagte zu sich: „Ich will aussteigen, wo das Boot landet. Wenn ich nicht malen kann, tötet mich die Langweile. Ich will wenigstens wieder einmal malen dürfen. Und wo jetzt das Boot landet, weiß ich auch, werde ich ein Bild finden, das mir längst in der Seele vorgeschwebt hat.“

Das Boot des Malers trieb im Abend an den Strand von Katata.

„O, unglücklicher Ort,“ sagte Dizo. „Soll ich also wirklich das Bild vom Flug der Wildgänse noch einmal malen? Ich will noch abwarten und sehen, was mit mir geschieht, wenn ich ans Land steige. Die Götter haben das Boot gelenkt, die Götter werden auch meine Schritte lenken.“

Der Maler stieg ans Land und ging über den leeren Strand, auf dem kein Schilf wuchs, sondern nur die gelben Schilfstoppeln vom Vorjahr standen.

„Hier sang das Schilf im Vorjahr, als ich fleißig war und Fische malte. Jetzt ist der Strand faul und tot, vom Winter verdammt, so wie man mich zur Faulheit verdammt hat.“

Plötzlich bückte sich der Maler und hob eine unscheinbare Seemuschel auf, die blau irisierend und rot irisierend mit weißer Innenschale wie eine Blume hier zwischen den leeren Kieselsteinen am Strand leuchtete. Dizo wendete die Muschel in der Hand hin und her, schüttelte den Kopf, hielt die Hand an die Stirn und dachte nach und meinte zu sich:

„Wo habe ich nur diesen blau irisierenden Schein neben dem rot irisierenden Feuerschein hier in Katata schon einmal gesehen? Ich weiß gewiß, daß es in Katata war, wo ich diese beiden Farben unvergeßlich nebeneinander sah.“

Wie er noch dachte und seinem Gedächtnis noch nicht auf den Grund kommen konnte, kam ein japanisches Mädchen hügelabwärts zum Seewasser hin. Sie trug auf dem Kopf einen flachen Korb und schüttete den Inhalt des Korbes, der wie Erde aussah, ungefähr zwanzig Schritte von Dizo entfernt, in den See.

„Was machst du da?“ rief der Maler ihr zu.

Das Mädchen sah sich nach ihm um, streckte plötzlich die Arme von sich, stieß einen zischenden Schreckenslaut aus, als ob sie einem Geist oder einem Gott ins Gesicht sähe, hüllte ihr Gesicht in ihre Ärmel, kniete am Seerand nieder und steckte ihren Kopf ins Wasser.

Dizo rief: „Haben denn die Götter dir deinen Verstand genommen, weil du dich ertränken willst, Mädchen?“

Dizo sprang hin, und als er näher kam, sah er, daß das Mädchen sich eifrig das Gesicht wusch, und er erkannte an der einen Gesichtshälfte, die noch voll Ruß war, die Tochter des Töpfers, Graswürzelein, die aus dem Brennofen ihres Vaters die Asche in einem Korb an den See getragen hatte.

„Was machst du da?“ fragte Dizo noch einmal. „Ich hätte dich beinah nicht erkannt, Graswürzelein,

weil du zur Hälfte schwarz und zur Hälfte weiß bist.“

Graswürzelein prustete das Wasser aus ihrer Nase, wusch sich die andere Gesichtshälfte rein, und während sie sich mit dem Innensutter ihres Ärmels Gesicht und Hände trocknete, fuhr sie den Maler ärgerlich an:

„Ich wollte gar nicht, daß du mich erkennen solltest. Als ich dich hier so plötzlich am Strand stehen sah, nachdem ich die Ofenasche in den See geworfen hatte, und ich dir nicht ausweichen konnte, wollte ich mir den Ruß vom Gesicht waschen, damit ich dir ja unkenntlich bliebe. Denn du hast mich ja nur ein einziges Mal gewaschen gesehen.“

Und wirklich, Dizo konnte das weiß gewaschene Mädchen kaum erkennen.

„Du sagst, ich hätte dich einmal gewaschen gesehen? Ich habe dich immer nur schwarz gekannt.“

„Doch, doch,“ nickte Graswürzelein. „Erinnerst du dich nicht, Meister, da ich dir auf einer Tonvase den Flug der Wildgänse von Katata beschrieb? Erinnerst du dich nicht? Es war im Mondschein. Du saßst auf dem Altan und ich am Ofen im Hof.“

„Du warst rot und blau beschienen,“ sagte Dizo, „wie die Muschel hier, die mondblau und feuerrot in meiner Hand irisiert und leuchtet. Das ist das Bild, das ich hier malen will. Ich will dein Gesicht malen, blau vom Mond und rot vom Feuer beleuchtet. Und darum bin ich nach Katata gekommen.“

Graswürzelein lachte einen Augenblick. Dann aber wurde sie sehr ernst.

„Nein,“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „Du darfst nicht mehr in unser Haus kommen. Ich habe das Feuer zu schlecht geschürt, so lang du da warst, und ich habe meinem Vater zu viele Tonvasen verbrannt.“

„Du hast noch einen Grund, den du nicht sagst,“ meinte Dizo. „Die Tonvasen will ich deinem Vater alle bezahlen, während ich dich male. Rede und sage deinen Grund, warum ich nicht mehr in dein Haus kommen soll?“

Graswürzeleins Wangen erröteten, und sie hielt

rasch ihre Hände an die Wangen, um die Wangenröte mit den Händen zu verbergen.

Dizo sah staunend, wie schön das Mädchen war, und hörte, wie ihre Stimme wisperte und rhythmisch sang, während sie sprach, als ob das Schilf vom Vorjahr wieder um ihn sänge.

„Willst du nicht eine Bootfahrt mit mir machen, Grasswürzelein? Es kommt eine lauwarme Luft über den See, und die Abende sind schon lang und hell. Ich glaube, die Wildgänse müssen bald wieder kommen.“

„Ja, bei den Göttern, das ist wahr,“ seufzte das kleine Mädchen. „Die Wildgänse möchte ich dir auf dem See zeigen, Meister.“ Und ein Lachen blitzte in ihren Augen, so wie die nassen schwarzen Seefiesel blitzen. „Das ist die Lust der Wildgänse heute abend. Du hast sie nie vom See aus kommen sehen, Meister?“

„Nein, ich sah den Wildgänseflug nur vom Land, über Hügel und Baum.“

„Dann will ich ihn dir vom See aus zeigen,“ nickte das Mädchen eifrig; und ihr blasses Gesicht und ihre zitternden Hände redeten schnelle Sätze, die sie nicht aussprach.

Sie kletterte vor Dizo ins Boot, ergriff die Ruder und ruderte, ohne ein Wort mehr zu sprechen, lenkte das Boot, ohne den Maler zu fragen, wohin er wolle. Dizo fühlte und verstand natürlich an der Röte und Blässe des Mädchens, daß sie eine Herzenserregung verbarg. Er blieb lautlos sitzen und horchte auf sein eigenes Herz, das ihm bis an den Hals schlug. Denn das Mädchen wurde in seinen Augen immer schöner, und er hätte es gern umarmt.

Der Bimasee lag wie Öl so glatt, und auch die Luft war wie Öl. Als legte man zwei Spiegel aufeinander, so lag der Spiegel des abendlichen Vorfrühlingshimmels auf dem Spiegel des Sees.

Grasswürzelein legte plötzlich die Ruder ins Boot und sagte: „Still! Sie kommen!“ Und gleich darauf wiederholte sie:

„Still! Sie kommen!“

Dizo wunderte sich, warum er denn still sein solle, da er nicht sprach. Er wußte nicht, daß seine Stimme fortwährend in den Ohren des Mädchens summt und ihr Blut unausgesetzt mit ihm redete.

Ihm selbst geschah jetzt das gleiche. Er fuhr auf und sagte:

„Still! Sie kommen!“ Denn auch er hörte das Mädchen in seinem Blut reden, — sie, die kein Wort sprach.

Dann war es, als wenn Ruderfahne hoch in der Luft mit großen Ruderschlägen herbeiführen, und als ob Mühlen sich drehen mit unsichtbaren Rädern. Und Laute, die nicht Musik, nicht Menschenstimmen und nicht Tierstimmen glichen, die aber feierliche Akkorde in die Stille über den See schufen, klangen irgendwo im unermessenen Abendraum, kreiselten, waren da, wurden im Abendgrau zu weißen fliegenden Erscheinungen, bildeten dann eine Kette über den Köpfen des Mädchens und des Mannes, zogen ein Spiegelbild im Wasser nach, wie eine Reihe weißer winkender Tücher. Die weiße Geisterkette beschrieb eine weiße Schleife am Himmel und eine weiße Schleife im Wasserspiegel und verrauschte wie ein musikalischer Windton und hinterließ Atemzüge von Befremdung, von Sehnsucht, als wäre die Luft mit unerfüllten Wünschen noch lange nach dem Vorbeizug der Wildgänse von Katata angefüllt.

Es war jetzt so dunkel auf dem See, als wäre die Dunkelheit wie ein zweites Wasser aus der Tiefe gestiegen und stünde über den Köpfen der beiden Menschen im Rahn. Es war nur noch ein Rest von der Tageshelle, klein wie ein durchsichtiges Ei, im Westen über dem Strand.

Dizo konnte nicht Graswürzeleins Gesicht sehen. Er tastete nach der Bank im Schiff, suchte ihre Hände, die er streicheln wollte. Aber sie hatte ihre beiden Hände in die weiten Ärmel ihres Kleides gewickelt, als hätte man ihr die Hände abgeschlagen.

„Gib mir deine Hände! Ich will sie dir wärmen, wenn du frierst. Oder fürchtest du dich vor bösen Seegeistern, daß sie dich an der Hand nehmen könn-

ten? Hab keine Furcht, Graswürzelein! Du bist zu schön. Alle Götter müssen dich beschützen. Auch die bösen Götter werden gute Götter, wenn du sie ansiehst."

"Was willst du von mir?" sagte das Mädchen. "Habe ich dir nicht den Flug der Wildgänse über den See gezeigt? Hast du nicht ihr Schriftzeichen lesen können, ihre Schrift aus Himmel und Wasserlinie?"

"Die Liebeserklärung?" fragte Dizo.

"Die Liebesabsage," flüsterte erregt und hastig die Tochter des Töpfers.

Und nun verstand Dizo, der Schriftzug hatte sich durch die Spiegelung, die im Seewasser dazu kam, in ein anderes Schriftzeichen verwandelt; und wenn die Mädchen von Katata dieses einem Liebhaber zeigten, so war er abgewiesen. Die Fluglinie der Wildgänse im Wasser und am Himmel vom See aus gesehen bedeutete in Sprachzüge übersetzt:

"Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umwendest. Ich wende mich auch nicht nach dir um."

Welch sonderbarer Zufall, daß der Wildgänseflug sich doppelt deuten ließ, je nachdem die Wasserspiegelungslinie sich einfügte oder nicht. Daß Graswürzelein ihn liebte und ihn nur necken wollte, als sie ihm die Absage gab und ihn vielleicht zur Annäherung reizen wollte, begriff Dizo sofort, denn die Luft um sie und ihn war wunderbar geschwängert von Verlangen und schweigender Zuneigung.

Ohne sich zu besinnen, legte er seinen Arm um das kleine Weib und fand keine Abwehr. Graswürzelein versteckte nur beschämt ihr Gesicht in des Malers Brustgewand.

Dizo erzählte ihr rasch:

"Du weißt nicht, Graswürzelein, daß ich wie ein totes Holz draußen auf dem See seit Tagen herumtreiben mußte, daß ich es endlich nicht aushalten konnte, daß mir das Land verboten war, weil ich es vor der Liebeserklärung der Prinzessin fliehen mußte. Aber jetzt, seit ich die Doppeldeutung des Fluges der Wildgänse weiß, kann ich den Saal der Prinzessin

fertig malen, wenn ich die Spiegellinie im Wasser hinzufüge. Und niemand im Lande wird mehr sagen können, daß die Prinzessin sich lächerlich gemacht hätte, sondern daß sie sich unnahbar machen wollte, wie es einer Prinzessin geziemt. Alle sollen dann im Saal das Schriftzeichen lesen:

Ich liebe nicht, daß du dich nach mir umsiehst. Ich sehe mich auch nicht nach dir um.

Dann komme ich wieder und baue in Katata mein Haus. Und du sollst nicht mehr den Ofen deines Vaters schüren. Du sollst neben mir sitzen bei meinem eignen Feuer. Und ich will dich malen, immer wieder malen in dem Kleide des Vorfrühlings, am Strand, im Haus, im Mond, im Wasser, am Feuer. Und alle sollen sagen: das ist das glücklichste Mädchen von Katata. Sie ist auf allen Bildern im Vorfrühling gemalt zur warmen Abendstunde, in der man den Flug der Wildgänse erwartet und verliebt sagt, auch wenn niemand redet: Still! Sie kommen!“

Da wickelte Graswürzelein ihre Hände aus den Ärmeln und umschlang Dizo.

Von Ishiyama den Herbstmond aufgehen sehen

Unter den zehn Teehausmädchen im Teehaus von Ishiyama war „Hasenaug“ eins der unscheinbarsten. Sie war nicht feurig, sie tanzte auch nicht sehr lebendig, sie schminkte sich unordentlich und trug die vier Schleppen ihrer vier Seidenkleider nicht in der richtigen Abstufung übereinander. Aber sie konnte Geschichten erzählen, kleine winzige Geschichten, die nur fünf Minuten dauerten, aber fünf Tage zum Nachdenken gaben. Deshalb war sie in aller Unscheinbarkeit eine Kostbarkeit für das Teehaus in Ishiyama.

„Hasenaug“ kannte dreitausend Geschichten allein über den aufgehenden Herbstmond, der von Ishiyama gesehen, als eines der herrlichsten Schauspiele über den Biwasee gilt.

Ich will drei dieser nachdenklichen Geschichten hier

wiedererzählen, die alle den Herbstmond von Isshiyama theils als Hauptperson, theils als Hintergrund haben.

Stellt euch vor, wir hätten eben in einem der kleinen Gemächer, im ersten Stock des Teehauses, auf den geglätteten Strohmatte des Fußbodens, auf dünnen, nur fingerdicken seidenen Kissen an der Diele Platz genommen. Die Schiebefenster zum See sind weit offen. Hinter dem roten Lackgeländer der kleinen Veranda liegt die Seeflut, wie ein Wasser, das bis ans Ende der Welt reicht. Zu beiden Seiten der Fenster zischeln Wassereschen. Ihre Blätter sind in der Abenddämmerung lang und schmal und flirren wie Libellenschwärme vor dem perlmutterfarbigen Seeglanz.

Es liegen auch ein paar Hügellinien hinter den Bäumen, die sind im Abend wie grünliche Glasglocken. Der Himmel ist spinnwebgrau und scheint hinter einem Zipfel des Sees leicht zu brennen, wie wenn man ein Streichholzflämmchen an einen Schleier hält. Die Helle kommt vom aufgehenden Mond, den deine und viele Augen jetzt auf den Altanen der Häuser von Isshiyama erwarten.

Vor dir auf der Diele stehen offene Lackschachteln. In diesen sind gebackene Fische, Reis, Makaronen, Wurzelgemüse und Geflügelstücke soeben heiß vor uns aufgetischt. Elfenbeinerne Eßstäbe liegen, wie lange Damenhutnadeln, daneben; und Hasenaugen, welche dir Gesellschaft leisten soll, verpflichtet sich, dir eine ihrer Geschichten vom aufgehenden Mond zu erzählen, ehe das Essen kalt ist, ehe sich der Essensdampf verflüchtigt hat und ehe die große goldene Mondscheibe so hoch über den Seerand gestiegen ist, daß sie die Seelinie losläßt. Dabei sollst du dazwischen von den zwei Eßstäbchen, die sie ergreift, und aus der dünnen Porzellanschale, die sie mit Reis und anderen Speisen füllt, von Hasenaugen selbst wie ein Kind immer mit ein paar Bissen gefüttert werden, und du bekommst aus einer Fingerhuttasse Tee und aus einer Fingerhuttasse Reisschnaps oder aus einem europäischen Glas japanisches Bier aus einer Flasche eingegossen, von

bayerischen Brauern in Tokio gebraut. Vom Fenster kommt die Abendluft und der Fischgeruch des Sees herein, aber der parfümierte Puder von Hasenauges weißgetünchtem Gesicht ist stärker als der Seegeruch.

Hasenauge erzählt:

Der König hatte einst in Hakatate im Norden Japans einem Fischzug beigemohnt, bei dem man unter anderen großen Fischen auch ein Meerweib fing. Aber nicht eines jener guten Meerfräulein, die am Strand mit den Fröschen und Unken singen, sondern ein Tiefseeweib, das noch nie an der Wasseroberfläche gewesen war, das nie Land, nie Sonne, Mond und Wolken gesehen hatte.

Das gefangene Meerweib hatte einen mächtigen Goldfischschweif statt der Füße, ihr Haar war schwarz wie Schreibtusche und ihre Augen rot wie Kaninchenaugen. Es war dem König geweissagt worden, daß er drei Nächte ein Weib lieben müßte, das weder Sonne noch Mond gesehen hätte. Deshalb war er zum Fischzug mit seinen Leuten nach Hakatate ausgezogen, hatte besonders große Netze auswerfen lassen, um ein Meerweib der Tiefsee zu fangen. Der König wird sein Reich verlieren, wenn er ein solches Weib nicht drei Tage lieben will, lautete eine alte Prophezeiung.

Aber damit, daß man das Weib gefangen hatte, war nicht die größte Sorge vom König genommen. Jenes Weib, das ihn mit den roten Augen scheinbar blind ansah, das mit dem roten Schweif um sich schlug und ein paar Rähne des Königs zertrümmerte, jenes Weib, das nicht sprechen, nicht lachen und nicht seufzen konnte, drei Tage zu lieben, — dies war eine so heroische Aufgabe, daß sich alle, die um den König waren, setzten.

Nur der König war ruhig, stellte sich am Ufer vor die Weisen seines Landes hin und fragte:

„Wie weit reicht meine Macht?“

„Deine Macht, o Herr, reicht über Himmel, Erde und Wasser.“

„Über alles, was darinnen ist?“ fragte der König.

„Über alles Männliche, was im Himmel, auf der

Erde und im Wasser ist," sagten die Weisen. „Nur das Weibliche läßt sich nicht regieren.“

„Gut, dann soll der Mond, der dort aufgeht, untergehen," rief der König. „Wenn ich allen gebieten kann, dann soll der Mond nie mehr in meinem Reich erscheinen, ehe er mir geholfen hat, dieses Fischweib hier in ein Menschenweib zu verwandeln.“

Der König ließ das Fischweib binden und in sein Zelt legen, ließ Essen und Trinken in das Zelt stellen und ließ die Zeltvorhänge fest hinter sich zuschließen, so daß es finster im Zelt war wie in der Meerestiefe.

Die Weisen des Königs aber setzten sich mit des Königs Mannschaften rings um das Zelt draußen und waren sicher, daß der Mond nicht in dieser und in keiner Nacht mehr aufgehen werde. Aber der Mond kam wie immer und theilte sanfte Schatten und gelben Feuerschimmer über die Weisen und über das Zelt aus.

Der Mond kam auch in der zweiten Nacht und in der dritten Nacht. Am Anfang der vierten Nacht rief der König drinnen im Zelt, man solle die Zelttüren öffnen. Und der König trat heraus, und neben ihm an seiner Hand ging ein gesittetes schönes Weib. Das hatte Augen, so dunkel wie die mondleere Nacht, und hatte keinen Fischschweif, sondern zierliche Füße und war frisiert und in seidene Schleppenkleider gehüllt, wie es einer Königin geziemt.

Die Weisen waren erstaunt, daß der König ohne Hilfe des Mondes das Seeweib in ein Menschenweib verwandelt hatte. Denn während der Mond drei Nächte lang auf- und untergegangen war und sich nicht um den Befehl des Königs gekümmert hatte, hatten die Weisen drei Nächte lang für ihr Leben gezittert, weil sie des Königs Macht übertrieben hatten und in dem König den Glauben an eine Allmacht erweckt hatten, die er nicht besaß.

Jetzt aber waren die königlichen Weisen zufrieden, übertrieben des Königs Macht noch mehr und sagten zungenfertig:

„O König, Eure Macht ist noch größer, als wir dachten. Ihr habt ohne Hilfe des Mondes das Meerweib in ein Menschenweib verwandelt.“

Der König antwortete ihnen nicht, führte das Weib zu seinem Boot und befahl, daß man die Segel lichte, um von Hakatate heim nach Süden zur Königstadt zu ziehen und dort den Einzug der Königin zu feiern.

Auf dem roten Lackaltan des goldenen Boothauses saß die neue Königin schweigend neben dem König, sie, die noch keine Sonne und keinen Mond hatte aufgehen sehen, sie, die von ihrem Menschenleben nur die Liebesumarmungen des Königs kannte, sie, die drei Nächte und drei Tage an des Königs Brust gelegen hatte und, von des Königs Wunsch und Sehnsucht durchdrungen, aus einem Meerweib in ein Menschenweib verwandelt worden war.

Ihre Haare hatten sich von selbst geflochten, um dem König zu gefallen; in der Finsternis hatten sich Kleider um sie gewebt, damit sie für den König geschmückt erscheine. Sie hatte sich aus ihrem Fischleib Füße gebildet, um dem König folgen zu können, denn das starke Herz des Königs hatte drei Nächte über ihr gelegen und hatte sechzigmal in der Minute das Wort „Liebe“ zu ihr gesagt.

Von der Liebe jetzt verwandelt, sah die Königin noch nicht das schaukelnde Schiff und noch nicht des Königs Gefolge und noch nicht sich selbst. Sie ahnte noch nichts von ihrer Verwandlung und saß noch in liebes-trunkenem Zustande unbewußt neben dem König.

Da tauchte, rot wie ein großer Berg aus rotem Lack, die Mondkugel aus der Meerestiefe und zog im Wasser einen feuerroten Widerglanz hinter sich her wie einen feuerroten Schweif.

Die Weisen des Königs, welche unter dem Altanrand des Boothauses in der Bootstiefe saßen, hätten sich längst gerne bei der Königin eingeschmeichelt, fanden aber noch keine passende Anrede. Jetzt aber warf sich einer der Weisen vor dem König nieder und rief:

„Seht, Herr, der Mond trägt die Farbe der Scham, weil er zu schwach war, Euch zu helfen.“

Nun hob die Königin die Augen, und der Mond warf seinen Schein wie eine Umarmung über sie. Und der König wurde fast eifersüchtig, daß jemand im Welt-

raum wagte, sein Weib anzurühren, das er sich selbst geschaffen hatte.

Aber ein anderer Weiser, der den ersten überbieten wollte, warf sich vor der Königin nieder und rief:

„Seht, der Mond, o Königin, hat, um Euch zu gefallen, den Fischleib angezogen, den Ihr abgelegt habt. Er hat Euern roten Schweif und Eure roten Augen angenommen, die der König in die Meeresstiefe schickte.“

Da ging über der Königin Gesicht ein zuckender Schreck; sie sah an sich herab und wußte nicht, wer sie verwandelt hätte, und sie erkannte sich als Menschenweib und schauderte über ihre Verwandlung.

Der König wurde über die Rede des Weisen vor Zorn rot wie die Mondscheibe.

Da warf sich rasch ein dritter Weiser vor ihm nieder, ihn und die verwirrte Königin zu beschwichtigen:

„Nein, hoher Herr, hohe Herrin, das ist nicht der Mond, den Ihr dort aufgehen seht. Das ist des Königs Herz, das nicht in des Königs Brust, sondern in des Königs Reich wohnt, des Königs Nachtherz, das abends rot aus dem Meere steigt, und das nur Euch gehört, o Königin. Aber der König hat auch ein Tagherz. Das werdet Ihr morgen früh sehen, o Königin. Das gehört uns, uns Weisen, denn es ist hell wie die Weisheit selbst und teilt Klarheit aus und nennt sich die Sonne.“

Als dieser Weise so gesprochen hatte, daß ihn keiner mehr überbieten konnte, zog er sich selbstzufrieden mit den andern in die Bootstiefe zurück. Dort saßen sie in langer Reihe, jeder mit dem Kopf auf der Schulter des andern und schliefen ein.

Der König aber legte seine Brust an die Brust der Königin, und während das Schiff mit gespannten Segeln durch die Nacht strich, nach Süden, umarmte der König die Königin wie ein brünstiger Adler.

Das Meer aber zischte und raschelte, als wären die Wellen bis an den Weltrand des Königs Flügel, und als schlugen sie laut an den Himmel, während der König die Königin umschlungen hielt.

Gegen Morgen wurde das Meer still. Der König

schlummerte ein, und seine Arme ließen im Schlaf die Königin los. Diese richtete sich auf, als eben der Mond gelblich grau vom Himmelsbogen herabstieg und im Meer verschwinden wollte.

Da des Königs Augen geschlossen waren und er schlief, erkannte ihn die Königin nicht mehr, denn sie hatte nie einen schlafenden Menschen gesehen. Weil auch die Weisen unten im Schiff sich nicht rührten und die Bootswachen lautlos unter dem Mast kauerten, glaubte sich die Königin ganz allein und verlassen. Und sie sprach zum Monde, der schon zur Hälfte im Meer versunken war, und den sie für des Königs Herz hielt:

„O Nachtherz, das mir gehört, ich will nicht des Königs zweites Herz erwarten, das den andern gehört. Ich will bei dir bleiben und mit dir gehen, wohin du gehst.“

Die Königin stand auf, trat an den Bootrand und ließ sich ins Meer fallen und verschwand in der Flut. Als der König die Königin am Morgen nicht fand, versuchten ihn die Weisen mit ihrer Weisheit zu trösten und sagten:

„Die Prophezeiung lautete, o König, du solltest ein Meerweib drei Tage und drei Nächte lieben, aber nicht eine vierte Nacht dazu.“

Doch der König war erschüttert von Trauer und wild und aufgebracht von Verzweiflung über die Torheit der Weisen, die ihn nicht einen König hatten sein lassen, sondern ihn zu einem Gott hatten machen wollen. Denn ihm war klar: es hatte der Königin vor dem Tageslicht gegraut, das sie einsam machen sollte, weil die Weisen gesagt hatten, das Tagesherz des Königs gehöre nur der Weisheit und nicht der Liebe.

Eine furchtbare Wut überfiel den verlassenen Mann. Er riß mit einer Faust die Segel von den Tauen und wollte mit der anderen Faust den Mastbaum ausreißen, um alle Weisen damit zu erschlagen.

Diese aber, erschrocken, heuchelten Demut und riefen:

„O Herr, die Königin wird wiederkommen, wenn Ihr es befiehlt, sobald der Mond heute abend aufsteigt. Ehe Ihr uns jetzt ungerecht umbringt, wartet

wenigstens mit Euerm Urtheil über uns bis zum Abend. Kommt die Königin nicht mit dem aufgehenden Mond, so könnt Ihr uns immer noch töten.“

Mit solchen Worten schläfernten sie des Königs Wut ein, denn sein Schmerz war größer als sein Zorn. Und als er hörte, daß die Königin vielleicht am Abend wiederkommen könnte, glaubte er daran, wie jeder Liebende gern an Wunder glaubt. Und er hoffte, die Königin würde vielleicht als Fischweib am Abend wiederkommen und sich von ihm wieder in ein Menschenweib verwandeln lassen, wenn der Mond aufginge.

In der Mittaghitze, als die Sonne aus dem Meer und aus dem Himmel zugleich brannte und der König auf einem Haufen Segeltuch am Bootrand einschlief, schlichen sich die schlauen Weisen seines Landes an den Schlafenden heran und stießen den Haufen Segeltuch samt dem schlafenden König ins Meer. Denn alle hatten beratschlagt, daß sie den wütenden König noch vor Abend töten mußten, um nicht selbst getödet zu werden.

Als die Sonne den König nicht mehr auf dem Deck sah, stieg sie früher als sonst von der Mastspitze herunter, und verwundert sahen die Weisen, daß der Tag schneller zu Ende war als je. In dieser Nacht warteten sie vergeblich auf den Mond. Es war kein Mondaufgang, und es schien eine endlose Nacht angebrochen zu sein; denn die Sonne ging auch nicht mehr auf zu der Zeit, da sie erwartet wurde.

Danach verwirrte sich die Weisheit in allen ihren Hirnen; die Weisen des Landes hatten die Liebe im Reich umgebracht, und mit der Liebe blieben Sonne und Mond aus dem Reich verschwunden. Denn die Liebe ist allmächtiger als die Weisheit. Alle, die im Boot waren, wurden wahnsinnig und stürzten sich ins Meer, dem toten König nach. —

So erzählte Hasenaue. Und bei den letzten Worten deutete sie mit den Eßstäbchen, mit denen sie sich bei der Unterhaltung gefüttert hatte, hinaus auf den Bimasee. Umgeben von einem gelben Dunstkreis, als hätte er einen gelben Ährenkranz auf dem Kopf, stand der

Bollmondgott draußen am Fenster und trat seinen Rundgang an.

Wenn du dann aus dem Teehaus heimgehst, kann es einem Neuling, der Hasenauge zum erstenmal erzählen hörte, vorkommen, daß er mit dem Mond in Streit gerät. Der Mond stellt sich quer über den Weg und fragt ihn:

„Nun, hat dir wirklich Hasenauge während meines Aufgangs zwölf Geschichten erzählt?“

Zuerst sagst du ja. Du besinnst dich nicht, rechnest nicht nach und sagst: Ja, zwölf.

Der Mond lacht stolz über Ishiyama und freut sich.

Nach einer Weile rufst du den Mond, hinter einer Hausecke, an den Weg hervor und sagst:

„Es war nur eine Geschichte, aber es klang wie zwölf.“

Da lächelt der Mond noch stolzer und freut sich noch mehr über Ishiyama.

Und wieder nach einer Weile, ehe du in dein Haus trittst, fragst du den Mond an der Türschwelle:

„Sag mal, wie kommt das, daß Fräulein Hasenauge dreitausend Geschichten allein vom Mondaufgang über Ishiyama erzählen kann? Kommt es daher, daß du nirgends so schön wie am Biwasee aufgeht? Ich glaube, du bist Fräulein Hasenauges Geliebter.“

Da rascheln alle Eschenbäume im Mond, und sie fragen dich:

„Hat dir Fräulein Hasenauge heute ihre dreitausend Geschichten erzählt?“

„Ja, ungefähr dreitausend,“ antwortest du, ohne dich zu besinnen.

Und am nächsten Abend geht der Mond über dem Biwasee bei Ishiyama noch geschichtenreicher auf als sonst. —

„Liebe und der aufgehende Mond machen das Haar wachsen. Darüber will ich dir gleich eine Geschichte erzählen,“ sagte Hasenauge zu mir und reichte mir ein Schälchen frischen Tee und einen großen Brocken Pfefferminzzucker dazu und drückte mir eine kleine Prise frischen Tabak in die kleine silberne Tabakpfeife. —

Als einer der schönsten Tempel in Kioto gebaut

werden sollte, erwiesen sich alle Stricke, die den bronzenen Dachfirst auf die Gerüste hinaufwinden sollten, als zu schwach. Darum entschlossen sich alle die Tausende von Frauen in Kioto, dem Tempel ein Opfer zu bringen und ihr Haar dicht am Kopf abschneiden zu lassen, damit daraus Stricke für den Tempelbau gedreht würden. Es wurde auch wirklich ein dreihundert Meter langer Haarstrick aus den geopfertten Haaren gedreht, und dieser schwarze Strick, der die Dicke eines Männerarms hat, wird noch heute in einer Lacktonne im Tempel von Kioto aufbewahrt.

Die Frau eines japanischen Adligen, die auch ihr Haar zum Tempelopfer abgeschnitten hatte, und die in jener Zeit schwanger war und nahe vor der Stunde des Gebärens stand, erschrak so sehr, als sie sich im Handspiegel sah und ihr Kopf ihr kahlrasiert entgegen glänzte, daß sie sich der Tränen nicht erwehren konnte.

Die Tempelgötter nahmen die Schwachheit dieser Frau übel und strafte sie an dem Kinde, das sie gebar. Sie schenkte ihr ein kleines Mädchen, aber diesem wuchs nicht ein einziges Haar auf dem Kopf; und wie eine Elfenbeinkugel so glatt, weiß und haarlos blieb die Schädelschale des Kindes.

Die Frauen von Kioto, denen allen daran gelegen war, daß ihr Haar bald wieder wüchse, und die wußten, daß der zunehmende Vollmond den Haarwuchs beschleunigt, taten sich zu Vollmondprozessionen zusammen und wallfahrteten in langen Zügen im Mondschein zu den verschiedenen Kiototempeln.

Jene adelige Dame nahm zu jenen Nachtprozessionen ihr kleines Mädchen mit, in der Hoffnung, der Mond würde dem Kind Haare wachsen lassen. Aber die Prozessionen nützten nichts, und die Mutter war gezwungen, dem Kind Perücken machen zu lassen. Das Mädchen wurde damals von allen Leuten in Kioto „Mondköpfchen“ genannt, weil es so kahl war wie der Vollmond.

Als Mondköpfchen verheiratet wurde, wußte der junge Mann, der sie zur Frau nahm, daß er eine kahlköpfige Frau heiratete. Aber es lag ihm nichts daran, denn er hatte Mondköpfchen immer in schöner gut sitzender

Perücke gesehen. Und er hatte sich keine Gedanken darüber gemacht, wie eine kahlköpfige Frau ohne Perücke aussehen kann.

Die Hochzeitsnacht verlief, wie die meisten Hochzeitsnächte, für die beiden Neuvermählten mit geschlossenen Augen, und das Liebesglück ward nicht gestört.

Aber schon in der zweiten Nacht verschob der junge Ehemann erst zufällig, dann scherzend Mondköpfchens schwarze Perücke. Er spaßte und schob sie ihr bald auf das linke Ohr, bald auf das rechte, bald auf die Nase, bald auf den Nacken zurück, und er kollerte sich neben seiner jungen Frau vor Lachen. Immer, wenn die Frau ernst und liebend ihre Arme ausbreitete, juckte den Mann ein Kobold an den Fingern, so daß er der Perücke erst jedesmal einen kleinen Puff gab, ehe er seine Frau in die Arme schloß.

Dieses geschah in der zweiten Nacht. Aber in der dritten war es überhaupt nicht mehr zum Aushalten. Der junge Mann setzte sich selbst die Perücke auf, so daß die Frau böse wurde, nicht mehr im Zimmer bleiben wollte und sich auf den Altan setzte. Es war dunkel draußen, und er lief ihr mit einem Licht nach. Als er sie perückenlos mit hellleuchtendem Schädel am Altanenrand sitzen sah, prustete er vor Lachen, kollerte ins Zimmer zurück und rief:

„Ich habe den Vollmond geheiratet.“

Bisher hatte Mondköpfchen ihren Namen immer harmlos hingenommen und sich nie darüber erschreckt. Aber nun brach sie in Weinen aus.

Am dritten Tage nach der Hochzeit ist es in Japan Sitte, daß die Frau ihre Eltern besucht. Mondköpfchen ließ sich am nächsten Morgen in einer Sänfte in ihr Vaterhaus tragen, weinte sich bei ihrem Vater und ihrer Mutter aus und wollte nicht mehr zu dem Mann zurückkehren, der mit ihrer Perücke spielte und statt der Liebe Gelächter über sie ausschüttete.

Aber Vater und Mutter überredeten Mondköpfchen, wieder zu ihrem Mann zurückzukehren, und versprachen, alles daran zu setzen, ein Mittel ausfindig zu machen, damit ihre Haare wachsen. Sie sollte sich nur noch eine kurze Wartezeit auferlegen.

Mondköpfchens Eltern hatten diesen Rat nur aus Verzweiflung gegeben und mußten jetzt selbst weinen, als ihr Kind zu seinem Mann zurückgekehrt war; sie waren ratlos.

Plötzlich sagte die alte Frau zu ihrem Mann:

„Ich weiß, womit ich die Götter jetzt versöhnen kann. Ich will mein Haar zum zweitenmal abschneiden und es den Tempelgöttern opfern. Die Götter sind gut und geben mir dann sicher einen Rat für unser Kind.“

Die Frau tat so und trug ihr ergrautes abgeschnittenes Haar, zu einer kleinen Schnur geflochten, in den Tempel der tausendhändigen Kwannon und band dort die Haarschnur um das goldene Handgelenk der tausendfach segenspendenden Göttin.

Die Götter versöhnten sich danach mit ihr und gaben ihr in der Nacht einen Rat. Die Frau hörte im Traum eine Stimme, die sagte:

„Liebe und Vollmond lassen die Haare wachsen. Schicke dein Kind nach Ishiyama. Wenn es dort den Herbstmond aufgehen sieht, werden Liebe und Mond deinem Kind ein schönes Haar schenken.“

Die Mutter erzählte den Traum ihrer Tochter, und Mondköpfchen glaubte begeistert an die Weissagung. Und Mondköpfchens Mann, der immer noch lachte, sagte wenig rücksichtsvoll zu seiner jungen Frau:

„Reise nur nach dem Biwasee und laß dir dort Haare wachsen. Ich muß mich hier inzwischen von dem Nachgelächter erholen.“

Mondköpfchen reiste an den Biwasee.

Im aufgehenden Mondschein sahen die Bewohner von Ishiyama die kahlköpfige junge Frau auf dem Balkon des Rathauses sitzen, wo Mondköpfchen Wohnung genommen hatte. Die frommen Bewohner des Seeortes nannten sie nur die elfenbeinerne Heilige, weil ihr haarloser Kopf wie vergilbtes altes Elfenbein in der Abenddämmerung leuchtete. Viele lenkten abends vom See ihre Rähne am Rathaus vorbei, um die bleiche, stille Frau auf dem Altan unter den Sykomorenbäumen sitzen zu sehen, und jeder, der sie sah, dachte sich eine Geschichte über sie aus.

Ein junger Abtler, der ein Landhaus in der Nähe von Ischiyama hatte, hörte durch seine Leute von der fremden Frau, die Abend für Abend den aufgehenden Herbstmond von Ischiyama erwartete. Und er richtete es so ein, daß er am Spätnachmittag in einen der Sykomorenbäume am Ufer stieg, wo er, hinter den Ästen verborgen, Mondköpfchen beobachten konnte, die wie ein Götterbild regungslos im Mondschein saß und sich Liebe und Haare wünschte.

Bald danach erhielt die junge Frau von dem jungen Abtler ein Gedicht gesandt, das war mit Goldtusch auf Purpurpapier geschrieben. Das Gedicht erzählte von einem Sykomorenbaum, der ein Mensch werden wollte, um zu ihr zu kommen und neben ihr auf dem Altan zu sitzen.

Mondköpfchen freute sich aufrichtig über das schwärmerische Gedicht. Und als sie wieder im Mondschein saß und mit der Hand über ihren Kopf strich, fühlte sie zu ihrem Entzücken die ersten Haarspuren, denn sie sehnte sich in dieser Nacht sehr nach ihrem Mann zurück.

Am nächsten Tag erhielt sie einen Brief, der sagte ihr:

„Ich bin ein Mann, der Dich liebt, und möchte Dich bald vom Altan holen. Laß Dich entführen, schöne Frau.“

In dieser Nacht sehnte sich Mondköpfchen noch mehr nach ihrem Manne, und ihre Haare wuchsen einen Arm lang, und am Morgen reichten sie ihr bis zum Gürtel. In der nächsten Nacht wuchsen sie ihr beim aufgehenden Mond bis zu den Knien.

Mondköpfchen empfing in dieser Nacht einen dritten Brief, der sprach:

„Ich weiß, daß Du einen Mann in Tokio hast. Liebe mich, so werde ich ihn töten.“

Da erschrak Mondköpfchen, ließ sich noch in derselben Nacht in einem Kahn über den Biwasee fahren und reiste nach Kioto und zeigte sich und die Briefe ihrem Mann.

Als der Mann seine Frau im prächtigen Haar vor sich sah, wurde er still, und seine Augen wurden dunkel

vor Bewunderung. Und als er die drei Briefe gelesen hatte, wurden seine Augen finster, seine Arme breiteten sich aus, und sein Mund, der nicht mehr lachte, sagte:

„Komm in meine Arme, wenn du mir jetzt noch treu sein willst, seit du so schön bist, und wenn du mir verzeihen kannst, daß ich gelacht habe, als du noch nicht so schön warst. Willst du mir aber eines Tages die Treue brechen, dann tue es lieber jetzt und gehe zu dem Mann, der die Briefe geschrieben hat, damit er mich tötet. Denn wenn du mich jetzt verläßt, hat mich schon mein Leben verlassen, und der Tod ist dann nur eine Zeremonie, die ich nicht spüren werde.“

Mondköpfchen setzte sich auf die Diele vor ihren Mann nieder und begann den Tee zu bereiten. Das bedeutete, daß sie ihn für immer lieben und ihm treu bleiben würde und ihm verzeihen hätte. —

Und Fräulein Hasenauge lächelt unglaublich und erzählt eine neue Geschichte.

Ein Spielzeugverkäufer, ein Schilfmattenflechter und ein Holzkohlenhändler saßen eines Abends, ehe der Vollmond über Ishiyama aufging, am Rande der Landstraße nach Ishiyama. Der Spielzeugverkäufer hatte an einer langen Stange ein Bündel Spielsachen hängen, meist aus Watte gearbeitete große Insekten, ungeheuer graue und silberne Riesenspinnen, grüne und braune Grashüpfer und Heuschrecken, riesige Libellen mit farbigen Flügeln aus Gelatinepapier.

Der Schilfmattenflechter trug ein großes Bündel zusammengerollter, feingeflochtener Schilfmatten auf dem Rücken. Das sah in der Abenddämmerung aus, als trüge er lange Kanonenrohre.

Der Kohlenhändler trug einen Korb auf dem Kopf, den er im Gehen balancierte. Drinnen im Korb unter einem Tuch war die feinste Holzkohle, die er selbst zubereitet hatte.

Im Straßengraben sitzend, an welchen das Schilt vom See her heranreichte, erzählten sich die drei Kriegsgeschichten. Der eine, der Spielwarenhändler, behauptete, er wäre bei der Einnahme von Peking dabei gewesen. Der Rohrmattenflechter behauptete, er

hätte mit vor Port Artur gelegen. Der Kohlenhändler behauptete, er wäre auf einem Schlachtschiff im Chinesischen Meer Heizer gewesen. Aber alle drei verstanden vom Kriegshandwerk so wenig wie eine Kage vom Neujahrsfest. Und ihre Erzählungen waren so drollig, daß ganz Japan sie lachend immer noch weiter erzählt.

Der Spielwarenhändler sagte: „Als wir die Stadtmauern von Peking sahen, liefen unsere Augen wie Spinnen über die Ebene von Peking, unsere Füße hüpfen wie Heuschreckenbeine über die Mauerwälle, unsere Bajonette, Säbel und Kugeln flogen wie surrende Libellen über die Chinesen her. Aber das war alles umsonst. Ihr wißt: wenn man den Chinesen sticht, haut oder vierteilt, ist dies geradeso unnütz, als wenn man gegen den aufgehenden Vollmond streitet. Die Chinesen stehen immer wieder gesund und unverwundbar vor dir, denn jeder hat Tausende von Körnern ineinandergeschachtelt, so wie es Spielzeugschachteln gibt, von denen Hunderte ineinander passen.“

„Womit habt ihr denn die Chinesen umgebracht, wenn sie nicht zu erschlagen sind?“ fragte der Schilfmattenslechter.

Der Spielzeughändler blähte sich auf wie eine Schweinsblase, die ein Kinderluftballon werden will.

„Oh, wir haben ihnen allen den Rücken gewendet, so daß die Chinesen keines unserer Gesichter sahen und nicht sahen, wie wir lachten, und haben unsere Gewehre in die Luft abgeschossen, in die Wolken und in den blauen Himmel und haben mit den Bajonetten und den Säbeln in die Luft gestochen und haben nicht gegen die Chinesen, sondern gegen den Himmel gekämpft.“

Da hat die Chinesen, die Söhne des Himmels, ein großer Schreck erfaßt, als sie sahen, daß wir ihren Himmel angriffen. Tausende starben vor Erstaunen, Tausende vor Entsetzen, und Tausende kamen auf den Knien zu uns gekrochen und hatten die Tore zur himmlischen Stadt Peking geöffnet, damit wir ihre Väter und Götter im Himmel nicht bekriegten.“

„Das ist drollig,“ sagte der Schilfmattenhändler.

„Aber gegen die Russen hättet ihr nicht so kämpfen dürfen. Die Russen haben von den Knien abwärts Kanonenrohre statt der Füße, und immer, wenn sie ein Bein heben, können sie mit dem Bein auf dich schießen. Sie heben ihre Beine in die Luft, geradeso wie meine zusammengerollten Matten lang in die Luft gucken. Und sie brauchen nicht zu zielen, denn ihre Füße haben Augen, die sie Hühneraugen nennen, und diese zielen für sie. Und während ihre Beine gehen und schießen, haben die meisten Essen und Trinkflasche in den Händen und füttern und tränken jeder sein Maul. So bleiben sie immer stark und kommen nie von Kräften und sind unbesiegbar.“

„Ja, wie habt ihr sie dann besiegt, die Russen?“ fragte der Kohlenhändler.

„Oh, das war ganz einfach. Das sagt einem jeden doch der helle Verstand, wie man einen Russen besiegt. Nur ein Kohlenhändler wie du kann so dumm fragen, als ob du Kohlenstaub in deinen Augen hättest und nicht wüßtest, daß wir die Russen besiegt haben.“

Der Russe läßt doch immer nur seine Beine grade aus marschieren und schießen, aber seine Augen im Gesicht sehen nichts als das Essen und Trinken vor dem Maul. Darum, wenn die Russen aus Port Artur auf uns losmarschierten mit ihren schießenden Beinen, stellten wir uns ruhig zu beiden Seiten des Weges auf und ließen sie ruhig an uns vorbei. Dann gingen wir hinter ihnen her, jeder faßte einen Russen am Gürtel und drehte ihn einfach wieder gegen Port Artur um, in der Richtung auf das Meer zu. Da sie einmal im Gehen waren und sich im Fressen und Saufen nicht stören lassen wollten, marschierten sie auf Port Artur zurück und liefen dort über die Kai-mauern ins Meer, wo sie ertranken. Die Armeen aus der Mandschurei aber, die aus dem Norden kamen, drehten wir nach Norden um, so daß sie ruhig zur sibirischen Eisenbahn zurückmarschierten. Und die Eisenbahnbeamten, im Glauben, der Krieg sei beendet und die Russen seien Sieger, fuhren die fressenden und saufenden Armeen nach Petersburg zurück, wo sie dann einzogen, immer noch in dem Glauben, daß

sie die Sieger wären. In der Zeit besetzten wir die ganze Mandschurei, und das soldatenleere Port Artur war unser."

"So einfach war es aber doch nicht," sagte der Kohlenhändler, "denn erst mußten wir die russische Flotte zerstören, wobei ich einer der Haupthelden war."

"Erzähle!" sagten die beiden anderen Helden.

"Da ist nichts zu erzählen. Das war die allereinfachste Sache von der Welt, die russische Flotte zu vernichten," wisperte der Kohlenhändler bescheiden wie eine Feldmaus.

"Eines Morgens dachte ich mir: heute zerstöre ich die russische Flotte, denn ich hatte Sehnsucht nach meiner Frau, und nichts als die russische Flotte hinderte mich, zu meiner Frau zu reisen.

Ich steckte mir eine Schachtel Streichhölzer ein, ein paar japanische Zeitungen und ein paar Stückchen Holzkohle. Ich schwamm von meinem Schiff an die Hafenmauer von Port Artur heran, zündete mir ein Pfeifchen an, setzte mich auf einen Klippenstein und fabrizierte aus meinen japanischen Zeitungen kleine Papierschiffe, wie sie die Schulkinder am Bimasee machen. In jedes Schiffchen steckte ich ein Stückchen Kohle, das war der Schornstein des Schiffes; manche hatten auch zwei und vier Schornsteine. Die Kohlenstücke zündete ich an, und dann ließ ich meine Schiffe mit dem Südostwind auf Port Artur los, und sie zogen an der Hafenmauer entlang. Meine kleine Papierflotte wurde augenblicklich von allen Leuchttürmen dem Admiral der russischen Flotte signalisiert. Die russische Flotte verließ sofort in Schlachtreihen den Hafen und umzingelte meine Zeitungspapierflotte. Tausend Schüsse hallten aus den russischen Schiffsbäuchen, und als sich der Rauch verzog, war natürlich meine Papierflotte untergegangen. Auf allen Rahen und auf allen Masten stellten sich nun die russischen Marinesoldaten in Parade auf, um dem sieghaften russischen Admiral ein dreifaches Hurra für seinen Sieg auszubringen.

Auf diesen Augenblick hatte ich nur gewartet. Denn

ich wußte, die Russen hatten ihren Mut mit Schnaps angefeuert, und es mußte beim Siegesgeschrei der Tausenden und Tausenden von Soldaten eine Wolke von Alkoholgasen in der Luft entstehen, und diese Wolke konnte ich mit einem einzigen Streichholz in Brand setzen.

So war es auch. Das erste Hurra ließ ich sie zum Vergnügen schreien. Aber bei dem zweiten Hurra wäre ich beinahe selbst erstickt, — so sehr stank die Luft nach Alkohol.

Raum flackte das Streichholz auf, so entzündete sich über dem Meer die Alkoholwolke, und eine Flamme pflanzte sich fort von Schiff zu Schiff; Mannschaften und Schiffe, vom Alkoholdunst erfüllt, explodierten unter Gefrach. Später sagten die Russen uns nach, wir hätten mit Stinkbomben geschossen und mit griechischem Feuer. Und es war doch nur ihr Alkoholatem, der die ganze Flotte verbrannt hat, als ich mein Streichholz anzündete.“

„Ja, sag mir aber,“ fragte mißtrauisch und kleinlich der Spielzeughändler, „sag mir, Kriegskamerad, wie konntest du die Streichholzschachtel trocken erhalten, als du von deinem Schiff nach Port Artur geschwommen bist?“

Auch der Schilfmattenhändler nickte heftig und unglaublich und bezweifelte gleichfalls, daß eine Streichholzschachtel beim Schwimmen trocken bleiben könnte.

„Habe ich euch denn nicht gesagt,“ fuhr der Kohlenhändler sie grob an, „daß ich an diesem Morgen Sehnsucht nach meinem Weib hatte? Wißt Ihr nicht, was Sehnsucht bedeutet? Sehnsucht haben heißt so heißes Blut kriegen, daß alles ringsum verdorrt.“

„Ja dann verstehen wir, daß deine Streichholzschachtel im Gürtel nicht naß wurde, wenn du Sehnsucht nach deinem Weib hattest, Kriegskamerad,“ nickten der Spielzeughändler und der Schilfmattenverkäufer dem Holzkohlenhändler zu.

Der Bollmond war inzwischen langsam aus dem Schilf gerollt, betrachtete sich breit lachend die drei Überhelden und erzählte die Geschichte in ganz Japan weiter.

Das Abendrot zu Seta

Ein japanischer Winter am Biwasee ist nicht so kalt und nicht so schneereich wie die meisten deutschen Winter, aber doch liegt oft fußhoch eine weiße Schneerinde am Seerand, auf den Hausdächern und in den Gabeln der Bäume. See und Himmel sind dann vom Winterdunst eingewickelt. Der See liegt wie ein dunkles Zelt im Nebelrauch, und wie weiße Insektenschwärme kommen die Schneeflocken an. Ihr freiselder Tanz im Wind ist im Wintertag das einzige Leben am See, dessen Spiegel blind ist, auf dem sich kein Segel zeigt, dessen Schilffelder abgemäht sind, und der einer Wüste aus grauem Basalt ähnelt.

Die Japaner tragen in der weißen Jahreszeit drei bis vier wattierte graue und bräunliche Seidentkleider übereinander. Sie kennen keine Ofen. Nur eine kleine Kohlenglut in einem Messingbecken wärmt die hingehaltenen Fingerspitzen. Aber die Japaner haben viel Eigenwärme in sich. Sie sind gewöhnt an den Verkehr mit offener Luft in luftreichen, leichten Bambusholzhäuschen, hinter dünnen Papierwänden und Papierscheiben, gekleidet in den drei anderen Jahreszeiten in lustige Seiden- und Kreppstoffe und eingehüllt in das bequeme Schlafrockkostüm, das den Gliedern Spielraum zu Eigenbewegung läßt. So sind sie ein gesundes warmblütiges Volk geblieben. Die Seele der Japaner ist ebenso warmblütig wie ihre reinlichen, gutgelüfteten und leeren Papierzimmer. Keine Möbelstücke sind in ihren Zimmern, der saubere Strohmatteboden des Gemaches muß alle Möbel ersetzen. Er stellt Tisch, Stuhl, Sofa und Sessel dar, ist handdick, aus dünnstem, feinstem Rohrmattengeflecht, ist nachgiebig, leicht elastisch, und du darfst ihn nur mit Strümpfen, nie mit Schuhen betreten. In diesen leeren Gemächern, deren Wände leicht getönte Bambusstrohfärbung, mehlweißes Papier oder gelbliche Naturhölzer zeigen, hebt sich das Menschenantlitz ab wie ein Porträt auf ungestörtem Hintergrund; und die Gesten der Menschen, in diesen leeren Gemächern, werden in den kleinsten Bewegungen wichtig und

bleiben deiner Erinnerung eingeprägt, wie Schriftzüge auf weißem Papier.

Als farbiger natürlicher Zimmerschmuck stehen in den offenen Schiebetüren die Ausblicke auf die mai-grünen, sommergelben, herbstbraunen und winterblauen Landschaftsbilder, der Flug vorüberziehender Vögel, wandernde Wolken und Menschen. Unwillkürlich befürworten die leeren, farblosen Gemächer die Liebe zur farbigen Außenwelt. Die Welt, die immer im Türrahmen erscheint, wenn eine Schiebetür sich öffnet, wirkt im leeren Zimmer doppelt lebhaft als Landschaft oder als Mensch, der zu Besuch kommt; jeder Mensch wird zum lebenden Bild, wenn er sich zu dir auf die Leere der Diele zwischen die leeren Wände setzt. Man kann sich leicht denken, daß sich dann alle Landschaftsreize steigern und den Hausbewohnern so wichtig werden wie einer europäischen Hausfrau die Möbelstücke.

In den leeren Gemächern von Seta am Biwasee ist das Abendrot vor den Türen zu Seta eine Berühmtheit geworden, und das Abendrot von Seta gesehen haben, ist wie Bienenhonig dem Ärmsten und verspricht dir noch nach langen Jahren einen sanften Tod. —

In Seta lebte die Frau eines verarmten Adligen. Ihr Mann war im Krieg gegen die Europäer gefallen, ebenso ihre zwei Söhne. Diese Frau reiste öfters im Sommer oder im Frühling zur Kirschblütenzeit nach Kioto oder nach dem Wallfahrtsort Nara oder nach den heiligen Tempeln von Nikko, um dort im Gebet, in den Tempeln, an heiligen Orten ihrem Mann und ihren zwei Söhnen näher zu sein.

In Kioto, im Tempel der fünftausend Kriessgenien, stehen in den zehn langen Reihen je fünfhundert aufrechte goldene Götter. Jeder Gott hat zwanzig bis dreißig Arme, schwingt Speere und Schwerter; und man sagt: sollte Kioto einmal von Feinden angegriffen werden und in höchster Not sein, dann ziehen die fünftausend Götter aus der langen hölzernen Tempelhalle aus und werden die alte Kaiserstadt verteidigen.

In diesen Tempel ging die verwitwete Frau am

liebsten, denn dort traf sie im Gebet ihren Mann. Wenn sie vor den fünftausend Götterbildern niederkniete, sprach er in ihr Ohr wie ein Lebender.

Die feuerrote düstere und fensterlose Rackhalle, darinnen die fünftausend goldenen Götter nur von den riesigen offenen Türen beleuchtet wurden, gab der Witwe ein aufregend wohliges Gefühl. Wenn sie über die hunderttausend goldenen Speere und Schwertspitzen schaute, glaubte sie ein Kriegsgetümmel vor sich zu sehen. Von den zehn Reihen der Götter steht immer eine Reihe höher hinter der andern, so daß man sich vor einem Berg von Lanzen, Schwertspitzen, goldenen Armen und goldenen Heiligenscheinen befindet, als strömten dir goldene Götterscharen bergab entgegen.

Als die Frau eines Tages wieder im Gebetsstaukel die Halle verließ, sah sie draußen auf dem Bretterweg, der an der hundert Fuß langen Halle entlangführt, einen Mann stehen, der sich, wie das Japaner öfters tun, hier im Bogenschießen übte. Der Mann glich auffallend ihrem toten Gatten. Am einen Ende des Bretterwegs stand der Schütze mit dem altmodischen, mannsgroßen Bogen, am andern Ende des Bretterwegs war die weiße Scheibe angebracht, und an der ganzen Tempellänge entlang surrte der Pfeil des Schießenden. Trotzdem jetzt allgemein das Gewehr in Japan eingeführt ist, üben sich einige Japaner noch zum Vergnügen im Bogenschießen, und besonders ist der Bretterweg am Tempel der fünftausend Kriegsgenien ein beliebter Übungsplatz in Kioto.

Die Frau zitterte vor Erregung, als sie den Schützen sah, der das getreue Abbild ihres verstorbenen Mannes war. Ihr Auge hatte einen unwiderstehlichen, leidenschaftlichen Ausdruck, und ihr ganz kleiner Körper wurde wie ein Stück Magneteisen und zog den Mann nach sich, den sie anschaute.

Sie blickte den Schützen an, trat rückwärts wieder in die Tempelhalle zurück und ging an der untersten Reihe der Genien entlang, genau wissend, daß der Schütze Bogen und Pfeile wegstellen und ihr nachfolgen mußte. Sie kam in das dunkle Ende der

Halle, wo Holztreppen ähnlich Leitern, verstaubt, uralte und düster, zu einer dunkeln Holzgalerie führen, die sich hoch unter dem Dach des Tempels über den fünftausend Genien hinzieht. Der Mann, der ihr gefolgt war, kam leise die dunkle Stiege herauf. Sie kauerte auf der obersten Stufe nieder und wollte ihn an sich vorübergehen lassen.

„Deine Augen können surren wie Pfeile,“ sagte der Mann und blieb neben ihr stehen.

„Du siehst meinem verstorbenen Mann ähnlich,“ sagte die Frau. „Deswegen habe ich dich angesehen.“

Der Mann atmete schwer. Er senkte den Nacken und flüsterte rasch:

„Wenn dich dein Mann so gern umarmt hat, wie ich dich jetzt hier umarmen möchte . . .“

Er sprach den Satz nicht fertig, faßte die Frau flink, wie ein Affe eine Äffin, und die harte Tempeldiele wurde ihr Liebeslager.

Danach sagte die Frau leise:

„Was haben wir getan? Wir sind im Tempel der fünftausend Genien!“

„Wollust schändet keinen Tempel,“ antwortete der Mann. „Fünftausendmal will ich dich hier umarmen. Fünftausendmal wollen wir uns hier treffen.“

Die Frau schauderte vor Glück. In die geheimnisvolle Tempelluft und Tempeldunkelheit schienen außer den fünftausend Kriegsgöttern fünftausend Liebesgötter eingedrungen zu sein. Und sie sagte zu dem Mann:

„Wir wollen nicht wissen, wie wir heißen, wir wollen nicht wissen, wo wir wohnen. Wir wollen nicht verabreden, wann wir uns treffen. Wir wollen es den fünftausend Genien überlassen, daß sie unsere Wege zusammenführen. Und immer, wenn wir uns zusammenfinden, wollen wir nichts besprechen und nichts fragen und uns nur umarmen, wie wir uns hier umarmt haben.“

Ich will nicht wissen, ob du ein wirklicher Mensch bist, oder nur eine Erscheinung, ähnlich meinem Mann. Ich will dich genießen wie die Abendröte, die jetzt

über die Türschwelle dort eintritt, und die wirklich und unwirklich ist zugleich."

Die beiden hielten ihr Verabredung. Die Frau änderte nicht ihre Reisen und ihre Wallfahrten nach den andern Wallfahrtsorten. Und nachdem sie monatelang in Kioto täglich zu den verschiedensten Stunden den Tempel der fünftausend Genien besucht und täglich den Schützen dort getroffen, umarmt und geliebt hatte, reiste sie nach dem Wallfahrtsort Nara, ohne ihrem Geliebten bei ihrer Abreise ein Wort zu sagen.

In Nara war es Hochsommer. Die Wiese vor dem großen Zedernwald, darauf die feuerrote sechseckige Pagode steht, war umwimmelt von weißen, blauen und gelben Schmetterlingen. Im Wald bei den rotbraunen senkrechten Zedernstämmen stehen, dichtgedrängt wie Grabdenkmäler in einem Kirchhof, Steinlaternen in Gruppen und Gassen und begleiten alle Waldwege, dichtgedrängt wie versteinerte Völker. Schwarzbronzene Hirsche, von Künstlern als Statuen gegossen, ruhen auf Steinsokkeln. Aber auch Hunderte von lebenden Rehen und Hirschen gehen in großen Rudeln zahm auf allen Wegen, zahmer als Hühner in einem Hühnerhof.

Als jene Frau mit dem Bahnzug nach Nara kam, stand ein großes Gewitter über dem Wald. Aber sie fürchtete sich nicht, nahm am Bahnhof einen Rikschawagen, fuhr bis zum Eingang des Waldes und schickte den Wagen zurück.

Hier in Nara betete die Frau meist zu ihrem ältesten Sohn und kniete viele Stunden in der Halle des großen Daibutsu, welches eines der riesenhaftesten Buddhabilder Japans ist.

In einem roten mächtigen Holzbalkenhaus sitzt der haushohe Buddha, alt und schwerfällig geschnigt, bräunlich vergoldet auf einer ungeheuern Lotosblume. Sein runder Kopf reicht bis unter das Dach des Tempels. Drei haushohe Flügeltüren stehen offen. Aber das Licht von den Wiesen draußen kann den mächtigen Kopf, der bis in die Dämmerung des Dachstuhles reicht, kaum erhellen.

Die Frau war in den Tempel getreten, kniete auf den Strohmatteu nieder und vertiefte sich in ein stilles Gespräch mit ihrem verstorbenen ältesten Sohn. Da rollte der ferne Donner und war wie die näherkommende Stimme eines Gottes über ihr. Die schwüle Gewitterluft machte die große, dunkle Tempelholzhalle noch dumpfer, und der Geruch des Räucherwerkes und der Geruch der alten sonnengewärmten Holzbalken wurden der knieenden Frau wie eine Last, als ob sich der schwere mächtige Buddha über sie böge. Und sie mußte an den Mann denken, der sie Tag für Tag in Kioto im Tempel der fünftausend Genien umarmt hatte.

Der Regen prasselte jetzt draußen auf das Tempeldach und auf die ungeheure Holzgalerie vor dem Tempel. Ein Blitz flog herein, und der große goldene Buddha erschien für den tausendsten Teil einer Sekunde hell bis unter das Dach.

„Ist es wahr, Gott,“ dachte die Frau, „daß Wollust den Tempel nicht schändet, so laß den Mann aus Kioto eintreten und mich in Nara bei dir wiederfinden.“

Über die Holzgalerien draußen kamen jetzt Hunderte von Schritten, Schritte über die Wiesenwege, Menschenstimmen aus den Wäldern, Männer, Frauen und Kinder, lachend und freischend, die vor dem Gewitter flüchtend, in die Halle des großen Daibutsu-bildes eindrangen.

Die knieende Frau wollte wieder zu ihrem Sohn beten. Aber der Lärm des Regens, der vielen humpelnden Füße von Wallfahrern und der Menschenstimmen zerstreute sie, so daß sie unter die Gruppen der Leute an eine der offenen Türen trat und dem Sturzregen zusah, der die Landschaft in einen weißen Nebel hüllte.

Blitz um Blitz blendete sie, daß sie sich von der Tür weg gegen die Gesichter der Menschen wenden mußte, von denen einzelne Gruppen, weiß im finstern Tempel, bei jedem Blitz aufleuchteten.

Neben einer kleinen Frau und umgeben von einer Schar von Kindern, entdeckte sie plötzlich einen Mann, der ihrem Sohn, zu dem sie eben gebetet hatte, äh-

lich sah. So müßte ihr Sohn jetzt aussehen, so seine Frau und seine Kinder, wenn er jetzt lebte und glücklich wäre.

Bei dem zweiten Blick aber erschrak sie. Es war nicht mehr das Gesicht ihres Sohnes. Es war jener Mann aus Kioto mit seiner Familie, die hier vor dem Gewitter in den Tempel geflüchtet waren. Bei dem dritten und vierten Blick erkannte sie ihn deutlich und sah weg.

Sie schlug rasch ihren kleinen Fächer auf, versteckte ihr Gesicht dahinter, drängte sich aus dem Tempel hinaus und eilte mitten in den prasselnden Regen den Hügelweg hinunter in die graue, dampfende Sommerlandschaft. Weit weg stellte sie sich unter einen Zedernbaum, versteckt hinter einer Steinlaterne. Ihr Haar war vom Regen aufgelöst, ihr Fächer aufgeweicht. Sie hatte ihre Schmucknadeln aus dem Haar verloren, ihr seidenes Festkleid klebte an ihr wie eine Fischhaut. Sie weinte und weinte. Sie hatte doch nicht wissen wollen, ob der geliebte Mann verheiratet wäre, ob er eine Familie hätte. Sie hatte diesen Geliebten zu einem Gott, zu einer Erscheinung machen wollen, zu einer wollüstig gruseligen Tempelvision. Sie hätte sich gern blind geweint, um das Bild aus ihren Augen auszulöschen und den Schützen aus dem Tempel der fünftausend Genien nicht als Gatten und Familienvater sehen zu müssen.

Der Platzregen ließ nach, und die Spitze der roten sechseckigen Pagode, über den noch regendampfenden Wiesen, schien im Abendrot Feuer zu fangen. Das Abendrot ging durch die Wiesendämpfe, färbte die Zedernstämme rot, die Scharen der grauen, moosigen Steinlaternen braun wie Kupfer.

Das Abendrot beruhigte die Frau und gab ihr wieder den Glauben an inbrünstige Ungeheuerlichkeiten. Sie lächelte und fühlte sich rot durchtränkt von dem abenteuerlichen Licht und sagte ganz einfach:

„Die Blitze haben gelogen. Der Mann im Daibutsutempel eben war nicht der Mann aus dem Tempel der fünftausend Genien, den ich wie die Abendröte mit Inbrunst liebe. Er kann nicht zugleich hier und

in Kioto sein, wo ich ihn gestern verließ, ohne ihm etwas von meiner Reise nach Nara zu sagen.“ Aber sie getraute sich doch nicht, noch einmal zum Daibutsutempel zurückzugehen; und sich zu überzeugen, fehlte ihr der Mut.

Die Frau warf ihren zerknitterten Fächer fort, strich ihre Frisur glatt, schob ihren Gürtel zurecht und machte sich gesittet auf den Heimweg zum Bahnhof von Nara.

Sie reiste durch Kioto, ohne den Tempel der fünftausend Genien aufzusuchen, und ging nach Seta in ihr Haus zurück, tagsüber gepeinigt von dem Gedanken, daß der Mann, den sie in Kioto liebte, Frau und Kinder hätte. Sie wurde nur am Abend erlöst von dem phantastischen Abendrot, das sich über Seta in den wunderbarsten Blutlinienwellen hinzieht, so daß alles Unwahrscheinliche wahrscheinlich wird, so daß die Bäume blutrot wie Korallenwälder werden und die Hügel wie die Brüste und Körperlinien hingelagerter Männer und Frauen, als sei die Erde hier am Abend zu Menschenfleisch und Menschenblut geworden und kenne nichts als umarmende Wollust und Liebe. Die untergehende Sonne am Himmel ist dann in ihrer Röte nur wie eine kleine Kerze in einem roten Gemach, in dem sich zwei umarmt halten, wo das Licht keinen Sinn hat und keinen Wert, weil die zwei, von Leidenschaft entbrannt, sich mit geschlossenen Augen ohne Licht sehen.

Im Abendrot wurde der Biwasee rotgoldig glitzernd und wie von fünftausend goldenen Lanzenspitzen und goldenen Heiligenscheinen bewegt. Die Diele und die Wände im Hause jener Frau wurden düsterrot, als wären sie die uralten, düsterroten Balken des Genientempels in Kioto, als wäre in dem Hause der Frau irgendwo die geheimnisvolle, rote Balkentreppe, wo sie in der roten Tempeldunkelheit, auf der obersten Stufe, hinter dem hohen Geländer, Tag für Tag den Mann treffen könnte, der sie wie das Feuer der Abendröte schnell umarmte und nach der Umarmung wie die Abendröte in das Unbekannte wieder versänke.

In den kältesten Wintertagen konnten die Bewohner von Seta jene Frau zur Spätnachmittagstunde an dem geöffneten Fenster sehen, das auf das flüchtige Winterabendrot hinausfah, — die Frau, die einen kleinen Fächer schwang, als wäre es ihr heiß im Abendrot, trotzdem der Schnee auf dem Geländer des Altans lag und auf den Dächern der Holzhäuser von Seta.

Auch wenn die Abendsonne im Winternebel keine Kraft zum Röten des Himmels hatte und nur wie ein kleiner Tropfen roter Kirschsaft das weiße Laten des Himmels betupfte, saß die Frau zwischen den zurückgeschobenen Papierwänden ihres Zeeimmers und fächelte sich, als müßte sie das Abendrot mit jedem Fächerschlag ansühren.

Der Frühling kam, und die Frau fürchtete sich immer noch vor einer Begegnung mit dem geliebten Mann und vor einer Enttäuschung. Sie beschloß eine große Reise zu den Tempeln von Nikko zu machen, im Norden Japans, um dort zu ihrem zweiten Sohn zu beten.

Die kurzweilige Bahnfahrt dorthin zerstreute sie, und sie lachte sich unterwegs wegen aller ihrer Zweifel aus und war schon, ehe sie nach Nikko kam, ganz im klaren, daß der Mann in Nara niemals der Mann von Kioto sein könnte, daß sie sich einfach in der Ähnlichkeit getäuscht hätte. Und sie nahm sich vor, so bald sie von ihrer Wallfahrt nach Nikko wieder zurückkäme, wollte sie den Tempel der fünftausend Genien wieder auffuchen und versuchen, den Schützen zu treffen, der ihr versprochen hatte, sie fünftausendmal zu umarmen.

Das Rasseln der Eisenbahnräder, das Vorüberfliegen großer Plakatfiguren: gemalter Männer und Frauen, die an den Bahngeleisen amerikanische Fahrräder, deutsches Bier, englische Grammophone anpriesen, das eilige Leben in den eisernen Bahnhofshallen, alle die vorüberhastenden Eindrücke gaben der entmutigten Frau neuen Wirklichkeitsmut, und sie begann sich innerlich zu verspotten und bedauerte den langen Winter, der damit vergangen war, daß sie sich nur vom Abendrot in Seta, aber nicht von ihrem Geliebten hatte umarmen lassen.

Die schieferblaue Bergwelt von Nikko mit einer Silbersonne über den silbernen Riesbächen, mit blausteinigen Schluchten, deren Ränder von schwarzen zerzausten Kryptomerien umstanden sind, tauchte auf. Das liebliche Japan war verschwunden, und ein heroisches Japan lag hier, mit nasser Felsenschlucht, mit senkrechten weißen Wasserfällen unter einer Sonne, die einem weißen Metallspiegel glich. Wie kupferrote Wimpel hing das rotblättrige Frühlingslaub der Ahornbäume über den Gebirgswegen. Hier und da blühten auch ein paar rosige wilde Kirschbäume und an der Sonnenseite der Abhänge ganze Wälder von rosigen Kamelienbäumen.

Das Bergwasser der Nikkoschlucht aber glitzerte, als wäre es die eherne Kette eines Rosenkranzes, daran Tausende von Gebeten gebetet werden.

Die Frau suchte die Tempel auf, die auf grünen, dunkeln Waldterrassen mit blaubronzenen Dächern und rotem Gebälk wie verwunschene Waldschlösser unter bärtigen tausendjährigen Kryptomerienbäumen liegen.

Viele Tempelwände sind mit kopfgroßen Chrysanthemumblumen aus erhabener Perlmutterarbeit geschmückt und leuchten in sieben Regenbogenfarben. Auf andern Wänden sind aus goldenem Lack in Relief erhabne goldene Löwen und goldene Tiger in springenden Stellungen gearbeitet. Auf andern aus rotem Lack rote Fasanen, aus grünem und blauem Perlmutter Pfauen, aus Elfenbein weiße Kaninchen und weiße Rehe und ganze Elfenbeinwände voll von weißen und bläulichen Páonien, umgeben von Schmetterlingscharen aus Perlmutter.

Diese kostbaren Tempelwände unter grünen Waldbäumen, unter blau und weißem Wolkenhimmel und umwandert von gelbem Sonnenschein, scheinen mit ihrem irisierenden Perlmutter eine lebende Welt von immer blühenden hochzeitlichen Blumen und eine unvergängliche Welt von sich tummelnden wilden und zahmen Tieren zu sein.

Die Frau kam auf die erste Terrasse, wo die drei berühmten Affen auf einem Tempeltor dargestellt sind, geschnitzt und bemalt. Der erste Affe hält sich die

Augen zu, der zweite Affe die Ohren, der dritte Affe hält sich den Mund zu. Und ihre Bedeutung ist: Du sollst nichts Böses sehen, du sollst nichts Böses hören, du sollst nichts Böses reden.

„Wie leicht ist das getan für den, der geliebt wird, und wie schwer für den, der an der Liebe zweifeln muß,“ dachte die Frau und ging an den drei Affen vorüber. Und sie kam zu dem schönsten aller Tempeltore. Dessen weiße Säulen sind mit erhabenen Schnitzereien, mit Bäumen, Schilf, Kranichen, Drachen und Wolken geschmückt. An den Friesen der Säulen entlang wandern Scharen von winzigen kleinen Göttern. Dieses Tor ist so vollkommen gearbeitet, daß es, als es fertig war, den Neid der Götter erweckt hätte, wenn man nicht an einer der Säulen absichtlich einen ungeschickten Fehler angebracht hätte, um die neidischen Götter zu versöhnen.

„So vollkommen wie dieses Tor wäre die Liebe zweier Menschen auf Erden, und die Götter würden die Menschen beneiden müssen, wenn sich nicht glücklich Liebende immer einen künstlichen Liebeszweifel erfänden,“ dachte die Frau und ging durch das kostbare Tor in den Tempelhof der zweiten Terrasse.

Hier ist zur rechten Hand über einer Tempeltür von einem Maler eine lebensgroße weiße Kaze gemalt. Die scheint zu schlafen und schläft schon Jahrhunderte. Aber wer sie lange ansieht und sich einen Herzenswunsch dabei denkt, dem kann es, wenn sein Wunsch in Erfüllung gehen darf, begegnen, daß die schlafende Kaze ihre Augen öffnet und ihn anblinzelt.

„Oh, ihr Götter,“ wünschte die Frau, die Kaze über dem Tor betrachtend, „laßt eure Tempelkaze die Augen öffnen und mich ansehen, wenn mein Geliebter in Kioto und jener Mann, den ich in Nara sah, zwei verschiedene Männer sind.“

Die Frau starrte die schlafende Kaze an, aber die gemalte Kaze hielt die Augen geschlossen und blinzelte nicht.

„Ist es möglich, daß ich recht gehabt haben sollte? Die beiden Männer sind einer und derselbe gewesen! Und mein Geliebter hat eine Familie und macht eine

andere Frau außer mir glücklich? O weiße Kaze, schlage doch die Augen auf und sage damit Nein! Oh, ich will dich ansehen, bis ich blind werde!“

Die Kaze hielt die Augen geschlossen, und die Frau verzweifelte, und ihr Herz schmerzte, als würde es ihr ausgerenkt.

„Gut, o Götter, wenn ihr diesen Wunsch nicht erfüllt,“ sprach sie plötzlich entschlossen, „dann laßt mich dem Mann noch einmal begegnen, um mich zu überzeugen; und zweifle ich dann nicht mehr, daß es derselbe ist, dann laßt mich blind werden mein Leben lang. Schlafende Kaze, öffne jetzt deine Augen und sage Ja!“

Die Frau zitterte und hielt sich mit den Fingerspitzen an einer roten Lackwand des Tempelhofes. Die großen Kryptomerienbäume über den Tempeldächern bewegten sich schaukelnd für ein paar Sekunden und warfen Licht- und Schattenneze über die Tempeldächer, über die Lackwände und über die gemalte weiße Kaze. Und im Licht- und Schattenspiel schien sich die weiße Kaze zu bewegen, sie blinzelte und zeigte für eine hundertstel Sekunde ihre senkrechten Pupillen.

„Sie hat mich angesehen,“ seufzte die Frau, und klapperte humpelnd auf ihren Holzschuhen, demütig mit gesenktem Kopf, als wäre sie um viele Jahre gealtert, durch die schmale Vorkammer in den Seitentempel.

Da drinnen war ein langes Gemach, und hinter langen Glaswänden lagen in seidenen Futteralen die Schwerter verstorbener japanischer Helden und Könige, ihre Rüstungen und ihre Helme aus Lack, Kork und Holz geschnitten und mit Bronze beschlagen. Auch große Bogen und Köcher mit Pfeilen standen da.

Die Frau blieb unwillkürlich vor einem großen schwarzen Bogen stehen und legte ihre warme Stirn an die kühle Glasscheibe des Glasschranks. Es war ganz menschenleer hier, nur vorher hie und da waren ihr Pilger begegnet auf den Treppen und den Terrassen der Tempel, — Männer und Frauen aus allen Teilen Japans, welche Nikko besuchen.

Wie sie jetzt an der Glasscheibe lehnt, sieht sie in

dem spiegelnden Glas durch dieselbe Türe, durch die sie in die lange Kammer eingetreten ist, einen Mann kommen, der eine weißhaarige, gebeugte alte Frau begleitet. Die kleine Alte stützt sich auf einen Stock und auf den Arm des Mannes und sagt zu ihm: „Mein Sohn.“

Die Frau wendete ihren Kopf betroffen von der Glasscheibe und warf nur einen Blick über ihre Schulter. Dann sah sie rasch wieder in den Glasschrank zurück, als wollte sie ihr Gesicht im Glas verbergen. Sie hielt den Atem an und ließ den Mann und die alte Frau an ihrem Rücken vorübergehen.

Die Götter hatten ihr ihren Wunsch erfüllt! Sie hatte ihren Geliebten noch einmal gesehen, und sie wußte nun auch, daß er eine Mutter hatte wie andere Menschen, und daß er ein Menschensohn war, daß er nicht bloß Vater und Gatte war, so wie sie ihn in Nara gesehen hatte, daß er auch Kindespflichten kannte, seine alte Mutter an seinem Arm stützte, und daß er ihr nun nie mehr der Gott der Abendröte sein könnte, der Gott des Unbekannten, des Abenteuerlichen, der Gott der Inbrunst ohne Pflichten und ohne Schranken.

Und nun wollte sie blind werden und nicht mehr in der Gegenwart und Wirklichkeit leben, sondern im Dunkeln sitzen, wie ein Herz in der Brust, ohne Licht, nur vom dunkeln Blut umgeben.

Gealtert und bekümmert kehrte die Frau von ihrer Wallfahrt nach Seta an den Biwasee zurück, ohne den Tempel der fünftausend Genien in Kioto zu besuchen, wie sie sich vorgenommen hatte.

Ein brennender, feuriger Sonnentag verwandelte den Biwasee täglich in eine weißglühende Masse. Zwischen dem flammigen Spiegel des Sees und dem flammigen Spiegel des Sonnenhimmels saß die Frau auf dem Altan ihres Hauses oder in einem schaukelnden Boot und ließ sich die tausend funkelnden Sonnenscheiben, die sich in den Wellen brachen, wie tausend Brenngläser in ihre Augen stechen. Wenn sie vor Schmerzen die Augen schloß, saß sie in einer feuerrot durchflaminten Dunkelheit, als wäre sie mitten im

Abendrot von Seta, als wäre sie die rote untergehende Sonne selbst.

Sie wurde blind, wie sie gewollt hatte. Aber auch erblindet sahen sie die Leute von Seta Sommer und Winter, Abend für Abend, mit dem Fächer auf dem Altan sitzen, zu der Stunde, wo das Abendrot in Seta die irdischen Landschaften zu roten Götterlandschaften verwandeln kann und die irdischen gesetzmäßigen Menschengesichter in berauschte unirdische Göttergesichter.

An einem Winternachmittag, als der Nebel des Sees so dick lag, daß die Sonne schon am Mittag im Winterrauch wie eine papierne Scheibe blaß verschwand und ein Hauch von Abendröte erschien, saß die Blinde wieder mit begeistertem Ausdruck auf dem Altan und beschrieb der Dienerin, die ihr den Tee brachte, daß sie rote Wolken sähe, rot wie das Tempelgebälk eines Kiototempels, und daß fünftausend goldene Genien mit hunderttausend goldenen Armen über die roten Wolken geschritten kämen, und daß ein Vogenschuß an der Spitze der Fünftausend ginge. Er winkte ihr auf der obersten Stufe einer roten Treppe.

„So schön wie heute sah ich das Abendrot von Seta noch nie,“ sagte die Blinde und lehnte den Kopf an das Altangeländer, von dem der kalte Schnee abbröckelte. Ihre kleine Teetasse klirrte. Sie setzte sie mit zitternden Fingern auf den Boden. Sie fächelte sich noch mit dem Fächer, indes ihr Gesicht die Helle des Schnees annahm. Dann starb sie lächelnd.

Den Abendschnee am Hiranama sehen

An großen Masten ragen ein Duzend weiße elektrische Vogenlampen in die Nacht. Sie beleuchten einen Landungskai im Hafen von Marseille. Wie ein langer weißer Kreideblock liegt dort ein weißer eiserner Orientdampfer mit Hunderten von runden, gelbleuchtenden Kabinenfenstern. Rot, gelb und weiß beschienene Gesichter und viele beleuchtete Hände und Arme hantieren in der Nacht auf der Plankenbrücke und um

die klirrenden Ketten der Verladungsfähne, wo Häufen von Koffern, Reiseförben und Reisefisten verstaут werden.

Durch die langen, schneeweißen Korridore drinnen im Dampfer eilen schneeweiß gekleidete Indier mit schwarzen Gesichtern und schwarzen Händen, aus prächtigen Küchen, in denen üppiges Kupfer leuchtet, in die prächtigen Speisesäle, die von rotem Mahagoniholz und blanken Messingsäulen, von Prunk und Gediegenheit strotzen, darinnen alles seltsam stille steht, indessen die bittere, bewegliche Seeluft durch die glühlampenhellen Räume und durch die Korridortüren wie ein unruhiges Fluidum streicht. Diese Seeluft, die in dem Schiffspalast, auch wenn er am Kai still steht, immer noch allen Räumen quecksilberhafte Ungeduld gibt, wie der Saft einer Pflanze, die man vom Wald ins Zimmer geholt hat. Ein ruhiges Schiff ist kein stillstehender Gegenstand, denn die Wanderlust, die auch im Hafen noch um seine Räume streicht, läßt es nicht schlafend und nicht tot erscheinen. Die Offiziere, Matrosen und Bedienungsmannschaften behalten auf dem ruhigen Schiff immer noch das bittere Fieber der Seeluft in der Brust, und allen erscheint Ruhe als ein Unglück und Wandern als das alleinige Glück.

Das Schiff legt nachts in Marseille an und soll morgen um neun Uhr früh seine Weiterfahrt nach Asien und Japan antreten. Die meisten Passagiere haben für ein paar Nachtstunden das Schiff, das schon aus London kommt, zu einem kurzen Aufenthalt in Marseille verlassen, um wieder einmal Abendbrot an Land zu essen, denn das Schiff ist schon seit mehreren Tagen unterwegs und hat seit London keinen Hafen angelaufen.

Jetzt neigt sich die Nacht ihrem Ende zu. Die elektrischen Lampen brennen noch, aber der Himmel wird schon blau, und Scharen von lachenden und etwas kindisch heiteren Passagieren kehren aus den Nachttheatern und Nachtcafés der Stadt zurück. Junge Leute haben rote und blaue Kinderluftballons an ihre Hüte gebunden. Damen haben sich Arme voll Blumen gekauft, Winterveilchen von der Riviera; und alle Gesich-

ter sehen belustigt aus, als kehrten diese Menschen von einem Volksfest heim. Alle haben sie nur für ein paar Stunden mit ihren Füßen die Erde besucht, die schöne, ruhige, stillstehende Erde mit ihrem irdischen Staubgeruch, und die hat die Passagiere im Herzen so überschwenglich und warm gestimmt.

Jetzt müssen alle wieder auf die schwankenden Schiffsbretter, zurück auf das buckelige Meer, in die staublose, unirdische Seeluft, in der ihnen die Sonne noch treu bleibt, wo aber die Erde meilentief in das Wasser sinkt.

Ein blauer, lauer Januarmorgen brach an. Die Lampen am Kai und im Schiffsinnern verloschen. Dafür zündete die Morgensonne tausend Lampen in den tausend Wellenspiegeln an, und die Messinggeländer des schneeweißen Schiffes, seine roten Schornsteine und zinnoberroten Ventilatoren leuchteten wie die künstliche Kulissenwelt eines Theaters, aufgebaut unter dem indigoblauen Mittelmeerhimmel.

Am Kai standen Verkäufer vor Bergen von hölzernen Segeltuchstühlen, die sie an die Passagiere für die weite Seereise nach Asien verkauften. An der Abfahrtschalle vor der Telegraphenoffice drängten sich die Reisenden, schrieben auf umgestülpten Koffern, Tonnen und Kisten Telegramme, — die letzten Abschiedsgrüße aus dem letzten europäischen Hafen nach den Heimatsorten.

An den langen Geländern des Promenadendecks standen Kopf bei Kopf, Ellenbogen bei Ellenbogen. Viele kleine Kodaks knipsten und fingen das Hafenbild.

Auf der nassen Kaimauer vor der Reihe der Packträger und Verloader hatte ein Athlet einen braunen Teppichsezen ausgebreitet. An dem einen Ende des Teppichs tanzte in gelbem Trikot und rosa Tüllröckchen seine zehnjährige Tochter und klapperte mit Kastagnetten, armselig und ungeschickt.

Auf der andern Ecke des Teppichs stand der Sohn des Athleten in blauem Trikot und spielte auf einer dünnen Violine. Auf der dritten Ecke lagen Gewichtsteine und Kugeln, und auf der vierten Ecke des Teppichs stand der Athlet selbst in schmutzig weißem Trikot und stemmte die Gewichtkugeln, Kanonenrohre und eisernen Wagenräder.

Die Schiffssirene hat bereits mehrmals ihre gellenden Abfahrtsignale gegeben. Der Athlet, die kleine Tänzerin und der kleine Geiger rauchten sich mit den Packträgern um die Kupfersoußstücke, die wie ein brauner Hagel vom Schiff auf den Kai regneten. Scharen englischer Clerks, die nach Indien reisen wollten und rote, whisfurrunkene Gesichter aus dem Nachtleben von Marseille mitgebracht hatten, brüllten im Chor hundert „Cheers for old England.“

Dann bewegte sich wie eine Drehbühne das mächtige Schiff vom Ufer weg. Die sich balgenden Leute am Ufer, die Landungsballen verkleinerten sich, als schrumpften sie in irgendeine Tasche hinein. Erdbilder, Felsenufer, weiße Kalksteingebirge, graue Dächerreihen drehten sich wie Bilder, gemalt auf einen Riesenkreisel, vorüber. Das Schiff schien still zu stehen, aber die Erde wurde zu einer ungeheuren Kugel, die sich unter dem Schiff drehte.

Allmählich liefen die Bilder immer kleiner, ferner und farbloser wie Nebelwische vorüber, und nun nahm der gewaltige Rausch der Seeluft das Schiff in sich auf, und das Ungeheuer, der endlose Himmel, machte die lauten Passagiere still, löste nicht nur die Erde unter den Füßen, sondern nahm auch den Gedanken jede Festigkeit und Sicherheit, machte das Blut argwöhnisch, die Füße schwankend, die Gehirne ohnmächtig.

Hunderte von Drehstühlen wurden an die Geländer gebunden, daß sie nicht von dem Seegang hin und her rutschten. Unter riesigen Reisefappen, in ungeheurere Reisemäntel und in vielfarbige und karierte Schals gewickelt, lagen die Passagiere, ausgestreckt in endlosen Reihen, auf dem weißen Promenadendeck. Die weißgerünchten Eisenwände, die sachlichen Eisengeländer, die alle gerade und senkrechte Linien zeigten, flößten Sicherheit, aber auch Nüchternheit ein, als wäre das Schiff ein riesiger, physikalischer Apparat in einem Laboratorium, als wären die Menschen Präparate, die da künstlich aufbewahrt würden, bis zur Ladung an einem andern Kontinent.

Unter den Schiffspassagieren, die da in Reih und Glied in Liegestühlen auf den langen Decks lagen, als

wären die Deckpromenaden Lazarette, fielen zwei Japaner auf, die von zwei deutschen Damen, einer jungen rotblonden und einer alten weißhaarigen, begleitet waren. Es waren die beiden Schauspieler Kutsuna und Okuro, die mit der Sada-Yakko-Truppe eine Europa-Tournee unternommen hatten und jetzt, getrennt von der Truppe, nach Japan zurückkehrten.

Okuro hatte sich eben erst mit einer deutschen Dame verheiratet, und diese, welche immer mit ihrer Großmutter zusammengelebt hatte, wollte sich auch nicht in der Ehe von ihr trennen. Darum begleitete die achtzigjährige weißhaarige Alte das junge Ehepaar nach Japan.

Die beiden Japaner waren europäisch gekleidet; nur ihre gelben Gesichter und ihre kleinen Figuren fielen unter den langen, rosahäutigen Engländern auf.

Ilse, Okuros junge und schöne Frau, hatte Goldglanzhaare, goldrot, wie der rote Metallglanz der Goldfische.

Sie trug ein smaragdgrünes Reisefleid und war unter allen den braunen, grauen und schwarzfarierten Engländerinnen und Engländern leuchtend wie ein Sonnenprisma. Ihre gute Laune gab ihrem Wesen die Fülle eines freigeibigen Sommers.

Die Großmutter neben ihr mit dem weißen Haar, das wie ein alter Silberschmuck den Kopf umgab, lachte ebenso wie ihre Enkelin immer mit blauen Augen, und ihr Gesicht war wie ein sonniger Wintertag, frisch und lautlos.

Sie sind zwei Menschen fröhlicher und sorgenloser in die Zukunft gereist als diese beiden Damen. Okuro hatte sich ein Vermögen durch seine Tournee verdient. Ilse wußte nicht, was sie mehr an ihrem Mann schätzen sollte, die ausgesuchte Fürsorge, mit der er sie umgab, die große Anspruchslosigkeit, mit der er auftrat, oder die große Leichtigkeit, mit der er alle Schwierigkeiten lächelnd aufnahm.

Nur eines machte ihre Unruhe: sie verstand allmählich, daß ein Asiate nicht ist: wie fünf und fünf ist zehn, sondern daß bei ihm fünf und fünf einmal Tausend und einmal Null sein kann. Sie ahnte,

daß sie noch nicht den hundertsten Teil von dem Gehirn ihres Mannes kannte, und manchmal merkte sie, daß seine kleinen asiatischen Augen, die eben noch rosinenfüß und lächelnd ausgesehen hatten, plötzlich schwarz und bitter wie Gallapfelsaft werden, oder sogar tödlich vernichtend wirken konnten wie schwarze, funkelnde Tollfirschen.

Aber gerade, daß sie seiner nicht sicher war, daß sie seine Weltallruhe und sein göttliches Aufgehen im Verstehen des Kleinsten bewundern und dann wieder plötzlich erschrecken mußte vor tierischen Kehllauten, die er ausstoßen konnte, und die bestialische Leidenschaftlichkeiten vermuten ließen, — dieses machte Iلسes Seele sanft wie ein Kaninchen, das man mit einer Klapperschlange zusammengesperrt hat. Und sie war ihm in die Ehe gefolgt, weil sie sich nach einer Welt von Abenteuern sehnte, nach exotischen Geheimnissen.

Als der rauchende und erhitzte Dampfer zwischen dem blauen Äther des Mittelmeerrhimmels und dem gasblauen Wasser des Mittelmeeres sich jetzt von Europa trennte, um Afrika und Asien zu erreichen, erschien Iلسe das weiße, blendende Schiffsgerüst in der Bläue ringsum wie der weiße Silberkörper eines Riesenfisches, der viele Meilen in die Bläue untergetaucht wäre und unter den Meeren mit ihr fortschwämme. Nur das gelbe Stück Sonne oben war wie ein Stück Land, das in die Bläue herabschiene. Und sie hoffte, so verzaubernd wie das Meer, so von Grund aus sollte sich jetzt ihr Leben in der Zukunft verändern, daß alle Begriffe sich umstülpten.

Aber als in der zweiten Nacht die elektrischen Kailampen von Messina, das damals noch nicht untergegangen war, in langer Reihe vorüberzogen, nahm Iلسe ihren Mann Skuro, der neben ihr im Deckstuhl saß und in der Dunkelheit nur am roten Punkt seiner Zigarette ihr erkenntlich war, die Zigarette aus dem Mund, warf sie über Bord und sagte schmollend in ihrer Flitterwochenstimmung:

„Geliebter, wie kannst du rauchen und dich mit deiner Zigarette lautlos unterhalten? Ich bin eifersüchtig auf deine Zigarette und deine Ruhe bei ihr.

Ich bin noch keine so alte, ruhige Frau wie meine Großmutter, welche einschläft, wenn du stundenlang schweigend rauchst. Ich möchte lieber, daß du mich erwürgst, ins Meer wirfst, oder irgend etwas Böses mit mir tust, aber ich mag nicht, daß du so ruhig und gleichgültig neben mir rauchst. Wir kennen uns noch nicht auswendig. Nur ist das, als wärest du mir untreu, wenn du die Zigarette mehr liebst als mich."

Darauf antwortete der junge asiatische Ehemann:

"Wenn ich Diener brauche, die dich und mich bedienen, so bin ich deshalb nicht ein schwacher Mann, der sich nicht selbst bedienen könnte. Wenn ich eine Zigarette brauche, die mir Ruhe gibt, so habe ich deshalb dich nicht aus meinem Herzen verstoßen, denn dich brauche ich natürlich erst recht zu meiner Ruhe. Die Zigarette allein würde mich nicht genügend mit Ruhe bedienen."

Ilse fuhr schnell und heftig auf:

"Wenn du vielleicht statt der Zigarette eines Tages eine andere Frau brauchtest, die dich mit Ruhe bedienen müßte, dann dürftest du auch nicht unruhig werden, Okuro?"

Dieser lächelte und sagte noch ruhiger:

"In Japan liebt ein Mann seine Frau immer, so lange er sie nicht fortschickt. Und Frauen fragen bei uns nicht nach den Wegen, die ein Mann gehen muß, und die ihn zum Manne machen."

Ilse wurde noch heftiger:

"Du darfst also viele Frauen lieben, wenn es dich zum Manne macht? Und ich soll keinen Schmerz empfinden, wenn du deine Nächte mit anderen Frauen teilst und deine Umarmungen, deinen Leib und dein Herz anderen Frauen gibst, wo ich doch dachte, daß der Tag der Hochzeit dich mir ganz und gar geschenkt hätte?"

"Nicht ich bin dein, sondern du bist mein geworden," antwortete ruhig der Japaner. "Ich bin ich geblieben und bin nur durch dich mehr geworden. Aber du bist seit dem Tag unserer Hochzeit nach unseren asiatischen Begriffen verschwunden und bist nicht mehr."

„Ich bin also schon,“ lachte Ilse, „an dem Tag unserer Hochzeit ins Nirwana eingegangen und gehöre jetzt zu den Toten?“

„Ja, Ilse, größtes Glück ist Nirwana. Und die Frau, die sich nicht um das wirkliche Leben zu kümmern braucht, um Geldverdienen und Staatsgeschäfte, kann deshalb schon am Tag ihrer Hochzeit ins Nirwana eingehen, der Mann erst am Tage seines Todes.“

„Aber ich will gar nicht im Nirwana sein, wenn du nicht darin bist,“ rief die junge Frau eigensinnig. „Und so lange du im gewöhnlichen Leben bist, will auch ich eine gewöhnliche Lebende sein.“

Dkuro sagte ruhig: „Die Götter haben euch Frauen keine Knochen gegeben, um im gewöhnlichen Leben so fest zu stehen wie der Mann.“

Dieses war das erste von hundert ähnlichen Gesprächen, welche Ilse und Dkuro, in ihren Deckstühlen liegend oder um die Schiffsschornsteine promenierend, morgens, mittags und abends führten. Seit Europa verschwunden war und das nach Asien schweifende Meer vor ihnen lag, bauten sich die Gedankenwelten der beiden Neuvermählten in der Leere des Meeres wie die Ufer von zwei einander gegenüberliegenden Ländern voreinander auf.

Nie hatten die beiden in den lebendigen Alltagsstunden des zerstückelten Tageslebens von Berlin, wo sie sich hatten kennen lernen, Muße gefunden, mehr voneinander zu sehen als nur leichte Beleuchtungen, unterhaltende Augenblicksbilder ihres Herzens. Jetzt aber, unter der unendlichen Weite, auf der Reise über die halbe Erdfugel, die vor ihnen lag, unter der Riesenruhe des körperlosen Himmels und des unbegrenzten Wassers und in der Ruhe der unendlichen Einförmigkeit des kasernenhaften Schiffslebens, wuchsen die Betrachtungen der beiden wie meilenlange Seeschlangen, die unterirdisch dem Schiff folgten und hie und da in großen Wellenlinien an die Oberfläche kamen.

Bei dem ersten Gespräch von dieser Art, das bei Nacht in der Meeresenge von Messina geführt wurde, sahen sich die beiden nicht. Ihre Deckstühle standen

im Schatten von großen Rettungsbooten, und es war zu der späten Stunde, da die Deckbeleuchtung der gelben Glühbirnen halb gelöscht ist. Es fehlte diesem Gespräch das Echo der Gesichtsmienen und Bewegungen, und da es als erstes Gespräch nicht zu Ende geführt wurde, und da sie danach nur immer ihre Stimmen im Ohr und nicht ihre Gesichter gesehen hatten, so blieb dieses Gespräch wie ein ewig dunkler verborgener Keim, der auf dem beweglichen Schiff und auf der Bodenlosigkeit der Meeresstiefe keine Wurzel fassen und nicht ausgerissen werden konnte, sondern mit ihnen schwamm und anwuchs wie ein millionenfingriges Seegewächs.

Als Ilse und Ofuro die erste Landstation, die lange, weiße Molenmauer von Port Said, unter dem grünlichblauen Afrikahimmel sahen, da hingen die Gespräche über die verschiedene Denk- und Empfindungsweise der beiden wie der Schaum des Fahrwassers hinter ihrem Schiff. Ihre Gedankenwelt schrumpfte aber sofort ein und verflüchtigte sich zu einer angenehmen Gedankenlosigkeit, als die beiden mit Rutsuma und der Großmutter für ein paar Stunden in den langen Basarstraßen von Port Said unter Ägyptern, Arabern, Abessiniern in den Straßenkaffees saßen und den Millionärstöchtern der Amerikaner zusahen, die, mit den üppigsten Pelzen bekleidet, hier in dem nächtlich kühlen Ägypten landeten und den kleinen Port Saider Bahnhof belagerten, um den Schnellzug nach Kairo und in das Wüstenland nach Heluan zu besteigen.

Sowie sich Ilse von schwarzhäutigen Afrikanegern in langen weißen und blauen Leinwandhemdkleidern umgeben sah, von schwarzen Schultern und Gesichtern, die wie eine Schar lebendiggewordener riesiger Kaffeebohnen hier am Kai durcheinanderliefen, fühlte sie sich magdhaft, fraulich und sehnte sich schuttsuchend neben ihrer Großmutter nach ihrem Mann. Wenn sie sich dann umsah und hinter ihr Ofuro und Rutsuma gingen, fühlte sie keine Sicherheit, keine Ruhe, denn die zierlichen gelbhäutigen Japaner waren hier in Afrika noch weniger zu Hause als in Europa;

und Sfuros gelbe Gesichtsfarbe erschien ihr lächerlich und leichenhaft neben der schönen Pulverfarbe der Afrikaner.

Hier am Land waren es jetzt nicht nur die Gedanken der Europäerin, die gegen die Gedanken des Asiaten Wortgefechte führten. Es war noch schlimmer: es war der Körper selbst, der dem Herzen abtrünnig zu werden schien.

Als sie am Abend zum Schiff zurückkehren mußten, ging die junge Frau früher als sonst zu Bett. Sie schloß ihre Augen hartnäckig und stellte sich schlafend, als Sfuro ihr Haar streichelte und ihr ein paar zärtliche Worte zuflüsterte.

Ilse hütete sich wohl, der Großmutter am nächsten Tag von ihren wandenden Gedanken und Gefühlen zu erzählen. Auf dem Weg über das Mittelmeer nach Afrika hatte sie geglaubt, es sei der schwankende Schiffsboden, der sie selbstquälerisch und heimatlos stimme, und auf dem sie sich behaupten müsse. Aber der Spaziergang in Port Said hatte sie noch mehr erschreckt, und sie konnte sich nicht der Überlegung erwehren, ob sie von jetzt an schweigen und asiatisch dulden oder sich auflehnen und europäisch behaupten mußte.

Trotzdem lachte sie äußerlich. Ihr rotgoldenes Haar strahlte schon allein ein reiches sommerliches Lächeln; Ilse war im Grunde viel zu genussüchtig, als daß sie unter Gedanken lange hätte leiden mögen, und es schien, als ließe sie ihr rotes Haar immer gern wie zu einem täglichen Lebensfest leuchten.

Die Deckbevölkerung hatte sich vermehrt und verändert. Reiche indische Kaufleute in europäischer Kleidung, aber mit sehr viel Ringen und goldenen Uhrketten geschmückt, standen wie die Schatten der weißen Leute auf den langen Schiffspromenaden herum, hatten die Augen von guten Waldtieren oder von eiteln Tropenvögeln. Die schmalen Messingstiegen, die vom Promenadendeck der ersten Klasse in das tiefere Zwischendeck hinunterführten, waren drunten belagert wie von einer Maskerade. Messkapilger mit smaragdgrünen Turbanen, buddhistische Mönche in

senfgelben Mänteln, türkische Hausierer in dunkelblauen und violetten Kaftanen, nackte Fakire, in dicke Stricke und Muschelfetten gekleidet, indische Handwerker in weißen Schleierhosen, roten Sammetwesten und goldgestickten Kappen und die braune indische Schiffsbemannung des englischen Dampfers in blauen Hosen und roten Schärpengürteln mit tigerartig geschmeidigen nackten Oberkörpern, und die alle barfuß wie die Tiere auf dem Feld durcheinanderliefen, vervollständigten das Papageienbild des Zwischen decks.

Das Schiff wanderte und wanderte, beladen und belastet mit den hundert verschiedenen Ideenwelten von hundert verschiedenen Rassen. Es hatte die lange Sandwüstengasse des Suezkanals passiert, wo der Sand auf Meilen wie gelber Goldstaub lag, und wo weiße Salzlakenmoore gleich weißen Eisflächen glänzen. Auf die Hölle und den Stillstand dieses Landes folgt die höllische Blutbrunst des Roten Meeres, wo das Meer nicht rot von Korallen ist, sondern rot wird von der Hitze, mit der es deine Augen brennt, wo die Sonne wie ein Feuereimer das Tageslicht gleich rotem, flüssigem Metall ausgießt, wo violette Steingebirge in Nubien dastehen und gegenüber in Arabien solche, die silbernen Aschenhaufen gleichen, wo der Berg Sinai als Silhouette am Himmel vor Hitze zittert.

Die Arbeit der indischen Matrosen auf dem Schiff besteht jetzt den ganzen Tag darin, die Segeldächer über den langen Schiffspromenaden über den in Reihen hingestreckten und vor Hitze aufgelösten Passagieren zuzuziehen und je nach dem Stand der Sonne anders zu stellen. Mit Strohhüten und weißen Sommerkleidern liegen Herren und Damen wie am Rand einer Strandpromenade vor Hitze aufgedunsen, als wäre das Blut von der Hitze in den Menschenkörpern zu Rotwein geworden, als wären die Reisenden vom Alkohol betäubt und blau gedunsen, — so liegen die Scharen der Reisenden wie in einer betrunkenen Schlafwelt auf der dreitägigen Fahrt durch das Rote Meer.

In den Schiffssälen bewegen sich an der Decke

lange weiße Leinwandfächer, die gleich den Goffiten eines Bühnenhimmels quer durch die Räume gezogen sind und sich wie ein weißer Wellengang über die Köpfe der Speisenden bewegen, aber keine Kühlung geben und nur die brühwarne Meeresluft von einem Gesicht zum andern schicken.

Das große geheizte Schiff wandert und wandert. Die Fernrohre entdecken täglich wieder Afrika auf der einen Seite, Arabien auf der andern. Das glühende Schiff schleppt am Tage die Sonne wie einen Riesensballast mit. Am Abend scheint der Himmel zur Wüste ausgetrocknet zu sein und wird goldgelb wie Wüstensand. Dann stehen über Afrika lange schilfgrüne Wolken, gleich spukhaften Erscheinungen unwirklicher grüner Felder. Jetzt nach Sonnenuntergang werden die Segeldächer gerafft. Die Reisenden, die vor Hitze nicht hatten sprechen können, und jeder Mund, der geglaubt hatte, es würden ihm Flammen aus der Lunge fahren, beginnen den Abend zu bewundern, der aber immer noch heißer bleibt als ein europäischer Julitag.

In diesen Hizeagen, die alle Hirngespinnste wegbrannten, war Ilse nicht Europäerin, nicht werdende Asiatin, sie war wie der Klumpen Sonne selbst, der oben über dem Schiffsmast hing und mit dem Schiff weiter zog. Sie brauchte keine Nachsicht zu üben, sie brauchte keine Behauptungen, um sich sicher zu stellen. Es war, als impfe die Sonne mit ihrer Blut Liebe ein. Und jeder Menschenkörper war heißes Metall geworden und begriff kaum mehr die Unterschiede von Tag und Nacht, von Jugend und Alter, von Zeit und Vergänglichkeit, von Gegenwart und Zukunft.

Die Hitze, die alles verschmolz, brachte in den Tagen des Roten Meeres Ilse und Skuro so eng und sinnlich zusammen wie nie vorher, wie nicht einmal die erste Hochzeitsnacht. Wenn sie auch den Tag in der Reihe der Hunderte von Deckstühlen Seite an Seite, wie in einem Lazarett aufgebahrt liegend, zubrachten, so war es, als schliefen sie in der Hitze einen gemeinsamen Schlaf. Die Hitze legte ihren Arm sicher um

beide. Ohne daß sie ihre Arme ausstreckten und sich berührten, ohne daß ihre Lippen sich fanden, lagen sie mit dem Gefühl großer Innigkeit und Friedlichkeit unter der langen Reihe von Reisenden wie allein in ihrem eigenen Schlafzimmer und eng vereinigt.

Niemals fiel es Ilse und Okuro ein, nach Sonnenuntergang, wenn sie vom Tagesschlaf erwachten, sich andere Dinge als Herzlichkeiten zu sagen. Ilse lehnte in ihrem langen weißen Abendkleid am Schiffsgeländer, Okuro neben ihr im schwarzen Abendanzug. Er sagte ihr, ihr Hals sei schmal wie der afrikanische junge Mond. Und sie sagte, daß sie seine Hände so liebe, die nie einen Ring trügen, die Knöchel hätten fein und stark wie die kräftigen Federposen elastischer Vogelflügel. Und sie sahen beide den in weißen elektrischen Kreisen leuchtenden Meertierchen zu, die gleich metallischen Kinderkreiseln auf den Wellen entlang tanzten.

Dann erschien das Spiegelbild des Mondes unten im Wasser; das bergauf und bergab wogende Schiff, das Champagnerischen der Kielwellen und das Geschnister des elektrischen Wassers voll tagheller Schaumwolken stellte den beiden, je länger sie sich über das Geländer lehnten, die Welt auf den Kopf. Und sie fanden sich beide erst wieder in dem krausen Weltallgetriebe und in dem spiegelfechtenden Meeresnachtsleben auf ihren zwei Füßen zurecht, wenn sie, versteckt hinter einem Rettungsboot oder hinter einer Kabinenthür, die Arme umeinander legten und, Wange an Wange, ihr Blut aneinander pochen ließen.

Dann rückte am vierten Tag am Ende des Roten Meeres ein mächtiger, dunkelbrauner, ausgedörrter Berg heran, zu seinen Füßen lange, rote Kasernendächer: die Festung Aden. Dieser Berg war wie der Pfosten der Tür in den Indischen Ozean; und im grüngelben Abendhimmel blieb das Meer zurück, und die Boote mit nackten schmalen Somalineltern, die das Dampfschiff draußen vor Aden wie eine Affenherde umwimmelt hatten, blieben zurück, und zurück blieben die Länder, wo der Halbmond regierte, und die graue arabische Felsenküste, auf der weiße Mi-

narett's am Nachmittag gleich weißen Fahnenstangen gestanden hatten, und dahinter man sich das Land voll Harems und Frauen träumte. Alles das ging im Westen in dem friedlich ölgelben Himmel unter, und auf der straffgespannten Meeresfläche im Osten lag vor Ilse und Okuro das noch unsichtbare, aber sich stündlich nähernde Indische Reich, an dem sie jetzt vorbeiziehen sollten.

Mit der Weite des Indischen Ozeans kam auch wieder die Weite der Gedanken über Ilse und Okuro. Die Hitze, die mit ihren Flammen im Roten Meer alle Menschenkörper zu ihren Medien gemacht hatte, verlor an Kraft, und die Menschen wurden wieder selbständig und dachten wieder ihren eigenen Gedanken nach.

Eines Abends saß Ilse's Großmutter allein am Ende des Promenadendecks. Große Sternbilder der fremden Südzone stiegen aus der Meerestiefe auf und wanderten über die Masten des Schiffes fort.

In der Nähe der Dame saß nur Kutsuma und las. Das Schiff war wie eine große indische Trommel, daran die Meereswellen ihre Märsche trommelten, und sein Gang war immer ein Wechsel von Begeisterung, wenn es sich in die Sterne hob, von Enttäuschung, wenn es wieder in die Leere sank.

„Wie viele Gedanken mögen an den Sternen hängen,“ dachte die alte Dame. „Wie viele Tausende von Seereisenden haben nachts mit offenen Augen hier unter den Sternen auf wandernden Schiffen gesessen. Jeder Stern ist wie eine eingepuppte Seidenraupe, von der man Gedanken wie Seidenfäden abspinnt.“

„Sehen Sie, Herr Kutsuma,“ sagte die alte Dame, „Sie sagen immer, mein Haar sei so weiß wie der Abendschnee auf dem Hiramama am Biwasee in Ihrer Heimat Japan. Und so wahr mein Haar nie mehr dunkel wird, so wahr glaube ich, daß Ilse für Ihr Herz keinen besseren Mann finden konnte als Okuro. Aber damit ist nicht gesagt, daß Okuro in Japan nicht eine bessere Frau als Ilse finden und ohne Ilse sehr glücklich werden könnte.“

Kutsuma hatte eine Landkarte auf seinem Schoß, sah auf und sagte:

„Ich bewundere immer, wie großartig die Europäer die Welt einteilen können, die Länder in flache Figuren, die Erdfugel in Breitengrade und Längengrade; in alles Irdische bringen die Europäer Zahlen und Ordnung. Aber sie erfinden kein System für ihre Gefühle, wollen kein System anerkennen für das kleine, kurze Menschenleben, das doch aus nichts anderem besteht als aus Jugend, Reife und Alter, das also Grenzen hat und nicht als etwas Unbegrenztes, Unordentliches angesehen werden kann.“

„Aber, mein Herr,“ unterbrach die weißhaarige Dame ungeduldig Kutsuma, „Gefühle lassen sich doch nicht in Systeme bringen. Gefühle sind doch das Unbegrenzte am Leben! Liebesgefühl kann Unordnung und Ordnung zugleich geben: Liebesgefühl ist eine Hasardnummer, man setzt auf Rouge oder Noir. Aber es gibt kein sicheres System, in dem man beim Liebesgefühl in Ordnung mit sich selbst kommen könnte. Wer liebt, wünscht glücklich zu machen, aber das Leben muß erst beweisen, ob er einen Gewinn oder eine Niete gezogen hat.“

„Wo Liebe ist, ist ewiges Glück,“ sagte der Asiate. „Wo ein Wechsel eintreten kann, war die Liebe nicht vollständig. Ihr Europäer wünscht, daß der Mann sein Leben lang die Frau bediene und sie höher halte als sich selbst. Wir Asiaten verlangen von der Frau, daß sie den Mann bediene und sich ihm unterordne. Und wir finden: dieses bringt Ordnung in die Liebe zwischen Mann und Frau.“

„Sehr weise gesprochen,“ sagte die alte Dame. „Aber lassen Sie jetzt auch den Abendschnee auf dem Hiramama zu Ihnen sprechen; das heißt: vertrauen Sie den Gedanken, die unter meinen weißen Haaren entstanden.“

Das Kostbare an der Liebe ist, daß sie ein ewiges Abenteuer bleibt, und daß weder die Sicherheit der madonnenhaften Unterordnung einer asiatischen Frau, noch die olympische Selbstherrlichkeit einer europäischen Liebe in ein System bringen kann. Die Liebe wird

immer etwas verschwenderisch sein, immer ein Zuviel in das Blut der Menschen bringen, das Zuviel, das die Endlichkeit des seligen Augenblickes in eine Unendlichkeit des Genusses verwandeln kann. Wo das Zuviel zwischen zwei Menschen fehlt, die sich vorstellen, daß sie sich lieben, wird die Liebe immer nur ein erbärmlicher chemischer Prozeß bleiben, der Kinder hervorbringt und sich ruhig in ein System fassen läßt.“

Der Asiate schwieg lange und ließ die Sternbilder wandern. Dann sagte er und faltete seine Landkarte zusammen:

„Die Götter in Europa haben euch Europäer nicht umsonst Mikroskope für eure Augen konstruieren lassen. Ihr könnt auch eure Liebesaufregung unter ein Mikroskop legen. Wie die Eisblumen an euern Fenstern, so seht ihr die Linien eurer Liebesleidenschaft. Und ihr Europäer könnt über Dinge sprechen, die uns Asiaten ewig unsichtbar bleiben.“

Die alte Dame antwortete:

„Ihr Asiaten könnt das auch, wenn ihr wollt. Nur seid ihr liebenswürdige und bescheidene Kinder eurer Götter, und wir sind vorwitzig. Wir müssen unsere Freuden belauschen und unsere Schmerzen. So wie unsere Anatomen den Blutkreislauf fanden, so suchen wir nach dem Kreislauf unserer Schmerzen und Freuden.“

Kutsuma spricht eifriger:

„Wir haben nur immer von den Indiern den Kreislauf der Seele zu beobachten gelernt. Aber die Liebesleidenschaft haben wir nicht als Lebenswert untersucht und haben die Liebe nicht auf die Höhe gestellt wie ihr in Europa. Aber seit ich bei euch war, begreife ich, daß die Zukunftswelt die Liebesleidenschaft als Weltmittelpunkt erkennen wird. Nicht die Weltruhe, nicht das Nirwana, wie wir in Asien immer glaubten, und nicht den Weltschmerz und das Weltmitleid, wie euer vergehendes Christentum immer glaubte; die Liebesleidenschaft ist für jeden, der sein Leben ernst nimmt, sein Gott, der ihm Leben und Tod gibt. So sagte auch gestern Okuro zu mir, als wir bei Aden das Rote Meer verließen, er sagte mir, er

würde nie mehr mit Ilse über die Meinung streiten, die sie als Europäerin von der Ehe hat. Sie macht ihn mit jeder Meinung glücklich. Sein Blut ist so zufrieden von ihrem Blut, daß er nicht mehr nach Lebensgebräuchen und Lebenssitten fragt, daß er ihr zuliebe ein Europäer werden will auch in seiner Heimat. Seine Liebe ist jetzt so groß, daß er meinungslos geworden ist.“

Kutsuma wartete auf einen Freudenausbruch der Dame. Und als der junge Mann keinen Laut als Antwort erhielt, empfand er mit einemmal das Schweigen zwischen sich und der alten Dame wie einen Abgrund, als wäre sie über einen Ozean vor ihm und seinen Worten zurückgewichen.

Lächelnd suchte Kutsuma eine Verbindung herzustellen und sagte:

„Warum schweigt der Abendschnee am Hirayama? Er, der mir vorhin so schöne weite Gedanken gab?“

Da seufzte die alte Dame:

„Oh, wie unglücklich sind die gütigen Liebenden! Güte in der Liebe bringt Unglück. Liebe ist nie gütig, Liebe fordert, mißhandelt, vergewaltigt. Von zwei Liebenden muß einer der Stärkere werden. Der Mann muß die Frau unterjochen, er kann ihr ja den Wahn ihrer Selbstherrlichkeit lassen, wenn sie es noch nötig hat. Aber er darf nicht gütig meinungslos werden.“

Sagen Sie das zu Ofuro! Das sei die Ansicht dieser weißen Haare. Und immer, wenn er meine weißen Haare sieht, die ihr Japaner mit dem Abendschnee von Hirayama vergleicht, soll er stark werden, soll nicht vor Ilse meinungslos werden. So wie der Schnee am Hirayama nie zu schmelzen ist, so soll sein Wille von keinem Frauenwillen zu schmelzen sein. Nur dann macht er Ilse glücklich.“

Kutsuma betrachtete andächtig den weißen Kopf der alten Dame, so andächtig, wie nur ein Japaner im Abend am Biwasee den Schnee von Hirayama betrachten kann. —

Ceylon mit seinen wolkenblauen, glänzenden Bergen, die voll Amethysten und Mondsteinen liegen, wurde von dem wandernden Schiff für einen Tag

berührt. Dann zog die magnetische Ferne das Schiff weiter nach Osten. Und Ilse träumte sich Palmenwälder aufs Meer, denn sie wußte: rings waren Küsten mit heiligen indischen Wäldern und heiligen indischen Tempeln. Und ringsum an den Küsten lebten Völker, die so gut waren, daß sie den Schlaf eines Tieres heilig hielten, — den Schlaf des geringsten Straßenhundes, dem es einfiel, mitten in den verkehrreichsten Städten sich in die Sonne zu legen und zu träumen. Kein Fußtritt verjagt den Träumenden, denn jeder Traum, auch der Traum eines Hundes, ist ein Paradies, das sich für Augenblicke auf die Erde senkt. Darum wird auch der Schlaf der Tiere mit Ehrfurcht behandelt. Keine Peitschen knallen, nur Silberglocken am Kutschbock treiben die Pferde an. Über alles das dachte sie oft mit Scheu nach.

„Wie seltsam,“ meinten die beiden Japaner und die beiden Europäerinnen, „daß Europa und Asien nebeneinander auf derselben Erde liegen, sie, die weniger zusammengehören als Erde und Mond. Europa gibt seinem Leben das Sprichwort: Zeit ist Geld. Und Asien beachtet weder die Zeit noch das Geld. Es ist erstaunlich, daß die einfache Schiffschraube, die nichts tut, als sich drehen, uns aus der Welt der Begriffe von Zeit und Geld in die Welt der entgegengesetzten Begriffe befördern kann, ohne daß wir dabei daran zugrunde gehen oder erst sterben müssen.“

„Am seltsamsten,“ sagte die alte Dame, „ist es für mich, die ich schneeweiß aus Europa komme. Ich glaubte mich schon am Ende meines Lebens; und ohne daß ich eine neue Inkarnation eingehen muß, verjüngen und erwärmen sich hier in Asien meine Gedanken. Wenn ich morgens in den Spiegel sehe, wundere ich mich, daß ich immer noch den Schnee auf meinem Kopf trage.“ —

Das Schiff hatte Hinderindien, Penang und Singapore passiert und drang in das Chinesische Meer.

In Singapore aber war Ilse aus ihren indischen Träumen gerissen worden. Dort, wo die Chinesen wie der Sand am Meere sind, wo die gelbe Rasse die braune Rasse verdrängt, wo Ilse noch gelbere

Menschen als die gelben Japaner sah, während ihr das Reisen schon wie das Wandern des Blutes in ihrem Körper zur Gewohnheit geworden war, -- überfiel sie ein Schrecken und eine Angst vor der Zukunft. Die schlißäugigen Menschen entsetzten sie. Die geschlossenen Augen, die hervorstehenden Backenknochen schienen ihr die Gesichter zu verkrüppeln.

Am Abend, als sie mit ihrer Großmutter aus Singapore an Bord des Schiffes zurückkam und der Himmel voll gelber Abendwolken gleich tausend gelben Chinesengesichtern war, ging sie nicht in ihre Kabine zu ihrem Mann. Sie eilte in die Kabine ihrer Großmutter, drückte ihr Gesicht in die Hände der alten Dame und schluchzte.

„Kind, Kind, ich weiß es,“ sagte die alte Dame. „Ich habe dasselbe gedacht wie du heute. Aber laß die Zeit verstreichen. Die Zeit bringt Gewohnheit, und Gewohnheit kann dich wieder glücklich machen. Wenn die Erde hier auch fremder ist als ein fremder Planet, wir stehen doch noch mit den Füßen auf derselben Erde, und wir werden auch mit der gelben Rasse gut Freund werden.“

„Ich nicht,“ sagte Ilse. „Sieh mein rotes Haar an, sieh meine weiße Haut an. Ich habe nicht daran gedacht, daß ich unter eine ganze Welt von gelben Menschen komme. Ofuro war mir lieber, als er, allein, eine Kuriosität in Europa war. Aber jetzt ging er heute vor mir unter in der Flut der gelben Gesichter, als wäre er im Chinesischen Meer ertrunken. Ich will heute nacht nicht in seiner Kabine schlafen. Ich werde bei dir bleiben, Großmutter, und im nächsten Hafen fliehen wir und kehren um nach Europa. Es ist mir, als ginge ich bis zum Hals im gelben Lehm und ersticke, wenn ich unter den gelben Menschen bleiben muß.“

„Kehre nicht um, Kind! Die Gewohnheit wird dich glücklich machen,“ wiederholte die alte Dame.

„Großer Gott, welch ödtes Glück dann! Gewohnheit ist das Glück der Diensthofen, nicht das der Herrschaft, hast du immer weise gesagt, Großmutter. Und jetzt gibst du deine Weisheit auf, nur um mich zu trösten! Neulich sagtest du noch, daß das Liebesglück ein Zu-

viel im Blut haben müsse, einen Überschwang. Dieses Zuviel wird unter diesen gelben Menschen nie mehr zu mir zurückkommen.“

Die beiden Frauen umarmten sich leidvoll und saßen miteinander auf dem Rand des Kabinenbettes in dem kleinen weißlackierten Raum, und saßen eine Stunde still, ohne sich zu rühren, und waren beide weit fort aus dem Schiff. Beide gingen durch die Straßen von Europa, beide verstummt vor Sehnsucht nach der Heimat und beide von neuem aufschluchzend, als sie sich ansahen und sich vom Schiff weitergeschleppt fühlten. Sie wunderten sich im stillen, daß das im Wasserdruck knisternde Schiff vom Heimweh zweier Menschen nicht zum Sinken gebracht würde.

Die Nacht kam, und Ilse blieb in der Kabine ihrer Großmutter und ließ sich durch die alte Dame bei Skuro entschuldigen.

Was dann in dieser Nacht geschah, weiß kaum ein einziger, der sich im Schiff befand, mit Genauigkeit zu erzählen.

Die alte Dame fühlte sich plötzlich durch einen Stoß mitten im Schlaf aus dem Bett geschleudert. Sie schrie nach Ilse. Alle Leute im Schiff schienen mit ihr zu schreien. Alle Lampen waren erloschen. Das Schiff schien mitten im Meer still zu liegen. Statt der taktmäßig arbeitenden Maschinenschraube herrschte Todesstille. Und als die alte Dame sich von einem Koffer aufrichtete, auf den sie gefallen war, faßten sie zwei Männerhände, zogen sie wie eine Maschine durch die Dunkelheit, wo kniehohes Wasser ihr entgegenschoß, schäumendes und gurgelndes Wasser, schreiendes und sich windendes Wasser, das mit Menschenleibern angefüllt zu sein schien.

Statt der Schiffstreppen fühlte sie Menschenkörper unter ihren nackten Füßen. Die Männerhände und das sich türmende Wasser hoben sie wie mit Hebeln über tausend Hindernisse, bis sie auf ein Schiffsdeck hinfiel, auf einen andern Dampfer, der wie ein dunkler Berg in der mondhellen Nacht neben dem taumelnden und untergehenden Schiffsdeck stand, von dem sie kam. Sie erkannte jetzt Skuros Gesicht im Getümmel der

sich Rettenden, Skuro, der ihre Hände hielt und sie fortschleifte und sie auf den roten Teppich eines erleuchteten Schiffsaales niederlegte. Dann schrien beide zugleich: „Ise!“, und Skuro verschwand.

Die alte Dame sah sich unter halb bekleideten Frauen und Männern, die wie in einem Tollhaus weinten, lachten, gleich Menschen, die zu Hunden und Affen geworden wären, sich stießen, übereinandersprangen, in dem Schiffsaal unter die langen Speisetische krochen, sich hinter Stühle verbarrikadierten, sich die Augen zuhielten, fortgesetzt „Hilfe!“ riefen, trotzdem sie gerettet waren, und fortgesetzt die Namen von Angehörigen schrien, trotzdem sie diese gerettet im Arm hielten.

„Ise, Ise!“ rief die alte Dame immer wieder, als könnte sie mit dem gerufenen Namen einen Menschen erschaffen.

Das vom Meerwasser durchtränkte Nachtleid hing ihr wie eine schleppende schwere Haut um den zitternden Körper. Aber sie rutschte noch mit den letzten Kräften von den Knäueln der Menschen fort, die mit den Armen um sich schlugen, fort von diesen Skelett-Menschen, welchen die Sekunden des Todeschreckens den jungen Leib in den Leib von Greisen verwandelt hatten.

Ein paar wahnsinnig gewordene Männer wurden neben ihr von Matrosen gefesselt. Ein paar andere strengten sich an, einen der Glühlichtkronenleuchter von der Decke zu reißen, und zerschlugen mit den Fäusten die gläsernen Birnen und schrien: „Wir wollen kein Licht! Wir wollen nichts sehen.“

Ein Mann biß sich in den Arm einer Frau fest. Die Augen quollen ihm aus dem Kopf, und die Frau lachte und schrie: „Mein Lieber! Mein Lieber!“ Das Blut rann ihr vom Arm auf die Diele, und die Augen quollen ihr vor Verzückung aus den Höhlen.

Die alte Dame kroch zu einer Kabinentür, die weit offen stand. Da sprang ein wahnsinnig gewordener Malaie mit zwei Messern in den Händen über sie weg, hinein in den Saal, stach nach den Weibern, die unter den Tischen schrien, stach nach den Männern, die unter

dem Kronleuchter hingen, und kniete sich dann auf den Rücken des Mannes, der sich in den Arm der Frau hineingebissen hatte. Die Frau lachte noch verzückter als der wahnsinnige gelbe Malaie, der den weißen Rücken ihres Mannes mit den blutigen Messern bearbeitete.

Neue Matrosen stürzten herein und rissen die Leute auseinander. Und unter der Türe sah die alte gerettete Dame die Flügel einer riesigen silbernen Windmühle; es waren die elektrischen Scheinwerfer des Dampfers, die mit ihren steilen weißen Strahlen die Nachtluft zertrennten.

Am Schiffsgeländer neben ihr erkannte sie im weißblauen Licht des Scheinwerfers zwei Männer, wie aus Schnee geformt, die miteinander rangen. Die Dame schrie mit ihren letzten Kräften: „Okuro! Kutsuma! Ilse! Ilse!“ Dann sah sie, wie der eine Mann den andern mit dem Kopf an das Messinggeländer schlug und dann den Niedergeschlagenen zärtlich aufhob und auf den Ruf: „Ilse! Ilse!“, sich nach der alten Dame umsah, den Ohnmächtigen aus dem weißen Lichtschein forttrug, hin zu der alten Dame. Als der Schleppe und der Geschleppte im gelben Lichtschein des Schiffssaales erschienen, fielen beide Männer wie tot an der Türschwelle nieder. Es waren Okuro und Kutsuma.

„Ilse,“ keuchte die alte Frau noch einmal und fiel neben den beiden Japanern ohnmächtig hin. —

Die Geretteten hörten am nächsten Tag, daß im Mondnebel ein Zusammenstoß zwischen ihrem und dem Schiff, auf welchem sie sich jetzt befanden, stattgefunden und ihren Dampfer zum Sinken gebracht hatte. Unter den Ertrunkenen, die ringsum aus der glatten See gefischt wurden, wurde auch Ilse's Leiche an Bord gebracht.

Kutsuma aber hielt Okuro in der Kabine zurück und belog ihn und sagte ihm, Ilse wäre mit ihrer Großmutter gerettet. Denn er fürchtete, daß sein Freund sich nochmals ins Wasser stürzen würde, wie er es beim Untergang des Schiffes versucht hatte, als er Ilse nicht fand.

Aber Okuro war bei der Lüge seines Freundes ungläubig, schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich weiß, daß Ilse ertrunken ist. Ihre Seele war für mich schon nach Europa zurückgekehrt, und sie war für mich schon tot, ehe das Schiffsunglück eintrat. Ilse lebt nicht mehr, sonst würde sie vor mir stehen. Sonst wäre sie in der letzten Nacht in meiner Kabine geblieben. Ilse kehrt nicht wieder.“

Nach den wahnwitzigen Kämpfen und Aufregungen der Unglücksnacht blieb Okuro von nun an bis zur Landung in Japan teilnahmslos. Er betrachtete nur stundenlang seine Hände, welche Ilse immer geliebt hatte. — Er, die weißhaarige Großmutter und sein Freund Kutsuma saßen wie Wandbilder schweigend nebeneinander auf den Deckstühlen des nach Japan wandernden Schiffes, und Ilses Name wurde nicht mehr ausgesprochen.

Aber Kutsuma war immer bereit aufzuspringen, um die alte Dame und Okuro vom Schiffsgeländer zurückzuhalten, denn das Wasser unten schien magnetische Kraft zu haben für alle die Schiffbrüchigen, welche Angehörige in der Unglücksnacht verloren hatten. Einige sprangen auf der Fahrt plötzlich ins Wasser, Männer, welche ihre Kinder suchten, Frauen, die zu ihren Männern wollten.

Dann erschienen eines Morgens die stillen, zwerghaften Inseln Japans im Frühnebel, die Silhouetten der vielfach gekrümmten uralten Bäume, die zierlichen Hügel mit den winzigen Terrassen winziger Reisfelder.

Die beiden Japaner erwachten aus der Totenstille, und nur die weißhaarige Dame blieb stumm, und ihre Augen sagten müde: Seit Ilse tot ist, ist die Erde für mich ein Sargdeckel geworden. Ich möchte mich auch in den Sarg legen.

Als die Schiffsbrücke in Nagasaki herabgelassen wurde und unten Motorboote voll von Angehörigen der japanischen Reisenden beim Schiff anlegten, sahen die Leute, welche Okuro und seine junge Frau erwarteten, zu ihrem Erstaunen den berühmten Schauspieler die Schiffstreppe herabsteigen, mit seinem Arm eine alte, weißhaarige Dame stützend.

„Ist Okuro deswegen nach Deutschland gereist, um sich eine alte Dame, die weiß ist wie der Abendschnee am Hirayama, zur Frau zu holen?“ fragten sich seine Freunde verwundert. Aber niemand lachte. —

Unter Okuros Freunden war ein japanischer Schriftsteller, welcher den Eindruck nicht vergessen konnte, welchen die weiße alte deutsche Dame auf ihn gemacht hatte, die als vermeintliche Frau des Okuro am Arm des jungen Japaners aus japanische Land gestiegen war. Dieser Schriftsteller schrieb ein Drama; und nachdem Monate vergangen waren und die alte Großmutter von deutschen Freunden nach Europa zurückgebracht worden war, las er sein Drama Kutsuma und Okuro vor.

Kutsuma, welcher in Japan Frauenrollen spielte, war sehr begeistert von der Rolle der Ilse, und Okuro sollte die Rolle der weißhaarigen Großmutter spielen. Der Schriftsteller hatte das Stück den „Abendschnee auf dem Hirayama“ genannt.

Der Abend der Vorstellung kam, und Okuro trug eine Perücke aus weißer Seidenwatte. Nie hatten die Zuschauer eines japanischen Theaters ein lebhafteres und atemloseres Spiel gesehen. Nur einige murmelten und wunderten sich, daß der junge Ehemann das Drama spielen wollte, das sich erst vor Monaten ereignet hatte. Und viele nannten ihn herzlos und gefühllos, weil er den Tod seiner jungen Frau nicht ernster nahm als ein Drama.

Der letzte Akt kam und die Szene, wo die gerettete Großmutter aus der Kabinentür kriecht und während des Schiffsunglücks nach Ilse schreit. Sie tastet sich vorwärts. Aber statt dessen richtet sich der die Großmutter spielende Okuro auf und springt an die Theaterrampe vor, streckt die Arme ins Publikum, und statt in Wehklagen über die Ertrunkene auszubrechen, ruft er:

„Seht mich aus dem Schrecken neugeboren und weise und kühl geworden, wie der Abendschnee am Hirayama! Klatscht in die Hände, klatscht Beifall dem Größten, dem Gott des Unglücks, der die Herzen erlöst, der männlicher ist als das Glück, der einen

Willen hat, wenn das Glück keinen mehr hat. Gedankenvoller, als der Schnee am Hirayama über dem Biwasee im Abend scheint, ist der Blick des Unglücks, wenn er sich auf uns richtet, feierlicher und gigantischer ist die Weisheit des Unglücks und ragt über alles Wissen. Ich beweine sie, die Ertrunkene, nicht, und ihr sollt auch mich nicht beweinen, der ich die Gunst des größten Gottes genoss, die Gunst des Unglücks, das heiliger ist als der Augenblick des Glückes.“

„Klatscht Beifall!“ rief Okuro noch einmal; und dann kam Kutsuna, der, als Ilse verkleidet, jetzt ertrunken sein sollte und nicht mehr zu erscheinen hatte, und sing den wahnsinnig gewordenen Freund in seinen Armen auf.

Die Zuschauer sahen noch, wie Kutsuna dem Okuro die weiße Perücke vom Kopfe riß, um ihm Luft zu machen und sein Gehirn zu fühlen. Da — mit einem einzigen Ausruf des Schreckens erhob sich das ganze Theaterpublikum; denn Okuros Haar war unter dem Spiel vor Schmerz so weiß geworden wie die Watte der weißen Perücke. Einer im Theater wies es dem andern und wurde ehrfürchtig vor der Seele des Liebenden, die hier größer als die Kunst des Schauspielers gespielt hatte.

Alle im Theater weinten; und keiner, der je zum Biwasee kommt und den Abendschnee am Hirayama bewundert, vergißt der Geschichte des Liebenden zu gedenken, den das Unglück weiß wie Schnee machte.

Geschichten aus den vier Winden

Das Giftfläschchen

Berlin war ein Feuerbrand von Sonne. Die Dächer der Häuser und die Fenster zitterten vor Junihitze, so wie die Higeluft über Steinwüsten zittert. Es war, als heizten die Scharen der Autos mit ihren Benzin- dämpfen die Straßen, wie fliegende Öfen. Und die Sonne schien an diesem heißen Junitag nicht von der Stelle zu wandern. Überall war Sonne, überall Höllenhitze.

Vom Stettiner Bahnhof in Berlin fuhr abends der Zug voll von Skandinaviern nach Saßnitz. Es war, als ob alle Menschen vor der deutschen Junihitze flüchteten. Das vornehme palastartige Fährboot, das in vier Stunden in der Nacht von Saßnitz übers Meer nach Trelleborg fährt, landete aber am Morgen in Schweden im flachen Schonen immer noch wie von der Berliner Hitze begleitet.

Der Drang, möglichst rasch nach dem kühleren Norden zu kommen, ließ uns nirgends haltmachen. Wir, die Frau, die ich liebe, und ich, hatten uns vorgenommen, zuerst die Route an der Westküste von Trelleborg bis Strömstad zu fahren und dann nach Lapp- land zu reisen. Wir reisten die zwölf Stunden von Trelleborg bis zur nördlichen Grenze Schwedens an der Westküste ohne Aufenthalt, mit Ausnahme einer kurzen Mittagspause in Gothenburg, und wir waren am Abend um sieben Uhr am Ende unserer ersten Reiseroute in Strömstad angekommen.

Zweiundzwanzig Stunden trennten mich hier von Berlin, so sagte mir der Fahrplan. Aber meine Augen hatten mir unterwegs von Stunde zu Stunde gesagt: jede Stunde wird hier ein Jahrtausend, und in Strömstad trennen dich zweiundzwanzig Jahrtausende von Berlin.

Raum stieg ich am Ende der Sackbahn in Strömstad aus, so versank ich in diese Jahrtausende wie ein Meteor, das von einem fremden Stern auf die Erde gefallen ist. Und nicht nur zwei kleine Stufen stieg ich vom Treppentritt der Eisenbahn bis zum Perron der schwedischen Erde, sondern ich war wie zweiundzwanzig Tausend Meilen tief in eine fremde Erde — bei einem fremden Meer, bei einem fremden Himmel, bei einer fremden Sonne — eingedrungen, als ich in Strömstad aus dem Waggon gestiegen war. Und ich kam nicht mehr los und saß dort bei Strömstad auf einer Insel im Meer und ließ mir neue Ohren wachsen, und soviel Haare ich sonst auf dem Kopf hatte, so viele Augen schien ich jetzt im Kopf zu haben. Mein Herz, das sonst in Deutschland im Gewohnten und Althergebrachten eingekapselt saß, flutete und löste sich und wurde wie das Herz Adams am Tag, da Gott ihm das Paradies zeigte und alle Bäume.

Die Insel, auf der ich saß, und wo ich die Reisebilletts meiner anderen beiden großen Reiserouten in Schweden verfallen ließ, hieß Koster. Es ist eine Insel im Kattegat, und sie wird dreimal in der Woche von einem Dampfschiff angelaufen, das den Weg in dreiviertel Stunden von Strömstad zurücklegt und die Post bringt. Das macht aber nichts, wenn auch die Post dreimal in der Woche dorthin kommt, diese Insel ist und bleibt doch für mich immer und ewig ein Pünktchen am Ende der Welt.

Schon „am Ende der Welt“ angekommen zu sein — nachdem man noch zweiundzwanzig Stunden vorher in Berlin die Automobile rasen sah —, das ist etwas Verblüffendes und Erstaunliches, und ich habe mir vorgenommen, ein ganzes dickes Buch über die Insel Koster zu schreiben. Aber mit dieser kleinen Erzählung hier will ich euch nur den Mund wässerig machen auf dieses Pünktchen am Ende der Welt, auf diese Insel, dieses Kopfstücken aller Seligkeit. Ob das Buch, das ich einmal über diese Insel schreiben will „die Königstochter von Koster“ heißen soll, oder „die Insel der heiligen Ruhe“, oder „wilde Rosen, Wacholder und Urgestein“, oder „die Insel am Ende der Welt“,

das weiß ich heute noch nicht genau zu sagen. Die Titel verrate ich aber hier nur deshalb, weil sie andeuten, was dort alles zu finden ist für den, der sich ein Billett nimmt und in zweiundzwanzig Stunden von Berlin hinreißt und zweiundzwanzig Jahrtausende in der Zeit zurück, in der Urzeit dort ankommt.

Stellt euch meine Insel vor. Nachdem wir in Südschweden, in Schonen, aus dem Eisenbahnfenster zuerst weite Kornflächen gesehen hatten und grüne Waldzüge, aus denen die herrlichsten Buchen und die stämmigsten Eichen nah am Meer die Luft mit Blätter- und Rindenduft würzen und die reichen Gehöfte dort umwehen, verläßt uns plötzlich die weiche sinnliche Erde. Statt der runden Buchenwälder wachsen runde Granithügel auf, und von allen Bäumen bleiben nur noch die Tannen am Wege, die Birken und die Eichen. Aber der Buche, dem Ahorn, der Pappel, dem Nußbaum und der Kastanie, — allen diesen geht der Atem aus vor dem Granit, der mit rostroten Eisenadern gezeichnet ist. Das Land ist dort mit Granit gepanzert, und hinter Gothenburg beginnt eine Steinzone, wie sie sich kein Deutscher in keiner Ecke Deutschlands träumen kann, nicht in den Alpen, nicht im Riesengebirge, — nirgends; und auf meiner Reise um die ganze Erde, die ich vor fünf Jahren machte, bin ich niemals, selbst nicht am Himalaja, einer solch größten Steinwelt begegnet, wie die ist, die sich von Gothenburg bis nach Strömstad breitet. Am Meer ist die unterhaltendste Partie dieser Steinwelt die Station Fjellbacka, die nur eine Schiffstation ist und keine Eisenbahn hat. An der Eisenbahn aber, zwischen Gothenburg und Strömstad, ist es hauptsächlich der Umkreis um die Station Tanum; hier ist die Steinwelt derart furchtbar, daß das Land hier nicht mehr von Menschen bevölkert scheint, nicht von Tieren, nicht von Vögeln, nicht von Bäumen, sondern von gigantischen blauen und grauen Granitfiguren.

Das Meer, das vor Jahrhunderten noch hier in das Land hereinreichte, hat das Steinreich in ein Figurenreich verwandelt, durch urewige Waschungen. Die gerundeten Bergfiguren gleichen bald riesigen

versteinerten Walrossen, bald meilenlangen Herdenzügen von Mammuttieren und den Rücken versteinerner Elefantenherden. Dazwischen lagern Schichten von versteinerten Urweltbäumen, von denen mancher eine Meile lang scheint; und von der Totenstille, die dieser blaugraue Granit ausströmt, macht sich kein Ohr, das bisher nur in Gebirgen, Feldern und in Wäldern gelebt hat, eine Vorstellung.

Hier und da sitzen eine Holzhütte, ein zwerghafter Baum, ein winziges Fleckchen Rasen wie verschollen zwischen diesen ungeschlachten grauen Granitungeheuern. Das graue Land dort am Meer scheint wie mit einer einzigen Rüstung voll Eisenbuckeln bedeckt. Und wo der Bahnweg den Granit mit Dynamit zersprengt hat, wirkt der Mensch im Vorbeifahren wie eine Ameise, vor der Geste eines einzigen gespaltenen Blockes, der auch nach der Sprengung seinen Starrsinn nicht aufgegeben hat und herausfordernd daliegt, wie ein Gigant, den das Dynamit nur ein bißchen auf die Seite gerollt hat, an dem aber das Dynamit wie machtlos verrauchte. Denn wenn auch der gigantische Riesenblock gespalten wurde, er ist ja nur ein Sandkorn, auf das das Dynamit hintrat, und auf Meilen liegt hier die Welt voll neuer Granitbuckel. Und der Gedanke kommt einem, daß es kein Zufall ist, daß in Schweden, dem Granitlande, Nobel, der Erfinder des Dynamits, geboren wurde. Schweden, dieses Stein- und Eisenland von ursprünglichster Kraft, forderte direkt das menschliche Gehirn dazu auf, dem Steintroß einen Mentrentroß entgegenzustemmen und das Dynamit zu erfinden.

Ebenso steinig wie der Küstenlandstreifen von Gothenburg bis Strömstad sind auch die Inseln, die Schären, die dem Küstenstreifen vorgelagert sind. Und die Insel Koster ist ungefähr eine der letzten großen Schären im Norden, ehe das Meer in die Kristiania-bucht einschneidet. Diese Steininseln und der Steinlandstreifen waren einst die eigentliche Heimat der alten Wikinger. Hier sind noch Inschriften, Runensteine, und bei Strömstad auf einem Hügel das berühmte steinerne Wikingschiff.

Auf der Insel Koster gibt es aber in den Felsen-
fungen einige Bäume: Erlen und kurze Eichen. Die
ganze Insel wirkt durch ihre seltsamen Zwergbäume,
Zwergeichen und Zwergwacholder, die in gedrungenen
grünen Figuren auf dem manchmal himmelblauen
Granitgestein wachsen, zwerghaft wie die Landschaft
eines japanischen Gartens.

Zwischen dem Heidekraut auf dieser Insel und bei
den reichen wilden Rosenbüschen, die ganz überschüttet
von rosa Kelchen dastanden, als ich im Juni landete,
liegen die seltsamsten Steine zerstreut; dort ein blen-
dend weißer, wie ein großes Marmorei, dort ein gelber,
wie ein harter Honigbrocken oder wie ein Stück Bern-
stein, dort ein rosenroter wie eine Fleischkeule von
einem geschlachteten Tier, dort ein schwarzer flacher
wie ein Rabenflügel oder ein runder wie ein See-
hundkopf. Hinter den Wacholderfiguren und unter
den schirmartigen kurzen Eichen, deren Kronen flach
wie grüne Teller auf dem Stamm wachsen, von den
Seewinden wie mit einem Messer beschnitten, — bei
diesen kleinen Eichen und großen Wacholderbüschen
weiden glänzende rothaarige Kühe und Kühe, weiß
und schwarz gesprenkelt, als hätten sie sich von der
Nacht bemalen lassen mit dunkeln Flecken und mit
weißen Flecken vom Mond, mit gelben und roten
Flecken von der Sonne. Und die wandernden Kühe
mit ihren Flecken, auf der tothstillen Insel bei den
Flecken der fleischfarbenen schwarzen, weißen und
blauen Steine, wandern in der feuerblauen Meer-
umrahmung, zwischen den grünen Sonnenflecken unter
den Eichen, zwischen den rosa Flecken der Rosenbüsche
und im Weihrauchgeruch der Wacholderbüsche, wie
vierbeinige kauende Götzenbilder. Tags fressen sie
immer alle nach einer Richtung hin gewendet, den
Sonnenschein zwischen den geschweiften Hörnern auf
der Stirne tragend, und hinter ihnen freischen die
silberweißen Flecken von Möwenscharen im indigo-
blauen Junihimmel. Nachts, in den Sommernächten,
in denen die Sonne kaum für eine Viertelstunde um
Mitternacht untergeht, liegen die Kühe draußen unter
den Eichen und schlafen alle mit der Stirn nach Osten

gerichtet und liegen beieinander in der lauen Dämmerung der hellen Nacht und unter den Schirmen der Eichen wie ein schwarzweißer Teppich von Hermin.

Kleine Hütten sind überall zerstreut. In einer, bei einem großen Getreidefelde, wohnt der König von Koster. Es ist der älteste und der reichste Fischer und hat fast die ganze Insel mit seinen Söhnen und Töchtern bevölkert. Die Königstöchter waschen und bügeln, schlagen Gras und mähen Korn, melken die Kühe und singen abends. Die Königsöhne spielen abends auf Fideln und Mundharmonikas, nähen tags Fischerneze, fahren Mist, liegen draußen in den Booten, sehen nach ihren Hummerkästen und angeln Makrelen und Dorsche, drehen Taue und teeren Taue und ziehen im Winter hinunter nach Gothenburg auf den Heringsfang.

Manche Fischer wurden Kapitäne auf Last- und Personendampfern an der Steinküste, andere wurden Matrosen und fahren rund um die Erde. Andere wanderten nach Amerika aus und wollten Gold holen in Klondyke, und kamen heim statt mit Gold mit amerikanischen Zeitungspapieren in den Taschen und gingen wieder zurück zu ihren Hummerkästen und Angelschnüren.

Nie aber, solange die Könige, die Königstöchter und die Königsöhne von Koster zurückdenken können, hat es auf dieser Insel einen Diebstahl oder gar einen Totschlag gegeben. Niemals war eine Gerichtssitzung oder ein Polizist auf Koster gewesen. Die Menschen dieser Insel sind unschuldig wie der Mensch am ersten Tage der Schöpfung.

Dies alles muß man vorher wissen, um die winzige Geschichte von dem winzigen Giftfläschchen zu verstehen. —

Es war kurz nach Johanni, als das große Makrelenboot abfuhr, das die jungen Leute von Koster und von den umliegenden Inseln abgeholt hatte, um hinaus in die Nordsee zu fahren und draußen während des Makrelenfangs liegen zu bleiben, bis es Herbst

wurde. Dieser war der wichtigste Sommertag für alle Bewohner der Insel: der Abfahrtstag des Masfrelenbootes. Im kleinen Hafensund schwamm, als das große Boot mit seinen großen rotbraunen Segeln wie eine Riesenpflugschar im Meer um die Ecke der Insel verschwand, ein Duzend Rudernachen. In jedem Boot saßen ein oder zwei Frauensleute und hielten ihre Schürzen vor das Gesicht und weinten. Es waren Frauen, die ihre Männer fortsegeln sahen, Bräute ihre Bräutigams und Mütter ihre Söhne.

Das ganze weibliche Königsgeschlecht von Koster saß dort auf dem Wasser und weinte, und auf dem Mammutrücken der blauen Granitklippen standen vereinzelt einige Hofhunde, die hinter ihren fortziehenden Herren herbellten, und neben den weinenden Frauen in den Booten bellten andere Hunde, so daß die Luft voll Schluchzen und Bellen war.

Ein älterer Mann, den alle den „Heiden“ nannten, weil er fürchterlich fluchen konnte und seit Jahren niemals bei einer Kirchenversammlung auf einer der Inseln gesehen wurde, er, der früher Kapitän gewesen war und zwei Dampfschiffe verloren hatte, trat jetzt auf mich zu und reichte mir ein kleines Fläschchen mit einem zusammengefalteten kleinen Zettel. Der Alte war blaurot im Gesicht, und sein grauer Spitzbart saß ihm trotzig kurzgeschnitten am Kinn. Er hatte seinen guten blauen sonntäglichen Tuchanzug an und seine alte Kapitänsmütze auf, mit einer goldenen Borte daran.

„Sir,“ sagte er, denn er sprach mit Vorliebe einige Brocken Englisch, um seine höhere Weltkenntnis vor den andern Bewohnern der Insel hervorzutun. Er untermischte immer seine Rede mit „Well“ und „All-right“ und verabschiedete sich nie, ohne „Goodbye“ zu sagen.

„Sir, ich habe das gefunden,“ sagte er und schob mir das kleine Fläschchen ausdringlich in die Hand, als wenn dieses mir eben erst aus der Tasche gefallen wäre. Und breitspurig wanderte er davon.

„Ich habe das nicht verloren,“ rief ich ihm nach. Er aber sah sich nicht mehr um und stolperte über

die Granitbuckel und über das Heidekraut und zeigte mir seinen breiten ungeheuren Rücken, der so viereckig war, als trüge er eine große Schulschiefertafel unter dem Rock.

Auf dem kleinen Zettel, den er mir mit dem Fläschchen gegeben hatte, und an welchem man noch den Abdruck des Fläschchens bemerkte, das in das Papier eingewickelt gewesen war, auf diesem Zettel stand mit vergilbter alter Tinte das Wort „Gift“ geschrieben, dreimal unterstrichen und dann:

„Zehn Tropfen reizen die Sinnlichkeit (es war ein derberes Wort gebraucht, das ich hier nicht wiedergeben kann).

Zwanzig Tropfen bringen den Wahnsinn und jeder Tropfen darüber — den Tod.“ So stand auf dem Zettel. —

Ich betrachtete das Fläschchen verblüfft. Es war mit einer gelbwässerigen Flüssigkeit zur Hälfte gefüllt und mochte vielleicht vierzig Tropfen enthalten.

Da stand ich nun plötzlich mitten auf der großen unschuldigen Steininsel, umgeben von der Freudigkeit des Sommerhimmels, umgeben von der unendlichen Festlichkeit des durchdringend blauen Sommermeeres, sah die unschuldigen buntscheckigen Kühe ihre vollen Euter über das Heidekraut tragen, sah sie in friedlichen gutmütigen Reihen wildes Rosenlaub, Eichenlaub und Kräuter auf dem Granit abweiden, diese Kühe, die gutmütig wie die Erdgüte selber waren; ich hörte die wilden Bienen und die Hummeln, die sich über die Blüten des Heidekrauts summend verbreiteten, und sah sie Honig suchen, Sonnensüße für den Winter sammeln; ich sah dann über die Insel hin, auf welcher niemals noch eine böse That begangen worden war, wo man nicht Gefängnis, nicht Gericht und keine menschliche Niedertracht kennen gelernt hatte. Und ich, ich hatte da plötzlich ein schauerhaftes Gift in einem kleinen Fläschchen zwischen meinen Fingern, eine kleine Hölle von vierzig Tropfen. Mit diesen vierzig Tropfen konnte ich Selbstmord begehen und Mord. Ich schaute auf die weinenden Bräute hinunter, auf die jungen weinenden Frauen, die in den

Booten neben den bellenden Hunden jetzt langsam wieder zum Ufer zurückruderten, und die von ihren Männern verlassen waren. Hier konnte ich Unheil stiften, ich konnte blindlings den Verführer spielen. Ein paar Tropfen in ein Glas Milch, ein paar Tropfen in einen Teller Suppe hätten die züchtigen, unschuldigen, aber zu derber Sinnlichkeit veranlagten Fischermädchen in geile, gierige, männertolle Furien verwandeln können. Ich schauderte vor diesen ekelhaften Gedanken, die mir von diesem Giftfläschchen aufgezwungen wurden, und wunderte mich. Ich schauderte vor dem winzigen Giftfläschchen, das da plötzlich in meine Hände gekommen war, hier fern von aller überreizten Kultur, fern von dem großen Menschentrubel Europas, fern von jener Welt, in der Abenteuer, Morde und Selbstmorde täglich die Zeilen der Zeitungen überschwemmten. Hier, sozusagen am Ende der Welt, wie kam hier, zweiundzwanzig Jahrtausende hinter Berlin, auf diese unschuldige Erde dieses rasend und liebestoll machende Gift?

Die Geschichte des Fläschchens war die:

Der Heide, der alte Kapitän, erzählte sie mir endlich notgezwungen nach ein paar Tagen. Ich traf ihn zufällig wieder, bei einem Besuch in einer Hütte, wo man seit ein paar Wochen einen plötzlich tob-süchtig gewordenen jungen Mann eingesperrt hielt. Die Leute sagten, der junge Mann hätte beim Fischen auf offener See einen Sonnenstich bekommen, und einige Männer, die nicht mit dem Makrelenboot auf den Nordseefang hinausgezogen waren, mußten abwechselnd bei dem Tobsüchtigen Wache halten, denn die Gemeinde hatte sich noch nicht entscheiden können, diesen als wahnsinnig in ein Spital einer der Städte an der Küste abzuliefern. Ich hatte bis jetzt noch nichts von dem geheimgehaltenen Wahnsinnigen der Insel gewußt und fand auf einem Spaziergang durch Zufall die Hütte, im Innern der Insel, wo der Tobsüchtige von seiner Wache von vier Männern, die sich täglich ablösten, festgehalten wurde.

Dort fand ich auch unter den Wachthabenden den alten Kapitän, der mir das Giftfläschchen gegeben hatte.

Er war besonders dort begehrt, da er, wie die Leute sagten, „feste Handschuhe anhave“, womit sie seine straffen Fäuste meinten. Nach dem zufälligen Zusammentreffen am Makrelenbootstag mit dem Kapitän, hatte ich diesen täglich in seiner Hütte aufgesucht und ihn niemals daheim getroffen. Jetzt nahm ich ihn zur Seite und bestand darauf, daß er mir die genaue Herkunft des Giftfläschchens berichten sollte.

Da hörte ich endlich nach vielem unverständlichen Geknurre: wohl habe er die Flasche „gefunden“; aber das war schon ungefähr dreißig Jahre her. Er fand sie in der Kapitänskabine eines Dampfers, den er sich gekauft hatte, und der ihm dann gestrandet war. In einem Geheimfach des Schiffsbücherschranks stand dies Fläschchen in Papier eingewickelt, und der Alte behauptete, er habe bis heute keinen Tropfen daraus vergossen. Ich glaubte es ihm.

Wir hockten einander gegenüber auf zwei Steinen im Heidkraut. In der Nähe bei uns rannte eine schwarze angepflöckte Ziege, schwarz wie des Teufels Großmutter, meckernd hin und her. Und obwohl es schon gegen Abend war, wo sich die Kühle des Meeres mit der Granitwärme der Steine vermengt, wischte sich der alte Kapitän, während er mir erzählte, doch fortgesetzt die blaurote Stirn ab, auf welcher ihm ein steter Angstschweiß zu perlen schien.

Ich hatte in den paar Tagen vorher niemals richtig den Entschluß fassen können, das Fläschchen ins Meer zu schleudern oder an einem Steine zu zerschellen oder es zu öffnen und den Inhalt auszuschütten. Hundert Gründe spukten in meinem Hirn und sprachen dafür und dagegen, das Fläschchen loszuwerden. Welches Unglück konnte es anrichten, wenn das Fläschchen, das fest verkittet war, im Meer weiterschwamm und von einem Fischerneß oder einem Hummerkasten aufgefischt wurde!

Oder wenn sein Inhalt, wenn ich es zerschellte, herumspritzte und vielleicht auf eine Erdbeere, eine Wacholderbeere oder irgendein Seekraut fiel, welches Kinder sammelten. Ins Feuer werfen! Wer weiß ob das Fläschchen verbrannte und nicht in der Asche ge-

funden wurde. Irgendwo vergraben! Auch das war recht unzuverlässig. Ich durfte es nicht einmal mehr in meinem Zimmer stehen lassen, nicht in meinem Koffer. Seit ich dieses Giftfläschchen in die Hand bekommen hatte, lebte ich nicht mehr mein eigenes Leben. Ich lebte so wie die Wache, die einen Tobsüchtigen bewacht und ihre Aufmerksamkeit zersplittern muß zwischen Verstand und Irrsinn. Ich war nicht mehr harmloser Beobachter des Lebens. Ich trug mit dem Giftfläschchen wie ein Zauberer geheimnisvolle Kräfte der schwarzen Magie in der Tasche, ich erschien mir über alle menschlichen Begriffe einer dämonischen Kraft, einer Willkür, preisgegeben. Mit einem Wort, — ich war nicht mehr ich. Ich war der Sklave dieses Giftfläschchens geworden. Ich schrie nachts im Traum auf, träumte vom Vergiften und Morden; und so wie der Kapitän jetzt, hatte ich mir in den letzten drei Tagen, seit ich das Gift besaß, hundertmal den Angstschweiß von der Stirn wischen müssen.

„Dreißig Jahre,“ hatte der Kapitän erzählt, „habe ich das Fläschchen mit mir getragen und habe es nicht loswerden können. Jahrelang habe ich eine Lust gehabt, es zu behalten, jahrelang eine Lust, es zu vernichten. Mein ganzes Leben ist von diesem Fläschchen gelenkt worden. Bald fühlte ich mich übermütig allmächtig durch den Giftbesitz, bald unheimlich verfolgt. Die Leute nennen mich, seitdem ich das Gift besitze, den ‚Heiden‘.“

Ich begriff den alten Mann. Ich war in den drei Tagen, in denen ich das Gift besaß, mir selbst fremd geworden. Aber ich hätte das Fläschchen um keinen Preis hergegeben, wenn man es von mir gefordert hätte. Und als der Alte sagte: „Was haben Sie mit dem Glasfläschchen getan?“ lag ich mitten im Sonnenschein, zwischen den gütig kauenden Kühen, umgeben vom himmelblauen Meer, lag ich mich aus dem Paradies hinaus. „Ich habe es fortgeworfen,“ sagte ich, damit es der Alte nicht zurückfordern konnte. —

Was wollte ich mit dem Fläschchen tun? Ich wollte es doch los sein! Warum gab ich es ihm nicht? Warum warf ich es ihm nicht vor die Füße? Ich fühlte,

wie mich das viereckige Fläschchen in meinem weißen Flanellsommeranzug unbequem drückte, und ich fuhr seitdem ängstlich, oft mitten in den ruhigsten Stunden, plötzlich mit der Hand nach meiner Westentasche. Ich wick dem Kapitän von diesem Tage an aus, damit er nicht nach dem Fläschchen fragen sollte. —

Mitten in dem herrlichen Gesicht dieses Sommers 1910, mitten in dem herrlichen Gesicht dieser Insel am Ende der Welt, die nie eine Schuld, nie ein Verbrechen, nie eine Niedertracht kannte, trug ich nun diesen Ekelfleck mit mir in der Westentasche herum, diesen Giftfund, dieses Giftfläschchen. Täglich wünschte ich das Gift zu behalten und täglich, es loszuwerden. —

Ein nordischer Sommer ist schnell verflogen, ist schnell abgefühlt. Schon ein paar Wochen nach Johanni, wenn die Nächte wieder die Dunkelheit wie eine schwarze Maske über das Land legen und die paar Wiesenflecken abgemäht sind, die es da gibt, und die paar Kornstrecken, und Ende Juli schon der Stillstand eines frühen Herbstes die Bäume aussehen läßt, als wären sie aus verblichemem grünem Papier angefertigt, dann werden all die Kühe in die Ställe zu den Hütten heimgetrieben, und eine Totenstille, Langweile und Leere sitzt bald an Stelle des Saftes und der Frische im Steingeficht dieser Insel. Die kleinen Hütten ertrinken abends im Nebel. An Stelle der Kühe laufen weiße Möwenscharen auf den abgemähten Wiesen herum, Wiesen, die nur jährlich einmal Gras geben, dann nicht mehr wachsen und sich mit den weißen Möwen bedecken, die des Morgens vor Sonnenaufgang anzusehen sind wie der Vorschein frühen Schnees.

Oft habe ich des Morgens vor Sonnenaufgang, da ich Bayer bin und in dem katholischen Lande an Morgenläuten, Mittag- und Abendläuten gewöhnt bin, hinausgehört. Aber nichts rührte sich. Es gab auf der Insel keine Kirche, keine einzige Glocke, und die Leute fuhren ihre Kinder zur Taufe mit Rähnen auf andere Inseln. Ebenso mußten die Brautpaare

und die Leichen oft tagelang auf guten Segelwind warten, um zur Hochzeit oder ins Grab auf die ferne Kircheninsel zu kommen.

Die Insel Koster selbst lag glockenlos in der großen blauen Glocke des Himmels, und der „Heide“, der alte Kapitän, hatte recht, wenn er einmal in der Handelsbude, in dem einzigen Kaufladen, den es auf der Insel gibt, dröhnend auf den Tisch schlug und ausrief:

„Was brauchen wir hier Christentum, wir auf Koster! In alter Zeit waren wir Heiden und Helden. Und jetzt ist uns das Heldentum verboten. Aber Heiden sind wir immer noch im Grunde. Wir zahlen unsere Steuern, und die Sonne scheint nicht schöner, ob wir Christen sind oder Heiden. Und die Makrelen und die Heringe lassen sich so gut fangen von den Heiden, wie von den Christen.“

Und das stämmige Königsgeschlecht von Koster lächelt gutmütig über seinen Stammheiden, über den Kapitän.

Der Sommer war hier früher zu Ende, als man sich in Deutschland vorstellen kann. Und in den ersten Tagen des August sahen die Frau, die ich liebe, und der ich noch nichts von dem Giftfläschchen in meiner Westentasche erzählt hatte, und ich, wir beide sahen mit Frösteln das schnelle Müdewerden der nordischen Sommersonne. Und eine unbändige Sehnsucht nach neuer Sonne wachte jeden Morgen mit uns auf und war jeden Abend unser letztes Gespräch.

Frauen, die sich sehr geliebt fühlen, fassen immer resolute Entschlüsse. So sagte diese Frau eines Tages:

„Wir wollen nach Italien. Dort ist es noch Hochsommer. Es ist viel zu spät für die lappländische Reise. Wir würden nur den schönen Eindruck von Koster verwischen. Schweden ist zu schön, als daß man es in einem Sommer flüchtig durchreisen kann. Man muß viele Sommer darauf verwenden, um alle seine Schönheiten zu erreisen. Damit wir den Norden recht verstehen, sollen wir jetzt als Kontrast den Süden auffuchen.“

Ich deutete schwerfällig und gewissenhaft wie jeder Mann auf den großen Koffer, in welchem die Winterfachen für Lappland lagen, auf Pelz und Wolle. „Sollen die ganz umsonst hierher gewandert sein?“ fragte ich.

Aber hartnäckig, weil sie meine Sehnsucht nach Sonne kannte, sagte die Frau:

„Wenn du soviel Respekt vor Koffern hast, möchte ich sie schon gleich ins Meer versenken.“

„Gerade so wie ich mein Giftfläschchen,“ entfuhr es mir. Und nun mußte ich die ganze Geschichte vom Giftfläschchen, das mir wie ein Dämon in der Westentasche saß, und das den Kapitän wie ein Dämon dreißig Jahre lang gefoltert hatte, meiner Geliebten erzählen.

„Das ist ein neuer Grund,“ rief diese erfinderisch aus. „Ich sehe, du und ich, wir werden dieses Giftfläschchen ebensowenig los wie der Heide, der Kapitän. Aber es fällt mir gar nicht ein, deine Liebe mit einer Giftflasche zu teilen. Wir müssen nach Rom und das Gift an der einzigen Stelle der Welt, wo es hingehört und keinen Schaden anrichtet, abliefern.“

„Ja, wenn noch in Rom die alten Römer leben würden,“ meinte ich. „Aber dort sind ja nur Ruinen, wie du selbst immer sagst.“

„Dort ist der Heilige Vater! Seiner Heiligkeit drückst du einfach das Fläschchen in die Hand, so wie es der Kapitän dir plötzlich in die Hand gedrückt hat.“

„Liebende Frauen sind weise Frauen,“ sagte ich. Und indessen sie die Koffer packte und die Wolle für Lappland zu unterst stopfte und dabei italienische Lieder vor sich hinsang, reiste ich in sechzig Stunden von Strömstad direkt nach Rom, immer das Giftfläschchen in der Westentasche betastend, daß es mir nicht auskäme.

Als ich in Rom dann das Fläschchen Seiner Heiligkeit in die Hand drückte, wie es mir die weise und liebe Frau geraten hatte, lächelte Pius und sagte verständnisvoll:

„Das macht nichts, das kommt öfters vor.“

„Natürlich,“ sagte ich eilfertig aus Verlegenheit.

„Darf ich Eure Heiligkeit fragen, was Sie damit anfangen werden,“ setzte ich neugierig hinzu.

„Das stellen wir zu den andern,“ nickte der Papst. Und ebenso nickte Seine Eminenz, der Kardinal del Val, der bei meiner Audienz zugegen war: „Das stellen wir zu den andern.“

Das Gespräch wurde in den vatikanischen Gärten geführt, die mir durch ihre Regelmäßigkeit, regelrecht gestufte Taxushecken, etwas pedantisch und langweilig vorkamen, mir, der ich gerade von der Insel der heiligen Ruhe kam, vom Lande, wo die Steine sprechen, von Wacholder, wilden Rosen und Urgestein, von der schwedischen Heideninsel, wo in der blauen Glocke des Himmels die Sonne täglich zu einem Fest gegläntzt hatte, wo das große freie Meer geläutet hatte, und wo die Fischerleute arm, bescheiden und ehrlich waren wie der Fischer Petrus und wie die Apostel, welche einst Fischer waren am See Genesareth.

„Und um die Erde sind Sie auch gereist?“ meinte Seine Eminenz der Kardinal. „Und haben einen amerikanischen Bischof unterwegs getroffen, der von allen Göttern der Welt ein Probebild mit nach Philadelphia nahm! Der ganze Vatikan hat diesen Winter ‚Die geflügelte Erde‘ studiert. Wenn die sündige Erde wirklich rundum so voll schöner Wunder ist, wie Sie da beschreiben, dann gibt sie uns hier vieles Nachdenken. Wir hatten wirklich nicht geglaubt, daß noch etwas irdisch Schönes an der Welt wäre. Wir dachten, wir hätten alles Verführerische mit heiliger Christenstrenge ausgemerzt.“

„Oh!“ rief ich aus und machte meinen Mund größer auf, als in den vatikanischen Gärten erlaubt ist, „wenn Sie nur ‚Die geflügelte Erde‘ gelesen haben, dann haben Sie noch nicht vom Schönsten gehört, was ich gesehen habe.“

Seine Heiligkeit, welche wir auf den Wegen des Gartens zwischen uns gehen ließen, setzte sich auf das Stühlchen, das die Schweizer Wache, die hinter uns ging, ihm unterschob. Der Papst hielt immer noch mein Giftfläschchen zwischen den Fingern, obwohl es ihm der Kardinal öfters hatte abnehmen

wollen. Der Papst hielt das Giftfläschchen gegen die Sonne:

„Wieviel Gifftropfen sind darin und wie wirken sie?“

Ah, dachte ich. Dem Papst geht es jetzt wie dem Heiden auf Koster. Der Kapitän hat das Fläschchen auch nicht mehr hergegeben, als er es einmal zwischen den Fingern hatte. Und obwohl ich vom Allerschönsten, was es auf der Welt gab, eben hatte erzählen wollen, hatte der Papst nicht zugehört, sondern immer an das Gift denken müssen.

Der Kardinal kam mir zuvor und beantwortete die Fragen, die das Gift betrafen, und ich bewunderte dabei des Kardinals scharfes Gedächtnis, der alles genau behalten hatte, was ich ihm über das Giftfläschchen vorher mitgeteilt hatte.

„Was gibt es Schöneres in der Welt als Rom?“ fragte der Papst, schwärmerisch durch das Giftfläschchen den römischen Himmel betrachtend.

„Die Insel Koster,“ sagte ich prompt. „Dort würden Eure Heiligkeit sich einmal recht von allem Glockengeläute erholen.“

Auch der Kardinal ließ sich jetzt von der Schweizer Wache, die auf seinen Wink herbei eilte, ein Stuhlchen unterschieben.

Da saßen sie nun vor mir in dem Tarusheckengang, Seine milde Heiligkeit im weißen fleckenlosen Gewand und der Kardinal im Scharlachkleid.

Wenn jetzt nur die Frau, die ich liebe, und die ich auf Koster singend beim Kofferpacken zurückgelassen habe, aus der Tarushecke käme! Nur sie könnte mir jetzt aus der peinlichen Verlegenheit helfen, dachte ich. Denn dieses mit dem Glockengeläute habe ich verkehrt gesagt, das sah ich den beiden Italienern an den gelben Gesichtern an.

„Die Insel Koster, trotzdem sie keine Kirche und keine Glocken hat,“ fuhr ich fort und eilte mich mit den Worten, um mich bei den Italienern wieder in Gunst zu reden, „diese Insel Koster ist nämlich heute noch der unschuldigste Platz der Welt. Dort gab es noch nie eine Lüge, nie einen Diebstahl, nie einen

Mord; nie mußte dort jemals das Gericht einschreiten und keine Polizei. Die Menschen dort sind noch die reinsten unschuldigsten Heiden," plägte ich heraus, weil mich die hochmütigen Gesichter der römischen Herren ärgerten.

Meine Worte mußten sehr gut gewirkt haben, denn Seine Heiligkeit lächelte Seine Eminenz an, und Seine Eminenz lächelte Seine Heiligkeit an. Und diese Lächeln gingen miteinander über die Tagushecken, über die Palmen und über die weißen Geländer der Terrassen des vatikanischen Gartens, versöhnlich hinauf bis in den üppigen blauen römischen Himmel.

Der Papst hob das Giffläschchen, das zugleich mit dem großen Ring am Daumen seiner Hand funkelte, wieder ans Licht.

Die Allmacht dieses Siegelringes suchte mir zu gleicher Zeit mit dem Schiller des Giffläschchens entgegen. Ich verstand nicht sogleich, daß diese Geste des Papstes mir meine schöne unschuldige Insel Roster beleidigen wollte.

„Menschliches Gift kann lange im Verborgenen leben," sagte der alte Mann mit den blassen Wangen, mit dem blassen Kinn, mit der blassen Nase und mit den blassen Augen, die mir plötzlich unheimlich lebensmüde aus dem dunkelgrünen schwülen Palmengarten entgegenleuchteten.

„Lieber Dichter, habt Ihr nicht dieses Gift, wie Ihr erzählet, von jener Barbareninsel gebracht?" tönte es ironisch von seinen blassen Lippen.

„Ja," sagte ich eifrig, meine Insel Roster verteidigend. „Das Gift kam von der Welt dorthin. Aber jetzt ist kein Gifftropfen mehr dort. Ich habe alles Gift Eurer Heiligkeit gebracht, direkt nach einer Sechzigstundensfahrt, und das Giffläschchen gleich übergeben, damit Eure Heiligkeit es aus der Welt schaffen."

„Mein Lieber," sagte die weiße Figur vor mir, die da unter dem blauen römischen Himmel im Garten zugleich mit dem Kardinal von dem Stühlchen aufstand, und deren weiße Lippen tief Atem holten, als wollten sie mir eine tiefe Wahrheit sagen, und ich dachte schon vorschnell:

Seine Heiligkeit wird sagen: nichts kann das Gift der Welt aus der Welt schaffen, nicht der Papst, nicht der Dichter, nicht die Christen, nicht die Heiden. Und ich dachte, daß ich mit dieser großen Weisheit dann entlassen würde.

Aber nein, — Pius reichte mir nur die Hand, die das Giftfläschchen hielt, zum Abschiedsfluß, und mit den Augen auf das Fläschchen deutend:

„Mein Lieber, wir werden es zu den andern stellen.“ — — —

„Wenn das nur nicht großes Unglück anstiftet,“ sagte später die Frau, die ich liebe, zu mir. „Das kann nicht gut sein, wenn man im Vatikan ein Giftfläschchen zum andern stellt. Der Kapitän auf Koster, der dreißig Jahre das Fläschchen aufbewahrt hatte, ist ganz wild davon geworden, und die Leute nannten ihn schließlich einen Heiden. Wenn nur nicht der ganze Vatikan von dem Kostergift wild wird!“

Und wirklich, die vielgeliebte Frau hatte wieder recht. Ein paar Wochen später schon begann die Geschichte mit den Modernisteneiden, und die Bannflüche flogen seitdem wie Giftpfeile aus dem Vatikan über die Alpen.

„Das kommt davon,“ sage ich zu meiner Frau (wenn ich die Bayerische Landeszeitung aus der Hand lege, worin der Memminger so genau die Zustände und die Aufregungen des Papstes schildert), — „das kommt davon, daß der Papst als Ratgeber nur Kardinäle und keine Frau hat. Die Liebe einer Frau ratet besser als alle Kardinäle.“ —

Himalajafinsternis

Das ist der Fluch und zugleich die Wollust des Reisens, daß es dir Orte, die dir vorher in der Unendlichkeit und in der Unerreichbarkeit lagen, endlich und erreichbar macht. Diese Endlichkeit und Erreichbarkeit zieht dir aber geistige Grenzen, die du nie mehr loswerden wirst.

Don Juan de Marini

Wenn sich deine Seele, ohne daß dein Leib reist, an einen Ort hin versetzt, in dem du nie warst, so kann sie an dem Ort bald im Sonnenschein, bald im Regen, bald im Winter, bald im Frühling wandern, geisterleicht in einer Geisterlandschaft. Hast du aber den Ort einmal reisend mit deinem Leib erreicht und wirkliche Tage dort erlebt, so bist du dem Gefängnis der Wirklichkeit verfallen. Sobald du dich in späteren Jahren an den bereisten Ort im Geist zurückversetzt, kommst du nicht über die Grenzen der ehemaligen wirklichen Tage hinaus. Du siehst jenen Ort immer wieder, in ermüdender Wiederkehr, in derselben Tages- oder Jahreszeitstimmung, in der du ihn damals gesehen. Du kannst ihn nicht willkürlich mehr verwandeln. Du bist verdammt, ihn ewig genau so zu sehen, wie er sich dir auf der Reise gezeigt hat. Dies ist der Fluch, der die Seele des Reisenden belastet. Die Flügel der Geistigkeit werden ihm von der Wirklichkeit beschnitten. Der Vielgereiste haftet mehr an der Erde als der Niegereiste. Er erscheint mir sterblicher als die übrigen Sterblichen.

Es gibt eine einzige Möglichkeit, den Wirklichkeitsbann des Reisens zu durchbrechen und abzuschütteln. Das geschieht, wenn wir unsterbliche Erlebnisse heimbringen; wenn sich das Schicksal des Reisenden mit Menschenschicksalen fremder Orte so verknüpft, daß der Ort, die Landschaft, das Gesehene ganz an Bedeutung verlieren, ins Nichts sinken, und das am eigenen Schicksal Erfahrene Zeit, Ort und Wirklichkeit überragt.

Solche Erlebnisse sind selten, aber eins, zwei solcher Erlebnisse auf großen Reisen bleiben einem im Blut und Geist haften und überfallen einen zeitweise in der Erinnerung, und solche Erlebnisse können uns modernen Menschen den Schauer, die Ehrfurcht und die Erhebung ersetzen, die die früheren naiven Menschen in Gotteshäusern vor ihren Altären und Göttern empfanden, vor Göttern, die wir Modernen längst zum alten Eisen gelegt haben.

Ehe ich auf meinen Reisen oben im Himalajagebirge gewesen, konnte ich mir diese höchsten Erdzinken immer

nur tief in weißem Schnee und unter ewig eisigblauem Himmel vorstellen, ähnlich den Erinnerungsbildern, die ich vom Montblanc, von den Dolomiten und den Schweizer Alpen mit mir trug. Jetzt aber, nachdem ich vor Jahren am Himalaja war, sehe ich dort im Geist keine ehernen Gletscher, keinen eisblauen Himmel mehr. Ich sehe dort die Erde grau in grau wandern, denn es war im Februar, als die Nebel aus der indischen Talsohle wie graue Felder heraufstiegen, Nebel in allen Schattierungen, in Schatten und Beleuchtungen wechselnd. Es war, als flögen die Berge; dann wieder versanken sie. In den Sternennächten wirbelten diese Nebel im Mondschein. Der riesige Himalaja schien sich fortzuwälzen. Bald stellten sich die Nebel wie Riesentreppen auf, schlugen sich zum Himmel hinauf und drehten sich um ihre Achsen wie ungeheuerere Windmühlenflügel. Es blieb kein Oben, kein Unten, kein Links und kein Rechts mehr bestehen, als wäre der Himalaja eine Gedankenwelt geworden, in der sich fluchtartig Bilder und Eindrücke, Wirklichkeit und Unwirklichkeit jagten.

Siebentaufend Fuß hoch oben in Darjeeling, dem weltbekannten Erholungsort der englisch-indischen Beamten, Offiziere und reichen Kaufleute, waren im Februar die meisten Villen geschlossen. Sie liegen mit ihren Glaswänden und Glasveranden wie aus Bergkristall aufgebaut an der Berglehne der hohen Gelände von Darjeeling. Dazwischen ziehen sich Teegärten mit niedrigem Teegebüsch hin, denn der Tropenbrodem, der vom großen indischen Reiche am Fuße des Himalaja zu den Höhen von Darjeeling heraufraucht, bringt einen Atem von Fruchtbarkeit über diese Südhänge des Himalaja.

Heimgekehrt nach Europa, wäre ich jetzt, wenn ich an den Himalaja zurückdenke, ewig dazu verbannt, dort droben in Darjeeling den unendlichen, lautlosen, träufelnden Februarregen zu sehen, der aus den Nebelschwaden niedertroff, und ich müßte immer in die nebelwandernden Berge schauen, die mir nie mehr stillstehen würden, wäre mir nicht dort jenes Erlebnis begegnet, das mich zeitlos und weltlos ansieht, nicht

gebunden an Tag und Jahreszeiten, sondern nur gebunden an die Allmenschlichkeit, an das Menschenherz, das rund um die Erde, an allen Orten gleich handelnd liebt und leidet, als wäre es ein einziges Herz.

Eines Nachmittags hatten mich die fünf Tibetaner, die meine Rikscha schoben, nach dem einzigen tibetanischen Tempel gefahren, der an einem Ende des Bergdorfes Darjeeling, nach langen Fahrten, auf verschlungenen Wegen erreicht wird. Der Tempel war einfach wie ein weißgealktes Scheunenhäus und unterschied sich fast in nichts von tibetanischen Bauernhäusern. Er lag am senkrechten Abhang, von einigen verwilderten Bäumen umstanden, ein wenig einfach, und man hätte ihn ebensogut von weitem für einen kleinen Gasthof halten können.

Ich mußte einen nassen Vorgarten durchschreiten und hörte von weitem einen regelmäßig klingenden Ton. Es war der Laut der Gebetsmühlen, die nach jeder Umdrehung antönen. Unter dem Vordach des Tempelhauses stand eine manns hohe und mannsdicke gelbe Röhre aufgerichtet. Sie war von oben bis unten eng mit Gebeten beschrieben. Ein Tempelknabe in gelber Kutte drehte mit der Hand den gelben Zylinder, der sich auf einem Gestell rund um eine Achse bewegte. Jede Umdrehung des Zylinders galt soviel als das vollständige Ablesen der tausend Gebete, die eingedrängt auf ihr geschrieben waren.

Drinnen im Tempel war es dunkel wie in einem Stall. Hinter dicken Holzgittern standen die geschnittenen Götter, deren alte gebräunte Vergoldung kaum noch glänzte. Da war kein friedlicher Gott darunter. Alle Götter standen oder hockten in wilden verrenkten Stellungen, als wären sie den verzerrten Nebeln draußen nachgebildet.

Aus unzähligen Ölnäpfchen, voll kleiner Nachtlichter, flimmerten winzige Flämmchen. Wie die Futtertröge der Götter, so standen sie da vor den Gittern und nährten die speckigen Goldgesichter mit ihrem Ruß und belebten sie mit dem Gewimmel ihrer knisternden Flämmchen.

Nicht an allen Wänden standen Götterbilder. Es

waren da Lücken, und dort am beruhten und schmutzigen Wandfalk entdeckte ich Photographien, Ansichtskarten und Holzschnitte aus illustrierten englischen Zeitungen. Es waren Bilder von englischen, deutschen, französischen, russischen Prinzen und Generälen und Abbildungen von neuerfundenen Maschinen, Bilder, welche von den tibetanischen Priestern heilig gesprochen waren, vielleicht um den Europäern zu schmeicheln, vielleicht auch aus abergläubischer Furcht vor unbekannten fremden Seelenkräften.

Am Fußboden in einer Ecke bemerkte ich geleerte englische Bierflaschen. Ein paar tibetanische Priester mit glattrasierten kahlen Köpfen, in schmutziggelben Kutten, hockten am Boden und rauchten, lehnten mit dem Rücken an der Wand und stierten zur offenen Thür hinaus, zu der ein wenig Tageslicht in den fensterlosen Raum hereinfiel und glasig auf den Augäpfeln der Priester glänzte.

Die knisternden Reihen von Nachtlichtern, die blöden Augen der Priester und hie und da hinter den Gittern ein Götterbauch, an dessen abgenutztem Gold sich die Flämmchen spiegelten, der süßliche Tabakrauch aus den Priesterpfeifen und ein noch süßlicherer Geruch von erkaltetem Räucherwerk, die grotesken Papierfetzen aus illustrierten europäischen Zeitschriften, — dieser Wirrwarr von zeitlosem Spuk —, und draußen im Türviereck die ewig im Nebel fortwandernden Himalajaberge wie Spuklandschaften, die bald in den Himmel stiegen, bald zur Erde fielen, ein Nebelgekröse, das plötzlich bis zur Thür herankroch; die gelben Ungeheuer der Gebetmühlen, die sich einformig drehten und in regelmäßigen Zwischenräumen mit einem dünnen Metallton anschlugen, — all das sah abenteuerlich aus, einfältig und ungeheuerlich zu gleicher Zeit. Denn es bestand schon seit Tausenden von Jahren und schien unvergänglich wie die Götter der Dummheit, die neben den Göttern des Verstandes und des Gefühls ewig die Erde beherrschten.

Aber wie die Abgründe draußen vor der Tempelthür, an deren Rändern das Schwindelgefühl saß, das Menschen, Tiere und Steinmassen in die Himalaja-

schluchten reißen konnte, so lag hinter dem Gefühl der dumpfen Dummheit, die in dieser stallartigen Tempelstube hockte, zugleich eine kaltblütige Grausamkeit. Sie blickte beinahe schelmisch aus den stieren Augen der fahlköpfigen tibetanischen Priester und grinste grotesk freundlich aus den lachenden Mäulern der Gesichtsmasken der im Halbdunkel hockenden Götterfiguren.

Meine fünf tibetanischen Wagenschieber, die wie Eskimos in sackartigen Kleidern ver mummt steckten und von hünenhaften Kräften waren, fuhren mich dann im Ritschawagen zurück, an fast senkrechten Bergwegen hinauf. Dabei wieherten sie wie Pferdchen, meckerten wie Geißböcke und prusteten wie Walrosse. Zugleich verfolgten meinen Wagen drei tibetanische Riesenweiber, die ihre Schmuckketten aus kleinen blauen Türkisen, Brocken Bergkristall und Stücken ungereinigter Silberbronze, mit rötlichem Karneol verarbeitet, vom Hals und von den Armgelenken rissen und mir zum Verkauf vor mein Gesicht hielten. Immer gestikulierend sprangen die Tibetfrauen neben meinen Wagenrädern hin und her, umgeben von einer bellenden Schar wilder Himalajahunde.

Eine der Frauen nahm sich während des Springens die Türkisenoohrringe ab, eine andere drehte von ihrer Hand einen plumpen Silberring mit rotem Karneolstein, die dritte zog sich bronzene Haarpfeile aus ihrem ungekämmten, verwilderten und vom Regen nassen Haarknoten. Einige Worte Englisch und hundert geschnatterte tibetanische Worte, durchsetzt mit Hundegebell und begleitet vom Gelächter und Geschnauf meiner schwitzenden Wagenschieber, schallten mir unausgesetzt vor den Ohren.

Endlich kaufte ich dem einen Weib einen Ring ab, und da der Ritschawagen an den Abhangwegen im Fahren keinen Augenblick halten konnte, wurde der bewegte Handel durch Zuwerfen des Ringes und Zurückwerfen des Geldes abgeschlossen.

Zwei der Frauen blieben jetzt zurück. Nur das dritte Weib, das immer noch ihre Haarpfeile verkaufslustig in der Luft schwang, haftete noch an der Seite meines Wagens, vom Geklaff der Hunde umgeben.

Als die Tibetanerin mich kaufunlustig sah, lockte sie mit den Augen, so daß ihr die Wagenschieber tibetanische Scherzworte zuriefen, gegen die sie sich eifrig verteidigte. Da mich die Haarpfeile nicht reizten und des Weibes Augen mich nicht überreden konnten, fuhr sie, immer neben dem Wagen herspringend, mit den Händen in die Falten ihres sackgroben Mantelkleides und fand in irgendeiner Tasche eine kleine Silberkette, die mir aber ebensowenig gefiel. Zugleich aber, wie sie die Kette in der Luft schüttelte, flog, zwischen ihren Fingern durch, ein kleines Bronzeamulett, das an einer Darmsaite angebunden gewesen, und flog zu mir in den Wagen auf meinen Schoß.

Mit einem Blick sah ich, daß das Amulett ein echtes kleines Bronze-Götzenbild war, nicht größer als ein Fingerglied. Es stellte in viereckigen primitiven Formen zwei winzige Menschen dar, einen nackten Mann, an welchem eine nackte Frau emporkletterte.

Ich schloß meine Hand, in die das Amulett gefallen war, griff mit der andern Hand in meine Westentasche, in der ich loses Silbergeld trug, und warf dem Weib ein paar große Silbermünzen zu. Sie sah mich erstaunt an, fing blizschnell das Geld auf und blieb zurück. Zufällig bog der Wagen um eine Weggasse. Ich konnte jetzt das Weib, das in dem Haufen der bellenden Hunde stillstand, noch einmal von weitem sehen. Sie schüttelte fortwährend den Kopf, als verstünde sie nicht, wie sie zu dem Gelde gekommen sei. Sie hielt die Haarpfeile im Mund zwischen den Zähnen und wickelte die Geldstücke in ein kleines Stückchen gelben Tuches. Vielleicht war es dasselbe Stückchen Tuch, in welchem vorher die Silberkette und das Amulett eingewickelt gewesen.

Ich vergaß die Begebenheit, denn es ereignete sich jeden Augenblick viel Neues in der mich umgebenden Reisewelt. Ich entsinne mich nur, daß, als ich eine halbe Stunde später im Hotel das Amulett betrachtete, mir nicht mehr dieses eine Weib in Erinnerung kam, sondern die zwei anderen, die zurückgeblieben waren, und deren Wangen mit einer roten Masse eingerieben waren. Ich fragte einen der tibetanischen Fellver-

käufer, die in der Vorhalle des Hotels bei ihren Pelzwaren kauerten, und die alle Englisch sprachen, mit was sich die Weiber hier die Wangen einrieben, daß sie so braunrot würden. Er sagte, daß die Farbe Ochsenblut sei. Aber nur die Witwen bestreichen sich die Wangen mit Ochsenblut und nur diejenigen Witfrauen, die den Männern zeigen möchten, daß sie wieder heiraten wollen.

Während ich noch sprach, läutete die erste Dinnerglocke im Stiegenhaus des Hotels, die Glocke, welche die reisenden Damen und Herren darauf aufmerksam macht, daß es an der Zeit ist, sich für das Mittagessen, das um 7 Uhr serviert wird, umzukleiden. Denn auch hoch oben im Himalaja erscheinen die englischen Herren abends in Frack und Smoking und die Damen in Schleppkleidern, tief ausgeschnitten und frisiert, als wären sie für eine Galaoper geschmückt.

Ich ging in mein Zimmer, wo eben ein tibetanischer Zimmerbursche das Kaminfeuer angezündet hatte und jetzt nebenan im Baderaum, welcher zum Zimmer gehörte, Wasser in die Badewanne schleppte.

Der Baderaum hatte einen besonderen Eingang durch einen Balkon, der an der Rückseite des Hauses entlang lief. Nachdem das Bad hergerichtet war, murmelte der tibetanische Diener sein „all right, Sir“, und verschwand durch die Hintertür des Badesimmers.

Nachdem ich ins Bad gestiegen war und aufrecht im dampfenden Wasser stand und einige Turnübungen ausführte, fühlte ich im Rücken einen eiskalten Luftstrom, als ob jemand die Hintertür des Baderaumes zum Balkon geöffnet habe. Ich rufe auf Englisch: „Tür zu!“ Und um mich vor dem eisigen Luftstrom zu schützen, tauche ich im heißen Wasser der Badewanne bis zum Hals unter. Ich bemerke zugleich durch den Dampf, der das Zimmer füllte, den Schatten einer Gestalt und frage: „Wer ist da?“

Nur der Strahl des Kaminfeuers fiel von meinem Schlafzimmer in den Baderaum herein, und ich merkte zu meinem Erstaunen, daß die kleine Lampe, welche der Diener in eine Fensternische gestellt hatte, die aber

vorher kaum leuchtete, jetzt vollständig ausgegangen war.

Als ich auf meine zweimaligen Zurufe keine Antwort bekam, erhob ich mich wieder aus dem dampfenden Wasser. Im selben Augenblick fühlte ich wieder den Eishauch von der Türe her, die wahrscheinlich wieder hinter dem Dampfnebel geöffnet worden war. Der menschliche Schatten, den ich vorher gesehen hatte, war aber verschwunden.

Mir schien, wenn ich mir die Gestalt vergegenwärtigte, als wäre es eine Frau gewesen, die vorher eingetreten und die jetzt wieder verschwunden war.

Ich tastete in den Dampfnebel, fragte noch ein paar mal, beendete dann mein Bad schneller, als ich es sonst getan hätte, wickelte mich ins Badelaken, machte Licht im Schlafzimmer und leuchtete in den Baderaum, fand aber niemand. Dann kleidete ich mich an, klingelte und fragte den Diener, ob man jemand herein gelassen, während ich im Bad war.

Dieser schüttelte den Kopf und wußte von nichts.

Ich vergaß auch diese Begebenheit wieder. Aber nach Mitternacht, als ich mich zu Bett legte, schloß ich vorsichtig alle Türen.

Das Amulett hatte ich genau betrachtet, und nach dem Alter der Darmsaite zu schließen, an die es gebunden und die vom Tragen sehr abgenützt war, konnte ich mir vorstellen, daß das Amulett wohl schon mehrere Menschenalter um den Hals verschiedener Personen gehangen und auf der Brust verschiedener Leute geruht haben mußte. Bis diese starke Darmsaite sich abnützen und durchwehen konnte, mußten manche Menschenleben dahingegangen sein.

Die an der Männergestalt emporkletternde kleine Frauengestalt war von geschwärzter Silberbronze. Der Mann schien aus Eisenbronze zu sein.

Klobig, simpel, primitiv war die nußgroße Figurengruppe zusammengeschweißt, wahrscheinlich in irgend einer Bergschmiede tief im Himalajagebirge. Vielleicht war sie in einer tibetanischen Klosterschmiede gearbeitet, in einem jener ungeheuerlichen Klöster, die an unzugänglichen Stellen, an Bergabhängen und

3

Bergseen zerstreut liegen auf der Straße nach Lassa hin, jener Straße, die zu der geheimnisvollsten Klosterstadt der Welt führt.

Ich mußte wieder an das stattliche Tibetweib denken, wie es da mitten im Haufen bellender Hunde gestanden und gedankenvoll mein Geld in das gelbe Tuch gewickelt hatte.

Plötzlich fiel mir ein: nach ihrem verwunderten Gesicht zu schließen, hatte die Frau, als mir das Amulett zuslog, vielleicht gar nicht gewußt, daß sie es mir zugeworfen hatte. Sie hatte eine Silberkette in der Hand geschüttelt, und wenn ich jetzt darüber nachdachte, so schien es mir, als wäre ihr unbewußt das Amulett aus den Fingern geglitten, denn ihr Gesicht war verblüfft und nachdenklich, als sie meine Silbermünzen auffing und einsteckte. Jedenfalls aber hatte ich das Amulett mit meinem Gelde bezahlt, und es war mein. So sagte ich mir und legte mich beruhigt zu Bett.

Ich weiß nicht, wie viel Stunden ich geschlafen hatte, als ich durch einen Knall und ein Scherbenklingen geweckt wurde. Ich fuhr auf und hörte ein Geräusch wie von flatternden Flügelschlägen.

Das Kaminfeuer war vollständig niedergebrannt, und der kleine Glutbrocken leuchtete nicht mehr an der Zimmerdecke und nicht mehr an die Wände, von wo aus das klatschende Flügelschlagen herkam.

Ich machte Licht und sah ein schwarzes Tier, groß wie eine Eule, von Winkel zu Winkel fliegen. Als ich auf einen Stuhl stieg, sah ich, daß es eine große Vampirfledermaus war. Ich öffnete die Schlafzimmertüre, die nach der Treppe ging, weit, und rief ins Treppenhaus hinunter, indessen ich mich in meinen Mantel wickelte. Drunten am Kaminfeuer saßen immer einige Diener, die die Nachtwache hatten. Einer von den Männern kam nun herauf, riß die Bettdecke von meinem Bett und schlug mit dem Tuch nach dem Tier in die Luft und scheuchte die Riesenfledermaus durchs geöffnete Fenster in die Nacht hinaus.

Im Fenster selbst fanden wir dann eine Ecke der Scheibe eingestossen. Doch unerklärlich war es mir,

wie die weiche und zartknochige Fledermaus es fertig gebracht hatte, die harte Fensterscheibe einzustößen.

In dieser Nacht schlief ich nicht mehr. Ich ließ das Licht brennen und befahl dem Diener, das Kaminfeuer zu schüren. Ich setzte mich dann an den Kamin und las, das heißt, ich wollte lesen, um nicht einzuschlafen. Aber mehrmals mußte ich aufhören. Es war mir, als hörte ich Schritte auf dem Balkon, auf welchen das zerbrochene Fenster führte.

Ich sah vom Lesen nicht auf. Ich sagte mir, es wird einer der Diener sein, der sich überzeugen will, ob mein Kaminfeuer noch brennt, und der mich nicht zu stören wagt und deshalb auf dem Balkon herum-schleicht und hereinsieht.

Nach einer Stunde war mir, als verbreite sich ein durchdringender Blumengeruch im Zimmer. Ich schloß die Augen, lehnte meinen Kopf im Ledersessel zurück und überlegte, ob die Nachtnebel, die aus den Himalajateegärten und aus der indischen Tiefebene heraufstiegen, solch einen betäubenden Blütengeruch mit sich führen können. Durch das zerbrochene Fenster schien der Geruch mit dem Nebelrauch hereinzuziehen, denn ich sah einen feinen bläulichen Dampf, der vom zerbrochenen Fenster her das Zimmer erfüllte. Ich wollte aufstehen, ein Handtuch oder einen Reiseschal nehmen und die zerbrochene Scheibenecke zustopfen, um den betäubenden Nebel abzuwehren.

Aber es blieb bei dem in meinem Gehirn sich immer wiederholenden Wunsch, aufzustehen. Meine Augen fielen zu. Einige Zeit hielt ich das Buch noch in der einen Hand fest. Aber das Buch schien immer größer und schwerer zu werden. Das Buch wuchs und stand vor mir wie die Wand so groß. Und immer, wenn ich mich aufrichten wollte, stand vor mir das aufgerichtete wandgroße Buch. Es war mir, als wohne ich nicht mehr in einem Zimmer. Ich wohnte in einem Buch. Und ich hatte das Gefühl, dieses Riesensbuch könnte zuklappen und mich zwischen seinen Seiten erdrücken. Das Buch roch so süß wie die Süße aus einem alten Schrank, in welchem getrocknete Blumen und Lavendel lagen. Mit diesem gemischten Gefühl

von Süße und drückender Wangigkeit verbrachte ich, wie es mir schien, Jahre, ohne daß sich etwas in meinem Zustande änderte.

Ich wachte durch ein Klopfen auf. Es klopfte irgendwo jemand auf meinen Schädel. Es wurde lange und heftig geklopft. Bald war es mir auch wieder, als klopfe man schon jahrelang. Ich horchte auf. Meine Augen öffneten sich und sahen immer noch Raminglut. Draußen war es immer noch Nacht. Das Klopfen kam von den verschiedenen Zimmertüren im Korridor. Die Hotelgäste wurden geweckt.

Ich erinnerte mich jetzt, daß unsere Reisegesellschaft, die zehn Damen und Herren, die sich hier in Darjeeling im Hotel zusammengefunden, verabredet hatten, um drei Uhr morgens bei Mondschein aufzubrechen, um auf Paßwegen zu dem zweitausend Fuß höher gelegenen „Tigerhill“ zu reiten, wo man den Sonnenaufgang über dem Mount Everest und anderen Riesen des Himalaja erwarten wollte.

Im Zimmer war noch immer der süßliche Dunst. Ich kleidete mich im halbtrunkenen Zustand an. Ein Diener brachte mir dann den Morgentee und sagte, daß die Pferde gesattelt seien und unten an der Veranda warten.

Als ich ein paar Minuten später aufs Pferd stieg, freute ich mich über die klare Bergluft, über den eisflaren Halbmond, der am Himmel hing, und über den reinen Neuschnee, der gefallen war, und ich hatte bald ganz und gar den Blumendunst vergessen und die letzten Stunden jenes schweren Schlafes, der mehr einem Alpdruck als einem gesunden Schlaf ähnlich gewesen.

Auf den schmalen Paßwegen, auf denen die Pferde hintereinander schreiten mußten, schwiegen das Gepolter und Gelächter der Damen und Herren. Es war, als ritten wir nicht auf der Erde, sondern auf Wolken, an Wolkenrändern entlang. Die Mondsichel hatte nicht Kraft genug, die Himalajagründe auszuleuchten. Meere von Finsternis lagen an den Rändern der Paßwege, die nur einige Hufbreiten breit auf den Berggraten entlang zogen. Bäume, die so alt waren,

daß sie kein Blatt mehr trieben und nur wie moos-
behangene Skeletteragten, waren durch Nebel und Schnee
wie vom Erdboden abgeschnitten und hingen in der
Luft wie vom Himmel herab. Einige waren wie haus-
große Skelette ungeheuerlicher Fledermäuse. Diese
Gespensterbäume und der jasminweiße Mond auf dem
grünlichen Nachtäther erinnerten mich wieder an mein
Nachterlebnis. Aber die großen geöffneten unergründ-
lichen Himalajaabgründe, die den Eindruck gaben, als
könnte man so tief in die finstere Erde hineinschauen,
so tief wie in den Nachthimmel, diese Abgründe, an
denen die Pferde zagend und tastend und lautlos im
glitschigen Schnee wie balancierend zwischen Leben
und Tod entlang gingen, verschluckten Rückerinnerungen
und Gedanken, diese Abgründe wollten mich einschlaf-
ern, stärker noch als der Blumengeruch es vorher getan hatte.

Der warme, schweißdampfende Pferde Rücken, der
mich trug und der mich rüttelte, war das einzige Stück
Wirklichkeit, das ich noch fühlte, denn der Traum-
zustand der Gespensterlandschaft wollte sich mit dem
Traumzustand meiner noch nicht völlig wachen Ge-
danken vermischen und mich in die Abgründe ziehen.

Endlich verfluchtete sich die Nacht, und wir erreichten
in der blaugrauen Dämmerung, die dem Sonnenauf-
gang vorausgeht, die Höhe des Tigerhills.

Tibetanische Diener waren vom Hotel vorausge-
schickt worden. Ein großer Holzstoß war angezündet
worden, aber das Holz war naß und rauchte mehr,
als es brannte. Der Schnee war im Umkreis des
Feuers weggeschmolzen. Wir versuchten, unsere vom
Reiten erstarrten Füße beim Feuer zu wärmen, um-
wanderten stampfend den qualmenden Holzstoß, ver-
trieben uns die Zeit mit Teetrinken und warteten auf
die ersten Zeichen des Sonnenaufgangs.

Auf einmal sagte jemand neben mir: „Das ist
der Schmetterlingshändler!“ Der Genannte war ein
Deutsch-Engländer aus Darjeeling, der einen tibe-
tanischen Antiquitätenladen dort hatte und zugleich
einen Handel mit Himalajaschmetterlingen trieb, von
denen er die schönsten Exemplare auf Bestellung nach
Europa sandte.

Wie der Mann auf den Tigerhill gekommen, ob er uns auf einer Nachtreise aus dem Inneren des Gebirges begegnet war, oder ob er die Reisegesellschaft von Darjeeling aus begleitet hatte, wußte ich nicht. Ich dachte nur im selben Augenblick, wie ich das Wort „Schmetterlingshändler“ hörte, an die seltsame Trommel, die ich in seinem Laden zwei Tage vorher gekauft hatte; eine Trommel, angefertigt aus den Hirnschalen zweier Menschen, aus der Hirnschale eines Mannes und aus der eines Weibes. Jede Schalenhöhle war mit einer Membrane überzogen; an der Wölbung aber waren die beiden Gehirnschalen zusammengeschweißt, so daß sie zwei kleine Trommeln bildeten. Schüttelte man diese, so schlug in jeder Schädelhöhle eine kleine, hinter der Membrane eingesperrte Elfenbeinfugel an die Schädelwand und an die Membrane und trommelte unausgesetzt. Der Schmetterlingshändler hatte mir erzählt:

„Ich habe diese Trommel von einem tibetanischen Priester in einem tibetanischen Tempel gekauft. Es sind die Schädelshalen eines treulosen Mannes und eines treulosen Weibes. Diese Trommel wurde täglich zur Gebetsstunde angeschlagen, denn die Treulosen sollen, ewig aneinander gefittet, im Tode keine Ruhe haben. Der Priester, der auf dem Leichenstein beim Tempel die Leichen zu zerschneiden und den Vögeln hinzuwerfen hat, hat das Recht, die Schädelshalen zweier, die die Treue gebrochen haben, nach dem Tode zu solchen Trommeln zu verarbeiten.“ —

Mit großer Mühe hatte der Schmetterlingshändler die Trommel aus dem Tempel erhalten.

Machte es die dünne hohe Gebirgsluft, daß meine Ohren jetzt plötzlich aus allen finstern Himalajaabgründen ein Donnern hörten, als seien die Bergschlünde trommelnde Schädelhöhlen von Ungetreuen?

„Hören Sie die Lawinen, die bei Sonnenaufgang sich von den Gletschern lösen und in die Tiefe donnern?“ sagte ein Herr neben mir zu einer Dame. Dann war tiefe Stille. Keine Teetasse klapperte, kein Schritt im Schnee knirschte mehr. Die Pferde spitzten die Ohren und schnupperten. Drüben im Nebel, über

einem tageweiten Abgrund, erschien der fleischige Arm eines Riesen, die rosige fleischige Brust einer Frau, Nacken, Schultern, Hüften in gigantischen Dimensionen. Es waren die Umrisse des Mount Everest und des Kantshindschanga, die wie ein nacktes Riesenpaar höher als der Mond im Himmel lagen.

„Die Sonne,“ flüsterte eine Dame.

Ich sah über meine Schulter von den Bergen fort und entdeckte eine rote glühende Lawine, die sich auf Nebelfeldern kaum merklich fortrollte und größer und röter wurde, — die Sonne. Wie eine große rote Sintflut gab sie den Gletschern Blut und machte den Schnee zu Fleisch.

Im selben Augenblick, mitten in diesem feierlichsten Augenblick des Sonnenaufgangs, nahm jemand meine Hand, führte meine Finger in eine Westentasche und sagte: Wo ist das Amulett, das du gestern kauftest? Sehen die großen fleischfarbenen Gletscher dort nicht aus wie die Männer- und die Frauenfigur deines Amuletts, das du der Tibetfrau gestern abkauftest?

Das Amulett war nicht in meiner Westentasche. Aber das Geld, das ich dafür bezahlt hatte, die drei großen Silberstücke, befand sich wieder in meiner Westentasche.

Der Gedanke an das Amulett hatte meine Hand in die Westentasche geschoben.

Wer hat jetzt laut gelacht? Alle Gesichter sahen sich nach mir um. Es wurde mir unheimlich vor mir selbst. Wie ich meinen Pelzrock geöffnet hatte, um das Amulett zu suchen, stieg mir aus der Kleiderwärme wieder jener geheimnisvolle Blumengeruch entgegen. Aber jetzt bei der aufgehenden Sonne, in der Schneefrische des Morgens, erkannte ich in dem Geruch ein betäubendes tibetanisches Tempelräucherwerk, das, in großen Massen eingeatmet, einschläfert und Visionen verschafft, und dieser Geruch steckte noch von der Nacht her in meinen Kleidern.

Auf dem Pferde Rücken vorhin war mir schon der Geruch stark in die Nase gestiegen. Ich selbst war aber noch zu sehr von der Schlafzimmerluft betäubt gewesen, um seinen Ursprung zu erkennen.

Jetzt wandte ich mich mit einem energischen Ruck an den Schmetterlingshändler, um ihn zu fragen: „Glauben Sie, daß es Amulette gibt, die ihren Besitzern so teuer sind, daß sie sie für nichts verkaufen würden? Glauben Sie, daß, wenn ein tibetanisches Weib ein solches Amulett zufällig von sich geschleudert hätte, es alle List seiner listigen Natur anwenden würde, um das Amulett wieder zu erhalten? Glauben Sie, daß es durch Hintertüren in die Häuser eindringen würde und sich nicht scheuen würde ein Fenster einzustoßen, um das Amulett zu erhalten?

Sie werden mir sagen: „Das zerbrechende Fenster würde jedermann wecken!“ Aber ich sage Ihnen: Man kann zugleich durch das zerbrochene Fenster eine lebende Fledermaus ins Zimmer werfen, die die Aufmerksamkeit auf sich lenkt und nicht den Gedanken aufkommen läßt, daß ein Mensch mit Absicht das Fenster zerschlagen hätte. Betäubt man dann noch durch eine Räucherstange den im Zimmer Anwesenden, so ist es ein leichtes, nachher mit dem Arm durch die zerbrochene Fensterscheibe in das Zimmer zu langen, den Fensterknopf von innen aufzudrücken, durchs geöffnete Fenster vom Balkon hineinzusteigen, das verlorene Amulett zu suchen, zu finden und, wenn eine Kaufsumme dafür hergegeben war, das Geld wieder hinzulegen und das Amulett mitzunehmen.“

Alles dieses wollte ich mit energischem Entschluß den Schmetterlingshändler jetzt fragen. Ich öffnete den Mund. Aber die Worte, die ich sprechen wollte, verwandelten sich in Atemrauch, und ich hörte in meinen Ohren, daß ich sagte: „Wenn Sie wieder einige seltene Exemplare von Himalajaschmetterlingen haben, können Sie mir dieselben an meine Adresse nach Europa senden.“ Dabei nahm ich aus meiner Westentasche dasselbe Silbergeld, womit ich gestern schon das Amulett bezahlt hatte, und bezahlte im voraus den Preis für drei Schmetterlinge.

Ich hatte nichts mehr gesprochen. Die Sonne war bald wieder in Nebeln verschwunden, und wir ritten im Tageslicht, das aber mehr dem Mondlicht glich, an den nebelnden Abgründen zurück nach Darjeeling.

Das Amulett fand ich nicht mehr. Es war nicht auf meinem Tisch zu Hause im Hotelzimmer, nicht in meinen Taschen, nicht in meinen Koffern.

Ich erinnerte mich jetzt, daß, als ich gestern abend nach dem Diner durch die Billardsäle zu den Spielzimmern gegangen war, wo die befrachteten Herren und die defolletierten Damen an den grünen Spieltischen vor den lodernden Kaminen saßen, mich einen Augenblick eine Sehnsucht gepackt hatte, fortzukommen aus den europäischen Sälen, die man hier in Asien sogar noch hoch im Himalaja für vermögende Millionäre und Milliarden hingestellt hat.

Ich war dann auf die breite Hotelterrasse hinausgetreten und hatte dem Hengspiel der rollenden Bergnebel über den Schluchten zugehört und den Sternen, die über den bewegten Nebeln zu tanzen schienen. Dann fielen ein paar Regentropfen, mit Schneeflocken untermischt, aus fortflüchtenden Nebelwellen, die um den Mond kreiselten.

Als ich wieder ins Hotel zurückgehen wollte, war mir, als sähe ich ein großes Tier unter der Terrassenbrüstung um die Hausecke laufen. Gestern abend hatte ich gedacht, es sei ein Hund. Jetzt mußte ich aber, daß es ein Mensch gewesen, der auf allen vieren ging, eine Frau, wahrscheinlich die Frau, deren Amulett ich besaß, die während der ganzen Nacht um das Hotel geschlichen war, und die sich mit aller List das Amulett aus meinem Zimmer von meinem Tisch geholt hatte.

Dies bedachte ich jetzt nach der Rückkunft vom Mondscheinritt im Hotel und sehnte mich, mit jemandem darüber zu sprechen. Aber meine europäischen Reisegefährten schienen mir alle zu banal, als daß ich Lust gehabt hätte, sie in die Mystik dieses Nacht-erlebnisses einzuweißen.

Nachmittags um drei Uhr sollte mein Zug abgehen, der mich zum Abend wieder hinunter in die Kaffeegärten und Zuckerrohrpflanzungen Indiens bringen würde, und der am nächsten Morgen mit mir in Kalkutta eintreffen sollte.

Auf dem Weg zum Bergbahnhof konnte ich mich

nicht enthalten, die Riksha am Laden des Schmetterlingshändlers warten zu lassen. Ich stieg aus. Als ich die Ladentüre öffnen will, wird seltsamerweise dieselbe schon von Innen aufgemacht, und an mir vorbei läuft ein tibetanisches Weib heraus. Ich hätte aber die Frau kaum wiedererkannt, da mir alle Tibetanerinnen untereinander so ähnlich schienen, sowie auch die Neger und Chinesen für den Europäer immer einander ähnlich sehen, hätte die Frau nicht mit einer heftig erschrockenen Bewegung in die Brustfalten ihres Mantelrockes gegriffen, als wolle sie dort etwas beschützen, was ich ihr hätte entreißen können. Mir schien, als ob sie hohläugiger und blasser wäre als am Tage vorher. Laut mit sich selbst sprechend und mit den Ellenbogen in die Luft fuchtelnd, als müßte sie hundert Hände abwehren, die sich nach ihr streckten, stürzte sie die Bergstraße hinunter fort, begleitet vom Gelächter meiner Rikshaschieber, welche das Gebaren der Frau noch sonderbarer fanden als ich.

Im Laden kam ich nicht dazu, dem Schmetterlingshändler vom Amulett zu sprechen, denn ehe ich noch den Mund öffnen konnte, zeigte er mir in einem geschnittenen Kästchen einen aufgespießten sogenannten Handflächenschmetterling. Jene Frau hatte ihm eben den seltenen Schmetterling verkauft. Er wurde in einem Kästchen aus Kampferholz aufbewahrt, denn der Geruch dieses Holzes schützt die Schmetterlinge gegen zerstörende Witterungseinflüsse. Durch Generationen hindurch kann man einen solchen Schmetterling im Kampferholz bei vollem Glanz erhalten. Auch diese Frau hatte den Schmetterling schon lange als ein Erbstück ihrer Familie besessen. Warum sie ihn verkaufen wollte, da er doch unbezahlbar war, konnte der Schmetterlingshändler nicht begreifen, denn ein Handflächenschmetterling wird alle hundert Jahre einmal im Gebirge gefunden. Auf seinen Flügeln sind dunkle Linien, deren Zeichnung den Linien in der Handfläche einer Menschenhand gleichen.

„Diese Frau,“ sagte der Schmetterlingshändler, „muß vielleicht für irgendeine eingebildete Schuld ein Tempelopfer bringen, da sie mit einem solchen Schmet-

terling ihren besten Familienschatz verkauft, um Opfergeld zu erlangen.“

Ich erstand den Schmetterling. Und kaum hatte ich ihn in Händen, so wurde mir auch, ohne daß ich fragte, eine Erklärung über meinen Amulettverlust zuteil.

Der Schmetterlingshändler erzählte mir, daß jene Frau eine sogenannte „ewige Witwe“ sei, eine von jenen, die ihre Wangen nicht mit Ochsenblut bemalen und nicht mehr das Verlangen haben, einen anderen Mann als den Gestorbenen zu lieben. Um aber auch des Toten sicher zu sein, daß dieser ihr im nächsten Leben treu wird, wie sie ihm treu sein will, trägt eine solche Frau an einer unzerreißbaren Darmsaite ein Amulett an der Brust, welches ein Menschenpaar darstellt. Wenn die Witwe aber dieses Amulett verliert, — denn ein Amulett wird eine Frau nie verkaufen, — hat sie damit die Treue des Toten verloren und wird ihren Geliebten im nächsten Leben nicht wieder finden.

Ein solches Amulett wird niemals verkauft, und sollte es verloren gehen, so setzt eine jede tibetanische Frau ihr Leben daran, um das kostbare Amulett der Treue wieder zu erhalten. —

Während dieses Nachmittags, als ich im Zug saß und in die finsternen Abgründe des Himalaja hinunterfuhr, sah ich im Dampf, der aus der Lokomotive kam, und der in den Dschungelwäldern und an den Urwaldästen hängen blieb, hunderte Male die Gestalt jener ewigen Witwe, wie sie bald gebückt und geduckt suchte, und wie sie aufgerichtet forttauzte über die Urwaldwipfel, wie sie die Arme an die Brust drückte und nach dem Amulett fühlte, das ihr die Treue und die Liebe ihres Geliebten im nächsten Leben versprach.

Dann, als es dunkel wurde und ich draußen keinen Wald und keinen Dampf mehr sah, betrachtete ich lange bei der trüben Wagenlampe den großen Handflächenschmetterling in dem Kampferkästchen, dessen Linien so verschlungen sind wie die Schicksalslinien in den Handflächen der Menschen und dessen Linien

in dunkle Nachtränder auslaufen, in unergründliche Finsternisse, ähnlich den Himalajaabgründen, die voll Finsternis und Aberglauben draußen dicht bei den Schienengeleisen der Bergbahn drohten.

Häcksel und die Bergwerkflöhe

Häcksel war der Sohn des Finsterer, und der war Bergmann im Annaschacht gewesen. Und Finsterer war der Sohn des Labemann, und der war Bergmann im Annaschacht gewesen. Und Labemann war der Sohn des Flegels, und Flegel war Bergmann im Annaschacht gewesen. Keiner von denen war ehelich geboren. Dieses aber ist der Stammbaum der Geliebten der Mütter jener Bergmänner.

Häcksel war, was alle seine außerehelichen Vorfahren gewesen, Bergmann, und er war mehr unter der Erde als auf der Erde zu Hause.

Der junge Bursch von fünfundzwanzig Jahren war, solange er sich unter der Erde befand, höflich, friedlich und zufrieden. Aber oben auf der Erdoberfläche, beim Tageslicht besehen, schien Häcksel das Gegenteil zu sein, störrisch, unfreundlich und ungemütlich. Zeils war es das Licht und die laute Welt, die ihn im Gegensatz zur molligen Grabesstille und traulichen Dunkelheit, an die er unter der Erde gewöhnt war, immer wieder von neuem reizten. Aber Licht und Lärm waren es nicht allein, die den stillen harmlosen Burschen in ein widerhaariges Ekel verwandelten. Wenn Häcksel sich's klar gemacht hätte, warum er sich oben auf der Erde, außerhalb des Schachtes, verwandelte, so würde er erzählt haben, daß ihm draußen im Leben, außerhalb der Kohlengrube, seine liebsten Unterhalter fehlten, die Bergwerkflöhe, denen er zugetan war, und die neben der Arbeit seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Die Bergwerkflöhe aber lieben nur die laue Wärme, die im Erdinnern herrscht, und sind nicht zu bewegen, jemals an die Oberfläche zu kommen. Sie begleiten

den Bergmann, den sie sich als Nahrungsfeld aus-
ersehen haben, nie ans Licht. Sie springen immer
im letzten Augenblick ab, ehe der Förderkorb den Schacht
verläßt.

Häcksel hatte sich durch nichts als durch sein süßes
Blut bei den Flöhen des Annaschachtes beliebt ge-
macht. Vielleicht war er deshalb beliebter, weil sein
Blut seit Geschlechtern außerehelich, also wildsüß, ge-
zeugt worden war.

Wenn keiner einen Floh im Schacht hatte, Häcksel
hatte immer einen zur Unterhaltung bereit, und dieses
verschaffte ihm manchen wahren Freund im Bergwerk.
Denn die Bergleute rechnen in ihrem unterirdischen
Dasein die Anregung und Unterhaltung, die ihnen die
Bergwerkflöhe bieten, als eine Erhöhung ihrer lahm-
gelegten Lebenslust.

Wenn irgendwo in einem entlegenen Stollen zur
Erhöhung der Geselligkeit ein Floh fehlte, schickten die
Leute hin zu Häcksel und erhielten auch schon für einen
Schluck kalten Kaffee einen schönen ausgewachsenen
Floh von Häcksel geliefert.

Man weiß aber, daß durch fortgesetzte Inzucht auch
die lebhaftesten Flöhe allmählich verblöden können, und
das geschah, — nachdem aus den Zeiten Flegels, Labe-
manns und Finsterers, die, solange das Bergwerk be-
stand, drei Menschengeschlechter hindurch, immer nur
untereinander gelebt und sich fortgezeugt hatten, —
zur Zeit da Häcksel fünfundzwanzig Jahre alt wurde
und von Schwächezuständen befallen war. Die Berg-
leute stellten fest, daß die heutigen Flöhe ihres Ge-
schlechtes nicht mehr so hoch springen konnten, daß sie
sich auch nicht mehr so lebhaft untereinander angezogen
fühlten, nicht mehr dieselben Tänze vollführten, die
vorher die halbnackten Bergleute auf Brust und Rücken
ihrer Kameraden bewundert hatten. Man konnte ihrem
Mutterwitz nicht mehr vertrauen. Sie ließen sich von
jeder täppischen Hand fangen. Sie versimpelten so
sehr, daß es eine Schande für das ganze Bergwerk
war.

Eines Tages, es war im Februar, im Faumonat,
der die Erde aufweckt und auch die Triebe der Berg-

werfslöhe in der Erde beleben kann, fühlte sich Häcksel, der eben Feierabend machen wollte und seinen Pickel, womit er Kohlen gehackt hatte, an die Flöhmauer stellte, besonders lebhaft hinterm linken Ohr gebissen, so lebhaft, wie seit langem nicht mehr. Häcksel glaubte, es sei Stänker, sein Leibfloh, der frühlingstlustig geworden wäre. Aber als der Bergmann mit dem Zeigefinger hinter's Ohr fühlte, merkte er, daß ein kleiner, zierlicher, weiblicher Floh dasaß, und er erkannte auch bald, daß es Zinnoberchen war, eine Flöhin, die so genannt wurde, weil sie am rötesten von allen Flohdamen leuchtete, wenn sie sich an Menschenblut satt getrunken hatte und man sie auf der Hand vor das Grubenlicht hielt. Zinnoberchen war so zart, daß das Menschenblut aus ihrem Körper einen rötlichen Schatten neben sie legte, wo sie gerade saß.

Häcksel war über den unerwarteten Besuch ein wenig erstaunt. Denn um die Feierabendstunde, die die Flöhe gut kannten, war meistens jede Unterhaltung zwischen den Vergleuten und ihren lieben Leibtierchen zu Ende. Die kleinen Herrschaften zogen sich jeden Abend unaufgefordert in den Pferdestall des Bergwerks zurück. Dieser Stall lag neben den Kohlenschächten und befand sich ebenso wie diese viele Hundert Fuß unter der Erde. Die alten Gäule, die dort fern vom Tageslicht in der Grube zum Ziehen der Kohlenfarren gehalten wurden, bekamen niemals die Sonne zu sehen und wurden mit der Zeit blind. Im Mähnenhaar der Blinden, auf den Rückenwirbeln und in den Schwanzhaaren übernachteten die Bergwerkflöhe mit Vorliebe. Dorthin eilten sie, wenn die Feierabendstunde nahte.

„Ich dachte, du wärest schon schlafen gegangen,“ sagte Häcksel, als er Zinnoberchen auf seinem Zeigefinger ans Grubenlicht hielt. „Du bist ja ganz abgehärmt, liebes Kind,“ fuhr er in Gedanken lautlos zu reden fort. „Ich weiß, Euch fehlt neues Blut.“ Er nickte und hustelte.

Der junge Häcksel war nicht stark. Er war schwerlungenleidend. Seine Vorfahren, die da unter der Erde in der weichlichen Luft seit einem Jahrhundert

Kohlenstaub schluckten, hatten ihm keine starke Lunge vererben können. Der Bergwerksarzt hatte zu dem schwindstüchtigen Häcksel gesagt, ein schwacher Mann wie er dürfe nicht heiraten, und er dürfe auch keine Frau küssen, da er mit Kuß und Umarmung nur Unheil anstiften könne. Ein Schwindstüchtiger müsse nicht daran denken, Kinder zu zeugen. Durch ihn würden nur armselige franke Menschen entstehen, die ihm und der Welt zur Last fallen würden.

Häcksel hatte es am Feierabend darum nie so eilig wie seine Kameraden, um hinauf ans Licht der Welt zurückzukehren. Ihm war im Bauch der Erde wohl, wo es in Dunkel und Einsamkeit keine Wünsche gab. Nichts erwartete ihn außerhalb des Bergwerkes als ein Strohsack in seiner Kammer, und es lockte ihn nicht einmal dieser, da das Stroh ein Geheimniß verbarg. Häcksel hatte im Stroh seit Jahren eine alte Geldtasche verborgen. Die war voll alter Silbergulden. Die hatte er in einem blinden Stollen unter der Erde gefunden, in einem Gang des Bergwerkes, der nur ihm allein bekannt war, und der im Bergwerksbuch als vor Jahren von einem schlagenden Wetter verschüttet aus dem Bergwerksplan ausgestrichen und nur als blinder Stollen bezeichnet stand.

Häcksel hatte von jenem Unglück von seinem Vater öfters erzählen hören. Der Alte hatte behauptet, bei den Verschütteten dort in dem blinden Stollen müsse sich auch Geld befinden, denn es war bei den Verunglückten damals ein zufälliger Besucher des Bergwerkes mit umgekommen. Man hatte wohl versucht, nachzugraben, hatte aber die mühsamen Arbeiten bald eingestellt und den Stollen verlassen.

Häcksel strolchte dort gern im Bergwerk herum und klopfte mit seinem Pickel jahraus, jahrein nach Feierabend in dem verschütteten Gang das Gestein zur Seite. Eines Tages stieß er auf ein Gerippe, bald auf ein zweites und drittes Gerippe, und dort fand er auch die alte Geldtasche voll alter Silbergulden bei den Gebeinen liegen.

Häcksel konnte gut schweigen. Wenn ihn manchmal der Gedanke lockte, seinen Kameraden von dem Fund

zu erzählen, so hustete er sich schnell und heftig den Sprechreiz aus Brust und Kehle fort.

Das Bergwerk lag in der Nähe eines oberbayrischen Sees, in den Vorbergen der Alpen, und eine kleine Bummelbahn führte von dort an den Dörfern vorbei bis München. In mancher Nacht, wenn Häcksel daheim in seiner Hütte die alten Silbergulden mit gepulverter Kreide blankpukzte, nahm er sich vor, am nächsten Tag hinein nach München zu fahren und das Geld bei einem Wechselr in Markstücke umzutauschen. Aber er hatte sich fest vorgenommen: zum Leben wollte er nichts von diesem Geld ausgeben. Das Geld sollte nur für sein Begräbniß ausgegeben werden. Denn der Todesgedanke war Häcksel's Lieblingsgedanke. Er sagte sich immer, vom Tod könne er nur das Beste erwarten. Vor allem erwartete er vom Tod Gesundheit. Wenn er diesen kranken, elenden, ewig hüfteln den Körper abgelegt hätte, dann würde er gesund aufstehn, meinte Häcksel. Es stand fest und klar in ihm, daß er mit seinem Tod ein neues und gesundes Dasein beginnen würde. Darum war sein Sterben sein schönstes und stolzestes Ereigniß, das er zu erwarten hatte, und er wünschte sich, um diese Verwandlung von Krankheit zur Gesundheit würdig zu begehen, ein würdiges Begräbniß, eine teure Seelenmesse, mit Orgel, Musik und Glockengeläute, ebenso wie das, das unlängst der Hauptmann der Feuerwehr des Bauernortes, in welchem Häcksel wohnte, bekommen hatte, welches ein erstklassiges Begräbniß gewesen war. Ob nun das Silbergeld im Berg bei den Gerippen lag, untätig und unnütz, oder ob es für ein schönes Grab und einen schönen Sarg Verwendung finden würde, das konnte den Gebeinen des Kaufmanns, den der Kohlenschutt deckte, wohl gleich sein.

An diesem Feierabend, an welchem Häcksel auf seinem Zeigefinger die kleine Flöhin Zinnoberchen vor das Grubenlicht hielt, dachte er eben lebhaft daran, einen Tag festzusetzen, um endlich die Silbergulden in der Stadt in Markstücke umzuwandeln, als ihm die Flöhin lebhaft hinter das linke Ohr gebissen hatte.

Dann ging er mit dem Tierchen nach dem Pferdestall, um Zinnoberchen sorgsam auf einen Pferderücken zu setzen. Aber auf halbem Weg war ihm seine alte Flohbekanntschaft vom Finger verschwunden. Er glaubte, sie habe allein den Weg zum Pferdestall gesucht. Der Floh aber war auf seine Bergwerkmütze gesprungen. Dort saß er zwischen Hutschild und Band, und in der Nacht in Häckfels's Kammer blieb er beharrlich auf Häckfels's Mütze sitzen, und als es ganz still im Zimmer war, hörte der Bursch den Floh auf der flachen Mütze leise springen.

„Ah,“ sagte Häckfel zu sich, „Zinnoberchen hat meinen Entschluß gehört! Vielleicht habe ich laut vor mich hing gesprochen im Bergwerk unten? Zinnoberchen will mit nach München.“

„Ja, das will ich,“ gab der fröhlich hüpfende Floh durch Tanzlaute auf der Mütze kund.

In der Nacht noch band sich Häckfel die alte Geldtasche voll Silbergulden um den Leib. Ehe das Tageslicht kam, setzte er seine Mütze auf, auf der der Floh Sprünge machte, die, wenn man sie in Töne umgesetzt hätte, Luchzer gewesen wären.

Der Bursch ging durch den Wald zur nächsten Bahnstation. Es war Sonntagmorgen, und er wollte nicht vom Bahnhof des Heimortes abreisen, damit man seine Reise nicht bemerken sollte. Am nächsten Tag wollte Häckfel wieder zurückkehren und wollte eine Ausrede gebrauchen. Er wollte sich im Bergwerk entschuldigen und sagen, er habe sich zwei Tage im Walde verirrt und verlaufen.

Der Floh, den morgens im kalten Februarwald fror, setzte sich hinter Häckfels's linke Ohrmuschel unter das warme Haar des Burschen und betrachtete von dort die Gegend. Bald merkte Häckfel, daß alle Gedanken, die er im linken Ohr hörte, ihm von Zinnoberchen eingegeben waren, und nur die Gedanken im rechten Ohr waren seine eigenen. So schritt er mit den zweierlei Gedanken wie im Frage- und Antwortspiel über den holprigen Waldweg, wo der Schnee getaut war und fast laues Vorfrühlingswetter herrschte.

„Ich bin der erste Bergwerkfloh der Welt, der an

das Tageslicht kommt," sagte Zinnoberchen zum linken Ohr Häckfels.

"Nun weiß ich, warum ich so zufrieden bin," meinte das rechte Ohr zum linken Ohr, „weil ich Bergwerksgesellschaft habe am hellen Tag.“

Zinnoberchen hing sich an einem Schlafenhaar fest und schaukelte an diesem Haar im Winde hin und her, denn es war ihm kreuzwohl.

Plötzlich aber fuhr dem Häcksel ein schrecklicher Gedanke durch das rechte Ohr, und fuhr ihm vom Ohr in Hals und Brust, so daß er heftig und schmerzhaft husten mußte.

Die Flöhin sprang bei der Erschütterung aus dem Haar fort und rasch hinter Häckfels Ohr, kam aber gleich wieder zurück, unerschrocken, und hing sich wieder fest an das Schlafenhaar und schaukelte weiter.

Der wilde Gedanke schoß aber in Häcksel kreuz und quer und rief:

„Vielleicht ist dir deshalb heute ein Bergwerkfloh zum erstenmal ans Tageslicht gefolgt, weil es heute in der Grube ein Unglück gibt. Denn man sagt, die Bergwerkflöhe verlassen nur dann die tiefen Stollen, wenn sie schlagende Wetter vorauswittern.“

Dieses mußte Häcksel aus dem Munde seines seligen, außerehelichen Vaters.

„Nein, nein und nochmals nein," antwortete aber darauf das linke Ohr, das von Zinnoberchen beraten war. „Es ist eine höhere Notwendigkeit, warum ich das Bergwerk heute verließ.“

„Eine höhere Notwendigkeit?“ echote es in Häcksel erstaunt.

„Zawohl," rief die Flöhin auf Häckfels Kopf von links. „Daß ich heute reise, geschieht aus allerhöchster Notwendigkeit. Ich bin eine Abgesandte. Ich muß Flohmänner ins Bergwerk herbeiholen, frische kräftige gesunde starke Flohterle.“

„Warum ist Stänker, mein Leibfloh, zu diesem Auftrag nicht gut genug gewesen?“ fragte Häcksel ein wenig verletzt die Flöhin.

„Hat man je gehört, daß ein Flohterl so reizend ist, daß seinetwegen andere Flohterle einen Sprung

machen? Es muß schon eine Flöhin kommen, wenn Flohmänner sich holen lassen sollen."

"Und da hat man dich also, die Zarteste, mit mir nach München geschickt?"

"Ach was! Man hat mich nicht mit dir geschickt. Sondern du bist von mir und uns allen außersehen worden, mich nach München zu bringen," behauptete die Abgesandte hinter Häckfels Ohr.

"Ich gehe meinethalben und nicht deinethalben, nicht in Flohangelegenheiten, sondern in meinen gesunden Todesangelegenheiten gehe ich nach München," meinte Häckfel störrisch, als eben das Morgenlicht aus den Waldbäumen grell auf seine Nase schien. „Licht und Lärm kommen immer zusammen," fügte er mürrisch und gereizt hinzu. „Wenn ich nun aber umkehre?" setzte er fort. „Was dann?"

"Dann lassen wir dir irgend etwas Schlechtes geschehen. Unsere Art zu erhalten, dazu ist uns kein Ausweg zu ungeheuer. Und ein Menschenleben ist noch lange kein Flohleben wert, noch dazu ein so wackeliges Menschenleben wie deines, das nur noch an einem Faden, sagen wir lieber, nur noch an einem Fädchen hängt."

"Ich wußte es ja," schmunzelte Häckfel plötzlich aufgeräumt. „Ich sterbe bald. Ich habe es auch nur deshalb so eilig, weil ich die alten Gulden umwechselfeln will, um Geld zu einem schönen Begräbnis bereit zu haben."

"Den Glauben will ich dir gern lassen," meinte die Flöhin zweideutig.

"Wie meinst du das?" fuhr Häckfel auf. „Werde ich am Ende doch nicht bald sterben? Oder werde ich das Geld am Ende gar nicht zum Begräbnis verwenden dürfen?"

"Das kommt darauf an. Versprechungen oder gar Belehrungen teilen wir Flöhe eigentlich selten aus. Wir denken zuerst an uns. Und da du als Mensch in unserer Flohgewalt bist, mußt du gehorchen."

"Hoho!" hustete Häckfel und hustete sich blaurot vor Eifer. „Ich bin in niemandes Gewalt. Ich bin ein freier Bergwerkarbeiter. Nicht mal der Gruben-

herr hat mir außerhalb des Bergwerkes etwas zu sagen. Heutzutage herrscht Freiheit im Arbeitervolk. Wir sind keine altmodischen Knechte mehr.“

„Daß ich nicht lach“, kicherte Zinnoberchen und ließ das schaukelnde Schlafenhaar los, sprang zurück und biß herzhast dem Häcksel in das linke Ohrwatschel, so daß ein Blutstropfen, groß wie der dickste Floh, dem Burschen aus der Haut quoll.

Häcksel hielt wie immer still, wenn ihn ein Floh biß, teils um seiner Gesellschaft nicht verlustig zu gehen, teils weil er es so seit Väterszeiten im Bergwerk gewöhnt war.

Zinnoberchen setzte sich an den Blutstropfen, sagte nichts mehr und frühstückte lebhaft beschäftigt, während der arme Bursche unter den kahlen Waldbäumen ging, manchmal von Husten geschüttelt und von Hunger gekrümmt.

Als die Flöhin von Menschenblut satt war, sagte sie nicht einmal „danke“, sondern kroch unter dem Müzenrand unten durch auf Häcksel's Kopf, wo die Luft zwischen Haar und Müzenfutter gemächlich warm war. Dort machte sie sich's bequem. Zuerst pugte sie ihre furchtbaren Reißwerkzeuge, strich dann ihre gewaltigen Springbeine glatt, dehnte sich und streckte sich auf dem weichen fettigen Haarboden zu einem Verdauungsschläfchen aus. Sie hustelte nicht, sie dachte nicht an den Tod. Sie dachte nur an Lebensfortsetzung und Lebensgenuß. Sie murmelte im Einschlafen, indem sie mit den Hinterbeinen zum Vergnügen ein wenig auf den Haarboden trommelte: „Dummkopf! Dummkopf! Du meinst, du bist der Stärkere! Du, der mir doch zum Frühstück dienen muß!“ Dann schlief die altadlige Flöhin aus dem vornehmen Bergwerksgeschlecht sanft ein, indessen der hungrige Bergmann unter ihr wie ein Kamel weitertrabte und hungernd und hustend den Bahnhof des nächsten Dorfes erreichte.

Häcksel hatte auf der letzten Strecke zum Bahnhof stark nachgegrübelt, wie er unauffällig mit dem nächsten Zug nach München kommen könnte. Niemand sollte seine Abwesenheit oder seine Reise bemerken.

Da war ihm eingefallen, daß immer ein langer Kohlen-
güterzug um diese Morgenstunde nach München fuhr.
Er kannte aber den Bremser des Zuges, und dieses
schien ihm gefährlich, denn er wollte sich niemandem
anvertrauen, um seine Silbergulden ungestört um-
wechseln zu können. Er beschloß, sich unter einem
Kohlenwagen anzuklammern und dort in dem Versteck
sich nach München fahren zu lassen.

Der Kohlenzug kam immer langsam und gemächlich
daher und hielt einen Augenblick draußen vor dem
Bahnhof, bis die Weiche gestellt wurde und er dann
ebenso gemächlich weitertröten konnte. Dieses hatte
Häcksel früher beobachtet, und diesen Augenblick wollte
er benutzen und sich unter den Wagen an den Ketten
dort anhängen. Der Platz war schrecklich unheimlich
und grauenhaft qualvoll, und der Güterzug würde
erst in der Nacht in München ankommen. Aber was
machte das dem Burschen, der so dringend ein reiches
Begräbniß erster Klasse haben wollte. Für die Ehren,
die seinen Leichnam später dann einmal erwarten
würden, hätte er gern noch Schlimmeres ertragen.

Indessen nun der junge Bergmann eingeklemmt
und gemartert zwischen Rädern, Ketten und Eisen-
stangen hing und in ewiger Todesgefahr schwebte und
der furchtbare Eisenlärm, das Schütteln und Rasseln
und Stampfen des Wagens, unter dem er schweiß-
triefend angeklammert war, ihn zu betäuben drohte,
schlief die Flöhin im Kopfsaar des Burschen köstlich,
und wenn sie hungrig wurde, krabbelte sie an Häcksels
Nacken entlang und suchte sich eine möglichst zarte
Stelle seines Rückens oder seiner Brust aus, bis
herzhaft zu und sog das süße heiße Menschenblut in
sich ein.

So kamen beide, jedes auf seine Art, vorwärts.
Der Mensch geplagt, geängstigt und verliebt in seinen
Tod, der Flöhe zufrieden, gesättigt und verliebt in
Blut und Leben.

Spät in der Nacht fuhr der Güterzug langsam in
den Bahngeleisen von München ein. Unbemerkt
machte der erschöpfte blinde Mitreisende sich unter
dem Wagen los und schlich sich im Güterbahnhof auf

Seitenwegen über Schienen, über einen Stachelzaun und eine Plankenwand kletternd davon.

Der Güterbahnhof lag abseits, und in dem Stadtviertel in nächster Nähe standen einfache schweigende Häuserreihen, und in weiten Abständen brannten einsame Laternen. Häcksel wollte einen Gasthof aufsuchen und am nächsten Morgen die alten Guldenstücke umwechseln und dann mit der Bahn gemächlich auf einem Sitzplatz zurückfahren und auf einer Haltestelle, etwas entfernt vom Heimatdorf, aussteigen. So würde dann die Reise unbemerkt geblieben sein, er wäre dann nur als Waldverirrter in die Kohlengrube zurückgekehrt und hätte ohne viel Worte seine Arbeit im Stollen wieder aufgenommen, nachdem das gewechselte Geld im Strohsack versteckt und eingenäht worden wäre.

Aber es sind immer bei Entschlüssen mehrere Mächte mitbeteiligt, und niemand führt einen Entschluß allein aus. Das sollte jeder bedenken, ehe er Heimliches tun will. Unser Alleinsein ist immer nur ein Scheinbares, in Wirklichkeit ist jedes Handeln unsichtbar mit tausend Mithandelnden verknüpft.

So hatte Häcksel nicht daran gedacht, daß nach der langen Fahrt unter dem Kohlenwagen sein Kopf betäubt, seine Kräfte erschöpft, sein Herz schreckhaft und gedankenlos sein würde, wie es nicht am Morgen, da er frisch ausgeschlafen die Reise angetreten, gewesen war.

Außerdem hatte er vergessen, daß es Fastnachtssonntag war. Der Fastnachttrubel in der Großstadt München war ihm ganz unbekannt. Häcksel lebte jahraus, jahrein menschenscheu und ins Bergwerkleben versunken, so daß er ganz abseits stand von allen Lebenserfahrungen. Nie war er in einer Stadt gewesen, nichts wußte er von Faschingstagen, nichts vom närrischen Treiben einer Maskenwelt, die er nie gesehen oder erlebt hatte.

So ging er, in München angekommen, mit schwankenden müden Knien unter den dunkeln Vorstadthäusern hin, die ihn mit ihren vielen Stockwerken und ihren vielen dunkeln Fenstern einschüchterten.

Als seine Schritte in der Nacht so einsam auf dem leeren Vorstadtpflaster hallten, wurde ihm schwindlig vor Hunger, Schwäche und Aufregung. Und ängstlich gemacht, weil er glaubte, die stillen Häuserbewohner wecken zu können, zog er seine harten Stiefel aus und ging auf lautlosen Socken weiter.

Er hatte keine Ahnung, daß in den leeren Häusern, die meistens Neubauten waren, noch gar keine Menschen wohnten, und so schlich er an den unbewohnten frischweißen Häusern stumm und behutsam und lautlos wie ein Nachtvogel hin und mußte nicht, daß er wie ein ertappter Dieb aussah.

Zinnoberchen aber, seine Flohherrin, war längst wach und aufmerksam und witterte mit Begierde, von Häckfels linker Schläfe aus, die tausend Flöhe der Stadt München, die jetzt in der Nacht alle auf waren und springend bei Tanz und Leibesfreuden wacher als die Sterne am kalten Februarhimmel lebten. Trotzdem die Häuser hier unbewohnt waren, witterte die eifrige Flöhin den menschlichen Blutgeruch aus den nächsten bewohnten Stadtteilen, und Häckfels Beine gingen ihr viel zu langsam vorwärts; sie wäre am liebsten in großen Sprüngen über die nächsten Dächer dem vor Schwäche taumelnden Häckfel vorausgeeilt.

Und nun stieß Häckfel gar mit dem Kopf an einen Laternenpfahl, wankte und fiel, von Hunger und Überanstrengung geschwächt, besinnungslos neben der Laterne nieder.

Das brachte die Flöhin ganz aus ihrer Ruhe, und sie stieß einen jener Piffe aus, den nur die feinen Flohhohren hören können, der aber weiter zu hören ist als jeder Menschenruf. Dem groben Menschenohr aber ist ein Flohpfiff zu fein, das menschliche Trommelfell steht wie eine Mauer tot dort, wo ein Flohohr noch Laute hört. Sofort antwortete der Flöhin ein Antwortpfiff. Es war aber kein Floh, sondern auch eine Flöhin, die sich aus einem Neubau bemerkbar machte. Im dunkeln Bau brannte ein rotglühender Trockenofen, und dort bei dem Arbeiter, der den Ofen bewachte, saß ein Mädchen auf ein paar aufgeschichteten Backsteinen. Das hatte die Flöhin, die

Häckfels's Flöhin zupsiff, im Nacken sitzen. Der Arbeiter vor dem Ofen hatte eine Teufelsmaske auf seine Stirn hinaufgerückt, so zeigte er zwei Gesichter übereinander. Der Mann war gerade von einem Maskenball in der Nacht auf den Bau gekommen, und seine Tänzerin, die eine „Königin der Nacht“ vorstellte, hatte ihn begleitet. Beide stritten eben, wer von ihnen das meiste seiner Habe zum Pfandhaus getragen habe. Das Mädchen behauptete, sie habe nur noch einen Sonnenschirm bei einer Tante vergessen, den könne sie morgen noch versetzen. Der Arbeiter aber behauptete, das Mädchen habe ihn betrogen, weil sie bei einer Freundin noch ein Bügeleisen verborgen halte, das sie nicht versetzen wolle. Er sagte, er wolle morgen nicht mehr mit ihr zum Tanzen gehen, sie solle sich einen andern Tänzer suchen.

„Ich habe auch noch einen Floh, den ich nicht versetzt habe,“ lachte das Mädchen übermütig und sagte frech, sie werde sich nicht erst morgen, sondern gleich für diese Karnevalsnacht noch einen neuen Tänzer suchen.

Der Arbeiter gab ihr einen Tritt, daß sie von den Backsteinen aufflog und es an der Zeit fand zu verschwinden. Aber ehe sie ging, warf sie noch einen Backstein hinter sich in den Trockenofen, so daß Funken und Feuer dem fluchenden Mann um seine zwei Gesichter flogen.

Die Königin der Nacht öffnete rasch die Plankeenzauntüre und wollte nochmals dem Arbeiter eine rohe Antwort zurückerufen, als sie nahe bei sich unter der nächsten Laterne den ohnmächtigen Häckfel liegen sah.

Inzwischen hatten sich aber die beiden Flohweiber schon laut verständigt und verstanden.

„Ich habe da einen Esel von einem Kerl,“ rief Zinnoberchen der andern Flöhin, die sich „Bielliebchen“ nannte, zu. „Ich will nicht in der Nacht mit dem Dickhäutler zusammen erfrieren. Wissen Sie nicht, wie man einen solchen Tölpel zur Besinnung zurückeruft? Ich habe nämlich Eile und will auf ihm weiterreiten. Nein, was einen doch manchmal die Menschentiere ärgern können! Ich habe ihn schon in den Augendeckel gebissen, aber er schlägt die Augen nicht auf.“

„Guten Abend,“ rief Bielliebchen vom Nacken des Mädchens. „Ist Ihnen Ihr Mensch gestürzt? Ach Gott, springen Sie doch lieber ab und kommen Sie herüber zu mir. Ich nehme Sie auf meinem Vieh mit zur Stadt.“

„Ach, nein, das geht nicht,“ pfiff Zinnoberchen, „ich würde den Schwächling schon gern verlassen, da er doch bald freipiert, der Kerl. Aber erst muß er mich doch noch nach unserem Bergwerk zurücktragen.“

„Ah, ah, Sie sind aus einem Bergwerk,“ wunderte sich die Stadtflohin laut. „Sie sind wohl zum Tanzvergnügen in die Stadt gekommen?“

„Ja, hm, hm,“ meinte die Flohin Häckfels, welche sich ärgerte, daß die Rednerin kein Floh war, den sie hätte ins Bergwerk einladen können. Doch ihren Auftrag, Männer zu suchen, wollte sie nicht gleich verraten.

Der Kopf der „Königin der Nacht“ bog sich eben ganz nah über Häckfels Kopf, und die beiden Flohfrauen konnten sich schweigend betrachten, indessen die maschierte Menschenfrau die Westentaschen des besinnungslosen Bergmannes nach Geld durchsuchte. Als sie nichts fand, nahm sie die Stiefel, die neben Häckfel lagen, und warf den einen über den Bretterzaun dem Arbeiter am Ofen an den Kopf.

„Das geht nicht. Den Stiefel her, sie muß sofort den Stiefel wieder holen,“ beehrte heftig ärgerlich Zinnoberchen. „Wir brauchen den Stiefel zum Heimweg.“

„Den Stiefel her,“ rief jetzt auch Bielliebchen.

„Er kommt schon,“ antwortete ein dritter weiblicher Floh fernher vom Bauch des Arbeiters am Trockenofen. Und zugleich warf der erbooste Arbeiter, der das Wurfgeschloß im Eifer für einen zweiten Backstein gehalten hatte, den Stiefel über den Zaun zurück, und er fiel Häckfel auf die Stirn, so daß der Besinnungslose erwachte, als eben die Maschierte seine Hosentasche nach Geld durchsuchen wollte.

„Oh, oh,“ seufzte Häckfel und starrte auf die in schwarze Schleier gehüllte Gestalt, an der unzählige stählerne aufgenähte Paillettensterne im Laternenlicht

bläulich glitzerten. „Wer bist du?“ fragte der Erwachte.

„Wer ich bin? Ich bin halt eine von der Gasse. Ach, du betrachtetest meine Sterne am Gewand! Ja, ich stelle nämlich die Königin der Nacht vor. So heißt man meine Maskentracht.“

Verdutzt und verblödet vor Schwäche und Staunen schüttelte Häcksel den Kopf.

„Wenn ich nur was zu essen hätte,“ murmelte er, „dann wär’ alles gut.“

„Wenn du ein Geld hast, gehst halt mit mir; ich bring’ dich schon wohin, wo du bald satt wirst.“

Erschrocken fuhr Häcksel mit den Händen um seinen Leib und tastete nach seinem Leibgurt, und er wurde kräftig, als er merkte, daß ihm die Silbergulden nicht fehlten.

Nachdem er verwundert zugeesehen, wie ihm die Königin der Nacht geholfen, die Stiefel anzuziehen, wanderten beide nebeneinander weiter.

Aber vorher sah Häcksel noch etwas Schreckliches. Er erblickte durch die offenstehende Plankentür im Erdgeschoß eines Hauses einen großen fensterlosen Raum, dort stand ein glühender Ofen, und vor der offenen roten Ofentüre stocherte ein Mann mit zwei Gesichtern im Feuer herum.

„Was tut der dort?“ stotterte Häcksel erschrocken.

„Komm weiter!“ sagte die geheimnisvolle Schwarzverschleierte, „das ist mein Schatz gewesen, der war mit mir beim Tanzen heute. Aber ich lass’ ihn laufen, weil der arme Teufel kein Geld nie hat. Du bist jetzt mein Schatz, wenn du ein Geld hast. Aber erst zeigen!“

„Was zeigen?“ fragte Häcksel.

„Geld zeigen,“ schnauzte ihn die Königin der Nacht barsch an.

„Niemals,“ gab der Verwirrte zurück. „Das ist mein Begräbnisgeld, das verausgabe ich nicht fürs Tanzen. Das gab’ ich auch nicht dem Teufel!“

„Was, du Aff, du blöder,“ freischte ihn das Frauenzimmer an. „Von mir aus kannst du dich auf dem Mist begraben lassen!“ Und da sie von fern den Schritt

eines Schutzmannes hörte, gab das Frauenzimmer dem Häcksel eine saufende Ohrfeige und sprang in die Nacht davon.

Dieser Backenstreich hatte das Gute, daß er den Burschen wärmer machte, als wenn er einen Kognak bekommen hätte. Und ganz wach geworden, begann auch er zu laufen, so rasch er konnte, dorthin, wo am Ende der dunklen Neubautenstraße der Nachthimmel heller leuchtete, und wo ihm Leben zu sein schien, das ihn lockte.

„Danke Ihnen!“ hatte Zinnoberchen dem Bielliebchen noch nachgerufen, als sie spürte, wie ihr Menschenvieh wieder flott weitertrabte. Sie hatte, während Häcksel sich mit Hilfe des Mädchens aufgerafft hatte, allerhand Ratschläge von der Flöhin erhalten, besonders nachdem sie berichtet hatte, welches ihr Reisezweck war. „Sie müssen Ihren Kerl in ein Haftlokal lenken,“ hatte ihr die kluge Stadtflöhin noch zuletzt geraten. „Dort wimmelt es von allerhand Möglichkeiten, Flöhmännerbekanntschaften zu schließen.“ Dann hatte sie ihrem Menschenvieh ins Ohr geschrien: „Haue ihm eine Ohrfeige hin.“ Was auch geschah. Also ermuntert von dem guten Einfall Bielliebchens, war Häcksel stark und unternehmend ins Leben zurückgekehrt und fühlte sein Blut besonders auf der linken Gesichtshälfte, wo der Schlag hingefallen, angenehm warm kreisen.

Man ist doch in der Hauptstadt gleich mitten im Leben, dachte heiß der Geohrfeigte. Die Königin der Nacht und der Teufel sind mir schon begegnet. In unserem Bergwerk daheim werden die Flöhe staunen, wenn sie davon hören.

Und er überzeugte sich, mit dem Zeigefinger hinter sein Ohr tastend, daß er die Flöhin Zinnoberchen noch nicht verloren hatte, und war zufrieden darüber.

Dann fand Häcksel endlich eine lebhaftere Straße, und da funkelte Licht, und erleuchtete Wagen ohne Pferde furrten heran und jagten vorüber. Und in der nächsten Straße war so viel Licht, als wenn Häcksel einen Schlag mit der Faust ins Auge bekommen hätte und Feuerfunken tanzen sehen könnte. Menschen,

Männer und Frauen, Arm in Arm, sich wiegend und lachend und freischend, kamen herangezogen. Manche hatten weiße, andere rote, andere schwarze Gesichter, und einige hatten besonders große Nasen vom Gesicht abstehen, aber alle grinsten vergnügt. Häcksel hatte niemals ähnliche Menschen gesehen und wurde scheu und ängstlich. Und wie er an ein besonders hell erleuchtetes Haus kam, dachte er, das müsse ein Gasthaus sein. Denn es war ein leuchtendes Schild davor, das glänzte auf und verschwand, und der Wirt, der das Gasthaus besaß, hieß „Kino“.

Der Mann stand in einem langen grünen Rock vor der hellerleuchteten Türe, und viele goldene Knöpfe glänzten an ihm und goldene Tressen.

„Ach, Herr Wirt,“ grüßte Häcksel den Türwächter des Kineaters, das er für ein Wirtshaus hielt, „kann ich hier ein Glas Bier trinken?“

„Natürlich,“ nickte der, „Bier gibt es auch in den Zwischenpausen.“

Dann mußte Häcksel an einer Kasse einen Platz für das Biertrinken bezahlen und kam in einen dunkeln Saal, wo man mit dem Licht sparte. Das kam ihm seltsam vor. Im dunkeln Saal war nur eine helle Wand, durch die sah man hinaus auf eine lebendige Welt.

Häcksel dachte: Die Leute sitzen hier wie in der Kirche, und die Dunkelheit ist gruselig, vielleicht ist das das Jüngste Gericht. Denn alle Anwesenden waren totenstill und alle sahen auf Schattenmenschen, die auf einer Wand erschienen und zitternd in einem Lichtstrahl vorüberliefen, lautlos und ohne Stimme, und dazu ertönte von unsichtbaren Musikanten eine Musik. Aber Häcksel nahm sich vor, lieber auch auf das Glas Bier zu verzichten, als sich dem totstillen Jüngsten Gericht auszuliefern und einzugestehen, daß er einen Gurt voll unrechtmäßig erworbener Silbergulden bei sich habe.

Er drehte sich rasch entschlossen an dem Absatz um und lief wieder auf die Straße hinaus.

Da kam ein erleuchteter langer Straßenbahnwagen gefahren, und Häcksel sah, daß viele Leute dort in den

Wagen einstiegen. Und allen Leuten gliherten bunte Kleider unter den Mänteln, und alle trugen bunte Mützen, und die Frauen hatten Kapuzen überm Kopf, und alle licherten und lachten und freischten, und sie waren so vergnügt, als ob sie in den Himmel führen.

Und Häcksel drängte auch mit in den Wagen, und als das Gefährt sich bewegte, begann er zu schwanken und fiel auf den Schoß eines Mannes, der hatte einen pechschwarzen Backenbart um ein rosiges Gesicht hängen. Und er hatte einen breiten Leibgurt und war in Tiroler Tracht gekleidet, und auf dem Gurt stand mit silbernen Fäden gestickt: „Andreas Hofer“.

Daß das der Andreas Hofer selbst war, glaubte Häcksel nicht. Er mußte höchstens dann von den Toten auferstanden sein. Aber es war vielleicht ein Verwandter von Andreas Hofer, der den Gurt geerbt hatte, meinte der Bergmann. Und wie er noch ganz verblüfft dem Andreas Hofer im Schoß saß, schien ihm der Mann so anziehend, als wenn er gar kein Mann, sondern eine Frau wäre. Und er blieb ruhig sitzen, wo er warm und weich saß, weil gar kein Platz im Wagen war als auf dem Schoß von Andreas Hofer.

Inzwischen flüsterte ihm dieser heimlich ins Ohr: „Ich heiße Ida Fliegenhizer. Willst mit? Dann bist gern eingeladen!“

Der Häcksel war zwar ein schwachbrüstiger, sonst aber ein ganz schmucker Bursch. Wenn er nicht die Schwindsucht gehabt hätte, wäre er eine Männer-schönheit gewesen. Es fehlte ihm nichts als rote Backen und ein Brustkasten.

Eine wunderschöne Stadt, diese Stadt München! Die Männer verwandeln sich in Weiber, sogar wenn sie vorher Andreas Hofer geheißen haben und einen schwarzen Backenbart besitzen.

Also ging Häcksel mit der Ida Fliegenhizer in ein Bräu, nachdem sie ihm vorher gezeigt hatte, daß ihr Bart nicht angewachsen war. In dem Brauhaus war es noch erstaunlicher als auf der Straße.

Im Gedräng erschien dort plötzlich ein Mann mit

goldener Krone auf dem Kopf, das war der König, und er hatte auch einen roten Mantel und ein goldenes Zepter. Der nahm augenblicklich dem Häcksel die Andreas Hofer vor der Nase weg und hob sie auf seine Schulter und trug sie davon.

Der Häcksel staunte schon bald über gar nichts mehr, auch nicht, als er sich ein Glas Bier bestellte und es ihm von einem vorübertanzenden Neger mitgenommen und ausgetrunken wurde.

In der Straßenbahn war der Bergmann im Gedräng mitgefahren, ohne zu bezahlen; im Kino hatte er das einzige Zehnmarkstück, das er bei sich hatte, aus der Hand verloren oder hatte es dem Andreas Hofer in den Schoß fallen lassen; er wußte es nicht mehr genau. Er wußte nur, daß er plötzlich kein Geld hatte als die ungewechselten altmodischen Silbergulden. Als ihm das Bier ausgetrunken wurde, bezahlte er es nicht, sondern drückte sich heimlich auf die Straße zurück.

Dabei fühlte Häcksel plötzlich, daß ihm viel Leben in die Kleider gekommen war. Denn die Bergwerkflöhin hatte überall im Gedräng Flohgenossen gewittert und diese laut zu sich eingeladen, und die Neuangekommenen untersuchten nun das Vieh, das die Flöhin ritt, um sich zu entscheiden, ob diese Menschenart ihnen zusagte, ehe sie einwilligen wollten, die Reise nach dem Bergwerk mitanzutreten.

Das Zinnoberchen lobte Häcksel's Blut über alle Maßen. Es wäre besonders süß, sagte sie, da der Bursch immer Fieber habe, und deshalb sei sein Blut immer um einiges wärmer, als Menschenblut sonst ist.

Die Flöhe aber waren alle zimperliche verwöhnte Stadtherren und fanden gar keinen Gefallen an Häcksel. Sie nahmen sich vor, einer nach dem andern wieder im Gedränge abzuspringen und die Bergwerkflöhin mit ihrem Menschenvieh allein zu lassen, denn sie fanden sein Blut matt und abgestanden. Trotz der Dhrseige, die, wie die Flöhin ihnen versicherte, das Vieh eben bekommen habe, fanden sie das Bergmannblut nicht süß, sondern säuerlich. Ein älterer Flohherr gab der Bergwerkflöhin noch rasch einen guten Rat,

ehe er zum Absprung ansetzte. Sie müsse den Menschenkerl in ein Haftlokal bringen, dort wäre manchmal eine Zufuhr von frischen Arbeiter- und Kroatenflößen vorrätig. Diese könnten dem Bergwerk gut zur Auffrischung der Lebenslust dienen.

Häcksel, dessen Magen leer und überhungert war, schwankte wieder in das Brauhaus zurück, denn es war ihm zu seinem Hunger auch noch ein großer Schrecken in die Glieder gefahren. Er hatte draußen unter einer Laterne den leibhaftigen Tod aus einer Droschke aussteigen sehen. Eine lange weiße Gestalt mit einer Sense in der Knochenhand hatte er gesehen, und unter einem weißen Laken grinste ihn ein Totenkopf so schaurig an, wie nur die Totenköpfe der Verschütteten ausgesehen hatten, die Häcksel im blinden Stollen ausgegraben, ehe er auf den Geldgurt gestoßen war.

Rasch wendete sich Häcksel, am ganzen Leibe schlotternd, wieder in das Brauhaus zurück und ließ sich vom Gedränge vorwärtschieben, halb erwürgt von Hunger, Durst, Schwäche und Angst.

Da stand ein hübsches Mädchengesicht vor ihm; das war von einem Vergißmeinnichtkranz umrahmt, und kleine flachsblonde Locken kräuselten sich ihr zierlich um Stirn und Nacken und verdeckten die Ohren. Vom Kopf fiel ein bräutlicher Schleier, der war dem blonden Geschöpf unterm Kinn zusammengebunden und hüllte auch den Körper zart und dicht ein. Auch Silberspangen und Silbergürtel glänzten an ihr.

„Bist du mein Schutengel?“ stieß der geängstigte Häcksel hervor. Die weiße Gestalt nickte geheimnisvoll und hing sich an seinen Arm und legte ihren weißhandschuhten Zeigefinger auf ihren Mund, zum Zeichen, daß sie schweigen müsse.

Der Bursche war froh, daß er nach dem Anblick des Totenkopfes jetzt von dem vergißmeinnichtbekränzten Mädchen begleitet wurde. Er bestellte bei der Kellnerin zwei Glas Bier und vieles Essen und entschloß sich, die Zechen von seinem Begräbnisgeld zu bezahlen.

„Du bist ja so blaß,“ wisperte der Schutengel und

schmiegte sich am Viertisch, der dichtbesetzt war, auf Häcksel's Schoß. Die Bekränzte reichte ihm dann aus ihrem Handtäschchen einen Spiegel und einen roten Stift. Während Häcksel in den Spiegel guckte, malte das Mädchen ihm gesunde rote Backen und eine kräftige rote Nase in sein Gesicht.

Häcksel mußte lachen und sich wundern über das, was die Schutengel alles verstehen. Er, der franke blasse Häcksel, sah nun wie das glühende Leben aus. Mindestens so rot, als ob er zwei neue Ohrfeigen links und rechts und einen Faustschlag auf die Nase bekommen hätte.

Während er eben erleichtert aufatmen wollte, fand er sich ums Zwerchfell besonders leicht geworden, und er bemerkte, wie ihm sein Schutengel den schweren Geldgurt abgeknöpft hatte, indessen er in sein gesundes rotbackiges Spiegelbild vertieft gewesen. Der Schutengel wollte eben den Gurt in der Tiefe seiner Schleier verschwinden lassen, als Häcksel zugriff und den Gurt heftig an sich riß.

Dieses geschah im gleichen Augenblick, als die Kellnerin mit vielen Tellern und Schüsseln, voll mit leckerem Braten, Kraut, Kartoffeln und Brot und mit Biergläsern beladen sich über den Tisch beugte und Essen und Trunk vor Häcksel niedersetzte. Die Bratendämpfe stiegen dem schwachen Burschen wunderbar anregend in die Nase, und er vergaß den Schutengel einen Dieb zu nennen, da Bier und Speisen, die vor ihm hingerückt waren, ihn ganz mit Essensgier erfüllten.

Aber ein lautes Klingeln und Rollen von vielen Silberstücken unter Tisch und Stühlen und der offene leichte Geldgurt, aus dem ihm alle Silbergulden fortgerollt waren, erschreckten ihn, und er fuhr auf. Der helle Schutengel, der sich noch nach einigen Silbergulden gebückt hatte, verschwand rasch im Gedränge zwischen den nächsten Tischen.

Die Leute in nächster Nähe, die das viele Geld herumrollen hörten, bückten sich alle zugleich und suchten nach dem Geld. Viele halfen die Gulden aufheben. Man lachte und brachte die Gulden zurück,

aber viele Gulden blieben auch in den Händen der Suchenden und unter ihren Füßen, die sich fest darauf stellten und nicht weiterrückten.

Häcksel bekam nicht die Hälfte der Gulden zurück, und der Gurt war viel leichter als vorher, und es schmerzte den Burschen sehr, als er dachte, um wie vieles weniger schön sein Begräbniß nun werden würde. Und Schuld daran war sein diebischer Schutengel.

Inzwischen hatten sich auch einige Bratenteller geleert und das Bier war verschwunden, und nur ein Teller mit Brot war vor Häcksel stehen geblieben. Er war eben dabei, ein Brot zu nehmen und den ersten Bissen, den er an diesem Tag bekam, in den Mund zu stecken, als ihm das Brot aus der Hand genommen wurde und der Schutengel wieder mit einem rothhaarigen Menschen vor Häcksel stand und diesen für einen Falschmünzer erklärte.

Die alten Gulden wären nachgemachte Gulden aus Zinn, erklärte der Rothaarige und forderte von Häcksel, daß er ihm augenblicklich den Ledergurt mit den Münzen ausliefere.

Häcksel sagte das, was er sich für alle Fälle vorher zurechtgelegt hatte, er habe die Silbergulden geerbt.

„Es sind Zinnmünzen,“ erklärte der Rothaarige und winkte einem Schutzmann, der den Schutengel und Häcksel beide zum Saal hinausdrängte. Viel Volk begleitete sie, und draußen wurden beide in die Droschke gepackt, aus der vorher der Tod ausgestiegen war.

Dem Häcksel schwirrte der Kopf. Der Schutengel aber und der Schutzmann, die mit ihm in der Droschke saßen, flüsterten miteinander. Dann hielt der Wagen, und beide stiegen aus und hießen ihn warten. Der Rothaarige, der beim Kutscher auf dem Bock gesessen hatte, sagte, nachdem er sich mit dem Schutengel am Wagenschlag leise besprochen hatte, Häcksel müsse aussteigen und an einem Tor warten, bis sie wiederkämen. Wenn er sich aber rühren würde, dann kämen die Bluthunde hinter dem Zaun hervor und würden ihn zerreißen.

Häcksel, der kaum noch vor Hunger und Aufregung

sehen und hören konnte, setzte sich auf einen Prellstein am Thor nieder.

Dort fand ihn nach mehreren Stunden ein seltsames Paar. Ein in ein Fell eingenähter Mensch, der einen künstlichen Löwenkopf aufgestülpt hatte, und ein kahlköpfiger Alter in grauem Raftan, der eine Laterne in der Hand trug, die fanden Häcksel tief eingeschlafen.

Der Löwe beschnupperte den Schlafenden, und der Laternenmann beleuchtete ihn, und dann setzten sich Löwe und Greis zu beiden Seiten neben Häcksel nieder und schliefen neben Häcksel ein. Die Laterne, die auf dem Pflaster stand, beleuchtete alle drei Gesichter, und auf Häcksel's Stirn kamen seine Schicksalslenker zusammen. Das waren stattliche Flohkerle, die aus den Polstern der alten Droschkentissen zu Häcksel's Flöhin Zinnoberchen gehüpft waren. Die Flöhe berieten, was aus ihnen werden sollte, denn sie hatten gesehen, wie der Rothaarige, der Schuzmann und der Schuzengel Häcksel's ganzes Geld behalten hatten, und sie wußten, daß diese Leute Spizbuben gewesen waren.

„Seid nur ruhig!“ sagte ein Floh des Laternenmannes. „Wir treffen alle zusammen im Haftlokal wieder. Sie sind schon verhaftet worden, weil die vielen Silbergulden, die sie ausgaben, Verdacht erweckten.“

Und ein Floh aus dem Löwenfell machte Zinnoberchen stark den Hof und tat sehr verliebt und versicherte, ihr bis ans Weltende folgen zu wollen. Als er aber von ihr seinen verliebten Willen erreicht hatte, sprang er vergnügt hoch in die Luft, kam aber aus der Luft nicht mehr zurück. Denn er war heimlich hinter den Plankenzaun gesprungen, wo ein Hühnerhaus stand, und dort ließ er es sich wohl sein bei den Flöhen der Hühner.

Die Laterne brannte noch, als es schon Tag wurde, und der Löwe, der Greis und Häcksel, alle drei schliefen fest und schnarchten wie besessen, trotzdem die Bäckerjungen auf Fahrrädern mit Körben und Säcken voll Brot an ihnen vorbeiradelten und ihr Morgenlied piffen.

Einmal aber versah sich einer der Bäcker aus Er-

staunen über die drei Schläfer, so daß sein Rad an den Straßenrand stieß und sein Korb mit Brot im Bogen fortflog und gerade dem schlafenden Häcksel an die Stirn fiel.

Häcksel erwachte, sah vor sich einen offenen Korb, der voll duftender frischer Brötchen war. Er griff mit beiden Händen zu, und er hatte bereits zwei Wecken verschlungen, als der gestürzte Bäckerbursche herbeigelaufen kam und ein großes Geschrei aufschlug, weil er Häcksel sah, der ein Brot nach dem andern verzehren wollte. Auch der Löwe und der Greis waren erwacht und griffen, da es sie hungerte, nach dem Brot. Als der Bäcker so sehr schrie, warf ihm der eine die brennende Laterne an den Kopf. Zuletzt aber, wie der Bäcker die drei einträchtlich seine Brötchen verschlingen sah und sie genauer betrachtete, lachte er hellauf und fuhr rasch radelnd davon, denn er war in der Nacht als weiblicher Schutzengel verkleidet gewesen und erkannte plötzlich Häcksel wieder, dem er das Silbergeld gestohlen hatte. Er war entschlüpft, als man seine Kameraden, den Rothaarigen und den Schutzmann, verhaftet hatte und hatte zu Hause seinen Bergischmeinnichtfranz, seine blonde Perücke und sein Schleiergewand abgelegt und war in seine Bäckerei, wo er Lehrling war, geeilt, weil er die Wecken austragen mußte. Jetzt aber fürchtete er, von Häcksel erkannt zu werden, und eilte schleunigst fort.

In dem Korb waren aber auch Vierbrezeln, und als der Löwe und der Greis sich satt gegessen hatten, ließen sie Häcksel den Korb und sagten, als er ihnen klagte, daß ihm sein Geld gestohlen sei, er solle die Vierbrezeln in den Wirtshäusern verkaufen, damit er Heimreisegeld bekäme. Dann raffte der Greis seine Laterne auf, und der Löwe verbeugte sich, und beide verschwanden am Ende der Straße im Morgennebel.

Häcksel aber, dem der Mund trocken war, ging zu einer Straßenpumpe, wo eben ein Kutscher seinem Gaul Wasser gab. Er bat den Kutscher, daß er ihm vom Wasser aus der Pferdekufe trinken lasse. Als er getrunken hatte und sich aufrichtete, erzählte er auch diesem Kutscher, daß man ihm sein Geld gestohlen

hatte. Der sagte, er habe schon davon gehört. Ein Kollege habe ihm heute morgen erzählt, daß zwei Fahrgäste, ein Rothaariger und einer, der als Schutzmann verkleidet war, einem Mann einen Ledergurt mit Silbergulden gestohlen hätten, und daß beide von wirklichen Schutzleuten zum Haftlokal geführt worden seien.

Dem Häcksel wurde ganz wohl, als er das hörte, und er schenkte dem Kutscher die Vierbrezeln und bat, ihn dafür zu jener Polizeistation zu fahren, da er seinen Ledergurt wiederholen wollte.

Der Kutscher tat das auch. Und Zinnoberchen, als es hörte, daß Häcksel freiwillig zum Haftlokal fahren wollte, war vergnügt und guter Dinge und vermißte ihren treulosen Floh aus dem Löwenfell nicht länger.

Aber auch Flöhe bekommen nicht in allem ihren Willen. Häcksel wurde nicht ins Haftzimmer, sondern nur in die Polizeiwachtstube geführt. Dort fand die Flöhin gar nicht, was sie wollte.

Man gab Häcksel seinen Gurt zwar nicht zurück, aber man zeigte ihm denselben, und er erkannte ihn als den seinen.

Dann wurde ein Polizist beauftragt, Häcksel in sein Heimatdorf zu begleiten und dort in Erfahrung zu bringen, wie Häcksel zu dem Silbergeld gekommen sei.

Häcksel behauptete immer noch, er habe es geerbt. So kam Häcksel auf Polizeikosten zurück in sein Heimatdorf. Nach langem Fragen glaubte man endlich Häcksel, und man ließ ihn wieder seine Bergwerkarbeit antreten.

Zinnoberchen bekam inzwischen viele Junge. Es waren Flohkinder, von ihm, der damals in der Nacht über den Plankenzaun in den Hühnerstall geflüchtet war. Die Flohmänner waren ihr unterwegs alle wieder abhanden gekommen. Sie kehrte einsam und nur mit vielen Kindern beschenkt mit Häcksel ins Bergwerk zurück.

Häcksel aber bekam zwar jenen Geldgurt zurück, doch fand sich kein einziger Silbergulden mehr in dem Gurt. Die letzten waren auf der Polizei herausgerollt, und niemand wußte wohin.

Als Häcksel den leeren Gurt umschnallte, wurde er

schweremütig. Er fieberte täglich heftiger und heftiger und wollte doch nicht sterben, da ihn kein Begräbniß erster Klasse erwartete.

Häcksel hat sich dann im Bergwerkspferdestall anstellen lassen und kam gar nicht mehr an die Erdoberfläche. Davon, daß er überhaupt nicht mehr die Luft wechselte und immer in der durchwärmten Schachtluft wohlbeschützt dahinlebte, heilte seine Lunge aus, und er genas von seiner Schwindsucht und dem Fieber.

Aber eines Tages schlug ihm ein Pferd, als er sich eben bückte, mit dem Hinterfuß vor den Kopf, da Häcksel's Leibfloh das Pferd unsanfter als sonst in die Weichen gebissen hatte.

Eine ganze Nacht lag Häcksel in seinem Blut unter dem Pferd. Niemand war da, und nur die Flöhe sahen von allen Pferde Rücken herunter neugierig zu, wie so ein Menschenvieh endlich einmal stirbt. Sie lachten und kicherten, bissen in die Pferdeweichen und hatten es wunderschön, indessen Häcksel nochmals die Nacht durchlebte, da er alles Geld verloren hat. Der Teufel mit zwei Gesichtern setzte sich auf eine Pferdekrippe in die Stallecke, wo der rote Laternenschein den Stall schwach aufhellte, und von der Decke über dem Heu, wo die Spinnweben dick festhingen, löste sich die Königin der Nacht los und krallte eine Hand in Häcksel's Kopfwunde, die ihm der Pferdehuf geschlagen hatte.

„Laß mich, laß mich,“ krächzte der Verwundete und wälzte sich zum Vergnügen der jungen Flöhe hin und her. Und er sah dann, wie der schwarzbärtige Andreas Hofer mit der Königin der Nacht zu ringen begann. Es wurde im Stall heller, weil die Nacht von Andreas Hofer besiegt wurde.

Dann nahte der vergißmeinnichtbefränzte Schutzengel und fragte Häcksel streng, ob er noch etwas zu gestehen hätte, er solle sich das Herz durch ein Geständniß erleichtern.

Die Flöhe verfolgten von den Pferde Rücken herunter dieses Theater im fiebernden Hirn des Sterbenden mit Spannung. Denn da sie ihr Leben lang mit dem Menschenblut des Häcksel aufgefüttert waren, verstanden

sie dieses Blutes Sprache gut und sahen alles, was der Sterbende zu sehen vermeinte.

„Ich wette, er wird nichts gestehen,“ lachte der Jüngste der Flohbrut. „Gesteh nichts, sag nichts, es ist dein gutes Recht zu schweigen,“ rief er mit Eifer zu Häcksel herunter.

„Nein, sage es nur! Er weiß es ja schon selber, daß du die Silbergulden aus dem blinden Stollen gestohlen hast,“ freischte der Chor der andern frech und lustig.

Häcksel schwieg und ächzte. Er schwieg auch, als alle Toten aus dem blinden Schacht mit vorwurfsvollen Gesichtern an ihm vorüberzogen.

Da winkte der Teufel in der Ecke des Stalles, und herein sprang der Höllenhund und stand wie ein großer Löwe mitten im Stall und schüttelte sich knurrend.

Aber zugleich kam auch ein Greis herein — das war Petrus — und faßte den Höllenhund an der Mähne, so daß er sich nicht auf Häcksel stürzen konnte.

„Gesteh, daß du das Silbergeld nicht geerbt hast,“ drohte der glasköpfige Petrus und griff nach der Stalllaterne und drohte, daß er das Lebenslicht in der Laterne, das dem Häcksel gehörte, ausblasen würde, so daß der Halsstarrige dann vom finstern Höllenhund verschlungen werden mußte.

„Bravo,“ lachten die Flöhe und höhnten, „siehst du, jetzt hast du dein erstklassiges Begräbniß im Bauch des Höllenhundes.“

„Ich habe das Geld — das gar kein Geld war, von dem ich gar nichts ausgegeben habe, von dem ich mir nicht einmal ein Glas Bier bezahlt habe, — im Stollen ausgegraben und nicht geerbt,“ schrie Häcksel.

„Hier hast du ein Stück Holzkohle aus dem Feuerbecken des Teufels. Mit diesem schreibe dein Geständniß an die Kalkwand des Stalles, damit die Leute dein Geständniß schwarz auf weiß haben.“

Dann, als Häcksel geschrieben hatte, sagte Petrus und hob den Zeigefinger drohend:

„Siehst du, mein lieber Häcksel, du hast es erleben sollen, daß unehrlich angeeignetes Gut nicht den kleinsten Genuß bereitet. Und daß Diebstahl einem mehr

Mühe, Schweiß und Ärger bereitet als die härteste ehrliche Arbeit, das weißt du jetzt.

Da du aber im Leben bereits deine Tat gebüßt hast, will ich dir nun doch ein Begräbniß erster Klasse auf himmlische Staatskosten bereiten. Komm und steige in die Himmelskutsche, die vor der Stalltüre steht. Mit dir wird aber auch Zinnoberchen den Himmel und das Begräbniß erster Klasse teilen, denn der Pferdehuf hat sie auf deiner Stirn zertreten, als er dich traf."

Da erst erfuhr die Flohbrut den Tod ihrer Mutter. Und nun duckten sie sich alle vor Schrecken. Und das Pferdeblut und das Menschenblut in ihren Leibern wurde ganz blaß, und sie sprangen für diese Nacht weit fort in das Bergwerk und kehrten erst nach Tagen in den Stall zurück, als man Häckfels Leichnam an die Erdoberfläche gebracht und dort wieder in die Erde gebettet hatte.

Dieses ist die Geschichte von Häcksel und den Bergwerkflöhen. Und wenn die Flöhe inzwischen im Bergwerk nicht doch ausgestorben sind, so leben sie heute noch dort, so frech wie damals.

Zwei Reiter am Meer

Einige Gäste erhoben sich und verabschiedeten sich von der in Trauer gekleideten Hausfrau und vom Hausherrn, der die Abschiednehmenden durch die Diele zum Vorzimmer begleitete.

Ein Herr und ich waren allein die Letzten in dem großen Bibliothekzimmer, wo wir nach dem Abendessen, zu dem wir geladen gewesen, alle um einen runden Mahagonitisch beim Licht einer grünverschleierten elektrischen Hängelampe plaudernd gesessen hatten.

Ich hatte mich an diesem Abend nicht viel am Gespräch beteiligen können. Die weitgeöffneten Türen in die erleuchteten Nebenräume, in das Musikzimmer, in den Speisesaal und in das Teezimmer, in denen

überall sanftes Licht und eine unendliche Ruhe sich ausbreiteten, hatten meine Gedanken immer weiter von mir fortgezogen, und es war mir, als stünde mein Stuhl nicht im Bibliothekzimmer eines vornehmen Landhauses draußen im Waldhäuserviertel am Rande einer Weltstadt, sondern am Rande eines Weltteils stand ich und sah auf ein Weltmeer, auf einen grauen Ozean, dessen Wasserlinie in der Ferne zu Himmelswolken wurde, zu Nebelbrodem; und nur in weiten Abständen warf manches Mal eine langgezogene Strandwelle eine weiße Sprühschaumwelle in die Luft. Nur diese eine große Wellenzuckung zeigte Leben auf jenem Wasserweltteil. Sonst waren Himmel und Wasserfläche atemlos ausgebreitet und verschwanden weit draußen im Nichts der Unendlichkeit.

Vor mir aber, ganz nahe am Wasserrand im Dünen-
sande, lebte das rassige Gliederspiel zweier vorüber-
schreitender Reitpferde, die von zwei Menschen ge-
ritten wurden, die ich aber nicht näher beachtete, weil
vorerst nur die beiden Pferde und das einheitliche
ungeheuerliche Weltalleben von Meer und Himmel
meine Aufmerksamkeit anzogen.

Der Glanz von den Flanken der spiegelglatten Tiere
und hie und da der Glanz im Meer, der von den
weithin streichenden Linienwellen angeregt auf und
ab zuckte, machten Pferde und Reiter wie zu Spiegel-
gebilden, zu Schattentänzern vor dem weiten Luft- und
Wasserraum.

Es war ein hoheitsvolles Schreiten in den Beinen
und Fesseln der spielend und tänzelnd auftretenden
Pferdegestalten. Es war wie ein Musizieren in der
Luft, ein gaukelndes Tönespiel in der adligen Be-
weglichkeit der Tiere, als müßten das Meer und der
Himmel zu einem riesigen Instrument werden, auf
dem Melodien geboren wurden beim rhythmischen Vor-
wärtsschreiten beider Reitpferde.

Es kam mir nicht zum Bewußtsein, daß der laut-
lose Dünenand alle Geräusche verschlucken könnte.
Auch der Sand, schien mir, wurde zu rieselnden Tönen
unter der Berührung der zierlichen und rassigen Gli-
eder der Pferde.

Das Weltall um die Reitenden tönte bald gedämpft jauchzend auf, bald klang es schneidend weh zu mir her wie die Geräusche der langen schneidenden Linien der flachen Strandwellen.

Dieses Bild, das ich so lebendig sah, das Bild der zwei Reiter am Meer, hing im nächsten Zimmer, im Musiksaal, in goldenem Rahmen über dem Flügel. Ich konnte es vom Bibliothekzimmer aus nicht mehr sehen, aber das Bild kam immer wieder zu mir.

Der Hausherr hatte mich, als wir nach dem Abendessen aus dem Speisesaal kamen, auf das Bild, das ihm das Lieblingsgemälde seines Hauses war, aufmerksam gemacht. Und ich hatte mich einen Augenblick auf eine Sessellehne gestützt und hatte meinen Körper am Sessel verlassen und war mit meinem Geist durch den Rahmen des Bildes aus dem Haus, aus dem Land weit fort gegangen und an den Meerrand getreten. Als wir dann später im Bibliothekzimmer um den runden Tisch saßen, war es, wie ich es eben beschrieb. Das Bild kam immer wieder zu mir. Es hob die Wände der Zimmer fort. Die Ruhe der beleuchteten Nebensäle wurde zur Ruhe des Weltmeeres, das gedämpfte Licht in den Räumen zur Ruhe des Himmelslichtes über den Urwassern.

So wußte ich, als ich mechanisch aufgestanden war und der Hausherr mit einigen Gästen das Zimmer verließ, bald nicht mehr, was Wirklichkeit und was Unwirklichkeit war.

Es stand eine weite gedämpfte Festlichkeit um mich, von der ich mich halb nicht trennen konnte, und halb wieder getrennt fühlte, da diese Festlichkeit nicht mir gehörte. Denn es war die Festlichkeit der Schmerz und Freude ausgleichenden Todesstunde, die aus den Zimmern dieses Hauses noch nicht gewichen war, die den Alltagsräumen eine höhere Verklärung hatte geben können, als es sonst hier laute Feste vermocht hatten.

Ich war in demselben Hause vor Jahren zu einem großen Abendfest gewesen, aber die erlesen geschmückten Frauen und geistesgewandten Männer hatten bei Tanzschritten, Wiß und Fröhlichkeit, bei Wein

und Musik keine ähnliche Größe der Festlichkeit schaffen können, keine ähnliche Erhöhung des Hauses, wie es jetzt ein einziger Mensch getan, ein junger Mensch, der einzige Sohn, der durch seinen Todesschritt das Haus an den Rand der Unendlichkeit gestellt hatte. Wie diesem war es nur dem Künstler gelungen, das Haus fortzuheben, ihm, der jenes Gemälde geschaffen, das nicht bloß über dem Flügel im Nebenzimmer hing, sondern das die Kraft hatte, Haus und Beschauer an das Erdende zu entrücken, dorthin, wo das Reich der fliehenden Wasser, das menschenleere Reich der Ozeane beginnt, darauf der Mensch nur zeitweiliger Gast sein, aber nicht Fuß fassen kann, wo ihn Tiefe und Weite verschlingen, wenn er die Grenze von der Wirklichkeit zum Nichts überschreiten würde.

Ich stand noch unschlüssig, überlegend, ob ich den Gästen, die gegangen waren, folgen sollte, oder ob ich noch bei der Todesfestlichkeit, die in diesen Räumen lag und mich anzog, verweilen durfte.

Der Gestorbene war ein junger Musiker gewesen. Drüben am Flügel hatten Mutter und Sohn oft Stunden verbracht, wenn sie sang, was der junge Mann erdacht; wenn er ihr vorspielte, was die Stimme seiner Jünglingsgefühle, seines Jünglings-ernstes und seiner Jünglings einsamkeit aufstönen lassen mußte.

Damals waren beider Herzen, das der Mutter und das des Sohnes, wie die zwei Reiter am Meer gewesen, deren Pferde im gleichen Takt schritten, und die melodisch vor der Unendlichkeit des Himmels und des Meeres, vor der Zukunft und vor der Vergangenheit hinzogen.

Nun war die Einheit zerrissen. Die zarte und zierliche, tief getroffene Mutter stand noch fassungslos vor dem unfaßbaren Schmerz. Die Melodie der Einheit war abgebrochen. Das Leben gab keinen Klang mehr als den des Schluchzens. Schluchzen noch nachts in den Träumen, Schluchzen morgens beim Erwachen, Schluchzen am Tage beim Schreiten durch die lautlosen Räume des Hauses und durch den noch lautloseren Raum des eigenen Herzens.

In den letzten Sommertagen war der junge Mann noch Leben und Lebenslust gewesen. Dann war er erkrankt. Seine Lunge fieberte. Die Sprache, seine Stimme, starb zuerst. Dann entglitt der Blick, die Augen erlöschten, und der warme Körper, den die Mutter umschlang, entfremdete sich selbst dem Mutterherzen und verschwand in der Kälte des Todes.

Nun waren Monate vergangen. Niemals mehr hatte die Mutter den Flügel im Musikzimmer öffnen können. Sie hatte den Sohn immer noch begraben müssen, den Gestorbenen immer wieder begraben. Sie hatte noch nicht die Kraft gehabt, den Sohn verklärt vor sich auferstehen zu lassen. Aber alles Abschiednehmen muß von einem Wiederkommen abgelöst werden. Auf die Trennung, die das Sterben bringt, folgt die Wiederkehr, die Stunde der Auferstehung. Das Leben läßt sich nicht bis ins Unendliche begraben, auch das tote Leben nicht. Auch im Tod ist ein Wellenschlag. Das Land hat seine Berge und Hügel, das Meer seine Wellen und Wogen, der Himmel seine Wolken und seine Glätte. Und auch das vergangene Leben hat sein Gehen und Wiederkehren.

An diesem Abend war mir unbewußt klar geworden: der Tote war zu seiner Mutter und zu seinem Vater verklärt wiedergekehrt. Er war wieder auferstanden in den Räumen des Hauses. Der junge Mann stand neben uns und wollte uns von seiner Übersinnlichkeit einen Ausdruck geben. Seine Todeswelle, raumloser als die räumlichen Wellen, die wir Lebenden fühlen, wollte sich vor uns verkörpern.

Dieser feierliche Schauer berührte mich noch, als die trauernde Frau des Hauses zu mir sagte und auf den Gast deutete, der außer mir noch im Zimmer geblieben war:

„Sie gehen doch noch nicht? Ich dachte, wir wollten heute abend noch ein wenig Musik hören. Sie wissen, es ist seit Monaten kein Ton in diesem Hause gespielt worden.“

Der junge Mann, den sie zum Spielen aufforderte, war ein sehr feiner, künstlerisch ernster und gewandter Klavierspieler. Er spielte uns dann gute Werke großer Komponisten vor, verabschiedete sich aber bald.

Mich jedoch hielt eine Spannung fest, eine Erwartung, eine Sehnsucht nach der Verkörperung der überirdischen Festlichkeit des Todes, die mich in diesen Räumen nicht verließ.

Die beiden Klavierlampen brannten noch am offestehenden Flügel. Unweit von mir auf einem kleinen Damenschreibtisch stand die Photographie des jungen Verstorbenen.

Draußen vor den weißverschleierteu Fenstern des Hauses lehnte das Schweigen des dunkeln Gartens, des dunkeln Waldes. Ich wußte, die Nachtlandschaft draußen war schneelos und winterlich düster. Es war Februar, und das Grab des Toten lag fern irgendwo in einem der mächtigen Großstadtfriedhöfe. Und jenes Grab unterschied sich in nichts von der Wintererde und in nichts von den andern Millionen Grabhügeln, die überall auf der Welt jahraus, jahrein hervorstechen, die im Sommer begrünt sind wie die Wälder und Wiesen und im Winter verlassen scheinen wie die Wälder und Wiesen.

Der Geist der Toten aber lebt Sommer und Winter in einer verklärten Jahreszeit, die wir auf Erden nicht kennen, die sich aber auf uns herabsenkt, wenn sich ein Toter uns mittheilen will. Beim Gemisch der eisigen Wellen des Toten und der Wärmewellen unseres Herzens entsteht jene schauersüße Stimmung, in der wir fröstelnd fühlen, der Tote ist auferstanden und kehrt verklärt bei uns ein.

Ich wagte unter dem Bann dieser Stimmung die Frage an die trauernde Mutter, ob sie nicht ein Lied ihres verstorbenen Sohnes singen oder ein Musikstück von ihm spielen möchte.

Sie lächelte schmerzlich und ging zum Flügel. Aber als wenn sie sich selbst vom gleichen Wunsch zum Klavier hingezogen gefühlt hätte, schien sie mir dabei freudiger im Gang, von einer verhaltenen Freude umgeben. Allein im Hause, hätte sie es vielleicht nicht gewagt, jetzt schon vor dem Vater des Verstorbenen Lieder und Töne aufleben zu lassen.

Als die Trauernde sich zwischen die zwei hellen verschleierteu Lampen an den schwarzglänzenden Flügel

setzte und ihre schwarz eingehüllten schmalen Schultern sich von den schneeweißen Tüllvorhängen abhoben, die senkrecht vor den Fenstern hinter ihr herabhingen, da war es mir noch nicht gewiß, ob Leben aus dem Flügel erwachen würde. Ich mußte immer noch denken, daß diese in tiefe Trauer gehüllte Mutter den Sohn immer noch begrub. Der Flügel vor ihr wurde mir wie zum glänzend schwarzen Sarg, an dem sie sich, wie mir schien, niederlassen mußte, um zu schluchzen, um zu weinen und zu begraben.

Ich wußte nicht, ob die Trauernde schon reif war, den Toten auferstehen zu lassen, in jener Verklärung, in der ich als Fremder ihn bereits in den Räumen eingetreten fühlte.

Es würde mich nicht verwundert haben, wenn die noch schwer Erschütterte nach den ersten Tönen das Spiel abgebrochen und ihr Gesicht in die Hände vergraben hätte.

Aber sie war reif zum Empfang des Zurückkehrenden. Mit einem wunderbaren Mut, als überschritte sie selbst freudig die Schwelle vom Leben zum Tod, entlockte sie dem Flügel die alten Wohllaute, die nur ihr vertrauten einsamen Jünglingsgefühle des Sohnes, die männlich junge Lust und die männlich jungen Zweifel, die einst in ihm gerungen hatten.

Und als sie eines der letzten seiner Lieder sang, geschah vor meinen Augen das Wunderbare: die reife schöne Frau sang sich an den jugendlichen Weisen ihres Sohnes zur eigenen frühesten Jugend zurück. Und ihr Frauengesicht wurde mädchenhaft, aller Enttäuschungen bar. Mädchenhaft gläubig und vertrauend wurden die Augen beim Aus- und Einatmen der Musik. Die Bergränte verklärte sich unter der Verklärung des Toten. Und ich sah Mutter und Sohn auf zwei großen, überweltlich großen, jugendlichen Rossen, von denen jedes die Verkörperung eines Schicksals zu sein schien, am Meer der Unendlichkeit hinreiten.

So sehe ich beide dort heute noch und in Ewigkeit als zwei Reiter am ungeheuren Meer am Rand der Welt.

Und wenn ich in neuen Stunden und in anderen

Räumen dieser Frau wiederbegegnen werde, sie wird für mich immer die vom Todesschmerz mädchenhaft verklärte Mutter sein, die, auf der Linie zwischen Leben und Tod, lebender in der Entrückung auslebt als im Irdischen.

Auf dem Weg zu den Eulenkäfigen

Ich habe manchmal darüber nachgedacht, wenn ich Frau Claudia nach Jahren in dieser oder jener Weltstadt wiedersah, womit sich ihre Augen vergleichen ließen. Es machte mich oft in ihrer Nähe unruhig, daß ich keinen Maßstab für ihre Augen fand, und wenn ich aus der Ferne, bei Gesprächen oder in Gedanken, das Bild Claudias vor mich hinstellte, stotterte meine Vorstellung, möchte ich sagen, und brachte niemals einen Vergleich zustande, eine Beschreibung jener Frauenaugen.

Sie sind schwarz, aber man kann sie nicht einfach schwarz nennen, denn sie sind nicht schwarz, wenn sie einen treffen. Sie sind von einer Dunkelheit, die ist über Schwarz hinaus, eine abgrundigere Farbe, vielleicht müßte man diese Augen Saturnschwarz nennen.

Einmal habe ich von Claudia, welche die Frau eines meiner Freunde ist, und mit der mich nur rein freundschaftliche Beziehungen verbinden, ein wenig ehebrecherisch geträumt.

Es war ein ziemlich harmloser Ehebruchstraum. Da ich gar nicht für Vielweiberei veranlagt bin, erstaunte mich der Traum, und ich mußte am Morgen ein kleines Gedicht darüber schreiben. Das Gedicht schilderte ein paar Tanzschritte, die ich im Traum mit Claudia tanzte. Sie war vom Hals bis zum Fuß in einen weißen Seidenschal schlank eingewickelt, und wir hielten uns zum Tanz nah, und dabei sahen Claudias Augen, jene unbeschreibbaren Augen, unbittlich in mich hinein. Ich fand auch in jenem Gedicht wieder keinen zutreffenden Vergleich für diesen Blick, sondern nur den ganz blöden romanhaften, daß

Claudias Auge ähnlich einer Messerklinge war, die auf schwarzem Samt liegt.

Dieser Vergleich mag mir deshalb gekommen sein, weil Claudia einmal in einer zornigen Aufwallung ein spitzes Messer nach ihrem leichtlebigen Gatten geschleudert hatte. Dieses Messer fauste damals, ich weiß nicht, ob ich sagen soll zum Glück oder zum Unglück, an dem sich behend Duckenden vorbei, blieb aber senkrecht wie ein Stahlpfeil im Türbrett stecken, wo es noch eine lange Weile zitterte.

Nur deshalb verzieh ich mir in dem Gedicht jenen romantischen Vergleich. Aber jetzt brauche ich mich überhaupt nicht mehr abzumühen, mir die Augen Claudias zu erklären. Sie selbst hat es neulich getan.

Es war im Winter, ich hatte mich mit einigen Freunden und Freundinnen, unter denen auch Claudia war, verabredet, mich mit ihnen am Eingang des Zoologischen Gartens zu treffen. Ich kam etwas verspätet aus einer Kunstausstellung und dachte, daß alle Freunde schon gekommen wären. Durch die großen Scheiben des Auto blickte ich unruhig der Fahrt voraus, um schnell zu wissen, ob ich wirklich der letzte sei, denn die Verspätung ärgerte mich. Meine Uhr aber schien falsch zu gehen. Ich war noch zu zeitig da, sogar einer der ersten, denn nur Claudia wartete schon vor dem Eingang. Ich sah sie dort im schwarzen Samtmantel mit schwarzem Skunkschal, schwarzer Samtkappe mit schwarzem Reiher, schwarz auf dem hellen fahlen Asphaltpflaster im fahlen Januar-nachmittag stehen und sich nach meinem vorfahrenden Auto umsehen.

Aber es ist nicht richtig, wenn ich sage, daß ich all dieses Schwarz, in dem Frau Claudia jetzt immer mit Vorliebe auf der Straße erschien, zuerst gesehen hätte. Ich sah zuerst nur jene schwarzen Augen, nachdem mich ihr Blick aus dem immer todbleichen Gesicht traf. Auch Claudias Haar ist schwarz, wie ihre Kleidung. Dieses schwarze Haar trennt sich aber vom Gesicht nicht mehr als das Kleid. Es lebt nicht mehr als dieses. Leben haben nur Claudias Augen, ein Leben, das ungeheuerlich weit aus dem Gesicht fortgerückt

scheint. Nicht Leben, das einem entgegenkommt. Man könnte sagen, daß man eine aufgezeichnete Landkarte vom Leben, Weltteile von einem Leben, in den schwarzen Augen schaute, wenn der Blick jener Frau einen traf.

Nach einer Weile kamen die andern Freunde, und wir traten in den leeren Zoologischen Garten ein, wo die blätterlosen Bäume öde gegen den mattgrauen Winterhimmel standen und, ebenso wie die Augen Claudias, nur Lebenslinien, hoch von der Erde weggerückt, Haltung und Bestimmung zeigten, aber keine blätterrauschende Sommerfreude.

„Wo wollen wir zuerst hin?“ fragte einer den andern.

Jemand schlug vor, zu den Raubtieren zu gehen. Ein anderer wollte zu den Affen. Ein dritter zu den Papageien. Nur Claudia sagte immer dazwischen:

„Aber zu den Eulen müssen wir auch gehen! Ihr wißt nicht, wie schön die Eulen sind. Ihr habt ihre Augen sicher nie betrachtet. Ich sage euch, es sind wunderschöne Vögel. Ich gehe nie aus dem Zoologischen Garten fort, ohne bei den Eulen gewesen zu sein.“

Als Claudia so eifrig die Eulen bevorzugte, ging sie in der Mitte der kleinen Gesellschaft, von den Damen und Herren umgeben, und sie blickte nur ab und zu nach links und rechts, und sie lächelte. Und ich mußte an den Rattenfänger von Hameln denken, der an der Spitze einer Kinderschar schreitet und diese mit seinen eindringlichen gleichmäßigen Flötenlauten in einen finsternen Berg lockt, der sich bald hinter den Ahnungslosen schließen wird.

So gingen diese schwarzen Augen, die ich bis zu jener Stunde immer noch nicht beschreiben konnte, allen anderen Augen voran, von denen keine mit so schicksalstiefen Blicken, unheimlichen Flötenlauten ähnlich, anziehen konnten wie Claudias Augen. Mir schien, wir andern wären plötzlich alle schwarz wie Claudia gekleidet, als sie uns immer wieder von den düsteren Eulen sprach. Eulen waren ihr die liebsten Tiere des ganzen Gartens und die schönsten Vögel der

Welt. Und ich konnte mich bald nicht mehr des Wunsches erwehren, zu keinen anderen Tieren zu gehen als zu den Eulen. So ging es schließlich allen, die um Claudia waren. Die Eulen wurden für jeden der Mittelpunkt des Gartens. Und während die Stimme der schwarzäugigen Frau die Eulen pries, wie ich es noch nie von jemandem gehört hatte, und während einer nach dem andern seine eigenen Wünsche fallen ließ, sah ich auf dem Fünfminutenweg hin zu den Eulenkäfigen Claudias Leben, das sich rasend vor mir abspielte. Man sagt, daß einem von einem Turm oder Berg Stürzenden innerhalb der Sturzsekunden das Leben in blickartigen Bildern vor den Augen vorüberläuft. So geschah es mir mit Claudias Leben auf dem Weg zu den Eulenkäfigen.

Vorher hatte ich es nie im Zusammenhang gesehen. Nie hatte sie selbst mir viel erzählt. Nur Andeutungen, nur Sätze und nur kurze Geschehnisse, erzählt von gemeinsamen Freunden über sie, lagen zerstreut in mir.

Nun aber schossen mir alle diese Eindrücke, wie von einem Magneten angezogen, auf dem Weg zu den Eulen zu einem so tragischen Lebensbilde zusammen, daß mich jeder Schritt marterte, den ich neben Claudia weitergehen mußte. Und doch lockte mich die Erhabenheit eines verfinsterten Menschenlebens, so wie schmerzliche Flötenlaute bestricken und uns fortführen können in ein Dickicht, durch Stacheln und Dornen.

Claudia war einst eine starke, mutige, das Leben herausfordernde, tapfere, junge Studentin gewesen. Der Mann, den sie heute noch liebt, trotzdem er ihr Grauen einflößt, trotzdem er täglich Mühlsteine an ihre Seele hängt, war damals ein hoher schlanker Student. Claudia hatte ihm den Namen Dagon gegeben; Dagon, der phoenizische Gott des Ungeheuerlichen, der Gott des Verschlingens ohne Ende, der Gott der Lebensunsicherheit, zu dem alle Sterblichen beten, und der ihnen nichts für ihr Gebet gibt, keine andere Gewißheit als den Tod. Dagon, der Gott des grauenhaften Nichts, der Schicksalsrachen, der die Menschheit zermalmt, dem niemand Widerstand leisten kann, der Gott, für den die Blumen welken, die Vögel

tot aus dem Himmel fallen, vor dem aus Furcht die Erde zu zwei Dritteln in das bittere Angstwasser ihrer Meere gehüllt steht, während nur ein Drittel der Erde Dagon die Stirnen der Berge als Widerstand hinstellt.

Claudia hatte diesen Namen wie in einer Vorahnung ihres Schicksals dem jungen Studenten gegeben, damals noch nicht wissend, wie tief erkennend sie dabei war. Denn wie stark der Gott allmächtiger Willkür in dem Geliebten verkörpert war, das erfuhr sie erst im Laufe der Zeit.

Es waren zuerst nur Kleinigkeiten gewesen, die Claudia den Namen Dagon und damit die Erscheinung des gruseligen Gottes vor die Augen führte, wenn sie den jungen Mann und zukünftigen Lebensgefährten beobachtete. Es belustigte sie, den Geliebten auf Widersprüchen zu ertappen, aus denen er sich lächelnd und kühl überlegend oder mit einem gewandten Geistesprung ins Blaue ihren starken schwarzen Augen entrückte. Damals merkte sie zuerst, daß jener Mann in noch einer ihr fremden Dimension lebte, die sie nicht an anderen Menschen kannte, die Dimension des Fabelhaften, die Dimension, in der die Wirklichkeit und der Schein, die Wahrheit und die Lüge nebelhaft ineinander gleiten. Eine Welt war in ihm, wo Wirklichkeit auf dem Kopf steht und Unwirklichkeit wird, ähnlich wie Häuser am Ufer eines Flusses im Spiegelglanz des Wassers mit dem Dach nach unten stehen und scheinbar auf einer anderen Weltseite leben, einer Welt, die tief scheinen will, unergründlich aussehen will, die aber nichts ist als ein auf den Kopf gestelltes Zerrbild der Wirklichkeit.

So spiegelte das Gehirn jenes Mannes, mit scheinbaren Unergründlichkeiten verblüffend, die Ufer des Lebens wider, indem es das Feste beweglich machte, es wahnwitzig verzerrte, es für unergründlich ausgab.

Ehe Claudia sich mit dem Studenten verlobte, war ein anderer Mann ihrem schwarzen Blick verfallen, ein junger Adeliger, der sich von ihrer Anziehungskraft nicht losmachen konnte, trotzdem er von Claudia nichts zu hoffen hatte. Sie trug damals ihr schwarzes

Haar kurzlockig geschnitten und, nach Knabenart, in der Mitte gescheitelt. Sie rauchte auch, als es noch nicht allgemein war, daß Frauen Zigaretten rauchten. Sie wäre vielleicht auch am liebsten in Herrenkleidung ausgegangen. Ihr immer elfenbeinblaßes Gesicht zeigte rote frische trostige Lippen, und alles Verwegene, Herausfordernde, menschlich Kühne erregte sie, da ihr eigener junger Körper der Welt knabenhaft verwegen und widerspruchsvoll gegenübertrat.

Ein Freund jenes jungen Adelligen suchte sie eines Tages in ihrem Studentenzimmer auf und bat sie, sich doch zu entscheiden, ob sie nicht die Frau seines Freundes werden wollte. Als sie „nein“ sagte, schlug der Abgesandte, der ein ernster und zielbewußter Mensch war, in ehrlichem Zorn mit der Hand auf den Tisch und fragte Claudia, was sie veranlasse, die Hand eines ehrbaren jungen Mannes mit einem Nein abzuweisen.

Die Gefragte sagte ganz einfach, daß sie bereits gewählt habe, und nannte den Namen Dagon.

„Dann prophezeie ich Ihnen, daß Sie niemals glücklich werden,“ entfuhr es dem heftig Erregten, der seinen Freund verdrängt sah von einem, der ihm Widerwillen einflößte. „Aber sagen Sie mir, ehe ich gehe,“ fügte er hinzu, „was haben Sie gegen meinen Freund einzuwenden?“

„Daß er adelig ist,“ antwortete ihm frei und stolz die junge Studentin, „ist der Grund, der immer bleiben würde, wenn ich nicht bereits einen andern vor ihm gewählt hätte. Ich will nicht, daß man in meiner Familie auf mich als auf eine Bürgerliche herabschaut.“

Claudia prahlte niemals mit ihren Anbetern. Nur einmal, als ich sie tief unglücklich antraf und ganz natürlich fragte: „Wie sind Sie denn mit diesem Mann zusammengekommen, der Ihnen jetzt so viel Qualen bereitet?“, da erzählte sie diese kleine Verlobungsperiode, und sie schloß: „Gerade weil mich der Freund jenes Adelligen vor Dagon warnte und mir Unheil prophezeite, gerade das war es, was mich herausforderte, Dagon erst recht zu wählen. Es

machte mir Lust, mit meinem Geliebten Seele gegen Seele zu ringen. Das fabelhaft Verwandlungsfähige seiner Seele reizte die eisernen, starren und gefestigten Lebensbegriffe in mir. Mir war, als könnte Dagon alles Feste in Wolken auflösen. Mir war, als sähe ich einem Zauberer zu, wenn er mich leise und lächelnd schon in der ersten Zeit unseres Bekanntwerdens belügen konnte. Dann drang ich mit meinen Augen in ihn ein, und mir war, als müßte ich das Lügen aus ihm ausbrennen. Er lächelte wieder und log hilflos weiter und tat, als hätte ich wirklich das leichte Lügen an der feinsten Wurzel in ihm abgetötet. Aber ich ahnte ja nicht, daß er immer wieder neue Fäden der Lüge hinter sich herziehen konnte, wie die Spinne ihre Fäden, daran sie tanzt, daran sie sich über Abgründe schwingt. Während ich aber glaubte, in Dagon die Lüge abzutöten, wurde ich langsam von ihm abgetötet, entkräftet. Denn Unheil ist sein Schaffen, und nur Unheil war er für mein ganzes Leben.“

Und Claudia erzählte weiter:

„Am ersten Weihnachtsfest, das wir zusammen als Verlobte feiern wollten, reiste ich zum erstenmal in meinem Leben zum Fest nicht nach Hause, trotz der Bitten meiner Eltern und Geschwister, und obwohl ich wußte, daß mein Vater alt und krank war. Aber am Nachmittag des Weihnachtsabends, auf den ich mich so sehr gefreut hatte, bekam ich ein Telegramm, das mir den Tod meines Vaters anzeigte. Ich saß eine Stunde später im Eisenbahnzug und durfte den Abend weder bei dem geliebten Mann, noch in meiner geliebten Familie verbringen, sondern war in einer Hölle von Einsamkeit, zwischen zwei Zielen hin und her schwankend, zwischen dem Ziel des Lebens und dem Ziel des Todes. Leidend, weinend und erschüttert saß ich in der weihewollen Nacht als einziger Reisender im leeren Zug, von Selbstvorwürfen gepeinigt, weil ich meinem toten Vater den letzten Wunsch nicht erfüllt hatte, ihn auf seinem Krankenbett am Weihnachtsabend zu besuchen.

Ich hatte nun an diesem Abend nichts, weder den Geliebten, noch das Heim. Ich hatte die Leere. Das

war der Anfang des Verschlingens, das von Dagon ausgeht. Aber ich hatte mir Dagon gewählt, das mußte ich mir immer wieder sagen. Ich hätte auf dem Landgut des Adeligen vielleicht ein ruhiges, seßhaftes Leben führen können, gepflegt von einem mich aufrichtig Liebenden. Ich hatte es nicht gewollt. Mich hat der Kampf mit dem Unklaren, Ungewissen gelockt. Ich wußte es damals nicht: es ist der Kampf mit dem Nichts gewesen.“

So erzählte mir Claudia ohne Pathos, ohne große Geste, mit schwarzblanken Augen, die glänzend zu sein schienen von den Abgründen ihres Unglücks. Es war auch, als triumphiere in ihrem Blick das Bewußtsein des Unentrinnbaren, als käme sich jene Frau selbst erstaunlich vor und als ließe sie ihr Erstaunen über sich aus ihrer Augenschwärze strahlen. Deshalb klagte sie eigentlich nicht, wie andere klagten, wenn sie Grauenhaftes, Martervolles erleben. Sie lebt in einer Unglücks ekstase, und mir scheint, ihre Augen werden immer glänzender, je unglücklicher sie von Jahr zu Jahr wird.

Nur einmal in jenem Winter erschrak ich. Da verflüchtigte sich das Feuer ihres Willens zum Unglück. Ihre Augen sahen so verklärt aus, als ginge sie nur noch mit den Zehenspitzen wie eine Traumwandlerin auf den Dächern der Welt.

Als Claudia und Dagon ein Jahr verheiratet waren und sie sich schwanger werden fühlte, waren sie beide nach Kanada ausgewandert. Sie wußte nicht mehr, wer zuerst den Plan gehegt hatte. Sicher blieb nur, daß es ihr Unglück war, daß er ausgeführt wurde. Sie, die schon damals fühlte, daß sie in dem Mann so wenig Sicherheit hatte, als wenn sie sich an seinen Schatten anklammern würde, hatte begeistert den Weg ins freiheitliche Amerika angetreten, schwärmend für alles Großzügige, Unbegrenzte, nie Dagewesene. Dort in dem jugendlichen Land Amerika, wo die Frau den Mann regiert, hoffte Claudia vielleicht, Dagon allein für sich zu bekommen und seine Augen, die alle Frauen wie Irrlichter umgleiten konnten, zum festen Blick zu zwingen, der sich dann von ihrem Herzen nicht mehr

abwenden sollte. Denn Claudia wollte Dagon's eidechsenhaften Seelenbewegungen die schwerthafte Stärke ihrer Augen geben.

Aber was half es ihr. Alle ihre Kraft verpuffte nur wie nasses Pulver, da Dagon's Schicksal feindlich gegen ihr Schicksal gerichtet war.

Raum waren beide in Amerika gelandet, so erhielten sie die Nachricht, daß Dagon seinen Vater verloren habe und wegen wichtiger Erbschaftsangelegenheiten nach Deutschland zurückkehren müsse.

Claudia konnte nicht umkehren; sie hatte eben ihr erstes Kind geboren und lag zu Bett. Und Dagon entglitt ihr, wie sie es immer erwartet hatte. Der Dzean trennte sie bald. Sie, die keine Stunde ohne ihn sein wollte, war gezwungen, ihm von einem Welttheil zum andern nachzuflagen. Und als Dagon später Claudia nachkommen ließ und sie in Europa erwartete, hatten sie nicht den Dzean hinter sich gelassen, als sie sich wieder die Hände reichten. Zwischen ihrer beider Augen blieb der erste Dzean der Trennung, und viele Dzeane folgten, die sich einer an den andern reihten. Denn Dagon hatte Claudia von da ab mit der und jener Frau betrogen, mit der und jener Freundin. Wenn sie auch immer Geständnisse aus ihm herauslockte, das Urversprechen einer Treue, einer männlichen Festigkeit, auf der ihre schwarzen Augen ruhen wollten, konnte sie Dagon nie abringen.

Claudia warf sich dann auf die Arbeit. Sie hatte studiert, hatte ihr Examen gemacht. Sie wurde Ärztin und arbeitete an Dagon's Seite unentwegt und damals noch ungelähmt. Sie tat ihre Arbeit gern, um ihren Mann zu ihrem Schuldner zu machen. Denn Dagon hatte kein Vermögen geerbt, wie sie beide es erwartet hatten. Dagon's Geschwister hatten es vermocht, den sterbenden Vater zu veranlassen, seinen leichtlebigen Sohn zu enterben, ihn nur auf Pflichten zu setzen, und dieses Geld sollte Claudias Kindern und nicht Dagon ausgezahlt werden.

Sie verdiente nun neben ihrem Mann, denn sie hatten beide hohe Lebensansprüche. Die Lust um Dagon wurde immer trüber. Er blieb halbe Tage

fort, ohne daß Claudia wußte, wo er war. Sie erfuhr immer wieder von neuen kleinen Leidenschaften zu Frauen aller Kreise, die Dagon fesselten und die er ausleben mußte.

Er selbst spaßte nur darüber, als wären seine Liebeserlebnisse nicht mehr als kleine Warzen an der Hand, die kommen und gehen und dem Wohlergehen nicht weiter schädlich sind.

Bei jedem neuen Erlebnis ihres Mannes hoffte Claudia, es würde das letzte sein. In jener Zeit war es einmal, daß ihr die Geduld plötzlich riß und sie ein Messer nach Dagon schleuderte, das in der Tür stecken blieb. Und endlich mußte sie erkennen, daß ihres Mannes Seele, wenn sie nach ihr griff, immer ihrer Hand entglitt, so wie man den feinen Wüstensand nicht in der Hand behalten kann; denn wenn man die Faust zudrückt, rieselt dieser ewig bewegliche und ewig erhitzte Sand durch die Fingerrißen, und wenn man die Faust öffnet, hat man nichts in der Hand.

So war das Herz Dagon's in der Hand Claudias. Wenn sie es noch eben festhielt, — es war nicht mehr da, wenn sie die Hand öffnete und nachsah.

Darüber wurde ihr eigenes Herz dürr. Es wurde von den Leiden und Schmerzen und von der Leidenschaft versüßt wie getrocknete Datteln, die zuckriges Fleisch um einen steinharten Kern tragen. Den Stein in Claudias Herzen löste nichts auf. Der Stein saß im süßen Fleisch unbeweglich, und das süße Fleisch welkte und dörrte.

Da wurde eines Tages Claudia von Verzweiflung gepackt. Ich war damals nicht in ihrer Nähe und hörte nur aus Briefen meiner Freunde, daß jene Frau ihrem Mann Gleiches mit Gleichem vergolten und sich einen Freund genommen hatte, einen jungen Kaufmann, mit dem sie fortgereist war, um ihre gereizten Gefühle zu beschwichtigen. Später hörte ich, daß sie diesen Freund wieder verlassen, ihr und Dagon's Kind zu sich genommen habe und in verschiedenen Weltteilen allein herumreise. Sie hatte nach dem Tode ihrer Mutter ein Vermögen geerbt, und da ihr die Arbeit

keine Freude mehr machte, lebte sie in dem Genuß des Müßiggangs. Die Liebeslust und die Arbeitslust waren in ihr abgetödet. Sie lebte dem Kinde, das sie fernhalten wollte von dem Unheilschatten jenes Mannes, dem sie glaubte entronnen zu sein.

Er aber lebte wie ein Junggeselle, bald hier, bald dort, in den verschiedensten Städten, vertiefte sich in Wissenschaften, wie er sich in Frauen vertiefte, hastig, blendend und geblendet.

Dann plötzlich eines Tages, als ich in jene Großstadt kam, wo Claudia und Dagon vorher gewohnt hatten, hörte ich, daß beide wieder zusammenlebten. Ich besuchte sie. Da hingen im Korridor große weiße Kränze mit langen breiten Seitenbändern. Dagon glaubte plötzlich eine musikalische Begabung bei sich entdeckt zu haben und hatte öffentlich eigene Kompositionen gespielt und seine ersten Konzerte gegeben.

Seltsamerweise hatten alle Wohnungen, welche jene beiden Menschen bewohnten, den gleichen hellen und lichten Reiz eines glücklichen Heims. Niemand konnte in diesen weiten, behaglichen und lässig vornehm eingerichteten Räumen vermuten, daß hier zwei hausten, die sich marterten. Beider Zartfühligkeit traf sich hier und vereinigte sich im Ausdruck von Möbeln, Spiegel und Bildern. Die innere Zartfühligkeit Claudias gab den Räumen vornehme Ruhe, und die äußere Zartfühligkeit Dagon's gab den Räumen jene unnachahmbare lässige Vornehmheit, die den Besucher glücklich einlullte. Erlesene Bücher, erlesene Kunstwerke und Musikinstrumente tauschten jeden, der nicht eingeweiht war in die Herzensschrecknisse, die sich hier zwischen zwei Lebenskameraden abspielten.

Claudia leitete ihr Haus lautlos, erzog ihr Kind glücklich und wußte sich immer ihren Freunden in ihrem Äußeren reizvoll modisch in Kleid, Haartracht und Schmuck zu zeigen.

Nie fehlen Blumen auf ihrem Teetisch, nie geht bürgerlich langweilige Luft durch ihre Zimmer. Es ist Claudia ein Genuß, wenigstens äußerlich glücklich zu wirken — auf die nicht Eingeweihten, die nicht in ihren schwarzen Augen zu lesen verstehen.

Lange Zeit erschien sie immer als glückliche Gattin, die, leicht die Achsel zuckend, die Lebensweise ihres Mannes hinzunehmen schien. Und viele mögen verblüfft gewesen sein, als Claudia plötzlich mit dem Kaukasier verschwand. Aber nicht einer hatte es ihr beim näheren Hinsehen verdenken können.

Und nun zurückgekehrt, scheint sie die Rolle der Glücklichen nicht mehr harmlos spielen zu können. Dazu ist ihr Gesicht doch zu blaß geworden, und ihre Züge sind wachsmaskenartig erstarrt. Ihre Augen funkeln nicht mehr lebensstrogig. Der Trotz sieht versteinert aus und steckt als Kern in ihrem Herzen.

Am Weihnachtsabend, als ich bei Claudia und Dagon mit einigen Gästen eingeladen war und jene Frau uns alle unter den brennenden Weihnachtsbäumen ihres Salons beschenkte, da schien es für Sekunden, als könnte doch vielleicht das Wachs ihres Gesichtes nochmals weich werden und schmelzen. Dann aber, als es während des Abendessens klingelte und unter den Geschenken, die von Bekannten geschickt wurden, auch Aufmerksamkeiten von einigen Damen waren, deren Gunst Dagon in letzter Zeit errungen hatte, da sah ich, wie Claudia zu frieren begann. Trotzdem die Zimmer von der Wärmeleitung und den Weihnachtskerzen heiß waren, bat sie, daß man die Fenster schließen möchte, die eine der eingeladenen Damen geöffnet hatte. Die Gepeinigte fror von innen heraus. Ich glaube, sie muß ihr Herz in diesem Augenblick so schmerzend gefühlt haben, wie man in der Winternacht das Eisen einer Türklinke brennend kalt fühlt, wenn man die Hand darauf legt.

Dagon hat schon längst keine Geheimnisse mehr vor seiner Frau. Das letzte Schamgefühl ist zwischen ihnen gefallen. Im Gegenteil, er will, daß Claudia nichts fühlen soll und nichts mit ihm teilen soll als die Lust, die ihm seine Abenteuer geben. Sie soll die Lust an dem Verbrechen, das er an ihrer Liebe begeht, sich selbst verleugnend mit ihm genießen.

Wieder haben jetzt beide eine Wohnung, in der kein Hauch von Unglück zu spüren ist. Die hellen weißen und himmelblauen Gemächer, mit gelbseiden ver-

schleierten elektrischen Lampen und voll mit Bildern und Büchern und von zierlichen asiatischen Nippes belebt, sind wie eine irisierende Haut über einem Pfuhl von pechschwarzem Wasser.

Aber die einzige tiefe Empfindung, die man in diesen hellen und gefälligen Räumen erlebt, kommt nicht von den Büchern in den Schränken und nicht von den Kunstwerken aus, sie geht aus von den unglücksglänzenden schwarzen Augen Claudias; diese Augen, denen das Weinen schon längst kein Trost und keine Erlösung mehr ist, glänzen vor Schmerzen.

Bald nach dem Weihnachtsfest sah ich Claudia bei einem Besuch wieder. Sie stand an ihrem Teetisch und trug über dem schwarzen Seidenrock eine goldgelbe Seidenjacke, die war von einem etwas dunkleren Goldgelb als die Schleier ihrer Lampen. Sie schien Ruhe und Wärme auszuströmen, und ich fragte mich erstaunt: was geht in ihr vor? Ihre Augen waren entkräftet und schienen außerhalb des Zimmers traumwandelnd herumzugehen. Ich erfuhr dann, daß sie krank sei, sie hustete, sie hatte Fieber. Es war eine rein äußerliche Krankheit, und Claudia trug diese Krankheit wie ein Weihnachtsgeschenk des Himmels mit sich. Sie, die einstmals so stark war, daß sie nicht für den Tod geboren schien, freute sich, daß ihr Fieber täglich stieg, freute sich, daß ihre Augen erlöschen wollten. Und wenn man sagte, daß sie sich pflegen mußte, lächelte sie nur. Sie erwartete das Sterben und freute sich.

Der Tod kam nicht. Die Schwäche ging vorüber. „Weshalb?“ fragte sie erschrocken.

Sie lebt jetzt immer noch im selben Hause mit dem, mit dem sie einst gerungen und gekämpft hat. Sie lebt kampflos jetzt. Beide sehen sich täglich, aber sie sprechen sich wenig. Claudia weiß nie, wohin Dagon geht, wenn er abends seinen Frack anzieht. Sie will es auch gar nicht wissen.

Und er fragt nicht, wenn Claudia ins Theater fährt, wohin sie geht. Und das ist vielleicht noch schmerzlicher für sie zu ertragen, daß er sie gehen läßt, wohin sie will.

Das Kind, ihre Tochter, ist bald erwachsen und sieht und versteht und hört alles. Und das ist das Allerschmerzlichste für Claudia.

Der selbstherrliche Mann schont die beiden Frauen nicht, nicht die Tochter und nicht die Mutter. Er lächelt über sie hinweg, plaudert zu den beiden von seinen Erfolgen bei den Frauen, will, daß sie mit ihm über die Scherze, die er mit dem Liebesleben und seinem eigenen Herzen treibt, lachen sollen.

Und Dagon lächelt sein allesverschlingendes Lächeln, wenn die beiden Frauen ihm ausweichen. Wenn die beiden Frauen anklagen, lächelt er und verschlingt ihre Anklagen. Wenn die beiden Frauen ihn morden wollen, lächelt er und verschlingt ihre Mordgedanken.

Er ist liebenswürdig, spaßhaft; er ist nie mürrisch. Er ist nur launenhaft verschlossen, wo er sich fürchtet zu sprechen, weil er sich bei aller lächelnden Offenheit nie ganz offen gibt.

Seine lächelnde Offenheit ist ein Abgrund, in den er die Offenheit der andern hineinlockt. Und er sieht lächelnd zu, wie Menschen in diesen stürzen, die er angelockt hat. Er lächelt und gleitet über die Angstblicke, die er sehen mußte, hinweg.

Welches ist das Schicksal, das ihn ereilen wird? Wo ist die Grenze, die seiner Unendlichkeit im Grausamsein gesetzt ist?

Seht, dieses sind die Blicke, die als einziges Leben aus den Augen Claudias starren. Will sie sein Ende erleben, und ist sie deshalb noch nicht gestorben? fragte ich mich. Das ungeheuerliche Ende, die ungeheuerliche Todesstunde, die in der Brust Dagon's das lächelnde Herz voll Ungeheuerlichkeiten töten wird, die ihn und sein allesverschlingendes Lächeln aus der Welt schaffen wird, — wartet Claudia darauf? —

Als wir zu den Eulenkäfigen kamen, trug ich diese letzte Frage in mir. Da saßen wie seltsame weiße und graue Federgruppen die Eulen, diese weichen, lautlosen Nachtgeschöpfe, auf den Ästen abgestorbener Bäume hinter den Gitterstäben. Einige konnten die Köpfe ganz rund um den Nacken drehen. Andere spitzten die fächerartigen Ohren. Aber alle saßen da wie ausge-

stopfte Federbälge. Die einen hatten wunderbar silberweißes Gefieder, und es wirkte jeder weiße Vogel wie eine einzige ungeheuerliche Riesenschneeflocke. Andere graue Eulen waren wie ein dicker Ballen Spinnweben. Und wenn sie nicht manchmal die Köpfe rundum gedreht hätten, so daß das Gesicht nicht auf der Brust, sondern plötzlich auf dem Rücken stand, so hätte man in ihnen kein Leben vermutet.

So sahen die Eulen aus, als wir von weitem an die Käfige kamen. Aber als wir nähertraten, da verschwanden die Federkörper. Da standen nur in der Luft über den abgestorbenen Baumästen paarweise ungeheuerliche schwarze Augen. Augen, die so groß und rund in ihrer Schwärze starrten, als müßten sie alles und nichts sehen; als könnten sie die Tiefe des ganzen Weltalls umfassen, alle Schmerzen und Trostlosigkeiten der Abgründe des Lebens.

Während sich alle meine Freunde beim Näherkommen über die Federn, die Haltung, die Kopfwendungen der Eulen ereifert hatten, wurden sie jetzt stumm. Und nur Claudia, die vorher stumm gewesen war, als wir die Eulen zuerst erblickten, wurde jetzt vor den Eulenaugen laut und begeistert.

„Haben diese Vögel nicht die schönsten Augen der Welt? Da sprechen die Menschen immer von glohenden Eulenaugen, und ich finde, es sind die feierlichsten, ausdrucksvollsten, geheimnisreichsten und schicksalsschwersten Blicke, mit denen nur je ein lebendes Wesen auf die Welt herabsehen kann. Solche Augen möchte ich haben,“ setzte Claudia hinzu. „Wie ich diese Tiere um ihre Augen beneide! Auf was warten sie nur, diese Eulenaugen?“ —

Als wir uns später unter dem schwerhölzernen, blutroten chinesischen Tor am Ausgang des Zoologischen Gartens trennten und der Abend schon über den Straßenschächten dunkelnd lag, die elektrischen Lampen in den Straßensuchten aufleuchteten, ging ich einsam heim. Der Himmel wurde immer nachtdunkler, und als ich in den nachtschwarzen Äther sah, der noch sternlos über den Dächern der Häuser stand, erkannte ich in dem schwarzen Himmelsabgrund, den Eulenaugen und

Claudias Augen eine Einheit. In der Nacht und in jenen Augen war kein Blick mehr, den man hätte fühlen können. Sie schienen alles innere Leben hergegeben zu haben. Und nur ein Wille war in ihrer Finsternis. Der: mit stummer Macht den Untergang der Lebenden, auf die sie herabsahen, zu erwarten.

Nächtliche Schaufenster

Wenn ich spät nach Mitternacht in der Potsdamer Straße nach Hause ging, eilte ich mich meistens nicht sehr, denn die Nachtluft kam mir erfrischend entgegen. Sie war wie ein Wanderer, der aus Grenzwäldern über Flüsse und Seen herkam und über Berlin hinschritt. Und während ich von einer Laterne zur andern ging, war die Nachtluft schon über die Provinz Brandenburg fortgezogen an die Elbe, an den Rhein, und im Vorübergehen hatte sie mich leicht verhext und hatte mir Meilengedanken gegeben, so daß ich darnach nicht mehr zwischen Laternen weiter ging, sondern fort über mich selbst.

Auf einer Plakatsäule sah ich in einer Nacht einen großen Tigerkopf. Darunter stand „Indien in Berlin“. Der gefleckte Tigerkopf sah aus gelbem Bambusröhrchicht heraus und war ein praller Kagenkopf; über ihm lag ein bleichblau gemalter Himmel.

Eine Weile schien mir dann, als ginge ich durch indische Dschungeln, indessen ich doch nur auf dem Streifen breiter Pflasterplatten wandelte, die sich als eine lange Zeile in der Mitte des Bürgersteiges hinzogen.

Die vielen offenen und dunkeln Schaufensterscheiben glitzerten neben mir wie mondbeschienene Gewässer auf, ähnlich den heimlichen Tränkestätten von Raubtieren, die unhörbar durch die Dschungel schleichen. Eine Autohupe brüllte manchmal in einer Nebengasse. Dieser Laut wurde mir fast zu Löwengeheul. Und schleifte der Gummireifen eines vorbeisauenden Autos

mit surrendem Laut über den glatten Asphalt des Fahrdammes, dann waren da in der Vorstellung galoppierende Dickhäuter, pfauchende Nashornherden und aufgeschreckte Scharen von Nachtvögeln, die vorbeisegten.

Ich blieb an einem Schaufenster stehen. Das kannte ich gut. Dort stand ich immer eine Weile in jeder Nacht und nahm mir vor dem Schlafengehen Zeit, die lebende gefiederte Ware einer Vogelhandlung zu bedauern.

Da waren chinesische Nachtigallen in Drahtkäfigen mit roten Schnäbeln und grüngelber Brust. Und smaragdgrüne Sittiche aus Australien und afrikanische Finken, silbergrau wie deutsche Schwalben mit korallenroten Schnäbeln. In einem Käfig allein saß eine deutsche schwarze Amsel, und ein anderer Käfig war voll mit zitronengelben Kanarienvögeln. Da waren auch Käfige mit Turteltauben, deren Federleib war silbrig und weiß wie Holzasche.

Alle diese Vögel saßen in ihren Drahtzellen wie bestrafte Verbrecher. Die meisten von ihnen waren zwar im Käfig geboren, aber ich mußte nachgrübeln, was wohl ihre Vorfahren in China, Afrika, Australien begangen haben mochten, daß ihre Kindesfinder hier, verbannt und gefangen, im Schaufenster der Potsdamer Straße ihre Lebenstage verbringen mußten.

Das elektrische Licht der nächsten Straßenlaterne sah schrecklich grell durch die glänzenden Drahtstäbe der Gitter auf die dünnen geschlossenen Augenhäute der kleinen unruhigen Schläfer. Das scharfe unnatürliche Licht mußte noch den Schlaf der Gefangenen schmerzhaft machen. Und die brüllenden Autohupen, deren Fahrzeuge mit Gedröhn während der ganzen Nacht die große Stadt durchrauten, mußten die feinen musikalischen Ohren der Singvögel noch im Schlaf quälen.

Vögel, die gewöhnt sind, in lauschigen Buschverstecken in der Urstille ewiger Wälder zu nisten, zu picken, zu flattern und die grünen Dämmerungen der Blättergehäuse alter Bäume zu durchfliegen, hatten hier einen kaum fußbreiten Raum zwischen den bligen-

den Metallgittern. Aber sie schienen sich sanft und gütig zu bescheiden und schienen mir weiser zu sein als ihre gefangenen Wärter.

Einmal hatte ich am Tage hier an dem Schaufenster um die Mittagstunde mit den Händen in den Taschen einen armen, ganz dürstig gekleideten Arbeiter stehen sehen. Der schien sich in das Leid der Vögel hineingedacht zu haben. Er sah andächtig jedes Tierchen an und war verwundert, wie mir schien, daß diese schönen geflügelten Geschöpfe kein besseres Schicksal hatten als das des Gefängnisses. Nicht einmal ihren Gesang konnten sie genießen. Denn es singen die verschiedenen Vogelarten zu gleicher Zeit lärmend durcheinander. Es sang der Weltteil Afrika, der Weltteil Australien, der Weltteil Asien. Die Spitzen der Flugfedern am Schwanz und Flügeln haben sich die Vögel an den Gittern abgestoßen. Am Tag fallen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und nachts reißen sie sie auf vor Schrecken und gequält von dem stechenden, kaltweißen Vogenlicht der Straße und von den wütend jagenden Automobilen.

Um zwei Uhr, drei Uhr, vier Uhr nachts rücken die armen Vögel immer noch unruhig hin und her, zu müde, um wach sein zu können, und zu wach gehalten, um einschlafen zu können.

Ich kam mir unbehaglich wie ein großer wandelnder Turm vor, solange ich vor den winzigen Vögelchen stand, und so ging ich weiter, an den Glaswänden der Schaufenster entlang. Es ist da auch ein Blumenladen, den eine Dame besitzt, die am Tage immer mit schönen frauenhaften Bewegungen frische Blumen dort ausstellt, geschmackvoll in Vasen und Körben geordnet, und die ein Band oder ein Buch in die Nähe der Blumen legt und an den grauen Wandschirm, der im Hintergrund des Schaufensters steht, ein Bild hingängt, das einer beliebten Tänzerin, oder einen alten Kupferstich, darstellend eine längst verstorbene Prinzessin.

Hier erhole ich mich etwas von meinem Leid. Vielleicht leiden abgeschnittene Blumen ebensoviel wie eingesperrte Vögel. Aber sie sind nicht Fleisch und

Blut, und deshalb leide ich bei ihnen ebenso wenig, als ich mit meinen Haaren leide, wenn ich sie schneiden lasse.

Wie gerne möchte ich einer Einbrecherbande angehören, dachte ich neulich. Die müßte aber nicht einbrechen des Diebstahls wegen, sondern der Ordnung wegen. Dann würde ich nachts die Thür der Vogelhandlung aufbrechen und mit meinen Spießgesellen alle Käfige herausholen. Fliegen würde ich die Vögel nicht lassen. Sie würden sonst verhungern und erfrieren. Ich würde aber die Thür auch des Blumenladens aufbrechen, und dort in der lauwarmen Luft wollte ich alle Futternapfe der Vögel zwischen die Schalen der Anemonenvasen stellen, zwischen die Körbe voll Hyazinthen, zwischen die dicken Efeufränze und um den hohen Krug, darin die Weidenruten voll Silberfäßchen stecken. Und über den Töpfen der Mimosen bei den gespenstig geformten Figuren der Orchideenblüten und bei den geisterhaft weißen Bechern der Callablüten, dort würde ich die fliegenden Bewohner von Afrika, Australien und Asien es sich wohl sein lassen.

Einige Häuser weiter von dieser Blumenhandlung ist, ehe ich zu meiner Haustüre komme, noch solch ein erotischer Sklavenmarkt. Dort sitzen im Schaufenster neben kleinen Affen und Papageien in winzigen Käfigen weiße Mäuse und in Gläsern Laubfrösche.

Kein Schaufenster von ganz Berlin ist am Tage so von Leuten aller Stände besucht wie dieses, an dem ich immer vorüber muß, wenn ich aus dem Hause trete. Dort habe ich Bekanntschaft gemacht mit einem Mammosettäffchen. Ich habe keine Ahnung, warum das Tier Mammosett heißt. Aber der Name steht auf einem Zettel am Käfig. Und ich denke immer, der Name müßte von Mimose kommen, da das Tier von mimosenhafter Empfindsamkeit ist. „Wird sehr zahm“ steht auch daneben. Das glaube ich gern. Gewöhnlich, wenn die Tiere sehr zahm geworden sind, sterben sie weg, wie jenes Pferd, von dem der Bauer behauptete, daß es von der Luft allein leben könnte, und das starb, als es sich eben ans Hungern gewöhnt hatte.

Mammosett erschien um die Weihnachtszeit im Schaufenster. Trotzdem es in diesen Tagen Lawinen schneite, blieben alle Leute stehen, um Mammosett zu betrachten. Das winzige, nur handgroße Äffchen ist „das kleinste Äffchen der Welt“, — das steht auf dem Zettel am Käfig. Aber ich finde, trotzdem hätte man Mammosett nicht in einen Kanarienvogelkäfig sperren dürfen. Denn auch seine Winzigkeit verlangt Bewegung und Freiheit. In den ersten Tagen sprang das Tierchen wie irrsinnig in seinem Käfig herum, ähnlich den weißen Tanzmäusen in den Nebenkäfigen, die Tag und Nacht um eine Spule rennen. Die kamen mir immer vor wie kleine tanzende Derwische, die heftig rund herum rennen, damit sie eines Tages tot umfallen und so aus der Gefangenschaft des Lebens befreit sind.

Ich erkundigte mich in der Tierhandlung, was Mammosett kostet. Aber ich hörte am selben Tag von einer Dame, daß diese Äffchen, wenn sie zahm werden, alles zerreißen, was ihnen unter die Finger kommt. Seit ich das weiß, möchte ich auch hier beim Mammosettäffchen Einbrecher werden und Mammosett befreien. Und ich hab mir schon eine Geschichte ausgedacht, wie dieses Mammosettäffchen, frei gelassen, alle seine Mitgefangenen, die Papageien, die Mäuse und die Laubfrösche, und zuletzt den Tierhändler selbst in kleine Stückchen zerreißen würde. Vom Tierhändler müßte das Äffchen jeden Tag nur ein Stückchen abreißen, einmal ein Ohrläppchen, einmal einen Nasenflügel, einmal einen Haarschopf, bis der Tierhändler daläge wie ein zerstückelter Brief im Papierkorb.

Jetzt, nach zwei Monaten, ist das Äffchen in seinem Käfig ruhiger geworden, „zahm“ würde der Tierhändler sagen. Ich sage „todesmatt“. Es kauert in einem Häufchen Holzwole und knabbert manchmal an einem Kuchenstück und zittert den ganzen Tag.

Auf der Stange des Käfigs, darauf eigentlich ein Kanarienvogel sitzen sollte, kauert mühsam das Äffchen. Die Stange ist zu schmal, und es fällt oft herunter. Wenn es sich in dem winzigen Gitterraum

bewegen wollte, mußte es sich rund um sich selbst bewegen wie die weißen Mäuse und mußte irrsinnig werden. Weil es aber ein sanftes Tierchen ist, so will es keines irrsinnigen, sondern eines sanften Todes sterben. Es wird also scheinbar zahm, das heißt, es sitzt auf einem Fleck und stirbt langsam ab.

Wenn ich die nächtlichen Straßen hinauf und hinunter sehe, so scheinen mir die menschlichen Häuser auch nichts anderes als steinerne Käfige zum Zahmen werden und zum Absterben.

An einer Straßenecke stand während zweier Monate in jeder Nacht um zwei, drei, vier Uhr eine und dieselbe Frau. Sie war gekleidet wie eine Hausmeisterin in ein einfaches Hauskleid und hatte nur ein wollenes Tuch über dem Kopf und über der wollenen Manteljacke. Armselig, aber atemlos lauernd, stand sie immer am selben Fleck. Sie wartete nicht auf jemanden, aber sie horchte nach jemandem hin. Sie horchte nach der Richtung einer Haustüre hin. Sie war eine vertrocknete, abgearbeitete Frau, die sich durch Spionage einen Nachtverdienst machte, das erfuhr ich eines Abends. Im Haus aber, das sie behorchte, sang oft in der Nacht im Oberstock eine Frauenstimme.

Wenn ich mit Freunden dort vorbei ging, oder wenn ich allein aus Theatern und Gesellschaften kam, immer stand diese Aufpasserin an dem Gitter des Vorgartens, angewurzelt wie ein Baum. Immer horchte sie nach jener Haustüre hin, aber nicht immer sang die Frauenstimme in der einzelnen Villa.

Eines Abends, als ich eben wieder von meiner Vogelhandlung und von dort zur Blumenhandlung und von dort zum Mammosettäffchen gewandert war, kam eine vornehme Dame aus dem Schatten eines Haustores. Sie schien mir wie von der Nachtluft aus irgendeiner fremden Stadt hergeweht auf die Potsdamer Straße. Vielleicht hatte sie mich schon längst beobachtet und hatte mich bei den gefangenen Vögeln, dann bei den gefangenen Blumen und jetzt bei dem gefangenen Äffchen stehen sehen.

„O, mein Herr,“ sagte sie, „darf ich Sie um einen Dienst ersuchen?“ Und ihre Stimme war wehklagend

wie die Stimme einer Gefangenen. „Würden Sie mir den Gefallen tun, jene Frau dort um die Ecke anzureden und zu fragen, warum sie immer Nacht für Nacht dort steht, und wer sie dort hingestellt hat zum Aufpassen.“

„Gern,“ sagte ich. „Ich bin selbst neugierig, es zu wissen.“

„Ich werde Sie hier erwarten,“ sagte die erregte Dame. Ihre Brust hob und senkte sich, und ihr zitternder Atem kam wie ein feiner Nebel aus ihrem Schleier und verflüchtigte sich in der eisigen Nachtluft.

Dieser feine graue Hauch aus den Lippen der sichtbar Geängstigten, trieb mich zur Eile an.

Ich ging und zwang meine Schritte, daß sie möglichst gleichgültig schienen. Ich bog um die Straßenecke und ging dort zuerst an dem horchenden kleinen ältlichen Weib vorbei. Ich sah sie gar nicht an. Dann wendete ich wieder einige Schritte um und ging langsam denselben Weg zurück. Dabei betrachtete ich die Aufpasserin genau, denn sie sah mir unter der Laterne, wo sie stand, ins Gesicht.

Ihr dumpfrottes dickes Kopftuch war ein wenig vom Schädel zurückgerutscht, und sie sah mit dem grauen platten Haar elend und armselig aus. Aber ihre kleine Stirn hatte etwas hartnäckig Ausdauerndes wie ein Stein, den man vergeblich auf Steine stößt und der nicht zerspringt. Mager und blutleer, ausgefältet von ewigen Nachtfrosten, stand sie dort. Aber nicht zusammengekauert vom Elend, sondern verzweifelt, halbstarrig wie ein Nagel, der spitz aus einer Kiste heraussteht, und an dem sich alle Vorübergehenden die Kleider zerreißen. Der Nagel aber weicht nicht, er sticht und reißt jeden in die Haut, der unvorsichtig in seine Nähe kommt. So stand diese Gestalt seit Monaten von Mitternacht bis zum Morgengrauen und wich nicht und änderte ihren Standplatz nie.

Sie hatte keinen wirklichen Blick in ihren Augen. Trotzdem sie mich anstarrte, schien sie mich nicht zu sehen. Sie horchte nur, immer weilte ihre Aufmerksamkeit nur in ihren Ohren. Man merkte es ihr aber

an, daß sie geschäftsmäßig, auf Bestellung und für Bezahlung da stand, denn sie zeigte in Haltung und Miene ärmlich weiblichen Pflichteifer.

„Sagen Sie mir,“ fragte ich laut und dabei lächelnd und blieb eine Sekunde im Gehen stehen, „warum um Gottes willen warten Sie Nacht um Nacht bis zum Morgen hier? Ich habe Sie nun schon oft beobachtet. — Dürfen Sie es nicht sagen?“ fuhr ich fort, als sie schwieg. Sie hatte mich einen Augenblick von der Seite angesehen, beinahe ebenfalls belustigt wie ich, dann aber starrte sie mit abgewendetem Gesicht nach einer andern Himmelsrichtung, wie ein Hund, den man anredet, und der fortsieht und sich besinnt, ob er böse werden soll oder nicht.

„Na, wenn Sie es nicht sagen wollen,“ sagte ich gedehnt und wartete, um ihr Zeit zu lassen. Sie aber sah immer starr in die Seitenstraße und rührte sich nicht.

„Wenn Sie nichts sagen dürfen —,“ lachte ich und ging langsam und nahm mir vor, wenn nicht heute, dann doch morgen von neuem zu fragen. Aber diese Frau würde sicher nie antworten, sagte ich mir zugleich. Sie mußte ihr Geld verdienen und verdiente es nur, wenn sie schwieg und horchte. Mir schien, man hätte ihr ein Stemmeisen zwischen die Lippen stoßen können, sie hätte keinen Laut von sich gegeben und den Mund nicht geöffnet. Dieses war mein Eindruck. Welch schrecklicher Gefangenwärter war sie! Und wessen Gefängnis mochte sie bewachen? —

Ich bog in die Seitenstraße und ging bis zur Potsdamer Straße zurück. Dort fand ich die Dame im Schatten eines tiefen Haustores, auch stand ein Automobil am Straßenrand, dessen Tür offen war.

Ich schüttelte von weitem den Kopf, und die Fremde nickte und kam mir entgegen. „Ich wußte, daß diese Kreatur nichts verraten würde,“ klagte die Dame enttäuscht. „Ich habe sie neulich bereits selbst gefragt und habe sie befragen lassen, aber sie antwortet nie mandem. Sie bewacht nämlich die Haustüre einer unglücklichen Freundin von mir. Und ich möchte wissen, ob der ungetreue Mann meiner Freundin oder andere

Leute diese reinste aller Frauen beobachten lassen, um sie in Verdacht zu bringen.“ Sie dankte mir dann und entschuldigte sich und ging zum Auto, das ein Privatwagen war. Ich hatte das Fahrzeug vorher in meiner Überraschung, und da ich in Gedanken am Schaufenster bei dem Mammosettäffchen gestanden hatte, gar nicht bemerkt. Der Wagenschlag wurde vom Kutscher zugeworfen, und die Dame flog wie der Nachtwind aus meiner Sehweite fort. Ich stand und wunderte mich eigentlich gar nicht. Denn daß ein Geheimnis, eine Grausamkeit, eine Ungerechtigkeit mit der geheimnisvollen nachtwachenden Kreatur drüben um die Straßenecke in Verbindung stand, das hatte ich mir schon lange gedacht.

An einem der nächsten Abende begleitete ich eine mir befreundete Dame vom Künstlertheater nach Hause, und da es eine sternhelle Nacht war, wollte meine Begleiterin nicht fahren, sondern sie wollte schlendern und die Nachtlust atmen. Wir kamen in der Nettelbeckstraße an dem Schaufenster eines Juweliers vorbei, das die ganze Nacht über beleuchtet dasteht. In diesem Laden gibt es nur alte Schmucksachen, alte Familienschmuckstücke, Familiensilber, altmodische Fingerringe. Da sind viele ergraute Perlen, müde gewordene Edelsteine, graue matte Rosensteine in grauen, trüb gewordenen Silberfassungen.

Wir standen und ließen unsere Augen wühlen und freuten uns, uns gegenseitig zu überraschen mit unserer Vorliebe für die verschiedenen Steine, indem wir in allen Verstecken des Schaufensters nach besonders edlen Fassungen und besonders schönen Schmuckstücken suchten.

Bei diesem lässigen Spiel kam mir der Gedanke, daß die alten Schmuckwaren hinter der Glasscheibe mehr Sorge als Freude in sich trügen, und daß das Schaufenster aussah wie voll Gefangener, die da, herausgerissen aus ihren Lebenswegen, warten mußten, bis sie aus dem Fenster befreit würden, bis sie wieder an warmen Menschenhänden, an zarten Frauennacken, in Frauenhaaren und an Frauenwangen leuchten, aufleben und frei sein durften. Denn das Leben der

Steine beginnt erst, wenn sie in Schönheit getragen werden, bei festlichem Licht und festlichem Blut.

Und ich mußte bei den alten gefangenen Edelsteinen an die Schaufenster voll gefangener Vögel, Blumen und Affen denken.

Ich sagte dieses zu meiner Begleiterin, und im Anschluß an die Erzählung von meinen nächtlichen Schaufenstern berichtete ich ihr auch mein Erlebnis mit der Dame und der Aufpasserin, die jenes Haus allnächtlich bewachte.

Meine Freundin wollte sofort, daß wir die Aufpasserin besuchen sollten. Wir kamen dann vor jenes Haus, aber wir vermieden die Häuserseite und gingen unter den winterfahlen Bäumen der anderen Straßenseite am Rande eines schwarzen Kanalwassers entlang.

Wir sahen die Frau wieder horchend am Eisengitter des Vorgartens stehen, oben aber in der Villa, deren Tür die Aufpasserin ins Auge gefaßt hatte, waren zwei erleuchtete Fenster.

Meine Begleiterin, die ein sehr feines Gehör besitzt, sagte plötzlich zu mir: „Hören Sie doch, im Hause singt eine Frauenstimme!“

Wir standen hinter einem breiten Baumstamm still, und in den Pausen, die zwischen dem Lärm vorüberfahrender Autos nur sekundenweise eintraten, hörten wir einen wundervollen Gesang. Dazu die feine Begleitung eines Instrumentes.

Ich hätte die Autos aufhalten mögen, die sich immer wieder an dem Kanal und der Baumreihe entlang stürzten und die mich nur kleine Stücke des großen Liedes auffangen ließen.

„Eine Sängerin,“ sagte meine Begleiterin mit begeisterten Augen. „Und zwar muß es eine große Sängerin sein, denn ihre Stimme ist herrlich.“ „Sie singt,“ sagte ich, „sie singt so erschütternd und ergreifend. Es ist, als schluchzt sie die Töne, als wäre sie eine weinende Quelle in einem heiligen Hain, wo die Bäume dunkel und feierlich nicht rauschen dürfen, solange die Quellenstimme singt.“

Wir standen lange still. Dann verdunkelte sich oben

das eine Fenster, und für einen Augenblick erschien der dunkle Umriss einer schön gebauten Frauengestalt hinter dem Vorhang, die in Haltung und Wuchs edel war wie ihr Lied. Es war eine hoheitsvolle mütterliche Erscheinung. Der Kopf schien in den bestirnten Nachthimmel zu schauen, und mir war, als trüge sie noch die Rhythmen des Liedes wie große Schwingen an ihrer aufgerichteten Gestalt. Das Aufpasserweib unten am Vorgarten stierte hoch und ging langsam, wie beunruhigt, einige Schritte von der Haustüre fort. Dann wurde nach einer Weile das Licht oben ausgelöscht. Das Haus lag wie ein toter Käfig bei den andern Häuserkäfigen. Und die Aufpasserin stand wieder an ihrem Platz wie eine Schildwache. Wir gingen dann weiter. Meine Begleiterin war nachdenklich geworden. Sie schien im Geist in jenes Haus eingebrungen zu sein, um die bewachte und singende Frau dort auszuforschen. Aber sie schien dabei ebenso wenig eine Antwort zu bekommen wie ich damals, als ich die Aufpasserin in jener Nacht gefragt hatte.

„Sie ist unglücklich und kann dabei noch singen, wunderschön singen, verstehen Sie das?“ fragte sie mich dann.

„Das tun die Nachtigallen auch, die unglücklich sind, wenn sie eingesperrt sind, sie singen um so schöner, je dunkler es um sie wird,“ mußte ich erwidern. „Aber warum ist sie bewacht, wenn sie engelrein ist, wie ihre Freundin sagte? Verstehen Sie das?“ fragte sie mich hartnäckig weiter.

„Der Schuldige belauert immer den Unschuldigen. Ihr Mann soll ihr untreu sein, hat jene Dame neulich nachts gesagt,“ suchte ich zu erklären.

„Aber warum trennen die beiden sich nicht, warum? Können Sie mir das erklären?“

„Das kann ich nicht erklären,“ sagte ich darauf.

„Aber Sie müssen es mir erklären,“ bat meine Begleiterin ängstlich. „Ich fühle, ich kann in dieser Nacht nicht schlafen und werde immer an jene singende Frau denken müssen, die ihren Gram, ihren Herzkummer und ihre Einsamkeit sich fortsingen muß.“

Und welche Stimme, dachte ich bei mir: so singen

nur die Erzengel vor Gottes Thron, so mächtig, wenn sie aufweinen über die Schmerzen der Welt.

„Erklären Sie mir das Geheimnis! Erklären Sie mir, wie kann man Ungerechtigkeit erdulden, ohne sich zu wehren?“

„Wie wehren sich die gefangenen Singvögel, wie wehren sich wehrlose Frauen? Sie singen aus Notwehr, wenn sie Stimme und angeborene Musik in sich tragen; sie singen sich ihr Weh vom Leibe. Sie singen sich vom Gift der Qualen frei. Anders wehren sich die, die innerlich singen können, nie.“

An eine Sechzehnjährige

Wenn ich an Oda denke, wird mein altes Herz süß wie eine Blume, die man sich gedankenlos zwischen die Zähne steckt und am Stiel hin und her dreht, während man eine selbsterfundene Melodie ohne Anfang ohne Ende, nur einem selbst hörbar, vor sich hinsummt.

Oda ist knapp sechzehn Jahre alt.

Die Luft um Odas Augen ist ohne Licht, nicht bloß, weil Sechzehnjährige eine Binde tragen, da sie mit dem Leben noch Blindenfuh spielen, sondern weil die Sonne, die so viele Millionen Jahre alt ist, für dieses Alter gar nicht aufgehen mag. Denn sie hat für dieses Alter gar kein Licht, das jung genug wäre.

In Odas Nähe reizt mich vor allem immer eine gewisse natürliche und doch jungfräulich mystische Dunkelheit, in der Oda sich selbst Licht spendet. Nur ein zerstreutes Licht ist um sie, nicht mehr als um ein Kufen im Ei, ehe es die Schale zerbrochen hat.

Und doch — wie glänzen Odas mohnrote Augen! Ich behaupte, die Jugendliche hat mohnrote Augen. Ich fühle Röte und viele Träume in ihren Augen, Träume, wie nur ein Opiumraucher sie haben kann.

Wenn Oda dieses lesen würde, würde sie finden, daß ich alles das, was ich von ihr schreibe, über mich selbst schreibe. Denn sie glaubt sich klar zu sehen wie

eine Photographie. Das mag sein, ich gebe ihr recht. Ich beschreibe nicht Oda's Augenbild, sondern ihr Wirkungsbild.

Ich habe noch niemals Frauen sehen, sondern stets nur fühlen können. Ich fühle sie mit den Augen, fühle sie mit den Ohren, fühle sie mit dem Blut.

Liebe Oda, da du dich also nicht fühlen kannst, wie das Feuer sich nicht als heiß und hell fühlt, das Wasser sich nicht selbst als naß und weich fühlt, — so mußt auch du, wenn du dieses einmal über dich lesen wirst, mir glauben, wie du von mir gefühlt wirst.

Du möchtest Schauspielerin werden, und ich zittere für dich, daß du Wege gehen mußt, die dich weglos von einem Kometen in eine Irrwelt werfen können.

Aber du willst, und alle wollen mit dir, was du willst. Und wenn ich das bedenke, müßte ich eigentlich nicht mehr für dich zittern, denn deine Wege können höchstens Umwege, aber keine Abwege werden, wie ich dich kenne. Wenn du nur immer weißt, daß du willst.

Du kommst und setzt dich, wenn alle Damen in deiner Mutter Teestunde schon, eifrig plaudernd, das Zimmer unruhig wie ein auf und ab wankendes Fahrzeug machen. Du setzt dich mit deiner sechzehnjährigen Mädchenruhe in einen leeren Divanwinkel und hast deine Glieder, wie nackt ohne Kleid, ohne Bewußtheit, mitgebracht und hast nicht deinen Körper vergessen, wie viele der viel zuviel gekleideten Damen es tun.

Dein Mund redete noch nicht, auch deine Glieder reden noch nichts. Du fühlst auch noch nichts. Und du bist da in deiner Dunkelheit vor mir, von deiner Mutter mit Sorgfalt in einfache zarte Kittel aus Seide gekleidet. Neulich war es grüne, herbgrüne Seide, deren Grün nichts gemein hatte mit Pflanzen oder Metallen oder Tierfarben. Es war ein fernweltliches Grün, weil aus dir ein Erlebnis strahlte. Du kamst aus einer Welt her, wo eine grüne Sonne geschienen hatte, und davon warst du noch feierlich zartglänzend und lieblich leuchtend.

Du sitzt auffällig in deiner Unauffälligkeit vor mir, und ich höre alles, was du nicht redest, lauter als

rundum die glänzenden Reden der Sprechenden. Dein Herz aber ist flüssig, wenn es so, nichts sprechend, mit uns allen und mit niemandem spricht. Während uns die Teetassen in den Fingern zittern und der Witz der Nachbarn uns benachrichtigen will von Geschehnissen, die uns anfallen, bald kalt, bald glitzernd von Neugier, Eitelkeit und geistreicher Gewandtheit, bist du, Oda, verschwunden und wieder erschienen. Es rief dich irgendein göttlich zweckloser Zweck.

Neulich, als ich zum erstenmal seit Jahren wieder zu euch zu Besuch kam, war es der kleine zahme Kanarienvogel, den du in der Hand brachtest und mir auf den Armel setztest; und du lachtest, als ich verwundert aufschaute.

Warum brachtest du nicht alle Kanarienvögel der Stadt, damit ich dich hätte tausendmal lachen hören können! Ich sah den zahmen kleinen Vogel kaum, ich fühlte nur mein Herz schmerzen, weil du nur so kurz gelacht hattest, und weil, wenn du laut wirst wie die andern, ich dann unendlich viel Wirklichkeit von dir erleben möchte, von deinem unwirklichen und noch weltfernen Dasein.

Bei meinem zweiten Besuch fand ich dich, ein Tabakhäufchen zwischen zwei Fingern zu einer kleinen Kugel drehend, am Schreibtisch deines Vaters, und du stopfstest eine kleine japanische Silberpfeife, die du dann rauchtest. Und du lachtest wieder kurz auf, als ich aus dem Nebenzimmer von den andern fortgegangen war, von Tee und Musik, und dich fand. Wie ein Eichhorn in einem Waldbusch versteckt, so kauertest du auf der Ottomane unter dem blauen Nebel des Tabakrauches und ließest dich nicht stören. Du lachtest einmal nur dieses kurze, gestoßene Lachen, und wieder schmerzte durch einen kleinen Ruck mein großes altes Herz, weil du einmal und nicht tausendmal lachen konntest. Weil die Lust so kurz ist, die du anschlägst und auflöschst.

Warum schmerzte aber mein Herz nicht, als du ein andermal am gleichen Schreibtisch, ans Telephon gerufen, mit einem jungen Kameraden lachtest? Er wollte dich mit andern jungen Damen abholen und zum Eisplatz zum Schlittschuhlaufen begleiten. Hinter dir aber

stand dein Vater wie ein lang gen die Zimmerdecke gezeichneter Schatten und lächelte und war neckisch und sagte dir, da du um eine Antwort am Telephon verlegen warst, daß du absagen müßtest. Der Bursche am Telephon sei faß und nicht klug genug für dich. Du lachtest kurz auf, aber ich fühlte nichts bei diesem Lachen, diesmal nicht den Seufzer, nicht den zitternden Wunsch, dich noch mehr lachen zu hören.

Und wieder an einem andern Sonntag, zu einer andern Nachmittagsteestunde, als ein Freund eures Hauses, ein beweglicher, nicht alter, nicht junger Mann, vor dir hockte und vom Theater plauderte und du in einem Sessel, an die hohe Lehne zurückgedrückt, vor dem Sprecher saßest, da zitterte Schrecken in mir. Denn der Erzähler war ein gewandter Frauenverführer, und er war geistreich, weltlustig und zielte mit seinen Augen auf dich wie ein geübter Revolverschütze auf eine Scheibe. Und wie eine Zielscheibe flach lehntest du, in den Sessel tief zurückgedrückt, an der Sessellehne, und diese deine Stellung war jenem Mann Triumph genug. Und gleich wandte er sich an deine Mutter und machte den Vorschlag, dich mit ihm die Probe eines neuen Stückes besuchen zu lassen, der er bewohnen wollte.

Und ich sah seinen vorgebeugten, glattrasierten Kopf, der wie ein Straußenei unterm Kronleuchter glänzte, und sah, wie er mit Eifer deine Mutter davon überzeugte, daß diese Theaterprobe dir nützen würde für deine Theaterkenntnis, die du dir aneignen möchtest.

Und es wurde verabredet, daß du an einem der nächsten Morgen um elf Uhr in seine Loge kommen solltest, um die Probe zu sehen. Er hob den Zeigefinger und sagte:

„Aber es darf kein Geräusch gemacht werden, denn die Regie ist streng, und es darf eigentlich niemand wissen, daß wir zur Probe kommen. Aber im dunkeln Theaterraum und in der finsternen Loge wird niemand uns finden, wenn wir ganz leise sind.“

Ich sah dich bereits im Geist lautlos in jener dunkeln Loge und fühlte, wie du neben deinem Verführer im Dunkeln kaum zu atmen wagtest aus Lust am

Theater, wie jener aber kaum zu atmen wagte aus Lust an dir.

Es waren drei Tage bis zu jenem Tage der Verabredung, die du, Oda, mit dem andern hattest. Und in jeder Nacht von diesen beiden Nächten, die zwischen den drei Tagen lagen, wachte ich auf und horchte. Ich hörte zuerst nur ferne Automobile durch die todstillen Straßen surren. Ich fühlte aber dann, wie sich die Häuser auflösten und wie sie ihre Mauern und ihre Steine nach mir warfen. Die ganze große Stadt steinigte meine Brust. Ich stöhnte, und morgens erwachte ich wie zerschlagen. Und mitten am Tage in meiner Arbeit wollte ich ans Telephon gehen. Es war mir, als müßte ich deine Mutter rufen und weiter nichts zu ihr sagen als: „Hilfe, Hilfe!“ wie einer, der ein Unglück sieht und ratlos ist.

Zufällig hörte ich dann später von deiner Mutter, du würdest doch nicht zu jener Theaterprobe gehen. Aber ich glaubte es nicht. Warum glaubte ich es nicht? Warum atmete ich nicht auf? Ich glaubte es nicht, weil du ja doch deine Umwege oder Irrwege gehen mußt, wie wir alle sie gingen, denn keine andern führen ins Leben.

Als ich nach Wochen wieder einmal zu deinem Vater kam, nötigte er mich, zum Mittagessen zu bleiben. Ganz flüchtig sollte der Besuch sein, denn wir hatten nur geschäftlich zu sprechen.

Du warst mit deiner Mutter in der Stadt, und ihr machtet an diesem Tage andere Besuche und wart nicht zum Essen zu Hause.

Dein kleiner Bruder Nickel, der flinke und geweckte Junge, sprang mit seinem graublonden Lockenkopf mitten beim Essen vom Tisch auf und holte plötzlich den kleinen Kanarienvogel aus dem Bauer und setzte ihn auf das Tischtuch. Dort spazierte das hellgelbe Vögelchen zwischen dem weißen Porzellan und den Kristallgläsern und um das Silbergeräte und pickte und lugte mich mit einem Auge an.

Der kleine Kanarienvogel war erbärmlich anzusehen. Ein Beinchen war ihm gebrochen, das schleifte er nach sich. Aber der Bruch war schon geheilt und

schmerzte ihn nicht mehr. Doch sein Köpfschen war ganz kahl. Er hatte alle Federn am Kopf verloren, und man sah, was man sonst nie sehen konnte, die großen Ohrlöcher des Vogels zu beiden Seiten des Köpfschens. Sie waren im nackten Schädel wie Löcher, durch die eine Kugel gegangen war.

Wieviel hat dieser Vogel gefühlt mit diesen Ohr-
löchern? Wieviel Weh- und Wohlllaute zogen durch
den kleinen Schädel in das Herz ein?

Er hat Oda lachen und weinen gehört. Er hat Oda
tanzen gehört und auch gehört, wie sie aufstampfte im
Zorn. Er hat Oda besungen, wenn er andächtig wurde.

So gerupft gehen wir alle aus der Lebensandacht
hervor, dachte ich bei mir. Früher oder später zieht
das Herz einen geknickten Fuß nach. Oder man ver-
liert die Locken des Mutes.

Nach dem Essen, als ich noch einen Augenblick in
deines Vaters Schreibzimmer im Ledersessel saß, laß
und rauchte und auf deinen Vater wartete, der sich
zum Ausgehen umzog, da tönte des gerupften blank-
schädlichen Vögeleins Singstimme aus dem Neben-
zimmer.

D, er sang, als wäre er gerührt über sich selbst.
Er sang so schmelzend und zärtlich, als hätte dein
Bruder Nickel einen Spiegel geholt und der Kanarien-
vogel hätte sein verunglücktes Bild im Glase gesehen.
Und er sang, um den trauernden gerupften Vogel im
Spiegel zu trösten, sein lebenssüßestes Lied. Denn er
erkannte sich selbst nicht und glaubte für einen Fremden
zu singen.

Da hätte ich gewünscht, Oda, du hättest mit meinen
Ohren hören, mit meinen Augen sehen können.

Ich habe Wiedersehen gefeiert mit eigenem Leid.
In deinen sechzehnjährigen Augen sehe ich meine
eigenen Gebrechen wie in einem Spiegel, alle Wun-
den, die mir das Leben angetan.

An einem der nächsten Abende, zu dem ich mich mit
deinen Eltern verabredet hatte, wurde ich zu Hause
bei mir ans Telephon gerufen.

Als ich Antwort gab, rief mir eine Stimme zu:
„Ich bin es!“

„Wer?“ fragte ich ahnungslos.

„Ich, ich, ich,“ riefst du mir zu, und es belustigte dich, daß ich deine Stimme nicht gleich erkannte.

Wie seltsam, daß ich deine Stimme nicht wiedererkannte!

Aber da lachtest du das kurze Stoßlachen, das immer wieder zu rasch auslöscht.

Da erkannte ich dich wieder.

Noch oft im Leben werde ich dich nicht erkennen, wenn du sprichst, aber ich hoffe, daß ich dich immer erkennen werde, wenn du lachst.

Zur Stunde der Maus

In einer Stadt der Provinz hatte ein Südfrüchthändler einen Laden eingerichtet, der sich über einem tiefen Keller befand, zu welchem eine Falltüre hinunterführte.

Aus diesem Keller kamen jede Nacht die Mäuse in Scharen in die Südfrüchthandlung herauf. Sie nagten dort die schönen, in Seidenpapier eingewickelten Kalvillenäpfel an, sie fraßen Datteln und Feigen, Rosinen und Bananen und schonten auch nicht die jungen Gemüse und die Maltakartoffeln. Keine Ware, die sich in der Südfrüchthandlung befand, war vor den kleinen zudringlichen Nagetieren zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang sicher.

Solange nachts Lärm auf den Straßen war und die Wagen fuhren, hielten sich die Mäuse noch still im Keller. Aber sobald es Mitternacht geschlagen hatte und es still in jener Straße wurde, kamen sie in Scharen, vergnügten sich an den süßen Vorräten und feierten wahre Freßorgien, deren Spuren den Südfrüchthändler jeden Morgen beim Betreten des Ladens in Verzweiflung setzten.

Den Laden zu räumen und einen anderen zu beziehen, das ging nicht gut an, da hier im Mittelpunkt der Stadt ein gutes Absatzgebiet war und dem Händ-

ler durch einen Umzug wahrscheinlich viele Kunden verloren gegangen wären.

Und so versuchte er, sich auf alle Weise gegen die Mäuse zu schützen. Er schaffte sich Katzen an, aber er mußte sie wieder abschaffen, da es vorgekommen war, daß die Tiere in der Nacht den Ladenraum verunreinigt hatten und der Geruch davon, der am Morgen nicht auszutreiben war, die Käufer entsezt hatte.

Er schaffte sich dann Hunde, Rattenfänger, an. Aber diese stürmischen Tiere schlugen in den Nächten ein wildes Gebell auf, wenn sie hinter den Mäusen herjagten, und sie warfen dabei, wenn sie über die mit Obst gefüllten Körbe sprangen, Früchte und Körbe über den Haufen, so daß der Händler auch die Hunde wieder abschaffen mußte, weil die Nachbarn sich über das nächtliche Gebell beschwert hatten und der Schaden, den die hegenden Hunde anstifteten, dem Schaden der Mäuse gleichkam.

Gift gegen die Mäuse zu legen, war nicht ratsam, da die halbvergifteten Tiere das Gift über die Eswaren verschleppen konnten und dann großes Unglück durch die Vergiftung von Früchten hätte entstehen können.

So blieb dem armen, von Mäusen geplagten Südfrüchthändler nichts übrig, als sich um Mitternacht, zur Stunde der Maus, in den Ladenraum zu begeben und, versehen mit einem Stock, seine Fruchtkörbe selbst zu bewachen und durch Händeklatschen und Fußstampfen die eindringenden Mäusescharen zu verjagen.

Er allein konnte nicht Nacht um Nacht wachen, und so teilte er sich mit seiner Frau in die Nachtwachen. Aber dieses ermüdete auf die Dauer die beiden sehr.

Da kamen sie auf den Gedanken, eine entfernte Verwandte, die gerade eine Stellung suchte, zu sich ins Haus zu nehmen, damit diese die Mäusewache jede dritte Nacht übernähme.

Der Südfrüchthändler hatte es sich aber zur Pflicht gemacht, manchmal nachzusehen, wenn das junge Mädchen die Wache hatte, ob es nicht eingeschlafen wäre.

Er traf das Mädchen aber niemals schlafend an,

denn es vertrieb sich die Zeit mit Lesen von Balladen und Romanzen, für die es eine Vorliebe hatte.

Mit der Zeit waren dem Händler die Augenblicke, die er zur Stunde der Maus mit dem jungen Mädchen verplauderte, wenn sie im Laden zusammen hinter die Körbe schauten, um die kleinen Ladenräuber zu verjagen, oder wenn sie ihm eine ihrer Romanzen vortrug, die sie bald alle auswendig kannte und die sie bei der Nachtwache laut hersagte, damit sie mit ihrer Stimme die Mäuse verjagte, — so zur angenehmen Gewohnheit geworden, daß er die Minuten im Laden unbewußt immer länger ausdehnte und sich eines Nachts klar wurde, daß er sich in das junge Mädchen verliebt habe.

Das kam, als das junge Fräulein ihn eines Nachts, da er wieder lange ihren Balladen zugehört hatte und noch eine Romanze zu hören wünschte, daran erinnerte, es sei Zeit, daß er wieder hinauf ins Schlafzimmer zu seiner Frau ginge. Und sie hatte lachend hinzugesetzt, sie wisse, daß er recht glücklich verheiratet wäre.

Dabei hatte sie den Kalvillenapfel, den er als den schönsten für sie ausgesucht und ihr für ihren Balladenvortrag zum Geschenk gemacht hatte, vorsichtig wieder in das schützende Seidenpapier eingewickelt und hatte ihn auf die Apfelpyramide zurückgelegt, von wo ihn der Händler genommen hatte.

„Für mich sind weniger schöne Äpfel auch gut genug. Auch wird sich vielleicht Ihre Frau ärgern, wenn ich den besten Apfel, der im Laden ist, aufesse.“

Als sie dieses gesagt, hatte sie leise geseufzt, und der Mann war aus dem Laden gegangen. Vorher hatte er ihr noch lachend zugerufen:

„Natürlich bin ich glücklich verheiratet, sogar sehr glücklich.“

Aber seit dieser Stunde, seit dieser Versicherung seines Glückes, war der Mann von einer Unruhe geplagt, die ihn unglücklich machte. Es war ihm, als habe er im Augenblicke der öffentlichen Feststellung seines Eheglückes den Gipfelpunkt dieses Glückes schon überschritten. Denn er war abergläubisch und glaubte

bestimmt daran, daß er mit dem Eingeständnis seines Glückes sich ein Unglück ins Haus eingeladen habe. Er war aber zugleich ein ehrlicher und treuer Mann, der seine ihm angetraute Frau niemals betrogen hatte, und dessen Herz heftig erschreckte, als es zur Stunde der Maus seine Augen dabei ertappte, wie sie mit Wohlgefallen an dem Gedichte vortragenden Mädchen im mitternächtigen Laden hängen geblieben waren, so daß er die Zeit und den Schlaf vergessen konnte.

Das junge Geschöpf mit seinen erdbraunen Augen und seinen tabakfarbenen Haaren paßte gut zwischen die Pyramiden von Blutorangen und goldgrünen Zitronen und neben die weinduftenden Ananasfrüchte. Und oft am Tage, wenn der Südfrüchthändler die Kunden bediente und das Mädchen gar nicht im Laden anwesend war, schien ihm, als ob in den leichten flachen Holzschachteln die plattgepreßten gedörrten Malagatrauben oder die in Silberstanniol eingewickelten spanischen Mandarinen den gleichen Duft ausströmten, der ihm vom Nacken jenes Mädchens, von den feinen Haarwurzeln ihrer tabakbraunen Locken entgegengeströmt war und den er deutlich kannte von den Augenblicken, da sie beide zur Stunde der Maus hinter den Säcken mit Maltakartoffeln und hinter den Körben voll von afrikanischem Blumenkohl mit Stöcken nach den Mäusen geschlagen hatten.

Des Händlers Unruhe wuchs allmählich, besonders seiner Frau gegenüber, die er wirklich aufrichtig liebte und die er mit seiner Untreue nicht betrüben wollte.

Er wußte sich keinen Rat mehr, wenn er sich auch vornahm, das junge Mädchen zur Zeit, da es Wache hatte, nicht mehr im Laden aufzusuchen. Doch nützte ihm das nicht viel, denn er traf es am Tage, und er konnte nicht daran denken, es fortzuschicken, weil es für die Nachtwachen unentbehrlich war; und er hätte auch gar keinen Grund gehabt als den seiner Zuneigung, den er aber natürlich kaum sich selbst eingestehen wollte und den er noch weniger jemand anderem offenbaren konnte.

Es geschah auch, daß, wenn er dem Mädchen jetzt am Tage auf der Treppe oder im Ladenraum oder in

seiner Wohnung begegnete, er ein kühleres Gesicht aufsetzte, um seine Gefühle mit Gewalt zu verleugnen. Und ihm schien es dann, als ob das junge Mädchen durch sein verändertes Wesen verletzt wurde, und daß es ihn leicht verächtlich behandelte.

Es war ihm in der Erinnerung unangenehm, daß er zu dem Mädchen gesagt hatte, er sei glücklich, sehr glücklich. Er fand es roh und häßlich, daß er glücklich sein sollte, während das junge Geschöpf glücklos war und die Lebenstage nur für die bezahlte Arbeit kommen und gehen sah.

Bei einem größeren Einkauf einer Warensendung, die er immer in der nächsten Hafenstadt, wo die Frachtschiffe aus dem Süden ankamen, machen mußte, wurde ihm der Vorschlag unterbreitet, ein Zweiggeschäft in jener großen Seestadt zu gründen, damit er die durch die Verpackung und Reise schon etwas beschädigten, aber noch guten Obstvorräte, denen eine Eisenbahnversendung nicht gut bekommen würde, an Ort und Stelle absetzen könnte.

Der Händler ging mit Freuden auf dieses Geschäftsunternehmen ein. Und da ihn die Fruchtversteigerungen oft nach der Hafenstadt gerufen hatten, so fand auch seine Frau es ganz in der Ordnung, wenn ihr Mann dem neuen Zweiggeschäft in der Hafenstadt vorstünde, wogegen sie den Laden in der Provinzstadt weiterführen wollte.

Für die Festtage des Jahres hatten die Eheleute verabredet, sich zu besuchen. Da aber die Frau zur Weihnachtszeit nicht von dem Laden abkommen konnte, erwartete sie der Mann erst zum Neujahrsabend, zur Silvesterfeier.

In der ersten Zeit der Trennung war der Südfrüchthändler von seinem neuen Geschäft so in Anspruch genommen, daß er weder seine Frau noch das junge Mädchen, das nach wie vor in dem Laden in der Provinz die Nachtwache hatte, vermißte.

Aber als das neue Geschäft im Gang war und sich eintönig abwickelte, kehrten seine Erinnerungen doppelt heftig zurück, und die Gerüche der Früchte im Laden, die ihre Süßigkeit durch die Luft verbreiteten, erweck-

ten wieder, besonders, wenn er abends den Laden geschlossen, seine Rechnungsbücher durchgesehen und zugeklappt hatte und sich der Beschaulichkeit und dem Träumen überlassen durfte, das Bild des Mädchens und den Duft ihres Leibes, wie er ihm begegnet war vormalß zur Stunde der Maus.

Er merkte, daß er sich sogar einzelner Verse jener Balladen und Romanzen erinnerte, die sie immer in der nächtlichen Stille im Kreis der Fruchtkörbe vorgetragen hatte, und die ihn auf ferne Inseln und zu fernen Ländern, unter fremdartige Bäume, zu feurigen und fremdgearteten Menschen versetzt hatten, deren Sprache voll auffallender Leidenschaftsworte lebhaft leuchtete, wie die Farben der Südfrüchte, die von den nüchternen Eisensäulen des Ladens, von den fahlen Kalkwänden und vom strengen Kassenspult wie bengalische Feuer abstachen, die man im nüchternen Tageslicht abbrennt.

Wenn der Mann dann aus dem Laden in sein Zimmer in einem der höher gelegenen Stockwerke des Hauses kam, wo er jetzt ohne Weib haufen mußte, gingen die Düfte der südlichen Länder, die an seinem Rock haften, mit in seine Träume. Und er umarmte in seinem Schlaf nicht sein Weib, sondern er zog das junge Mädchen an sein Herz, während ihm ihre Brüste wie zwei frische Kalvillenäpfel entgegendufteten.

Und besonders zur Stunde der Maus lag er oft auf dem Kissen wach, mit den verschränkten Armen unter seinem Kopf, und stellte sich seinen Laden in der Provinz vor, wo eine der Gaslampen brannte und sie, die er ersehnte, mit hochgezogenen Beinen auf dem Drehstuhl beim Ladentisch saß und ihre Balladen sprach und dazwischen aufsprang und nach einer Ecke schlich, wo überall Mausefallen waren, die aber den Mäusen so bekannt waren, daß keine mehr Lust hatte, sich fangen zu lassen.

Dann sah er, wie sie sich bückte und eine Falle, die von selbst zugeklappt war, wieder aufstellte, wobei sie vielleicht den Vers hersagte:

Ein Held, deß' Herz wie Feuer war,
Ritt durch die Wälder sieben Jahr.

Verschwiegen hat er sieben Jahr,
Daß er ein Fraß der Flammen war.

Bald mußte sich der Händler auch am Tage mit seinen verliebten Träumen beschäftigen. Und der Gedanke, daß seine Sehnsucht die Ersehnte vielleicht herziehen könnte, wollte nicht mehr von ihm weichen.

Er nahm sich endlich vor, einen Brief zu schreiben und seiner Frau zu sagen, daß er eine Hilfe im Laden brauche, und daß er nicht immer die Ladentüre abschließen könne, wenn er stundenlang zu den Fruchtversteigerungen gehen müsse, und er wollte ganz harmlos im Briefe bemerken, daß sie ihm jene Verwandte schicken sollte.

Er hatte den Brief im Geist vielleicht tausendmal abgefaßt, nachts und am Tag. Wo er ging und stand, schrieb er diesen Brief in Gedanken.

Aber er konnte sich nicht entschließen, die Feder in die Hand zu nehmen, die Tinte und das Briefpapier. Er wäre sich wie ein Verräter vorgekommen, Verräter an der Treue, die er seiner Frau halten wollte, und Verräter an seinem Herzen, das ehrlich bleiben wollte.

So schrieb er diesen Brief nur mit den Augen in die Luft. Er schrieb ihn abends stundenlang, wenn er seine Rechnungen abgeschlossen hatte, unter die Summen der Zahlen ins Hauptbuch, in das er brütend starrte. Er schrieb den Brief mit den Augen auf die Kistendeckel der Orangensendungen, wenn er das Kistenbrett in der Hand hielt und in Gedanken anstarrte, statt es in eine Ecke zu stellen. Er schrieb den Brief auf die rötlichen blanken Schalen der Blut-orangen. Er schrieb den Brief an die leeren Kalkwände seines Verkaufsgewölbes, und er las ihn am Tag hundertmal, während er Früchte in die weißen Tüten hineinzählte, die er den jungen Mädchen und Frauen zureichen mußte. Auf allen Frauenhänden, die die Fruchttüten aus seiner Hand empfingen, las er jenen Brief, den seine Augen unaufhörlich schrieben.

Aber wie man sich scheut, mit bloßen Füßen durch brennendes Feuer zu gehen oder die bloßen Hände in helles Feuer zu legen, so scheute er sich, seine Hände und seinen Willen dazu herzugeben, den Brief

zu schreiben und abzusenden, den Brief, der die heimlich Ersehnte zu ihm bestellen sollte.

Der Gefolterte suchte sich mit der Zeit die brennende Sehnsucht nur dadurch ein wenig zu erleichtern, indem er tat, als ginge er auf die Forderungen seines Blutes scheinbar ein. Er ging, wenn es ihm seine Zeit erlaubte, in die Warenhäuser und kaufte Dinge für sein Zimmer ein, die er sonst nie für sich gekauft hätte, und die er aufstellte wie zum Empfang für diejenige, die er noch nie empfangen hatte. Er kaufte Kissen für das Sofa, unnütze Vasen, in die er Blumensträuße stellte, die er aber verwelken ließ wie die Stunden seiner Träume. Er kaufte romantische Bilder, mit denen er die Wände schmückte, kaufte Balladen- und Romanzenbücher, die er auf ein Bücherbrett aufreihete. Er kaufte Weingläser, eine Porzellanschale für Kuchen, eine Kristallschale für Früchte und eine große seidene Bettdecke.

Er kaufte sich neben seinen gewöhnlichen Zigarren, die er täglich rauchte, eine Schachtel bester und teuerster Havannastengel, die er nur dann rauchen wollte, wenn der ersehnte Besuch gekommen sein würde.

Mit diesen und noch mancherlei Einkäufen beschwichtigte er das still schwellende Sehnsuchtsfieber, das in ihm umging wie ein unheimlicher Feueratem, der ihn entfachen wollte.

Aber den Brief, den er hätte schreiben müssen, schrieb er nicht.

Oft, wenn ihm ein Besuch angezeigt wurde, fuhr er erschreckt zusammen und dachte, jenes Mädchen könne plötzlich auf seiner Türschwelle stehen, gerufen von den lautlosen Hilfeschreien seines geknebelten Herzens.

Zum Silvester kam dann, wie es verabredet war, seine ahnungslose Frau zu ihm zu Besuch.

Sie war, seit er den Laden in der Hafenstadt aufgemacht hatte, noch nicht bei ihm gewesen. Und als er sie jetzt vom Bahnhof abholte und in sein Zimmer führte, wo von der Decke eine rosa Glasampel hing, die er angezündet hatte, da schlug die gute Frau er-

staunt die Hände zusammen und vergaß, den Hut und den Mantel abzulegen. Sie drehte sich auf einem Fleck, mitten im Zimmer stehend, um sich selbst und ließ die zerbrechlichen feinen Vasen mit Blumen auf sich wirken, die schönen gebundenen aufgereihten Bücher auf dem Bord, den Porzellanteller mit Kuchen, die Kristallschale mit Früchten, die vielen romantischen Bilder an den Wänden. Und als sie zuletzt gar die gleißende Seidendecke auf dem breiten Bett bemerkte, da gingen ihr gerührt die Augen über, und sie umarmte ihren Gatten und bedankte sich, daß er so zärtlich alles für ihren Empfang hergerichtet hatte.

Der sagte nichts und umarmte seine Frau wieder. Denn während er diese Dinge zum Schmuck des Zimmers alle eingekauft und aufgestellt hatte, hatte er auch da nie mit Bewußtsein und Offenheit sich eingestanden, daß er dies nicht für seine Frau, sondern für das junge Mädchen tat.

Er hatte wie ein Schlafwandelnder gehandelt, getrieben von einer inneren Lust, sein Zimmer zu schmücken, handelnd zwischen Wachen und Träumen. Und wie er nun seine Frau, die er immer noch treu liebte und vor der er sich keine untreue Handlung vorzuwerfen hatte, umarmte, schien es ihm wirklich einen Augenblick als wahrscheinlich, daß er für sie und sich zur Silvesterfeier und zum Wiedersehen das Zimmer so sorgsam und festlich geschmückt hatte.

Am Abend gingen Mann und Frau mit Bekannten in eine Weinstube, und dort tranken sie, bis es zwölf Uhr schlug und das neue Jahr anbrach. Und von Glühwein und Bowle erhitzt, wurde der Südfrüchthändler lustig und ausgelassen, wie ihn seine Frau selten gesehen hatte.

Als nun das neue Jahr mit vielen „Prosit“ empfangen worden war, sehnte sich die Frau aus dem lärmenden Kreis der Menschen fort und dachte an das schön geschmückte Zimmer, das sie beide erwartete, das ihr Mann mit so viel Zärtlichkeit hergerichtet hatte, und wo sie ihm jetzt mit gleicher Zärtlichkeit zu danken wünschte.

Sie zupfte ihren Mann am Ärmel, aber der schien

an gar kein Nachhausegehen denken zu wollen und trank immer seinen Freunden zu und ließ sich zutrinken und bestellte neuen Wein.

Aber es waren auch noch andere Frauen im Kreise, die auch heimzugehen wünschten, und die Frauen verabredeten sich untereinander und standen auf und setzten ihre Hüte auf und zogen ihre Mäntel an und traten dann angekleidet vor die im Tabakrauch und Weindunst laut schwagenden Männer und baten sie, heimgeführt zu werden.

Die Männer wollten auch folgsam alle gehen. Nur der Südfrüchtenhändler wollte ans Aufbrechen nicht denken. Der saß auf seinem Stuhl fest und behauptete, er ginge nicht zur Stunde der Maus nach Hause, denn da gingen Gespenster bei ihm um.

„Was für Gespenster?“ fragten ihn alle.

„Mäuse und junge Mädchen,“ entfuhr es dem etwas Angetrunkenen.

Die Männer lachten und warfen sich zwinkernde Blicke zu. Die Frauen aber trieben beharrlich zum Aufbruch an.

Die Frau des Südfrüchtenhändlers war bei der Rede ihres Mannes plötzlich blaß und zitternd geworden, und auf der Straße zog sie ihren Gatten auf die Seite:

„Was hast du da geschwast von Gespenstern, von Mäusen und jungen Mädchen, die bei dir umgehen? Nun weiß ich es, für wen du das Zimmer so festlich geschmückt hast! Jedenfalls nicht für mich.“

„Was?“ sagte der unschuldige Mann. „Was habe ich von jungen Mädchen gesagt?“ und er hielt seinen Hut in der Hand und ließ die eisige Nachtluft seinen erhitzten Kopf abkühlen. „Du glaubst wohl gar, daß ich junge Mädchen nachts bei mir empfangen?“

„Ja, was soll ich denn anderes glauben?“ wimmerte die weinende Frau und drückte ihren Muff vors Gesicht. „Du hast es ja selbst vorhin vor allen Freunden gesagt, daß zur Stunde der Maus junge Mädchen bei dir umgehen.“

„Da habe ich im Weinnebel Dummheiten gesprochen,“ verteidigte sich der Mann. „Mein Zimmer hat nie-

malß ein anderer Frauensfuß betreten als der deinige, mit Ausnahme des alten Weibes, das dort Ordnung macht und täglich die Stube reinigt."

"Ist das wahr?" sagte die Frau des Südfrüchthändlers und sah ihren Mann an und zog ihn am Arm, damit er ihr ins Gesicht sehen sollte.

"Ich schwöre es dir," beteuerte er. Aber er sah sie nicht an, sondern starrte hinauf in den Himmel, wo die Sterne wie Pyramiden aufgehäufter goldener Früchte glänzten.

Die Frau atmete auf und lachte sich selbst aus, daß sie so schnell Übles gedacht hatte von dem, den sie immer als rechtschaffen und treu gekannt hatte. Und sie nahm sich jetzt erst recht vor, zärtlich zu ihm zu sein, da er nun doch das Zimmer nur für sie so schön geschmückt hatte.

Zu Hause, als sie den Mantel abgelegt, sah sie, wie ihr Mann, nachdem er nach der Uhr gesehen, nach einem der Balladenbücher griff und es vom Bücherbord herunterlangte. Und statt sich auszuleiden, streckte er seine Beine auf dem Sofa aus und schlug das Buch auf und las für sich.

Die Frau entkleidete sich inzwischen und kämmte ihr Haar am Spiegel aus, schlüpfte dann ins Bett unter die seidene Bettdecke und verhielt sich eine Weile måuschenstill, um abzuwarten, bis ihr Mann ausgelesen hatte.

Nach einer Weile klappte er das Buch zu, und sie sah, wie er sich aus einer bisher ungeöffneten Zigarrenschachtel eine große Zigarre holte und diese anzündete. Und als sie den fein dustenden Rauch roch, dachte sie bei sich: so gute Zigarren raucht er doch sonst nicht. Die hat er auch zu meinem Empfang gekauft.

Und sie nahm jede Rauchwolke, die er von sich blies, als eine Huldigung dar.

Dabei kam ihr der Gedanke, daß sie eigentlich noch gern einen Schluck schwarzen Kaffee getrunken hätte. Und da fragte sie ihn:

"Hättest du nicht auch gern ein Täßchen Kaffee zu deiner guten Zigarre?"

Da stand er auf und ging zu einem kleinen Kre-

denzschrank, holte eine neue vernickelte Kaffeemaschine und zwei winzige Mokkaassen, stellte sie auf den runden Tisch unter die Ampel und goß Spiritus in den Brenner, nahm aus einer Büchse gemahlene Kaffee und schickte sich an, den Kaffee zu bereiten, von dem sie gesprochen.

Sie sah vom Bett aus mit Erstaunen seinen Händen nach, und plötzlich schienen ihr die Hände des lautlosen Mannes, die da am Tisch handelten, die gespensterhaften Hände eines Traumwandlers zu sein. Und sie fühlte mit den Augen einer liebenden Frau, wie das Herz dessen, der da umherging, nicht im Zimmer anwesend war. Sie wurde wieder bestürzt und ratlos und fühlte, daß Gespenster umgingen hier im Zimmer zur Stunde der Maus, so wie es ihr Mann vorher beim Wein gesagt hatte. Zugleich wußte sie auch, daß ihr Mann sie niemals belügen konnte. Und sie schaute in die fremde Welt des fremdgeschmückten Zimmers, wo sie den, den sie liebte, nicht mehr erkannte. Nur wie ein Gespenst saß er dort auf dem Sofa. Auch sein Rauchen war unnatürlich und gezwungen. Seine Augen sahen in die Spiritusflamme, die da unter dem Kessel leise fauste, und dabei schienen sie die Flamme doch nicht zu sehen. Seine Ohren schienen auf die summende Kaffeemaschine zu lauschen und schienen doch noch anderes zu hören. Seine eine Hand aber streichelte unausgesetzt und wie abwesend den Deckel des Buches, das vor ihm lag. Und mit eifersüchtigem Liebesinn wurde die Frau von jenem Buche angezogen. Und als das Kaffeewasser kochte und ihr Mann an die Maschine trat, um den Kaffee in die Tassen einzuschenken, da stieg sie leise aus dem Bett und zog, scheinbar harmlos, das Buch vom Tisch an sich. Sie blätterte darin und erkannte sofort, daß es Balladen waren, die jene junge Verwandte, die sie daheim hatte, immer las und vortrug.

Sie wußte jetzt mit raschem Gedankengang plötzlich, wer das Gespenst war, wer das junge Mädchen war, das um die Stunde der Maus im Zimmer ihres Mannes umging.

Sie fühlte, daß seine Gedanken nur bei jener Verwandten weilten, und sie wurde zornig, da sie glaubte, er habe sie in jenen Augenblicken, da er das Mädchen zur Nachtwache im Provinzladen aufgesucht, daheim schon betrogen.

Als der Mann mit der gefüllten Kaffeetasse zu ihr ans Bett trat, wies sie den Kaffee zurück, wandte das Gesicht gegen die Wand und brach in Schluchzen aus. Und auf seine Fragen stürzten ihr Vorwürfe über die Lippen. Aber er konnte ruhig entgegnen, daß kein Wort und nichts zwischen ihm und jenem Mädchen ausgetauscht worden war, was seine Treue hätte in Frage stellen können.

„Es muß aber doch etwas zwischen euch gewesen sein,“ fuhr die Frau hartnäckig fort, „denn ich erinnere mich jetzt, daß du ganz plötzlich deine Aufsicht über die Nachtwachen im Laden abgebrochen hast. Sage mir, was war das letzte Wort, das ihr dort zusammen sprach?“

„Ich sagte ihr, daß ich glücklich, sehr glücklich verheiratet bin,“ erwiderte der Mann nach einigem Nachdenken.

Die Frau sah erstaunt mit tränendem Gesicht zu ihm auf und sagte: „Ich glaube dir's. Aber ich weiß doch, daß sie allein das Gespenst ist, das nach Mitternacht hier umgeht. Kannst du mir wirklich versichern, daß du alles das, die Tassen, die Kaffeemaschine und alle Dinge im Zimmer nur für mich und dich gekauft hast und die andere im Geist niemals neben dir hast sitzen sehen?“

Da sagte er einfach und langsam: „Wenn ich jetzt um diese Stunde an das Mädchen erinnert werde, wird es mir klar, daß ich alles, was du hier siehst, eingekauft habe, um sie und nicht dich zu empfangen. In allen andern Stunden wußte ich nichts davon.“

Da weinte die Frau. Und als ihr Mann sich neben sie aufs Bett setzte und die seidene Decke über sie legte, stieß sie die Decke heftig zurück. Und ihm war es, als habe sie mit dieser Bewegung nach dem Mädchen gestoßen, das er neben ihr heimlich liebte.

Da löste sich sein gefnebeltes Herz auf. Und er

ging und setzte sich in eine entfernte Zimmerecke und bedeckte sein Gesicht mit den beiden Händen.

Gegen Morgen, als das Geräusch der vorüberfahrenden Milchwagen und der ersten Straßenbahn die Fensterscheiben leise klirren machte, rief die Frau vom Bett aus ihres Mannes Namen. Aber als er dann zu ihr trat, brach sie wieder in Weinen aus.

„Es ist dir nichts geschehen und wird dir nichts geschehen, denn ich werde mich nie diesem Mädchen verraten. Meine Gedanken an sie werden mit der Zeit erkalten müssen. Wenn du mich nicht an sie verräthst, werde ich sie vergessen können.“

Und die Frau versprach ihm, wenn sie heimkommen würde, dem Mädchen, das so unschuldig war wie ihr Mann, nicht gram sein zu wollen und über alles zu schweigen, was sie von ihm in dieser Nacht erfahren. Er wußte, was sie versprochen habe, würde sie auch halten.

Nachdem die Frau wieder abgereist war, nahm der Mann bald ein Bild nach dem andern von den Wänden herab und rückte die Vasen in eine Ecke eines hohen Schrankes, wo er sie nicht sehen konnte, rollte die seidene Decke zusammen und packte sie fort. Auch die Balladenbücher nahm er vom Brett und legte sie in eine Schublade, die er verschloß. Denn seit jener Aussprache in der Sylvesternacht war der Geist des Mädchens, der sonst um die Stunde der Maus in seinem Herzen schwül umgegangen war, von ihm ferngeblieben und die stille Leidenschaft starb in dem Mann allmählich ab. Der Händler ging eifrig seinen Geschäften nach, vermied es, die Abende allein zu verbringen, suchte Freunde und Bekannte auf und schien allmählich vollständig zu genesen von dem Liebesalp, der ihn so lange heimlich bedrückt hatte.

Da erhielt er eines Tages ein Telegramm, worin seine Frau ihn bat, schleunigst nach Hause zu kommen, da jener jungen Verwandten ein schweres Unglück zugestoßen wäre.

Der Mann zitterte einen Augenblick, als er das Papier mit der Nachricht in den Händen hielt. Dann aber machte er sich kühl und hart gegen alte auf-

lodernde Gefühle und reiste mit dem nächsten Zug nach Hause.

Die Frau empfing ihn mit verweinten Augen und schluchzte an seinem Hals und sagte ihm, daß das junge Mädchen durch einen plötzlichen Unfall getötet worden war. Dabei aber stotterte sie:

„Du wirst glauben, ich bin schuld an ihrem Tod. Aber ich schwöre dir, ich bin unschuldig.“

Der Mann erstaunte und fragte, welches Unglück sich ereignet habe, und hörte dann von der schluchzenden Frau, daß das Mädchen durch einen unvorsichtigen Schritt in die geöffnete Falltür, die sich im Fußboden des Ladens befand, abends im Dunkeln, als sie eben die Nachtwache antreten wollte, in den tiefen Keller gestürzt war, auf dessen mit Steinplatten gepflastertem Boden man die Unglückliche mit gebrochenem Rückgrat tot aufgefunden hatte.

„Aber wer hat denn die Thür in den Keller aufstehen lassen?“ fragte der Südfrüchthändler entsetzt.

Die Frau verbarg ihr Gesicht an seiner Brust und schluchzte von neuem:

„Ich bin es gewesen, ich. Ich bin wohl an ihrem Tode schuld, aber ich habe ihn nicht absichtlich verschuldet.“

Da durchlief den Mann ein Schauer, und er zog sich aus der Umarmung seiner Frau zurück.

Sie aber klammerte sich fest an ihn und rief verzweifelt: „Als es mir plötzlich einfiel, daß ich die Kellertür offen gelassen hatte, bin ich oben aus dem Zimmer in das Stiegenhaus gestürzt und habe ihr nachgerufen, sie solle nicht in den Laden gehen, da die Falltür zu dem Keller offen wäre. Im selben Augenblick aber hörte ich schon einen Schreckensruf und den polternden Aufschlag eines Körpers im tiefen Gewölbe.“

Die Frau setzte sich auf einen Stuhl und schluchzte in ihre beiden Hände. Und als sie nach einer Weile wieder aufsaß, war das Zimmer leer.

Sie glaubte, der Mann wäre auf den Kirchhof in die Leichenhalle gegangen, um das Mädchen noch einmal zu sehen. Aber er war, ohne Abschied zu

nehmen, in sein Geschäft in der Hafenstadt zurückge-
reist und ließ seine Frau deutlich fühlen, daß er es
nicht glauben konnte, sie habe die Falltür ohne Absicht
offenstehen lassen.

Gleich nach der Beerdigung des Mädchens reiste
sie zu ihm und erklärte ihm noch einmal, daß sie un-
schuldig wäre. Er aber ging wieder aus dem Zimmer
und wollte nicht mit ihr sprechen.

Sie kehrte in den Laden in der Provinz zurück, ver-
zweifelt darüber, daß sie ihren Mann nicht zum Glau-
ben an ihre Unschuld bringen konnte.

Von dem ausgestandenen Schrecken und von dem
Schweigen ihres fernen Mannes gefoltert, wurde sie
immer schwächer und erkrankte zuletzt an einem Ge-
hirnfieber.

Eines Tages erhielt der Südfrüchthändler einen
Eilbrief von einem Arzt, der ihn aufforderte, schleu-
nigst zu kommen, wenn er seine Frau noch am Leben
finden wollte, denn ihre Stunden wären gezählt.

Der Mann kam, aber die Fiebernde kannte ihn nicht
mehr. Der Arzt sagte, er solle sich an ihr Bett nieder-
setzen, es wäre möglich, daß sie kurz vor dem Ster-
ben zum Bewußtsein kommen und ihn erkennen würde.

Da saß er nun und hörte die Fiebergespräche, in
denen sie immer wieder die Worte wiederholte, daß
sie unschuldig wäre. Aber er konnte es doch nicht
glauben. Sie hat aus Eifersucht getötet, sagte er zu
sich selbst.

Plötzlich richtete sich die Fiebernde im Bett auf und
erkannte ihren Mann.

„Bist du gekommen, mir zu glauben?“ rief sie er-
leichtert aus.

Da sah er in ihre Augen, und beim Ton ihrer
Stimme mußte er glauben, daß sie unschuldig war
am Tod der andern.

Und er bat in seinem Herzen das Schicksal um ein
Wunder: Die Sterbende soll leben bleiben und ge-
sund werden, wenn sie unschuldig ist, sagte er in sei-
nem Schweigen.

Er sah ihr fest ins Auge und beschwor ihr fliehendes
Leben mit seinem innersten Wunsch.

„Ich glaube dir. Du bist unschuldig. Wir haben beide keine Schuld und wollen glücklich und ruhig weiterleben,“ sagte er laut zu der Kranken, deren Kopf erschöpft auf die Seite sank, während ihre Augen ihn halbverklärt betrachteten.

„Ich will schlafen, und wenn ich aufwache, will ich mit dir glücklich sein wie früher,“ sagte die Frau mit schwacher Stimme.

Seine Hände betteten ihren Kopf sorgsam in die Kissen. Er wachte dann zwölf Stunden an ihrem Bette, und in all der Zeit hielt er ihre Hände in seinen Händen.

Nach zwölf Stunden schlug die Frau einen Augenblick die Augen auf, und als sie sein Gesicht neben sich sah, lächelte sie.

„Schlafe dich gesund!“ sagte ihr Mann. Sie schloß wieder die Augen und schlief noch einmal zwölf Stunden. Und nach der vierundzwanzigsten Stunde saß der Mann immer noch wach an ihrem Bett und hielt ihre Hände fest wie in der ersten Stunde.

Sie schlug die Augen auf, und als sie ihn immer noch neben sich sah, war sie glücklich und gestärkt und fühlte, daß sie zum Leben zurückkehrte. Und sie fuhr streichelnd mit der Hand über die Augen ihres Mannes. Dann sank sein Kopf zu ihr auf die Kissen, und er schlief ein, und sie schliefen beide noch einmal zwölf Stunden.

Dann erwachte sie gesund und gestärkt. Und seit dieser Stunde war bei ihnen alles Vergangene vergessen, und ihr Leben wurde von jetzt ab glücklich wie in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Die Kurzsichtige und der Komet

Es war in einem Winter, als die Astronomen von Europa einen bisher unbekannt gewesenen kleinen Kometen entdeckt hatten, der kurz nach Sonnenuntergang am Abendhimmel mit bloßen Augen zu sehen

sein sollte, später in der Nacht aber hinterm Horizont verschwand.

In jenem Winter sah man täglich um die fünfte Abendstunde die Leute mit Operngläsern in den Händen auf verschiedenen freien Plätzen von Berlin sich zusammenrotten. Und einer versuchte vom andern die Stellung des neuen Kometen zu erfahren. Indessen der Wagenstrom laut und lärmend wie immer auf dem Straßendamm rollte, stockte auf den Bürgersteigen der Verkehr. Die Leute schoben und drängten und standen den Eilenden im Wege, und niemals haben zu gleicher Zeit nachts so viele Augen in den Sternen gesucht als in jenen Winterabenden in der Stunde nach Sonnenuntergang in Berlin und in ganz Europa.

Ich hatte mehrmals am Potsdamer Platz versucht, den Kometen für mich zu entdecken, aber die Lichtreklamen, die dort über den Kaffeehäusern und über den Dächern der Potsdamer Straße und der Königsgräßer Straße gegen den Himmel auf- und abflammten, erschwerten das ruhige Betrachten des Nachthimmels.

Deshalb war ich eines Abends mit der elektrischen Straßenbahn nach dem südlichen Teil der Stadt zum Kreuzberg gefahren, um dort von den Parkanlagen des Hügels aus beschaulicher nach dem Kometen suchen zu können.

Als ich in der Nähe des Kreuzbergs aus der Straßenbahn stieg, bemerkte ich, daß viele Leute denselben Weg nahmen wie ich. Ganze Familien gingen in Reihen vor mir her. Auch laute Schulknaben, die sich zusammengerottet hatten, und stille Liebespaare stiegen dort in den Parkwegen hügelaufwärts und Hunderte kamen vom Kreuzberg herunter. Es war ein allgemeines Wandern, als wäre da oben ein Jahrmakkt.

Die Wege waren ziemlich dunkel; selten brannte eine Laterne. Schnee lag in dünner Schicht vor den finstern Tannengruppen, und der klare, eisige Winterhimmel war trotz der späten Stunde noch leicht hell und schimmerte zwischen den finstern Bäumen.

Dort, wo es in den Anlagen ganz dunkel war und

Treppenstufen zwischen künstlichen aufgetürmten Stufen emporstiegen, halfen sich die Menschen mit lautem Gelächter weiter. Die Heruntersteigenden lachten, und die Hinaufkletternden lachten. Und man tastete sich aneinander vorüber, und die jungen Mädchen, in Pelzmäntel verhummt, sicherten, und die jungen Männer erschreckten sie mit plötzlichen Zurufen; und mancher zündete ein Streichholz an, um ein Geländer oder eine Treppenstufe zu beleuchten.

Ich hatte mich an meinem Spazierstock bergauf gestastet und traf, bald oben, auf der Höhe des Hügels unter den Bäumen eines verschneiten Grasplanes wohl hundert Menschen, die über die Häuserwelt von Berlin wegfahen und, gen Westen gewendet, den Himmel absuchten, wo die Sonne untergegangen war und ein Stückchen vom zunehmenden Mond blinkte.

Mir kam es aber vor, als ob keiner den Kometen wirklich fände, alle aber ihn im Geiste sahen. Und da sie ihn heftig gern zu sehen wünschten, deuteten sie auch alle nach einer Richtung, wo hier und da ein Stern bligte, und jeder vermeinte, in diesem oder jenem Stern den Kometen zu sehen. Ich glaube, jeder fand sich seinen eigenen Kometen. Die, die keinen am Himmel entdeckten, fanden ihn sicher auf der Erde. Denn es streifte im Dunkeln manch bligendes Auge umher. Alle Menschen hier hatten den einen Zweck, herumzustehen, und manche durften sich anreden und ihrer Redelust Luft machen und ihrer Wissenslust und ihrem Gefühlsdrang Raum geben beim Schauen in den aufrichtigen Nachthimmel, auf diesem Hügel, der da im weiten steinernen Häuserfranz Berlins wie eine Insel zwischen Wellenkämmen lag.

Man ließ sich gegenseitig Gläser und Brillen und Fernrohre. Man half sich, im nächtlichen Garten des Himmels spazierenzugehen, wobei die Augen als Füße dienten, und man unterstützte sich gegenseitig hilfreich im Lustwandeln am Nachtfirmament.

Manche Pärchen sonderten sich ab und setzten sich trotz Kälte und Schnee auf einsame Bänke, die da auf der Hügelhöhe standen.

Einige Knaben bildeten Gruppen, einzelne rauchten

verbotene Zigaretten, und die anderen leisteten ihnen neidisch Gesellschaft.

Ältere Herren im Kreise von Bekannten erzählten von früheren Kometenjahren, und auch Fremde stellten sich um sie herum und gaben ihre Weisheit dazu.

Von der Stadt sah man nur einige mattgelb erleuchtete Straßenzüge mit unzähligen glitzernden Fenstern. Aber eigentlich fühlte man von der großen Stadt hier oben nichts mehr. Berlin war nur noch ein gespenstiger Körper rund um den Hügel, ein Körper, der sich ins Unendliche verlor und hier und da aus seinen Poren Feuerstaub zu atmen schien.

Ich hatte so eine Weile in Betrachtung der Stadt, der Menschen und des Himmels mich an meinen Stock gelehnt, den ich wagrecht gegen den Stamm eines Kiefernbaumes gestemmt hatte.

Vor mir lichtete und verdichtete sich das Gedränge der Menschen. Nur der Himmel über mir blieb immer gleich klar und unbeweglich.

Ich stellte mir eben vor: so aller Verufe entkleidet, so gleichgemacht und von dem einen einzigen Gedanken der Ewigkeit und Unendlichkeit entrückt, müßten auf irgendeinem Eiland, wenn es das gäbe, die Schatten der Gestorbenen umhergehen, aufgestiegen in Höhen, wo sich keine Weltunrast mehr findet, und hingegeben einzig dem Betrachten der Ewigkeit in uns und um uns . . .

Schatten gingen und neue Schatten kamen über den weißen, leicht beschneiten Grasflächen. Menschen lösten sich aus Bäumen, und andere schienen in Bäume zu verschwinden.

Der Schnee, der fein bläulich schimmerte wie eine Phosphormasse, schien mir aus weißen, eisigen Blüten zu bestehen, den Blumen der Vergessenheit, die diesem Eiland im Weltraum unklares Licht gaben, und über denen die Schatten der Menschen sich lautlos begnieten.

Sobald wir vergessen können, sind wir selbst nicht mehr und werden unendliches Gefühl ohne Wissen . . .

Wie ich noch diesen Gedanken nachhing, sah ich eine Dame, ein wenig vorgebeugt, mit unsicheren

kleinen Schritten über den Schnee kommen, und ich erkannte sie sofort, trotzdem ich nichts sah als den schwarzen Schattenriß ihrer Gestalt. Sie war aus einer dunklen Baummasse hervorgetreten, und wie ein Teil des Dunkels erinnerte sie mich an Geschehnisse, an Herzenserlebnisse, die in meiner Vergangenheit lagen, in jener gespenstigen Vergangenheit, die wir im Rückblick Jugend nennen.

Wer kann aber sagen, daß er jemals altert!

Die zierliche kleine Dame kam näher, und ich sah, wie sie sich bückte. Zu beiden Seiten ihrer Füße stand je ein kleiner Hund, und sie band diese beiden Tierchen an einen Riemen. Die Tiere liefen dann aneinandergeköpelt vor ihr her, indessen sie die Riemenschnur in der Hand hielt.

Sie kam gerade auf den Baum zu, an dessen Stamm gestützt ich meinen Stoß hielt. Mir schien es, als wollte sie die Hunde an den Baumstamm anbinden.

An ihrem Gang und ihrer Art merkte ich, daß sie noch immer sehr kurzsichtig war, und ich erinnerte mich jetzt, daß sie schon viele Abenteuer infolge dieser starken Kurzsichtigkeit hatte erleiden müssen.

Ich wollte abwarten, bis die Dame ihre Hunde an den Baum gebunden habe, und wollte dann zu ihr treten und sie begrüßen.

Wir hatten uns viele Jahre nicht gesehen, seit langen Jahren uns aus den Augen verloren, und vielleicht wäre es gar nicht gut, wenn ich die beinah Vergessene begrüßen würde. Vielleicht würden die Erinnerungen, die wir aufwühlen mußten, Martern werden.

Man lernt sein eigenes Wesen niemals ganz kennen und weiß niemals, wie tief die Wunden zuheilen. Wir wissen auch nicht, ob wir Unheilbares in uns tragen, oder ob wir unverwundbar sind. Solange wir atmen in diesem warmen Leibe, den wir uns aufgebaut haben, studieren wir diesen Leib, von dem wir wissen, daß er nur künstlich und vergänglich ist. Aber wir schauern oft im geheimen vor seinem Dasein, weil unser Leib uns ebenso fremd bleibt wie unser ewiges Teil. Weil der Leib plötzlich im Blut Sehnsüchte wie Abgründe öffnen kann.

Gottlob, daß Leib und Seele nicht mit Zahlen, nicht mit Gesetzen, nicht mit Maßstäben, nicht mit Erfahrungen zu begreifen und zu ergründen sind. In seiner Unbegreiflichkeit ergänzt der sterbliche Teil den ewigen Teil.

Ich wußte nicht, sollte ich jene Dame grüßen oder sollte ich ihr ausweichen. Ich wollte eben meinen Spazierstock, den ich in der Höhe meiner Hüfte wagrecht gegen den Baumstamm gestellt hatte, zurückziehen und wollte einige Schritte weitergehen.

Da sehe und fühle ich erstaunend, daß die Dame ihre Forterriers an meinen Spazierstock, den sie wohl für einen Baumast hielt, festband.

Ich hielt den Stock jetzt belustigt still, während mich der eine Hund beschnüffelte und der andere an seine Herrin hochsprang.

Diese war ganz in ihre mühsame Arbeit vertieft und band die Riemenschnur um meinen Stock zu einem festen Knoten. Vorher hatte sie ganz flüchtig mit ihrer behandschuhten Hand meinen nicht glatten, sondern etwas knorrigen Stock abgetastet und sich überzeugt, daß er fest genug war, um die beiden Hunde zu halten.

Viele Leute kamen und gingen. Ich fiel der Dame nicht weiter auf, sie hielt mich eben für einen der vielen Herumstehenden, die nach dem Kometen suchten.

Wie seltsam war dieses Wiedersehen! Tragisch-komisch, wie alle kurzsichtigen Abenteuer jener Dame.

Ich sah, daß sie ein Opernglas umhängen hatte, und zugleich baumelte an einer langen Kette über ihrem Mantel ein Forgnon, das ich so gut aus früheren Jahren kannte.

Die Dame entfernte sich jetzt einige Schritte, nachdem sie ihren Hunden geboten hatte, sich niederzulegen.

Die Tiere aber gehorchten nicht gleich. Sie zerrten an der Schnur, und ich mußte mich mit meiner ganzen Kraft mit dem Stock gegen den Baum stützen und hatte alle Mühe, meinen Spazierstock festzuhalten.

Sie aber sah nichts anderes als ihre Hunde. Sie rief ihnen nochmals zu, und da sie glaubte, daß sie

sie an einem Baumast festgebunden, ging sie weiter, wobei sie ihr Opernglas aus dem Lederbehälter nahm.

Ich kannte die Hunde beim Namen, und als die Dame weit genug über den Schnee fortgegangen war, flüsterte ich den Tieren ihre Namen zu. Sie sahen erstaunt nach mir und stellten das gemeinsame Klaffen ein, beschnüffelten mich nochmals, wedelten ein wenig belustigt mit ihren Schweifstummeln und setzten sich still zu meinen Füßen nebeneinander.

Ich nahm mir vor, die Terriers festzuhalten und meinen Stock einen Baumast vorstellen zu lassen, bis die Hunde von der Kurzsichtigen wieder abgeholt wurden.

Ich sah die zierliche Gestalt der Dame sich am Rand der Hügelfläche gegen den Nachthimmel abzeichnen und sah, wie sie abwechselnd das Vornnon nahm und dann wieder das Opernglas, um unter den Menschen zu suchen und unter den Sternen am Himmel.

Es war eine Unruhe über ihr, die mir von ihrer Kurzsichtigkeit auszugehen schien. Und während alle Leute den Kometen im Westen finden wollten, hatte sie sich allein nach der östlichen Himmelsrichtung gewendet, wo sie den Kometen sicher niemals erblicken konnte. —

Wir hatten uns vor Jahren auf eine sonderbare Weise kennen gelernt.

Ich saß damals eines Tages auf der Terrasse des Café Josti am Potsdamer Platz. Es war an einem Nachmittage zur Pfingstzeit. Frühlingslebhaftigkeit war über allen Menschen. Blumenverkäuferinnen mit Flieder, Schneeballen und Pfingstrosen standen mit ihren breiten Körben draußen vor der Terrassenbrüstung neben den Zeitungsverkäufern. Damen mit neuen Sommerhüten und Herren mit neuen Strohhüten spazierten, eilten und schlenderten vorüber.

Die langen Reihen der Straßenbahnen, die Autos und Lastkarren stockten manchmal, wenn einer der vielen Polizisten an den breiten Straßenmündungen die weißbehandschuhte Hand hob.

Ich sah zufällig über den Platz hin und bemerkte,

daß ein Schutzmännchen eine junge Dame, die mit zwei Foxterriers den Fahrdamm überschreiten wollte, herüber geleitete, und daß die Dame, am Trottoirrand angekommen, ihr Portemonnaie zog, um dem Schutzmännchen ein Trinkgeld zu geben.

Die Umstehenden lachten. Der vielbeschäftigte Schutzmännchen aber grüßte nur kurz und ließ die Dame stehen. Diese erkannte die Verlegenheit, in die sie den Schutzmännchen und die Umstehenden gebracht hatte, und darüber etwas ratlos, gab sie das Geldstück, daß sie nun einmal in der Hand hielt, einer Blumenverkäuferin.

Diese meinte natürlich, die Dame wolle eines ihrer kleinen Moosrosensträußchen kaufen, und beeilte sich, ihr einen Strauß aus ihrem Korb zu geben. Indessen schritt aber die Kurzsichtige schon zum Eingang der Terrasse des Cafés. Die Blumenverkäuferin wußte nun nicht, wem sie das Sträußchen geben sollte, und gab es einem Herrn, der den Verkauf beobachtet hatte, und bat ihn, der Dame nachzueilen.

Der Herr lachte und holte die Dame gerade am Eingang des Cafés ein. Dort zog er höflich den neuen Strohhut, verneigte sich und reichte der Kurzsichtigen den kleinen Rosenstrauß. Sie sah den Herrn erstaunt von der Seite an. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ließ sie ihn mit den Blumen stehen, denn sie hielt ihn augenscheinlich für einen Zudringlichen und glaubte wahrscheinlich, die Überreichung des Sträußchens bezwecke eine Annäherung. Dann stieg die Dame die wenigen Stufen zur Caféhauterrasse empor, und die Foxterriers, die in der Hitze mit offenen Mäulern stoßweise atmeten, zogen die Dame seltsamerweise nach meinem Tisch hin.

Vielleicht hatten die Terriers mein Interesse, das ich an ihrer Herrin nahm, in Fernwirkung empfunden. Denn ich hatte die Ankommende zwischen, über und neben den Köpfen der um mich Sitzenden mit meinen Augen aufmerksam verfolgt.

Und nun saß sie nach einer Weile neben mir. Die Hunde lagen unter dem Tisch. Sie entnahm einer Handtasche ein kleines Taschentuch und säuberte eifrig die Gläser ihres Vorgnons.

Sie war unauffällig geschmackvoll gekleidet. Ich erinnere mich, daß ein großer, brauner Strohhut mit sehr breiter Krempe mir ihr Gesicht verdeckte, daß ich nur einen Augenblick vorher gesehen hatte. Es war mild und blaß, und zwei dunkelbraune Augen schauten aus ihm in die Welt, ohne die Welt genau zu sehen.

Die Dame kam mir damals vor, als ginge sie in einer Dunkelheit und müsse sich im Gehen und Handeln mehr auf ihren Instinkt als auf ihre Augen verlassen.

Sie hatte bei dem vorüberrennenden Kellner eine Limonade bestellt. Der Kellner hatte mir eben auch meine Limonade gebracht. Ich las dann aber in meiner Zeitung weiter und wurde für ein paar Augenblicke von einem Artikel gefesselt. Als ich wieder aufsaß, trank die Kurzsichtige neben mir meine Limonade aus meinem Glase.

Ich rührte mich nicht und ließ die Dame im Glauben, daß das ihre Limonade war. Bis der Kellner kam, hatte sie das Glas ausgetrunken. Und als er die bestellte Limonade vor sie hinsetzte, sah sie ihn erstaunt an, nahm ihr Lorgnon vor die Augen und bemerkte nun auch mich. Aus ihren Bewegungen konnte ich ersehen, wie sie sich über sich ärgerte. Ich dachte, sie würde mir jetzt ihre Limonade anbieten und eine Entschuldigung vorbringen. Sie aber ließ ihr Lorgnon fallen, zuckte mit der einen Schulter, legte rasch Geld aus ihrem Portemonnaie auf den Tisch und murmelte dabei: „Das ist doch unverschämt.“ Dann stand sie mit einem Ruck auf, zog ihre Hunde, die sich eben zum Schlafen hingestreckt hatten, hinter sich her und verließ offensichtlich geärgert die Terrasse.

In der Schnelligkeit hatte sie nicht bemerkt, daß ihr Taschentuch von ihrem Schoß unter den Tisch gefallen war. Ich war aber durch den Ausspruch „Das ist unverschämt“ so verwundert, daß ich mich nicht gleich bücken mochte. Dann aber belustigte mich das Ganze. Ich nahm das Taschentuch an mich, und als der Kellner kam, fragte ich ihn ob, er die Dame kenne, die eben da gefessen.

„Ja,“ sagte er, „sie hat ein paarmal morgens ihren Kaffee hier getrunken. Sie scheint sehr zerstreut zu

sein. Neulich hat sie in Gedanken unsere Getränke-
karte beim Aufstehen mitgenommen, und als einer von
uns sie darauf aufmerksam machte, zeigte es sich, daß
sie geglaubt hatte, ihr Notenheft in der Hand zu hal-
ten. Sie ist Musikschülerin, und ich sah sie auch schon
öfters mit einem Geigenkasten vorübergehen. Sie muß
hier in der Nähe wohnen.“

Ich hatte das Taschentuch zu mir gesteckt und mir
vorgenommen, es der jungen Dame selbst auszuhan-
digen, wenn ich sie einmal wieder sehen sollte.

Gleich am nächsten Nachmittag, ungefähr um die-
selbe Stunde, traf ich die Kurzsichtige wieder. Dies-
mal war sie ohne ihre Hunde.

Sie stand an dem Schaufenster eines Photographen
und betrachtete durch ihr Lorgnon die Bilder. Der
Kasten befand sich dicht an einer Straßenecke.

Ich war auf der anderen Seite der Straße und
mußte einige Automobile vorüberfahren lassen, ehe
ich den Fahrdamm überschreiten konnte. Als ich dann
durch das Wagengedränge hinüberkam, sah ich, wie
die Dame, immer noch mit dem Lorgnon vor den
Augen, um die Ecke der Straße ging. Dort mußte
sich ein zweiter Photographenkasten befinden, denn sie
sah mit voller Aufmerksamkeit gegen das Haus.

Ich zögerte einen Augenblick, ihr sofort zu folgen,
und stellte mich vor die Bilder an den Kasten, vor
dem sie vorher gestanden. Mein Herz klopfte ein
wenig, als ich überlegte, mit welchen Worten ich ihr
das Taschentuch überreichen sollte hier an der Straß-
ecke. Wahrscheinlich würde sie mich gar nicht anhö-
ren, wenn ich mich verbeugen und meinen Hut ziehen würde.
Vielleicht würde sie mich kurz angebunden stehen lassen,
wie sie den Herrn neulich mit dem von ihr selbst be-
zahlten Rosenstrauß hatte stehen lassen.

Nur wenige Augenblicke überlegte ich das alles und
stellte mir vor: wenn ich jetzt um die Ecke der Hauses
treten würde, wollte ich mich zuerst neben sie stellen
und die Widerspiegelung ihres Gesichtes in dem Schau-
kasten ein wenig beobachten, ehe ich sie anspräche. Ich
konnte sehen, daß sie noch dort stand, denn ich sah die
Spitze ihres grünen Sonnenchirms.

Zugleich bemerkte ich aber jetzt, daß die meisten Leute, die an der Dame vorübergegangen waren und um jene Straßenecke bogen, sich erstaunt, verblüfft oder belustigt lachend nach ihr, die nur mir noch verborgen war, umsahen.

Es war doch nicht möglich, daß sie alle diese Leute kannte! Auch sah ich nicht, daß ein einziger von ihnen grüßte oder gegrüßt hatte. Einige sogar kehrten um, und ich sah an den Schatten, die über den weißen Asphalt der Straße fielen, daß sich Menschen dort ansammelten, wo sie stand.

Was ist da nur so Urkomisches an dem Schaufenster des Photographen zu sehen, fragte ich mich.

Ich trat nun um die Ecke des Hauses. Da war gar kein Photographenkaufen an der Wand. Da war auch kein Plakat, keine Inschrift. Da war nur eine leere Mauer, eine einfach gefaltete Wand, an deren Mörtel für mich nichts zu sehen war. Aber vor der Wand stand jene Dame, die ich suchte, mit ihrem Porgnon vor den Augen und sah so hin und her an der Wand, ein wenig zur Seite, ebenso wie sie es vorher vor dem Schaufenster getan hatte.

In einigem Abstand hinter ihr waren die Leute stehen geblieben, vorübergehende Herren und Damen, Dienstboten und Arbeiter, die sich mit Gesten und Blicken stumme Zeichen machten.

Ich begriff nun: die Kurzsichtige mußte tief in Gedanken sein, und weil sie an der einen Seite der Ecke vorher Bilder betrachtet hatte, schien sie auch hier Bilder erwartet zu haben; und schien im Geist auch solche zu sehen.

Das Ganze spielte nur wenige Sekunden. Dann schien die Dame sich bewußt zu werden, daß die Wand leer war.

Auf diesen Augenblick mußten alle Umstehenden gewartet haben. Mit demselben Ruck, mit dem die Kurzsichtige gestern vom Tisch aufgestanden war, trennte sie sich plötzlich von der leeren Wand, erleuchtet von einer schreckhaften Erkenntnis ihrer Zerstreuung. Dann schob sie das Porgnon zusammen und schritt energisch an den Leuten vorbei, in Flucht vor dem grausamen

Lächeln der anderen. Sie überquerte den Fahrdamm und trat drüben mit demselben Ruck und Eifer in einen Schreibwarenladen ein.

Nun mußte ich, ich würde ihr öfters begegnen, und ich beeilte mich nicht, ihr mit dem Taschentuch nachzulaufen. Ich hatte an ihrem Gang gemerkt, daß sie in dieser Straße zu Hause war. Sie schien immer zu dieser Stunde Besorgungen oder einen Spaziergang zu machen.

Ich hatte aber nicht gedacht, daß ich bald ihren Namen erfahren würde, ohne sie danach gefragt zu haben.

Einen Tag später merkte ich zu meinem Erstaunen, daß von dem Schreibwarenladen, in welchem jene Dame neulich eingetreten war, bis zu einem Haus nahe bei jenem, in welchem meine Wohnung lag, Visitenkarten reihenweise hingefallen lagen. Es regnete, und einige Karten waren von den Füßen der Straßengänger in den Kinnstein geschoben worden. Dort schwammen sie im Regenbach entlang der Straße, wie weiße, kleine Gondeln.

Als ich eben an der Haustüre, wo das letzte Visitenkartenhäuschen lag, vorübergehen wollte, öffnete sich diese und eine Frau trat heraus, die die Hausmeisterin jenes Hauses sein mußte. Sie schlug die Hände zusammen und sah schmunzelnd und lachend auf die verlorenen Karten. Und als sie mich auch staunen sah, erklärte sie mir, in ihrem Hause wohne eine kurzsichtige und sehr zerstreute Geigenspielerin. Die habe ein Paketchen Visitenkarten so ungeschickt nach Hause getragen, daß sie alle Karten auf dem Wege zwischen dem Laden und der Haustüre verloren habe. Die Schachtel, die seitlich zu öffnen gewesen, habe sie leer nach Hause gebracht, da die Gummischnur unterwegs zerrissen war, die das Päckchen zusammengehalten hatte. Die Dame schämte sich nun fürchterlich oben in ihrem Zimmer, und darum habe sie die Hausmeisterin gebeten, hinauszugehen und die Visitenkarten aufzulesen.

Ich benützte die Gelegenheit und gab der Hausmeisterin, als sie mir eine Visitenkarte gezeigt hatte,

das Taschentuch, das die Dame neulich im Café hatte liegen lassen.

„Oh,“ sagte die Frau, „sie weiß nie, wohin ihre Taschentücher verschwinden. Aber über die ganze Stadt liegen ihre Taschentücher zerstreut.“

Dann fragte mich die Hausmeisterin, ob ich der Herr sei, der im Nebenhause die Atelierwohnung gemietet habe.

Als ich es bejahte, sagte sie, das kurzsichtige Fräulein habe die gleiche Wohnung in diesem Hause, Atelier, Schlafzimmer und Küche. Die Häuser seien Zwillingshäuser und hätten dieselbe Einteilung.

Da schoß es mir durch den Kopf, daß vor einigen Wochen jemand nachts um zwölf Uhr, als ich mich ausgekleidet hatte, um zu Bett zu gehen, am Schloß meiner Flurtür mit einem Schlüssel herumgestochert hatte. Erst hatte ich geglaubt, es wäre ein Einbrecher, dann war mir das Geräusch doch zu selbstverständlich erschienen, und ich dachte, es müßte sich jemand im Stockwerk geirrt haben. Als nun die Hausmeisterin weiter erzählte, daß die kurzsichtige Dame eines Nachts die Haustüren verwechselt hätte, wußte ich, daß es die Kurzsichtige gewesen war, die mich an meiner Tür erschreckt hatte.

Am nächsten Nachmittag war schönes Wetter, und ich stellte mich ans Fenster, um die Dame, wenn sie ausgehen würde, zu beobachten. Sie kam auch, wie ich mir gedacht hatte. Sie hielt in der Hand einen Brief, und dann sah ich, wie sie den Brief in ihre Seitentasche schob und langsamen Schrittes am Bürgersteig hinging bis zum nächsten Briefkasten. Dort aber steckte sie nicht den Brief in den Kasten, sondern ein kleines Futteral, das nur ein Brillenfutteral sein konnte.

Ich mußte herzlich für mich lachen. Ich sah der Dame weiter nach. Sie überschritt die Straße und ging in eine Konditorei, wo sie in einem stillen Hinterzimmer ungestört ihren Nachmittagskaffee trinken wollte.

Die Arme hatte ihre Brille in den Briefkasten geworfen und wird sie sehr bald vermissen! Ich muß

ihr die Brille wieder verschaffen und sie ihr in die Konditorei bringen.

Sie war wie eine hübsche kleine Japanerin, harmlos und gedankenvoll, scheinbar immer der Welt entrückt.

Ich nahm Hut und Stock und ging hinunter an den Briefkasten und wartete, bis der Radler auf seinem Postrad kam, der den Briefkasten in seine große braune Leinwandtasche leeren sollte. Ich sagte ihm, ich hätte aus Versehen mit einem Brief zusammen mein Brillenfutteral in den Briefkasten gesteckt.

Er begriff mich erst nicht, und ich mußte meine Rede wiederholen. Dann lachte er, und mich ein wenig geringschätzig von Kopf bis zu Fuß ansehend, wie man einen bedauerlichen Dummkopf betrachtet, händigte er mir, nachdem er den Kasten aufgeschlossen, ein viel gebrauchtes und abgenütztes Brillenfutteral ein, in welchem eine Brille klapperte.

In der Konditorei drüben fand ich die Dame dann bei einer Zeitung sitzend.

Ich näherte mich ihr. Sie hatte ihr Vorgnon schnell bei der Hand, und es kam mir vor, als habe sie mich erstaunlicherweise erkannt; und doch war sie ein wenig sprachlos, denn wir kannten uns ja gar nicht. Aber die Hausmeisterin mußte ihr erzählt haben, daß ich ihr Taschentuch aufgehoben hatte.

„Können Sie denn meinen Brief schon haben?“ fragte sie. Bin ich denn stundenlang hier gesessen und weiß es gar nicht? setzten ihre unruhigen Augen hinzu.

„Nein, Ihren Brief habe ich nicht bekommen. Aber ich habe Ihr Brillenfutteral, das ich Ihnen hier bringe.“

„Um Gottes willen, wo habe ich das wieder liegen lassen?“ stieß sie gequält hervor und sank auf einen Stuhl.

„Im Briefkasten lag es,“ sagte ich und zwang mich, ein möglichst harmloses Gesicht zu machen.

Sie begriff sofort, und mit jenem Ruck, den es ihr immer gab, wenn eine bligartige Erkenntnis über sie kam, griff sie nach ihrer Manteltasche und tastete darin nach dem Brief, den ich knistern hörte.

Ohne aber den Brief aus der Tasche zu ziehen, bat sie mich, Platz zu nehmen, und berichtete mir, sie habe mir geschrieben und für das Taschentuch gedankt und zugleich um Entschuldigung gebeten, daß sie einen harten Ausdruck gegen mich gebraucht habe. Das Wort „unverschämte“ sei ihr aber entfahren, weil sie mich für jenen Herrn gehalten habe, der ihr unverschämterweise einen Rosenstrauß am Eingang des Cafés angeboten. Sie hätte im Brief dazugesetzt, daß sie sich persönlich entschuldigen wollte, wenn wir uns einmal begegnen würden.

Dann erzählte sie mir seufzend, daß ihre Kurzsichtigkeit und ihre Zerstreuung ihr schon viel Schabernack gespielt habe.

Das wußte ich schon. Wir sprachen dann von etwas anderem, von Musik, von Tagesangelegenheiten, und waren nach einer Weile wie alte Bekannte geworden.

Die Konditorei hatte noch ein kleines Nebenzimmer, in welchem an einer Säule ein Springbrunnen plätscherte, um den Wassergläser standen, die zum Kaffee gereicht wurden.

Der Springbrunnen störte mich ein wenig mit seinem plätschernden Laut, der so einförmig wie ein Regenfall war. Es fiel mir auf, daß während unseres Gespräches die kurzsichtige Dame öfters leicht bekümmert zur Seite horchte, und dann sprach sie vom schlechten Wetter der letzten Tage.

Ich hielt das für eine Eigenart von ihr und dachte, sie leide vielleicht bei schlechtem Wetter an Gliederreizen oder etwas Ähnlichem.

Nach einer Weile stand ich auf und verabschiedete mich von ihr. Sie sagte, daß sie das Wetter erst abwarten wollte.

Ich glaubte, sie fühle ein heraufziehendes Gewitter kommen und fürchte sich zu Hause allein zu sein.

Ich ging, und als ich nach ein paar Stunden wieder am Laden vorüberkam — es war inzwischen kein Unwetter gewesen, schöner stiller Himmel und Sommerabend voll Sterne und Klarheit —, da stand der Konditor unter der Türe und blinzelte mir mit den Augen zu und sagte:

„Ihre Dame ist eben erst fortgegangen!“

„Welche Dame?“ fragte ich ganz in Gedanken und erstaunt.

„Nun, die Kurzsichtige, die im Hause neben Ihnen wohnt. Sie hat beim Geräusch von meinem Springbrunnen geglaubt, daß es regnet, und hat Kaffee getrunken und Schokolade getrunken und Limonade getrunken und alle Zeitungen gelesen, weil sie bei dem trostlosen Regenabend, wie sie sagte, nicht zu Hause sitzen wollte, und weil sie ein Kleid anhatte, von dem sie behauptete, daß es von den Regentropfen Flecken bekommen könnte. Dann hat sie gegessen und getrunken und gelesen. Endlich hat sie einen meiner Gehilfen zu sich gerufen und hat ihn zu ihrer Hausmeisterin hinübergeschickt und hat sich ihren Schirm holen lassen. Die Frau konnte gar nicht begreifen, warum das gnädige Fräulein bei dem schönen klaren Abend einen Schirm nötig habe. Wir waren ebenfalls sehr erstaunt, bis die Dame beim Fortgehen zur Ladentür kam und verwundert entdeckte, daß kein Tropfen Regen fiel. Dann ist sie aber ganz wütend über sich selbst fortgerannt, und war wahrscheinlich ärgerlich, daß sie den schönen Abend im Laden verbracht und den plätschernden Springbrunnen für einen Regen gehalten hatte.“

Sie lebte das Leben auf ihre eigene Weise. Und als ich sie einmal befragte, ob sie sich nicht fürchte, überfahren zu werden, wenn sie so in Gedanken sei, sagte sie: „Nein, ich habe meinen eigenen Gott, dessen Schutz ich mich immer empfehle.“

„Was ist das für ein Gott?“ fragte ich.

„Der Gott der Idioten,“ sagte sie schmunzelnd und kicherte ein feines Lachen, das ihr sehr gut stand.

Unter anderem war ihr auch einmal passiert, daß sie nach einem Mittagessen in einem Restaurant beim Fortgehen einen großen silbernen Löffel senkrecht vor sich hergetragen. Und als der Kellner sie aufmerksam gemacht, daß sie ja einen silbernen Löffel mitnähme, war sie zu Tod erschrocken gewesen, denn sie hatte geglaubt, sie halte den silbernen Griff ihres Sonnenschirmes in der Hand.

Als ich sie dann zum letztenmal sah, es war an einem Hochsommerabend, da ich von einem Ausflug heimradelte, begegnete sie mir in unserer Straße. Sie schien sehr in Hast zu sein, als wenn sich wieder etwas ereignet hätte, was sie kopfslos machte.

Ich ließ meine Fahrradklingel trillern, vielleicht etwas heftiger als sonst, da ich die Dame zum Aufschauen zwingen wollte, um sie grüßen zu können. Aber mein Schrecken war groß. Kaum, daß meine Glocke schrillte, lag die junge Dame flach auf der Erde wie umgeklappt, als wenn ein unsichtbares Fahrrad über sie fortgeradelt wäre.

Ich sprang ab und half ihr auf und entschuldigte mich, sie erschreckt zu haben.

Sie war tief in Gedanken gewesen, sagte sie, und das laute Klingeln schien ihr so nah, daß sie sich geduckt hatte, ausgeglitten und gefallen war mit dem Gefühl, sie sei überfahren worden.

Nachdem sie sich aufgerichtet und ein wenig erholt hatte, erklärte sie mir, sie wäre so schreckhaft, weil oben bei ihr ein betrunkenener Mensch auf der Treppe läge. Sie wolle morgen aufs Land reisen und habe ihren Koffer gepackt, und sie würde erst im Herbst in die Stadt zurückkehren. Sie fürchtete, der Betrunkene sei vielleicht ein Einbrecher gewesen, der sie bestohlen habe. Sie habe die Hausmeisterin rufen wollen, diese sei aber nicht zu Hause gewesen, und nun wäre sie fortgerannt, um an der nächsten Straßenecke einen Polizisten zu holen, denn jener liege quer über den Treppenabsatz, und sie getraue sich nicht, über ihn hinwegzusteigen.

Ich erbot mich mit ihr hinaufzugehen, um den Betrunkenen aufzuwecken und fortzuweisen.

Sie dankte mir, und wir gingen in ihr Haus, und atemlos horchend stiegen wir zusammen hinauf.

In dem Stockwerk, das unter ihrer Wohnung lag, sagte ich, sie solle warten. Mit meinem Stock tüchtig aufstampfend, um den unverschämten Eindringling zu stören, ging ich allein höher.

Nichts regte sich in der Dämmerung des Treppenhauses. Auf dem Treppenabsatz stand in der Ecke ein

gepackter Korbkoffer und quer bei der Treppe, in einen Plaidriemen eingeschnallt, lag ein langer zusammenge-
rollter Reiseschal. Diesen muß die Kurzsichtige für
einen Menschen gehalten haben.

Ich rief ins Treppenhaus hinunter, und die Dame
kam scheu und vorsichtig heraufgestiegen und wollte
es mir nicht glauben, daß kein Mensch da wäre,
und daß nur ihr zusammengerollter Reiseschal sie er-
schreckt hätte. Sie behauptete, der Mensch wäre fort-
gelaufen.

Ich sah es ihr an, wie sie sich schämte, es sich selbst
einzugestehen, daß sie wieder getäuscht worden sei.
Ich fragte, ob sie den Menschen durch ihr Vorgnon
gesehen hätte. Nein, sie hatte ihr Vorgnon vergessen,
wollte aber trotzdem nicht zugeben, daß sie den Reise-
schal für einen Menschen angesehen hatte. Dann bat
sie mich, da ich mal oben war, einen Augenblick bei
ihr einzutreten.

Drinnen in den Zimmern war alles in größter Un-
ordnung. Wie buntes Gemüse lagen die Dinge durc-
einander, und sie entschuldigte sich, daß sie mit dem
Packen noch nicht fertig sei. Ich mußte zwischen ver-
schiedenen Gegenständen in einer Ecke des Sofas Platz
nehmen.

Dann ging sie in die Küche, wo die Terriers ein-
geschlossen waren, die ihr sehr zugetan schienen. Sie
konnte aber den Knoten der Schnur, die an die Tür-
klinke angebunden war, nicht aufmachen, und so ging
ich hinzu und half ihr.

Mein Blick fiel zufällig, während ich den Knoten
löste, auf einen Kohlenkasten, der da stand, und ich
wurde von ein paar seltsamen blauen Papieren, die
dort lagen, angezogen. Es schienen zerfnitterte Geld-
scheine zu sein. Ich hob dann auch wirklich ein paar
Hundertmarktscheine auf, die, wie sich herausstellte, das
ganze Reisegeld der Dame waren. Das Geld hatte
sie vorher erst von der Bank geholt. In der Meinung,
es seien alte blaue Briefumschläge, hatte sie die Geld-
scheine in der Hast des Packens fortgeworfen, während
sie den leeren Briefumschlag sorgfältig in ihre Hand-
tasche gesteckt hatte.

Nun begann sie vor Schrecken zu weinen, und wie zu ihrer Entschuldigung sagte sie:

„Jemand hat mir nicht nur mein Herz, sondern auch meinen Kopf gestohlen.“

Später, als sie mir sehr schön auf ihrer Violine vorgespielt hatte, sagte ich ihr, sie müsse mir das Bild dessen zeigen, der sie dem Gott der Idioten ausgeliefert habe.

Sie zeigte mir das Bild eines jungen Kapellmeisters, der außer einem großen Haarbüschel, der ihm in die Stirn hing, nichts Besonderes zu bieten schien. Und ich war sicher, daß auch hier, in der Liebe zu dem Musikanten, ihre Kurzsichtigkeit ihr einen Streich spielte. Sicher liebte sie mehr die unklare Vorstellung, die sie sich von dem Menschen machte, als das klare Bild des Mannes selbst, das sie niemals sehen konnte.

Ich war eifersüchtig auf diesen Haarmenschen, das fühlte ich, und ich fühlte auch, wie leicht es sein würde, diesen Nebenbuhler zu verdrängen, der, wie mir schien, seine Rolle im Herzen der jungen Dame bereits ausgespielt hatte. Ich tat, wozu mich mein Herz drängte, und warb von dieser Stunde an um jenes Mädchen. Ich folgte ihr nach aufs Land, wo sie den Sommer verbrachte, und im nächsten Winter besuchte ich in Berlin mit ihr Konzerte und Vergnügungen.

Nachdem wir glückliche Monate verlebt hatten, in denen ich ihre Kurzsichtigkeit und Zerstreutheit zuerst als eine belustigende Lebenswürze genossen hatte, wurde ich allmählich von dem Doppelleben, das sie führte, nervös, denn es war auf die Dauer unheimlich, wieviel Zeit und Lebenskraft sie aufwenden mußte, um die Abenteuer zu überstehen, die ihr ihre Zerstreutheit und Kurzsichtigkeit bereiteten. Und Tage reichten oft nicht aus, gut zu machen, was sie in Sekunden der Zerstreutheit harmlos sich und anderen angetan hatte.

Sie ging später auf Konzertreisen, und wir schrieben uns immer seltener. Ohne daß wir uns Vorwürfe machten, fühlten wir beide, daß die Zeit unserer Innigkeit vorüber war. Die junge Dame fand viele

Berehrer, denn sie war liebreizend und von heiterer Gemüthsart und wurde nicht einmal verstimmt, wenn sie an ihre Kurzsichtigkeit und Zerstreuthheit erinnert wurde. —

Nun stand sie dort, nicht weit von mir, im Schnee und suchte den Kometen, der im Westen stand, mit ihrem Opernglas im Osten. Und ich hielt ihre beiden Terriers, die zitternd zu meinen Füßen saßen, an meinem Spazierstock, den sie für einen Baumast gehalten hatte, fest.

Bald aber bemerkte ich, daß meine Freundin ihr Opernglas gar nicht mehr zum Himmel richtete, sondern daß sie den Hügelabhang hinuntersah, wo immer noch einzelne Menschen bergauf stiegen.

Während ihre Augen noch suchten, trat die dunkle Gestalt eines jungen Mannes an ihre Seite. Er hielt einen Schneeball in der Hand. Er schien sie zu begrüßen und schien der zu sein, den sie mit ihrem Opernglas im Himmel und auf Erden gesucht hatte. Er streckte ihr den Schneeball hin, den sie in ihrer Kurzsichtigkeit für seine Hand hielt, worüber er laut auflachte. Worauf sie den Schneeball nahm und ihm denselben vertraulich an die Brust warf.

Da zog ich meinen Stock vom Baum zurück und streifte den Riemen, an denen die Hunde gebunden waren, vom Spazierstock ab und sagte zu den beiden Tieren: „Lauft!“

Die munteren Tiere verstanden mich sofort und sprangen kläffend zu ihrer Herrin. Ich ging indessen langsam zu einer Bank, wo ich mich niedersezte.

Von der Kurzsichtigen hörte ich einen Ausruf des Erstaunens. Sie glaubte, die Hunde hätten den Baumast abgebrochen.

Der junge Mann lachte und rief laut: „Das glaube ich niemals. Du wirst die Hunde an die Luft angebunden haben.“

Ich hätte ihm am liebsten eine Ohrfeige geben mögen, da er so respektlos zu ihr sprach. Aber ich sagte mir, er wird wahrscheinlich mit ihr schon hundert ähnliche Fälle erlebt haben und hat das Recht zum Lachen.

Nun hörte ich, wie die junge Dame sagte, sie wolle den Baumast ansehen. Er könne sich überzeugen. Der Ast müsse abgebrochen sein.

Ich sah, wie sie zum Baum ging und dort in die Luft fühlte, wo mein Stock gewesen. Aber da war in ihrer Handhöhe weder oben noch unten irgendein Zweig am Stamm. In doppelter Menschenhöhe erst setzten die Zweige der Tanne an.

Sie sah sprachlos am Baum empor und begriff jetzt erst, daß sie sich getäuscht haben müsse.

„Aber es war doch ein daumendicker Ast da,“ hörte ich sie versichern.

„Was du gesehen und gefühlt hast, braucht noch lange nicht ein Ast gewesen zu sein,“ höhnte der junge Mann.

„Es war ein Ast. Ich habe das Holz gefühlt. Wo ich bin, ist die Welt immer verheert,“ erklärte sie zuletzt. „Denke dir, was mir gestern wieder passiert ist!“

Sie kamen beide im Sprechen näher zur Bank, auf der ich mit hochgeschlagenem Mantelkragen und mit in die Stirn gezogener Pelzmütze saß und in den Himmel starrte. Ich brauchte bei ihrer Kurzsichtigkeit nicht zu fürchten, daß sie mich erkennen würde. Sie ließ sich in der Mitte der Bank nieder, kaum eine Handbreite von mir weg, während ihr Begleiter sich neben sie setzte.

„Gestern abend, als du nicht kamst, wollte ich mir die Zeit vertreiben, und da ich Appetit auf einen Pfannkuchen hatte und ich seit Ewigkeit keinen selbstgebackenen Pfannkuchen gegessen habe, ging ich aus, um alles zum Backen Nötige einzukaufen. Ich kaufte die Sachen gleich in allernächster Nachbarschaft, Milch, Mehl und Eier. Unterwegs kam ich an einem Postkartenstand vorbei, wo in kleinen offenen Kästen Ansichtspostkarten geschichtet lagen. Ich bückte mich mit Milchflasche, Mehlrüte und Eiertüte und gehe langsam an dem Kasten entlang und betrachte mir die Postkarten. Plötzlich höre ich einen glucksenden Laut und sehe, daß die letzten Tropfen meiner Milchflasche auslaufen. Ich hatte beim Entlanggehen an dem

Kasten meinen ganzen Milchvorrat über die verschiedenen Serienfächer des Ansichtskartenverkaufes gegossen, denn der Kork hatte sich von der Flasche gelöst. Ich war außer mir vor Schrecken und rannte davon.

In meiner Aufregung presse ich aber unterwegs die Mehltüte und das Eierpaket fest an mich, um sie ja nicht zu verlieren. Bei meiner Haustür angekommen, scheint mir die Mehltüte unverhältnismäßig dünn geworden zu sein. Ich ahne nichts Gutes und bemerke auch zugleich hinter mir eine weiße Mehlfährte, die von der Postkartenhandlung bis zu meiner Haustüre führte. Die Tüte war geplatzt, und das Mehl war ausgelaufen. Ich warf die leere Tüte in den Kinnstein. Als ich oben in meinem Zimmer die Eiertüte öffnete, war nur noch eine gelbe Brühe und zerbrochene Eierschalen im Papier. Verzweifelt habe ich mich aufs Sofa gesetzt, habe gehungert und geweint und endlich musiziert.“

Diese letzten Worte sprach die Kurzsichtige zu mir, denn sie hatte wahrscheinlich vergessen, auf welcher Seite der Bank ihr Begleiter saß. Dann nahm sie ihr Vorgnon, und ich dachte schon, sie wolle sich klar machen, daß sie nach der falschen Seite hinsprach. Aber nein. Sie betrachtete meinen Stock, griff mit der Hand danach, immer noch meinend, daß ich ihr Begleiter sei und rief jubelnd:

„Da hast du ja den Baumast in der Hand! Oh, du Falscher, du hast ihn heimlich abgebrochen, damit ich glauben sollte, ich hätte mich geirrt.“

„Entschuldigen Sie, das ist mein Stock,“ erwiderte ich ruhig und stand auf.

Ich wußte, sie hatte meine Stimme erkannt, denn es wurde grabstill neben mir. Da rief der junge Mann, der während der ganzen Zeit mit dem Opernglas den Himmel abgesucht hatte, laut:

„Ich habe den Kometen gefunden!“

Ich hörte noch wie sie tief aufatmete und doppel-sinnig sagte: „Ich habe auch einen entdeckt, trotz meiner Kurzsichtigkeit, aber er ging so schnell, wie er einmal kam.“

Das Iguanodon

In einem überheißen August kam ich über die Alpen durch Tirol an den Gardasee.

Ob man in Torbole oder Riva aussteigt hat der Zug hinter Mori ein ungeheures, von einem vorzeitlichen Bergsturz verwüstetes Gesteintal durchklettert, darin ein grüner sterbender Seetümpel liegt. Dort an den zackigen Steinblöcken, die um den Tümpel liegen, und zu Tausenden das Thal füllen, lebt auch noch im Sonnenschweigen vor deinem inneren Ohr das Gefrach und Gedröhn jener furchtbaren Minuten auf, als hier einst in grauester Vergangenheit ein Berg den anderen erschlagen wollte. Man glaubt, ein wahnwitziger Fluch sei damals ausgestoßen worden und habe rundum die Steine und die Bergwände in Bewegung gesetzt.

Die Legende erzählt, daß sich Dante hier den Eingang zur Hölle vorgestellt hätte, den er in der Göttlichen Komödie schildert. Wie ungeheuerliche, versteinerte Qualen, wie ein himmelragender steinerner Dornenkranz starrt das spitzige, verwitterte Gebirge, von Wolken umraucht, im Norden des Gardasees in den Himmel. Es sieht aus, als wären höllische Blitze und höllische Erdbeben die Baumeister dieser Bergungetüme gewesen.

Während im Süden der Gardasee sich in breiter sonniger Fläche dem heiteren Himmel Italiens und unendlicher Fruchtbarkeit entgegenstreckt, ragen im Norden die fahlen Alpenketten wie Ambosse der Götter in den Himmel, und es ist, als würden dort furchtbare Schicksale geschmiedet.

Freunde hatten mir geraten, in Torbole zu wohnen, wo viele Oesterreicher im Sommer baden, und wo am See ein lustiges Leben herrscht. Andere hatten mir das stillere Malcesine empfohlen, das am Fuß einer Burg bei schönen Gärten liegt.

Ich kannte den Gardasee noch nicht, und nachdem ich mir die beiden Orte angesehen, war mir der eine zu lebhaft, der andere zu langweilig schön. Und eines Morgens ließ ich mich von einem Schiffer auf

die Seefläche segeln, um hier zwischen Himmel und Wasser zu überlegen und Entschlüsse zu fassen, wo ich bleiben wollte.

Ich hatte an diesem Morgen zuerst den Ponalewasserfall besucht, der unweit Riva, zwischen zwei Felsen eingeklemmt, aus Himmelhöhe gegen den See niederstürzt. Da kam mir der Gedanke, daß ich auf dem Weg nach Malcesine, auf der anderen Seeseite am Tag vorher, einen Ort hatte liegen gesehen, am Fuß senkrechter Felsenwände, und daß mir dort die schönen Reihen der weißen Pfeiler von Zitronengärten von weitem aufgefallen waren. Diese sahen in der Ferne aus wie die marmornen Tasten einer riesigen Orgel, und eine weihevolle Festlichkeit lag über diesen Hunderten von Säulen, die da, regelmäßig gereiht, die Felsenabhänge schmückten. Eine hübsche Kirche mit freistehendem Glockenstuhl und eine Schar dichtgedrängter hellgelber und rosenroter Häuser um einen kleinen Hafen, in welchem winzige italienische Motorboote lagen, waren mir noch gut in Erinnerung. Den Ort selbst hatte ich von meinen Bekannten nie nennen hören, und ich hatte ihn auch im Reisehandbuch übersehen. Ich bedeutete nun den Fischer, mich dorthin zu fahren.

Jeder, der in Riva einmal übernachtet hat oder in Torbole am Gardasee, weiß, daß ihn dort nachts, wenn die ersten Sterne herausziehen, ein seltsames Blickecht in Erstaunen setzte, das wie ein Wetterleuchten weit draußen mitten in der Seefläche auftaucht und bis in die Fenster des Hotels hereingleuchtet und auch kalkweiß über die Gesichter derer hinstreicht, die am Seeufer im Dunkeln einen Abendweg machen.

Der Lichtstrahl sticht Nacht um Nacht an den beiden Seiten der Felsenwände hoch, die den See einschließen, und zeichnet für Sekunden scharf jeden Olivenbaum, jeden Ziegel der einsamsten Hütte am Felsengehäng und haut, wie ein weißes Schwert zertrennend, einen weißen Keil in die Finsternis. Ich mußte immer an das Flammenschwert denken, das den Eingang zum Paradies bewacht, wenn dieser Licht-

strahl unermüdlich Wasser und Gebirge bestrich in allen Stunden der Nacht.

Ich erfuhr dann, daß jenes spukhafte Licht von den Scheinwerfern der kleinen italienischen Wachtschiffe kam, die dort, wo die Grenze von Italien quer über den See geht, in jeder Nacht hin und her fuhren, die Bergscheide und das Wasser nach Schmugglern abzu- leuchten. Denn Tabak und Zucker wurden gern zur Nachtzeit von Oesterreich nach Italien über die Grenze geschleppt.

Die Station dieser Nachtboote befand sich in jenem kleinen Ort, zu dem ich wollte, den die Dampfschiffe nur kurz bei der Rundfahrt um den See berühren, den nur manchmal einige Segelboote von Riva aus besuchen, und in dem sich noch kein Fremdengetriebe breit machte. Hart bei jenem Ort, ehe man um einen Felsenabhang segelte, zog sich, an Zitronengärten vorbei, die italienische Grenze hin.

Dieses berichtete mir der Schiffer während der Segelfahrt und nannte mir den Namen des Ortes, der Limone heißt, dahin er mich jetzt bringen sollte.

In der Seemitte packte plötzlich einer jener Sturmwinde unser Boot, die dort jählings ohne Vorboten einsetzen und den Segelnden gefährlich werden können.

Wir flogen in dem kleinen Rahn vor dem Stoßwind her, und der See begann zu knirschen; schäumende Wasserwalzen rollten schneller, als das Boot fliehen konnte, an uns vorbei; Seile und Segel ächzten und schienen zerreißen zu wollen. Der See lebte ungeheuerlich. Seine Wellen schienen eine wandernde Tierherde zu sein, die sich durcheinanderschob, und alle Wellentiere schienen nach einer Richtung fortzustrzen.

Knapp, ehe der Sturm seine Höhe erreichte, jagten wir mit dem Boot in das kleine Hafenviereck von Limone ein.

Der Wind flirrte und segte draußen über das Wasser. Aber hier in der Bucht war es windstill, schwül und dunstig. Die Riesenmauern des Berg- hintergrundes hielten jeden Windatem ab, und die Zitronen konnten hier gut reifen, wie Eier in einem

Brutkasten. Das dachte ich, als ich den Fuß ans Land setzte.

Land kann man zu dem Erdstreifen dort nicht gut sagen, denn es ist nur spärlich Raum zwischen dem Felsengetümm eines ungeschlachten Berges und der Seefläche. Die einzige größere Gasse, die der Ort hat, ist so eng, daß sich die Leute von Haus zu Haus die Hände reichen können.

Es war Mittag, und ich begegnete nur einigen Marinesoldaten der Zollflottille. Die Handwerker arbeiteten, ohne aufzuschauen, unter ihren Türen. Ein Esel schrie an einer Straßenecke, und die hohe Bergwand drückte beengend die Luft in den Gassen zusammen, in denen es nach Fischen und Olivenöl roch.

Der Schiffer führte mich zum einzigen Gasthaus, das ein schmuckes altes Herrenhaus war und in einem Blumengarten gegen den See hin lag.

In der Weltverlorenheit dieses italienischen Nestes fühlte ich mich wohl. Es war nichts banal Schönes hier. Aber etwas Geheimnisvolles, das mich schon aus der Ferne an diesen Ort gelockt hatte, tat mir auch jetzt wohl. Es schien mich hier etwas zu erwarten, vielleicht ein ungeheurer Schrecken, mit darauffolgendem süßem Aufatmen. Jedenfalls spürte ich ein neugieriges und angenehmes Gruseln an diesem totenstillen Flecken, wo keine Fremdenschwärme, keine Gasthäuser das Dasein kindisch machten.

Es war mir zumute, wie wenn man nach langen eintönigen heißen Tagen ein Gewitter nahen fühlt, das mit seiner großen elektrischen Spannung die Welt auf den Kopf stellen, Totes lebendig machen und Leben in Tod verwandeln kann.

Ich lese gern in der feurigen Schrift der Blitze. Wenn sie ihre großen Aussprüche auf das sonst so leere Blatt des Himmels schreiben, so ist mir, als läse ich in den Augen alter Propheten, und Schrecken und Erschütterungen, die sie über der Alltagswelt verbreiten, machen mich fruchtbar. Gewitter stärken mein Herz.

Und unsichtbare Seelengewitter schienen hier in dem

stillbrütenden, der Welt unbekannten kleinen Ort auf den Fremden zu lauern. Vom Augenblick an, da ich mich entschloß, durch den Schiffer, der mich hersegelt, meinen Koffer aus Torbole holen zu lassen und hier in Limone zu bleiben, kam ich mir wie ein gewaltiger Unglücksfucher vor. Wie einer, der in eine unterirdische Tropfsteinhöhle eingedrungen ist, die nur wenige vor ihm betreten haben, und die ihn in ein unheimliches Labyrinth lockt.

Zwei Dinge, die ich liebe, waren es, die mich bestimmten, in Limone zu bleiben. Das erste war meine Vorliebe für den Duft von Zitronen und Zitronenblüten, das zweite meine Sehnsucht nach brütender Wärme.

Von diesen beiden Genüssen wurde ich reichlich hier gesättigt. Aber ich erwartete mehr als nur Gefühlsbefriedigungen. Ich weiß, daß aus Hitze und Duft Gebilde im Menschenhirn entstehen, wie aus den verschiedenen Elektrizitäten zweier Wolken die Blitze.

Auch war es mir wunderbar, jetzt an dem Ort zu sein, von dem nachts das große flammende Schwert des Scheinwerfers auf den See hinausgeschendet wurde. Hier im Hafen lagen die kleinen Eisenboote, die die Seewache hatten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Und ich fühlte mich wohl dabei, daß ich mich nicht mehr zu dem Lichtschein, der mich in Torbole nachts immer aufschauen gemacht und in die Ferne gelockt hatte, hinsehen mußte. Ich war jetzt dort, wo das nächtliche Feuer geboren wurde.

Der Wirt des Gasthauses, der zugleich Bürgermeister war, hatte ein langes Tiergesicht, und sein Körper war so sonderbar gebaut, daß er, wenn er vor mir stand, aussah, als stünde er bis zu den Knien im Erdboden.

Er war noch jung, einige dreißig Jahre alt, sah aber müde aus wie jene grauen nickenden Esel, die lange schweigen und plötzlich ohrenbetäubende Schreie ausstoßen können. Dieser Mann war aber sonst ein angenehmer, höflicher und sorgsamer Wirt und arbeitete tagsüber in seinem gutgepflegten Garten, in welchem Oleanderbäume, Bambus, Geranienbüsche, Rosen

und Myrten zu seiten eines langen beschatteten Weinlaubenweges standen. In diesem grün überwölbten Weg hingen dicke dunkle Trauben, und am Ende lag dicht vor der weißen Steinschwelle und den weißen Steinpfeilern der Gartentür das blaue Wasser des Sees wie ein abgrundtiefer Himmel.

An der einen Seite des Gartens war eine überlaubte Spielbahn, wo nachmittags die italienischen Soldaten, Sizilianer, Neapolitaner, Genuesen, schwarzhaarige und braunhäutige Kerle, zwischen Vesper und Abendläuten mit viel Lachen und Witz ihr Voccia spielten.

Die Küche des Gasthauses war bescheiden, der Wein gut und feurig. Mein steingepflastertes Zimmer, sauber und geräumig, sah nach dem See und dem Berg Monte Alto. Die Tageszeiten in Limone wurden nicht bloß durch das viele Läuten der Kirche eingeteilt, sondern auch von dem dreimaligen Vorüberfahren der großen Passagierdampfer, die täglich die Rundreise um den See machten.

Unter einem großen japanischen Mispelbaum im Garten bei der Haustreppe nahm ich meine Mahlzeiten ein. Und hier spielten sich auch die Szenen jenes inneren Gewitters ab, das ich beim Betreten jenes schwülen, scheu versteckten Ortes vorausgeahnt hatte.

Nach dem Mittagessen am Tage meiner Ankunft, nachdem ich auf meinem neuen Zimmer ausgeruht hatte, schlenderte ich in der Abenddämmerung durch den Ort. Als ich aus dem Garten auf die Straße trete, höre ich ein Geficher, und an meiner Seite vorüber läuft ein zwergartiger Mann mit gewaltigen langen Armen, großem, höckerigem Kopf, wie ein Drangutang anzusehen, in eine Seitengasse hinein.

Ein paar Frauenzimmer, die vor einer Haustüre auf niedrigen Hockern kauerten, rieben sich mit der Handfläche Mund und Wangen ab und deuteten mir mit ihren Augen an, daß der Zwergmensch sie beide unversehens eben umarmt und geküßt hatte. Die eine, die Ältere, drohte hinter ihm her mit ihrem Holzspanthell, die andere hatte noch seine Mütze in der Hand,

die sie ihm wahrscheinlich vom Kopf gerissen hatte, und sie schleuderte die Kappe dem Fortstürmenden mit einem freischenden Zuruf nach.

Ich war verblüfft über die Häßlichkeit des Zwerggeschöpfes, das sich so männlich und so kindlich zu gleicher Zeit gebärden konnte, und das sich jetzt aus der Ferne umschaute, seine Müze an sich riß und den Frauen die Zunge herausstreckte.

Ein wenig weiter fort begegnete ich einem kleinen verwachsenen Weib, das einen melonengroßen Kopf hatte. Die Frau reichte mir nicht bis zur Hüfte. Einen Krug trug sie in der Hand, den sie kaum schleppen konnte.

Überall sah ich ähnliche Wesen. Neben den gut gewachsenen Gestalten unter den Ladentüren und in den Werkstätten stand oder saß oder schabernackte ein koboldartiges Zwergwesen. Es schien mir, als sei jede Familie mit solch einem Geschenk der Hölle belastet.

Ich war bei meinem Weg durch die Gasse an alten eisernen kleinen Türen vorübergekommen. Die waren nur eine rostige Masse. Das verwitterte Eisen schälte sich wie die Rinde von Bäumen. Über die Türschlösser und Angeln und über das Gitter des Guckloches hingen versilzte Spinnweben. Ganze Familien von großen Kreuzspinnen hausten da seit Jahrhunderten ungestört. Auch waren da ebenso zugespinnene und mit rostigen Gittern versehene, alte, erblindete Fenstervierecke. An die grauen Mauern dort waren mit Rötelstift und Kohle unflätige, brünstige Bilder mit ein paar Linien hingezeichnet, Bilder, wie sie nur in den Hirnen dieser ungebändigten und verwilderten Krüppelgestalten entstehen konnten.

Als ich in der Abenddämmerung vor den Ort hinaus unter alte Olivenbäume kam, die dort in verrenkten Stellungen, verkrümmt und verwachsen, in Scharen mit ihrem graunebeligen dünnen Laubwerk in den Bergfeldern stehen, war mir, als seien die Zwerggeschöpfe der Stadt aus jenen ungestalten gespenstigen Olivenstämmen geboren worden.

Als in der Dämmerung ein Esel, auf dem ein Weib

und ein Knabe saßen, mit humpelndem Gang in dem unheimlichen Olivenhain, darin sich kein Blatt rührte, auftauchte, schauderte mich, weil ich in diesem zusammengepackten Tier- und Menschenhaufen wieder neue Verkrüppelungen zu sehen glaubte.

Unter dem schleierartigen dünnen Laubgewebe der Oliven, deren Zweige sich nicht wiegen, durch die der blasse Abendhimmel fein zerfrizelt zur Erde sieht, hatte ich das Gefühl, als ob ein Netz von unheimlichen Erregungen — das mich hier in Limone bald umgeben sollte — schon nah über mir hing.

Ich konnte nach kurzer Zeit in dem Hain nicht mehr weitergehen. Das stille Grauen in mir nahm so überhand, daß es mich forttrieb aus dem Kreise der grimmassenreißenden Baumstämme, die umherstanden, gespalten und zerschlist, dreibeinig und zehnbeinig, mehr Tieren als Bäumen ähnlich.

Ich wollte lieber zu den krüppligen Menschen des Ortes zurückkehren, als hier länger bei den hölzernen Urvätern der Krüppel zu weilen, die trocken und herzlos wie halbtote Greise, in sich versunken und in sich gekrümmt, den Weg begleiteten, der Schar aller Mühseeligkeiten ähnlich, die einem lang Lebenden begegnen können.

Zurückgekommen zum eisernen Gitter des Gasthausgartens sah ich gegenüber unter der trüben Petroleumlaterne, die als Straßenbeleuchtung an einer Hausecke hing, in einem fahlen Ladengelaß wieder einen Zwerg mit einem Stock stehen. Der Stock war ein Stück größer als der Zwerg, und es war doch nur ein gewöhnlicher Spazierstock. Mit diesem Stock deutete der Krüppel wichtig und sich höflich verneigend auf einen Tisch, an den er kaum mit der Nase hinaufreichen konnte. Dort lagen, sorgfältig nebeneinander gereiht, einzelne Birnen, große dicke Kochbirnen, die wir in Deutschland Ragenköpfe nennen. An der Tischkante stand eine brennende, flackernde Kerze, die in einem Zinnleuchter saß.

Der Laden war ganz kahl. Ich hatte beim Fortgehen vor einer Stunde diesen Fruchtverkäufer noch nicht bemerkt. Es schien mir, als habe er seinen Ver-

kaufsstand eben erst eingerichtet, vielleicht weil er gehört hatte, daß ein Fremder ins Gasthaus eingezogen war, was ihn unternehmungslustig gemacht haben mochte.

Ein paar Schritte weiter bei einem Schuhmacher fauerte jener Zwerg, der vorhin die Weiber geküßt hatte; er glogte in die beleuchtete Glasfugel des Schusters, bei deren grellem Blendlicht der Meister und seine Gesellen, auf dem Straßenpflaster hockend, arbeiteten.

Die Gassen hinter den beleuchteten Köpfen verschwanden in Gewinkel und Finsternis, manchmal geteilt von kleinen Lichtscheinern, die aus Türen oder Fensterlücken auf das Pflaster fielen.

Auf der Mauer beim Gartentor meines Gasthauses hockten zwei andere Zwerge, die mich schweigend und argwöhnisch, wie zwei aneinanderhängende Affen, von der Mauerhöhe herunter beobachteten.

Ich war verblüfft über die Unzahl von Mißgeburten und auch ermüdet von den neuen Reiseeindrücken, so daß ich schweigend vorüberging und nur mit einem Kopfnicken die lauten feierlichen Grüße der Krüppel beantwortete.

Als ich dann in den Garten eingetreten war und mich zum Abendessen unter den Mispelbaum setzen wollte, unter eine wenig leuchtende Petroleumlampe, die in den Zweigen des Baumes hing, kam der Wirt zu mir und sagte mir, morgen würde das Zimmer neben dem meinigen besetzt. Er habe eben mit dem Abenddampfschiff einen Brief von einer Russin erhalten, die schon voriges Jahr den Herbst hier verbracht hatte. Die Dame habe zugleich geschrieben, daß ihr das Portemonnaie unterwegs gestohlen worden sei, und der Wirt hatte ihr noch mit demselben Nachtschiff Geld nach Desenzano geschickt, wo sie übernachten wollte.

Ich dachte sofort an eine Nihilistin, denn einer wohlhabenden Russin konnte es wohl kaum einfallen, dieses weltentlegene Uferneß aufzusuchen und hier einen Herbst zuzubringen; aber später hörte ich, daß die Dame die Gattin eines Generals war.

Am nächsten Tag saß ich gegen Mittag auf dem Steinbalkon, der gegen den Garten hin vor dem Esszimmer lag, unter dem sich die Küchenhalle befand. Ich schrieb Briefe und saß ohne Hut, und die Mittagssonne brannte auf meinen Kopf.

Als ich mich später in dem Speisesaal, dessen Decke mit bunten mittelalterlichen Malereien, Wappen und Blumen bemalt war, zu Tisch setzte, sah ich vor der Glastüre, die auf den Korridor führte, eine kleine ältere Dame stehen, die, während sie einen Schleier um ihren Kopf band, zwischen den Vorhängen an der Glasscheibe hindurchblinzelte. Dann trat sie ein, und der Wirt folgte ihr und stellte sie als die russische Dame vor.

Die Generalin hatte kleine, lebhafte, etwas belustigt zwinkernde Augen und machte viele kleine Bewegungen, die ihr etwas rührend Kindliches gaben. Als sie sich vor ihren Teller gesetzt hatte, begann sie sogleich mit mir eine lebhafte Unterhaltung und erzählte vom Comossee, von dem sie eben kam, und vom italienischen Dichter Fogazzaro, den sie dort in seiner Villa besucht hatte.

Sie forderte blindlings Interesse von mir, weil sie sich für Fogazzaro und den Comossee interessierte. Aber mein Kopf schmerzte mich. Er wurde schwer, als wollte er anschwellen wie ein Zwergenkopf, und ich fühlte bald, daß ich beim barhäuptigen Sitzen in der Mittagssonne einen Sonnenstich bekommen hatte.

Es wurde mir grau und weiß vor den Augen, und das ganze Zimmer mit der buntbemalten Decke und dem rotsteinernen Fußboden kreiselte um mich, als wäre es eine russische Schaukel.

Ich wollte vom Tisch aufstehen, aber ich fühlte, daß ich umfallen würde. Während die Russin immer weiter sprach und mir nichts anmerkte, wartete ich still ab, bis ich mich wieder so stark fühlen würde, daß ich mein Zimmer ohne Hilfe erreichen konnte. Ich sagte dann der Dame im Fortgehen, daß ich glaubte, ich sei von einem Sonnenstich unwohl geworden.

Ich legte mich auf mein Bett und ließ mir Eis bringen. Mir war bei jeder Bewegung sehr übel. Zugleich begann mich ein heftiges Fieber zu schütteln.

Nach einer Weile klopfte es an meiner Thür, und die Russin brachte mir ein großes Senfpflaster, das sollte ich auf meinen Rücken legen. Während sie noch im Zimmer war, klopfte es wieder, und ich hörte die Stimme einer jungen Dame, die draußen mit dem Dienstmädchen sprach. Sie sagte, sie hätte im Hotel in Torbole im Fremdenbuch meinen Namen gelesen, und es war ihr gesagt worden, daß ich nach Limone gezogen sei. Ich erkannte die Stimme einer jungen Bekannten, die ich seit einem Jahre nicht gesehen hatte. Die Neuangekommene wollte, daß ich ihr Limone zeigen sollte.

Ich ließ ihr sagen, daß ich halb im Sterben läge, und sie möchte entweder meinen Tod oder meine Genesung abwarten.

Sie ließ mir darauf zur Antwort geben, daß sie einige Tage im gleichen Gasthaus in Limone wohnen bliebe.

Den Sonnenstich im Kopf, ein Senfpflaster auf dem Rücken, einen Eisumschlag auf der Stirn und einen Herzschok in der Brust, hervorgebracht durch das bevorstehende Wiedersehen mit einem seltsamen, reizend schönen Mädchen, an das ich lange nicht mehr gedacht hatte, — so lag ich auf meinem Bett und mußte mich gedulden, bis die Sonne untergegangen war und in der kühleren Abendluft, bei den weit geöffneten Fenstern, der Blutandrang zum Gehirn schwächer wurde, und ich mich allmählich wieder gesund werden fühlte.

Ulrike, die junge Dame, die mich so plötzlich besuchte, war Studentin der Chemie, und ich kannte sie aus Freiburg, wo sie studierte. Sie war eine jener schönen rothaarigen Frauen, die jetzt in Deutschland so selten werden. Sie hatte jene milchweiße Hautfarbe, mit leichtem rosa Hauch, die wie eine sanfte Kamelienblüte unter blauem Himmel leuchtet.

Aber es ging nicht die Kühle der Blüte von diesem schönen Geschöpf aus. Das leuchtende Milchfleisch ihrer Wangen und ihres Nackens neben dem dumpf-roten Haar war von einer leuchtenden Lusternheit verklärt. Man hätte das junge Mädchen nie unverschleiert gehen lassen dürfen, da ihre Reize so stark waren, daß

ihr Gesicht, ihre Hände und ihr Nacken beinahe schamlos wirkten, wie enthüllte Blößen.

Im Mittelalter wurden solche verwirrend schöne Frauen den Folterknechten als Hexen hingegeben, und die Männerfäuste schlugen mit Wollust Wunden in dieses allzu aufreizende Frauenfleisch.

So war Ulrike, die hier plötzlich auftauchte in jener Luft, in der ich seit Stunden das Herannahen ereignissschwangerer Augenblicke vorausgeföhlt hatte.

„Was suchen Sie hier?“ fragte ich sie hundertmal in meinem Herzen, während meine Thür geschlossen war und ich den Besuch noch nicht gesehen hatte. Und Ulrikes Geist antwortete mir: „Ich suche Unruhe, Fieber. Ich suche, wenn es nicht Glück sein kann, Unglück, Vernichtung, wie du, wie ihr alle.“

Als ich dann, des Fragens müde, erschöpft eingeschlafen war, weckten mich Mandolinemusik und italienischer Gesang aus dem Garten.

Ich stand auf. Es war Nacht geworden. Es mußte neun oder zehn Uhr sein. Ich fühlte mich ganz gesund. Draußen auf dem See suchte der Scheinwerfer des Wachbootes die Berge ab und schoß ab und zu in den Garten unten, wie ein Eindringling, zwischen die Bäume, und mir war, als müßte es jedesmal einen schrillen Laut in den Blättern geben, wenn der Lichtpfeil durch das schlafende Laub schoß, das dann wie Metallschlacken hell und dunkel aufglänzte.

Wahrscheinlich hatte Ulrike schon den ganzen Ort zu Freunden. Während der paar Stunden, in denen ich schlief, und in denen die Russin, die fließend Italienisch sprach, sie spazieren führte, hatte sie, das wußte ich gewiß, blendender als jener Lichtstrahl, der da ruckweise vom See in den Garten fegte, schon alle Männer des Ortes geblendet.

Als ich im großen steinernen Treppenhause von meinem Zimmer in den unteren Stock hinabstieg, schallte mir einzig Ulrikes Stimme entgegen. Sie hielt einen Vortrag über Politik, über die Notwendigkeit, daß Italien zu Deutschland aufschauete, da es von Deutschland viel zu lernen hätte.

Sie sagte in ihrer unverfrorenen norddeutschen Art,

daß die Italiener lügen, betrügen, daß sie falsch seien und faul, kurz, sie sagte alle diese ungerechten Aussprüche, die unwissende Deutsche immer schnell bereit haben, wenn über Italien geredet wird.

Ulrike erlaubte sich, da sie immer nur anbetenden Männeraugen begegnete, alles das in die Luft zu schreien, was man bei einigem Überlegen taktvoll zu verschweigen hat. Aber wahrscheinlich reizte es sie, daß alle Männer Honig aus ihrer Schönheit sogem, und sie wollte Widersprüche erwecken. Denn da ihr Gesicht Süße austeilte, wollte ihre Seele Bitternisse in die Seelen der anderen träufeln, damit nicht das Leben um sie vor lauter Anbetung verstummte.

Ich stand im halbdämmerigen Hausflur und beobachtete durch die offenstehende Haustüre die Gesellschaft im tiefer gelegenen Garten, die dort an einem länglichen Tisch unter dem Mispelbaum saß, mit der Hängelampe über den Köpfen und vom weißen Tisch Tuch beleuchtet.

An der Spitze des Tisches saß wie eine immer bewegte, surrende, graue Spindel die silberhaarige Generalin, in Mantel, Schal und Reisedecken eingemummelt; und nur ihr kleines, blaßes Gesicht mit dem einen geschlossenen Auge und mit dem andern zwinkernden Auge sah belustigt und mit sich selbst vergnügt von einem zum andern.

Neben ihr an der Tischecke auf einem Stuhl, den sie hintüber hin und her bewegte, schaukelte mit übereinandergeschlagenen Beinen Ulrike und hielt sich dabei mit der einen Hand an der Lehne des Stuhles der Ruffin fest.

An derselben Längsseite des Tisches, nicht weit von ihr, saßen zwei junge Männer. Der eine war ein blasser italienischer Student, auf seine Art ebenso schön wie Ulrike. Er war aber einer jener altmodisch schmachtenden Jünglings Schönheiten, wie man sie bei jungen Heiligen auf glasgemalten italienischen Kirchenbildern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts findet. Ein elastischer Jünglingskörper, von einem schwärmerischen Geist wie von einer blauen Flamme durchwallt. An ihm war nichts von der durch Sport

und Gedankenzucht straffen Jungemännerschönheit, die jetzt im nördlichen Europa den altmodischen, altchristlichen Schönheitstypus verdrängt.

Es war rührend zu sehen, wie der junge, schwarzgekleidete schmale Mensch jetzt eben ein Lied zu singen anhub, einen gewöhnlichen, italienischen Gassenhauer, den er sicher noch nie in anständiger Gesellschaft gesungen hatte, und den er mit einer einfältigen Andacht vortrug, als handele es sich um eine Heldensage. Und dies alles nur deshalb, weil Ulrike den jungen Mann bereits entgeistert hatte. In seinem Herzen sang er sicher ein hohes Lied festlicher Liebesanbetung vor ihr. Davon trug sein Gesicht den andächtigen Ausdruck. Aber sein Mund mußte einen Gassenhauer hinsingen, weil die ungeduldige Ulrike nur Straßenkunst hören wollte.

Neben dem jetzt singenden Studenten spielte ein anderer junger Mann eine Mandoline, die er auf dem einen Knie hielt, bei der er tief gebückt saß, und deren Saiten er so innig zärtlich zupfte, als wären sie aus dem verführerischen roten Haar der jungen Deutschen gesponnen. Denn Ulrike machte sein alltägliches, reizloses Gesicht blutrot aufleuchten, wenn er zufällig beim Mandolinenspiel zu ihr hinübersah.

Der Spieler hatte grobe Hände, die tagsüber in einem Drogenladen im Ort, der ihm gehörte, Leinöl und Petroleum in Krüge füllte und Farbstoffe auf einer Wagschale wog, wovon seine Nägelränder noch bläulich, rötlich und gelblich schimmerten. Er schlug trotz aller Innigkeit grob und derb die Saiten. Er war nicht viel älter als der Student, aber er tat laut erzählend sich etwas darauf zugut, bereister zu sein als jener, und er versuchte, aus Notwehr gegen Ulrikes auffallendes verführerisches Frauenfleisch, sich mit einer Grobheit zu panzern, die ihn kaltblütig erscheinen lassen sollte.

Ich hatte gehört, wie er vorhin, kurz ehe das Lied anhub, Ulrike ins Gesicht gesagt hatte, er hasse alle Österreicher, und er gab an, daß jene die Eigenschaften hätten, die die Deutschen den Italienern zuschieben.

Ulrike war keine Österreicherin. Darum hörte sie auf seinen Haß gar nicht hin, sondern forderte ein neues Lied. Sie wußte wahrscheinlich auch, daß ihre weiße Hand, die sich an die Stuhllehne der Russin hielt, aufmerksam, ebenso wie ihr Nacken, von einem Zolloffizier beobachtet wurde, der hinter ihr an einem kleinen, runden gedeckten Tisch saß, wo er zu Abend gespeist hatte, und wo er jetzt seinen Kaffee trank, mit einer Zeitung rasselte und seine Zigarette rauchte.

Vor dem Offizier brannte ein Windlicht auf dem Tisch, sein Lichtkreis traf noch Ulrikes roten Haar-knoten und ihren weißen Nacken, dessen Biegung sich dem Offizier hinhielt, als wollte dieser Nacken gestreichelt und geküßt werden.

Am Stamm des Mispelbaumes lehnte der junge Wirt mit seinem langen, schmalen Tiergesicht. Seine Augen schienen ganz verblödet zu sein vom langen Hinschauen auf Ulrike. Er stand dort ziemlich un-
merkt im Schatten und war nur von den Knien abwärts beleuchtet.

Über ihm im weiten Geäst des schlangenartig geformten Baumes kauerten die Hauskaten. Es hockten dort drei, vier Katzen und Kater wie buckelige Auswüchse auf den glatten, ausgestreckten Ästen, und manchmal jagte ein Tier das andere, und sie flohen höher in die dunkle Laubkrone. Dann sah Ulrike hinauf und rief: „Miau“. Gleich standen die Katzen still und kauerten sich nieder, denn der Katzenlaut, den das junge Mädchen rief, war verblüffend naturgetreu.

Von meinem erhöhten Standpunkt im Hausflur sah ich auch ein Stück vom Gittertor neben der Gartenmauer, und dort kauerten, aufgereiht wie Kürbisse zum Trocknen, die mumienhaften, großgesichtigen Köpfe jener Zwerge, denen ich vorher auf der Straße begegnet war.

Die Zwerge entdeckte ich aber erst, als der Scheinwerfer vom See für Augenblicke seinen Lichtstrahl in die Gartentiefe hereinwarf.

Daß hier ein Unglück wucherte und in irgendeiner Gestalt aufstehen würde, fühlte ich an der seltsamen Gruppierung der Menschen, der Tiere und der Dinge,

die alle von dem magnetischen Wesen Ulrikes angezogen waren. Die Spannung und die Unsicherheit, die diese junge Dame um sich verbreitete, machte, daß alles, was im Garten anwesend war, wie auf einer dünnen Eisfläche lebte, die jeden Augenblick irgendwo einbrechen und irgendeinem der Anwesenden tödlich verhängnisvoll werden konnte. Aber sie schienen alle das Unglück begierig zu suchen.

Ich trat jetzt vom Haus hinaus auf die Treppe, die zum Garten hinunterführte. Bei meinem Schritt sah ich niemand als Ulrike an. Aber sie schien sich nicht klarmachen zu können, von welcher Seite das Geräusch der Schritte kam, und so sah sie zuerst unwillkürlich nach dem Gartentor und der Gartenmauer. Im selben Augenblick erhellte ein neuer Lichtstrahl des Scheinwerfers die Köpfe der ungeheuerlichen Mißgestalten der Zwerge, die dort lauschten.

Ulrike schnellte empor, läuft von ihrem Stuhl fort und schlägt unter der Mauer ein fröhliches und fast kindliches Gelächter auf, aber wendet den Kopf nach mir, und nachdem sie den Zwergen ein spöttisches „Guten Abend“ zugerufen, kommt sie zu mir gelaufen und begrüßt mich in ihrer sprudelnden Sprechweise.

„Welchen abenteuerlichen Ort haben Sie da aufgesucht!“ rief sie mir zu. „Welch ein Talent Sie haben, schauerliche Szenerien zu entdecken!“ Und mit einer Geste, mit einer stummen, aber höhnnenden Geste deutet sie über den andächtig singenden Studenten, über den Baum, in dem die Katzen sprangen, und nach dem Gartentor, wo jetzt die Zwerge im Dunkel beieinander hockten, und auf den Scheinwerfer, der jetzt hoch im Himmel den Monte Alto grell aufhellte.

Sie hatte recht. Wo sang man sonst Gassenhauer wie Kirchenlieder, während Katzen in den Bäumen buhlten, Zwergköpfe auf der Mauer wuchsen und dazu ein irrsinnig wandernder Lichtstrahl aus dem Dunkel Berge vom Himmel fallen ließ.

An diesem Abend geschah nichts weiter, er war nur der Auftakt für die nächsten Ereignisse. Der Student lud, als er und sein Freund, der Drogenhändler, aufbrachen, Ulrike und mich zum nächsten Morgen in den

Weingarten seines Freundes ein, wo beide täglich mit Leimruten Singvögel einfingen, da die Zeit des Durchzuges der nordischen Singvögel war. Aber auch der Zolloffizier ließ uns durch den Wirt sagen, wenn wir das Scheinwerferboot nachts besuchen wollten, sollten wir es ihn wissen lassen.

Die Zwerge aber stießen freischende Pfiffe aus und riefen zur Verabschiedung Ulrike ein geheultes „Guten Abend“ zu.

Ulrike war müde und zog sich schon bald auf ihr Zimmer zurück, nachdem wir nur noch ein wenig geplaudert hatten. Ich blieb bei der Russin sitzen, die aus ihren Schals und Mänteln wie aus einer gepolsterten Loge hervorsah, von der aus sie den Anfang eines Dramas gespannt verfolgte.

„Sie ist für die Männer, was der Baldrian für die Katzen ist,“ sagte die Russin, als Ulrike gegangen war. Sie wiegte sich in ihren Decken. „Welch eine Sippe hat sich hier zusammengefunden! Wo ich hin komme, ist aber auch immer etwas Unheimliches los. So war es immer, so lange ich lebe. Zwar brechen durch mich nicht Ereignisse herein. Aber ich habe eine im Blut liegende Witterung für aufregende Zeiten, Menschen und Gegenden, und werde wahrscheinlich unsichtbar angezogen von Zuständen, bei denen eine gewisse Spannung in der Luft liegt.“

Als Sie heute bei Tisch so blaß wurden und den Sonnenstich fühlten, dachte ich bei mir: Da bist du ja gerade recht gekommen, um gleich ein Unglück vorzufinden und helfen zu können. In den meisten Fällen aber kann ich nicht helfen. Da muß ich nur Zuschauer sein und muß froh sein, wenn ich nicht selbst dabei den Kopf verliere. Denn sehen Sie, einen leichten Schlaganfall habe ich schon einmal gehabt. Den erhielt ich infolge eines Schreckens, als ich Mann, Kind und Vermögen in einem Augenblick verlor.“

Und dann erzählte die russische Dame mir ihr Leben. Sie stammte von deutschen Eltern, war aber in Rußland geboren und hatte einen Russen geheiratet. Ihr Mann war Leutnant, als sie Hochzeit machten. Aber sie waren nur wenige Wochen vermählt gewesen, da

brach der Krimkrieg aus, und die junge Frau mußte, daß ihr Mann fort von ihrer Seite in den Krieg und vielleicht in den Tod ziehen mußte.

Sie machte sich auf, besuchte seinen General und bat ihn, daß sie als Krankenschwester dem Regiment ihres Mannes folgen dürfte. Das wurde ihr gewährt.

Ihren Mann, der in den Schlachten war, sah sie natürlich nur selten, und wenn sie mit den anderen Rotekreuzschwestern nach den Kämpfen die Verwundeten in den Feldern aufsuchte, dann zitterte ihr Herz jedesmal, wenn sie einem am Boden Liegenden den Kopf umwendete und das Gesicht zu sehen suchte, denn sie vermeinte immer, ihren Mann zu finden.

Und eines Tages wurde sie auch zu ihm gerufen. Er lag verwundet in einem Schanzgraben. Nur sein Bursche war bei ihm. Die junge Frau brachte wochenlang in dem Schanzloch zu und hütete und pflegte ihren Mann.

Von dieser Kriegszeit her, die sie bei Blut, Grausen und Ängsten auf schmerzdurchkreischten Schlachtfeldern durchgemacht hatte, war ihr ein schwaches Herz geblieben.

Nach vielen Jahren, als sie schon einen großen Sohn, einen hübschen Knaben hatte, traf sie aber ein viel schlimmeres Weh, als jener Krieg ihr antun konnte. Ihr Knabe wurde am Meer von einer Dampferlandungsbrücke durch eine Sturmwelle ins Wasser gerissen, und ihr Mann sprang rasch entschlossen hinter seinem Kinde her, um es zu retten. Aber das Meer gab sie nicht mehr zurück. Beide ertranken. Außerdem hatte der General gerade an diesem Tage seine Wertpapiere, die er auf eine Bank bringen sollte, in der Brusttasche. So waren der Russin in einer Sekunde Mann, Sohn und Vermögen entrissen worden.

Seit jener Zeit beobachtete sie, daß sie einen Instinkt für Unglück hatte.

Als sie zum erstenmal zum italienischen Schriftsteller Fogazzaro kam, war diesem eben sein Kind ertrunken. Als sie vor Jahren zum erstenmal an den Gardasee kam, geschah dort das größte Unglück, das der See

je erlebt hatte. Durch Plagen des Dampffessels eines Vergnügungsdampfers verloren Hunderte von Menschen ihr Leben. Und so mußte sie noch viele Fälle zu berichten. Und sie war gar nicht verwundert, als ich heute den Sonnenstich erlitt. Sie hatte immer eine ganze Hausapotheke bei sich, da sie ja die Begleiterin hundertfacher Unglücke gewesen war.

„Es ist besser,“ sagte ich ihr, „wenn Ulrike bald wieder abreist. Der junge Student ist schon ganz blaß verliebt in sie und sieht krank aus, als ob er in ihrer Nähe ein betäubendes Gas eingeatmet hätte. Und die andern, der Offizier und der Drogist, stolpern über ihre eigenen Beine vor Verwirrtheit, wenn sie sich vor der schönen Ulrike verbeugen sollen. Sie wird auch noch die Zwerge und die Rassen in sich vernarrt machen, die Berge werden umfallen wollen, um zu ihr zu kommen, und der See wird wandern wollen, um ihr nachzulaufen.“

„Daran ist nichts zu ändern,“ sagte die Russin. „Es kann sogar sein, daß wir auch Schaden nehmen dabei. Denn wo ein Unglückswirbel einsetzt, reißt er auch Fernstehende um. Heute, als Sie schliefen und oben in Ihrem Zimmer krank lagen, spielte Ulrike Boccia hier im Garten mit den italienischen Zollsoldaten. Die Männer bekamen fast eine Schlägerei, denn jeder wollte ihr zuerst den Ball zureichen dürfen. Und auf der Straße, als Ulrike einem Zwerg eine Zigarette schenkte, entriß der andere Zwerg dem ersten das Geschenk und verbarg die Zigarette an seinem Herzen. Der Beraubte zog dann sein Taschenmesser und wollte auf den Rivalen losstechen. Der aber zog auch ein Messer und stach wieder zurück. Und wenn die Soldaten die beiden Krüppel nicht getrennt hätten, würden sie sich in Stücke zerschnitten haben. Ich bin gespannt, wie es morgen wird,“ setzte die Russin hinzu. „Der Wirt, der Bürgermeister, hat mir heute schon gesagt, er wolle sich eine deutsche Grammatik anschaffen, damit er Fräulein Ulrike schreiben könne, wenn sie wieder in Deutschland sein würde. Und im Winter wollte er dann eine Reise nach Deutschland machen. Alle sind in Ulrike vernarrt wie die Fliegen

in ein Stück Zucker. Sie hat wie ein roter Bliß hier in den Ort eingeschlagen.“

*

Am nächsten Morgen früh, als die Wiesen am See und ihre gelben Dotterblumen noch taufeucht waren, stand ich am Fenster, kurz nachdem das erste Dampfschiff getutet hatte. Da hörte ich, daß im Garten unten Neuangekommene nach Zimmern fragten. Es war jetzt Anfang September, und der Wirt hier hatte im September doch einige immer wiederkehrende Gäste in seinem Hause, denn der Herbst ist die Jahreszeit, in der auch jeder entlegenste Winkel des Gardasees von Naturschwärmern aufgesucht wird.

Als ich mich rasiert hatte, sah ich wieder vom Fenster hinunter in den Garten, und da saß eine seltsame Gesellschaft um einen Tisch auf dem weiten Steinbalkon, auf dem ich mir gestern den Sonnenstich geholt hatte. Zwei Bettern des Wirtes, die ein paar hübsche Fischerburschen waren, hatten ein Ehepaar an einen Tisch geleitet. Sie setzten sich soeben alle nieder. Ein älterer Mann von fünfzig Jahren und eine dreißigjährige Frau.

Der Mann schien nicht ganz bei Verstand zu sein. Ich sah ihm zu, wie er Duzende von Chenilleäffchen verschiedener Größen aus einer Handtasche auspackte und zu gleicher Zeit kleine Bändchen und Fähnchen. Und nun begannen die Burschen, die Frau und der Mann, die Affenpuppen mit Bändern zu schmücken, und alle vier spielten kindisch mit ihnen und kitzelten sich gegenseitig am Gesicht und am Hals mit den Äffchen. Dabei hatte der Mann ein katholisches Traktätchen, eine gedruckte Zeitschrift, neben sich liegen, in welcher Heilige abgebildet waren, aus welcher er gern ab und zu Erbauungsgebete vorlas.

Ich hatte bereits von Annunziata, dem Dienstmädchen, gehört, daß ein ganz verrücktes Ehepaar erwartet würde. Das Mädchen war nicht sehr erbaut von seiner Ankunft, denn die Frau, sagte sie, wäre verliebt in die beiden Fischerburschen, denen sie im Winter,

und überhaupt vom Tag ihrer Abreise an bis zu ihrer Wiederkunft, fast täglich die zärtlichsten Briefe schriebe. Aber Annunziata selbst liebte den einen Burschen und fand es abscheulich, daß, so lange das Ehepaar im Gasthaus wohnte, sie auf ihre Liebe verzichten sollte.

Ich hatte in meinem Leben vorher nie etwas Widerliches gesehen, als diesen mageren, bebrillten, greisenhaften, fichernden Mann und seine schwammige, übel aufgepuzte Frau. Sie lehnte mit ihrem Kinn auf ihrem üppigen Busen, der in eine Seidenbluse eingespant war, und er grinste über seine schmale Hafennase und über die Brillenränder zu den Burschen hin, wenn seine Frau die Burschen mit den Chenilleäffchen hinter die offenen Hemdkragen kitzelte.

Der eine Bursche hielt einen Leierkasten unter dem Arm, in welchen Platten eingelegt wurden, und auf dem man wahrscheinlich bald Musik machen wollte.

Der Wirt hatte mir erzählt, das Ehepaar habe eine Seidenblumenfabrik in Norddeutschland.

Ich sah mit einem Blick: wenn der Leierkasten spielen und die Chenilleaffen tanzen würden, wenn die Zwerge, die Marinesoldaten, der Student, der Drogist, der Zolloffizier sich untereinander Duelle wünschen und die Russin wie eine Unke neues Unglück prophezeien würde, wäre meines Bleibens hier nicht lange, und ich würde bald von diesem Ort fortflüchten müssen. Das wäre vielleicht das einzige Unglück, das mir passieren könnte. Denn ich hatte ein keimendes Abenteuer im Herzen, von dem ich mich nicht gern eher getrennt hätte, als bis es erlebt war.

Das Haus, in welchem sich der Gasthof befand, war halbiert. Der vorige Besitzer hatte das Anwesen in zwei Hälften verkaufen müssen. In der Mitte waren durch das Haus, durch die Prunksäle, Wände durchgezogen worden. Dahinter in der zweiten Hälfte hauste jetzt der einzige Briefträger des Ortes mit einer Unzahl von Kindern. Auf dem Balkon aber hielt seine älteste Tochter, eine bleiche Italienerin, jeden Morgen Mähstunden ab für ihre jüngeren Geschwister und ihre Freundinnen. Im Saal, neben meinem Zimmer, wo, dem Schall nach zu urteilen

sich kein einziges Möbelstück befand als ein alter Flügel, ließ der Briefträger den ganzen Tag seine Hände galoppieren und braute Melodien, zu denen die Geister aller Komponisten Europas zitiert wurden.

Niemals war mir vorher ein so entsetzlich musikalischer Briefträger begegnet. Er hatte nur dreimal am Tage, wenn die Dampfschiffe kamen, Post auszutragen, und diese Botengänge waren nur kurz; da die Gassen des kleinen Ortes kurz waren und die Leute hier nur wenig mit der Außenwelt in Verbindung standen, so blieb ihm viel Zeit zum rasenden Spiel.

Die Frau des Briefträgers war bei der Geburt des letzten Kindes gestorben, und die zwanzigjährige Tochter mußte die zwölf jüngeren Geschwister erziehen. Der Vater aber wies, so sagte man, jedem Freier, der, angelockt von der Madonnenschönheit der Zwanzigjährigen, sich über die Schwelle wagen wollte, brüst die Tür.

„Sie hat Pflichten,“ rief er jedem mit italienischem Pathos zu, „Pflichten gegen ihren Vater und ihre zwölf Schwestern, und ich erwürge den mit meinen zehn Fingern, der es wagen sollte, meine Tochter diesen ihren Pflichten abspenstig zu machen.“

Er selbst aber schien keine anderen Pflichten für seine Familie zu fühlen als die, das mutterlose leere Haus mit seinem Klaviergetöse anzufüllen. Er kam sich gewiß wie ein Ritter der Musik vor. Die adligen Räume, die er zufällig, mit seiner ganzen Armlichkeit, bewohnen mußte, schienen es ihm angetan zu haben. Die altitalienischen Wappen an den Decken, die griechischen Götter, die dort auf abendroten Wolken saßen, grell hingemalt in Perspektiven an den Deckenfalk, so daß der arme Briefträger kein ruhiges Dach über seinem Schädel hatte, der gemalte Regenbogen über seinem Kopf, auf dem die neun Musen samt Apollo saßen und ihre wohlgeformten nackten Beine über den alten Klavierkasten herunterhängen ließen, — das alles schien den Mann in Ekstasen zu versetzen, die ihn fähig machten, stundenlang bei Trillern und Läufen am Tastenwerk auszuhalten. Dazwischen stieß er gegen seine Kinder Flüche und Drohungen aus, die von Blut und Mordgedanken triefen.

Ich hörte täglich den Musiklärm und seine fluchende Stimme nah wie durch eine Papierwand. Im Treppenhause war eine verriegelte Verbindungstür zwischen den zwei Haushälften. Diese stand einmal zufällig offen, und ich hatte einen Augenblick im Vorübergehen den schrecklich bunten Apollosaal für einige Sekunden bewundern können.

Die Tochter des Musikgespenstes grüßte öfters mit einem leisen Lächeln im Gesicht zu mir herüber, wenn ich ans Fenster trat, indessen ihr Vater drinnen fluchte oder musizierte. Dieser Gruß war, als wollte sie um Vergebung bitten für den unaufhörlichen Lärm, an dem sie sich doch schuldlos fühlte.

Ich hatte mir den Spaß gemacht und manchmal den Kindern drüben in Stanniol gewickelte Schokoladestückchen zugeworfen. Nun kannten sie mich alle und sahen erwartungsvoll nach mir, wie kleine Vögel, die man vom Fenster aus füttert.

Am letzten Nachmittag war ich der ältesten Tochter begegnet, am Seeufer, das hart vor dem Garten lag. Sie stand bei den Weibern, die dort am Wasser knieten und wuschen, und sie hatte einige ihrer Geschwister um sich und nähte wie immer, — sie nähte auch, während sie spazieren ging. Aber mit den Weibern am Ufer Wäsche waschen, das durfte sie nicht. Das wäre zu erniedrigend gewesen für die Tochter des wichtigen Staatsbeamten, für den sich der Briefträger hielt.

Bei dieser Begegnung war mir der Gedanke gekommen, das schöne Geschöpf zu fragen, ob sie nicht in der Mondnacht mit mir eine kleine Kahnfahrt auf dem See machen wollte. Aber der Wind rauschte in den großen Silberpappeln am Ufer, und ich hätte laut schreien müssen, um diese Frage zu stellen, und die waschenden Weiber hätten dann ihre Köpfe gewendet und große Augen gemacht. Darum unterdrückte ich den Wunsch, der auch nicht heftig genug war, um sich gegen alle Widerstände durchzusetzen.

Aber heute abend, wenn Ulrike auf das Scheinwerferboot gehen würde, vom Zolloffizier eingeladen und vom singenden Studenten und dem die Gitarre spielenden Drogisten begleitet, dann wollte ich, dem

Briefträger zum Troß, das schöne Mädchen zu einer Nacht- und Nebelfahrt auffordern.

Während ich noch dieses träumte, erschien unten im Garten Ulrikes roter Kopf und stand gegen den blauen See wie eine große dunkelrote Geranienblüte. Sie beschattete mit den immer lebendigen Fingern ihre Augen, sah zu mir herauf und rief mir zu, sie sei fertig angekleidet, um mit mir in jenen Weingarten der Italiener zu gehen, wo die Leimruten für den Vogelfang aufgestellt wären.

Jetzt im Morgen schien mir Ulrike nicht mehr wie der Brennpunkt alles Lebenden zu sein. Wohl stand sie rotleuchtend im Garten, aber ihr helles Gesicht und ihre Hände bligten kühl und blank wie die Seewellen draußen. Und es fiel mir auf, daß ihre Schönheit, beim starken Tageslicht besehen, beim frischen Morgenwellenschlag des Sees, unterm unendlichen silberblauen Morgenhimmel, bei dem die mächtigen Berge wie alte tausendjährige Propheten saßen, eigentlich nicht mehr Kraft ausstrahlte als die silberne Flaumfeder einer Seemöwe, die zwischen ihr und mir jetzt eben in der Gartenluft vorüberschwebte.

Freilich, gestern in der Rembrandtbeleuchtung des nächtlichen Gartens, wo die Welt rundum schwarz ausgelöscht war, lebte ihr weißes Fleisch magnetisch im Kreise der Männer. Und heute abend, das wußte ich, würde es wieder mit gleicher Kraft seine Anziehung ausstrahlen. Der Tag aber wollte Gegenwart, lebende Wirklichkeit. Die Nacht nur ist wie von Vergangenheit ausgefüllt, und alle Dinge wachsen dann in Jahrtausende zurück, machen eine Rückentwicklung durch, vergrößern sich im Finstern und nehmen Gestalten der Urzeit an, Gestalten vorsündfluthlicher, ausgestorbener Geschlechter. Es ist, als würden dann in der Finsternis jene Formen wieder lebendig, von denen wir Menschen nur Ahnungen aus den Gesteinschichten bekommen, wenn wir die Abdrücke versunkener Riesengeschlechter, gigantischer Farren und gigantischer Amphibien finden, — Gestalten, von denen wir kaum feststellen können, ob sie dem Luft-, dem Erd- oder dem Wasserreich angehörten.

Von solch ungewissen, grauenhaften Ungeheuern schien mir der Garten gestern abend angefüllt gewesen zu sein. Jeder war da im Dunkeln über sich hinausgewachsen, die Menschen, die Zwerge, die Musik, die Lampe, der Mispelbaum, die Käsen und die vom Scheinwerfer ruckweise belichtete Seelandschaft.

Harmlos war das alles jetzt am Morgen, und der Morgen selbst unschuldig wie ein Ei, das eine Henne ins Stroh fallen ließ, unschuldig wie die Milch der Kühe, unschuldig klar wie frisches Wasser in einem Glas, und ich atmete jetzt auf und verbannte im hellen Morgen die Schrecken, die ich gestern nacht gefürchtet, leicht von mir, wie man den Rauch einer Zigarette rasch von sich bläst.

Ulrike und ich hatten nicht weit zu gehen, keine fünf Minuten vom Gasthaus durch die höckerige Straße, die dort anstieg und sich hinaus in den Olivenhain verlor. Dort hinter den Mauern, die am Ende der Häuser noch eine Weile den Weg einengten, lagen alte Weingärten. Hier und da war eine Pforte oder eine Nische mit einem verstaubten Madonnenbild in den Mauern; und an den Mauerflächen huschten grau-blaue winzige Eidechsen hin. Verschlungene Feigenbäume streckten ihre Fünffingerblätter aus und ließen schwarzblaue Früchte reifen. Niemand begegnete uns als spielende Kinder und ein paar meckernde Ziegen, und weißer wirbelnder Staub flog am Wege hinter uns her.

Auch hier waren am Morgen keine Gespenster mehr am Wege, und als uns einer der orangutangähnlichen Zwerge einholte, der für uns den Alöppel am Gartentor anschlug, in das wir eintreten sollten, da sah auch der arme verwachsene Kerl dürftig und unschädlich aus wie ein humpelnder Hase, schreckhaft und ängstlich.

Ulrike stellte sich etwas wunderbar Lustiges unter dem Vogelfang vor. Sie dachte, man fängt die Vögel mit der Hand wie Schmetterlinge von Blumen. Und sie dachte, es müßte ein so hübsches Geschäft sein wie Gärtnerei oder Mandolinenspiel.

Drinnen aber im Weingarten stockte uns beiden der Atem. Mit etwas bleichen, übernächtigen Gesichtern

fanden wir dort den Studenten und den Drogisten bei ihrer Henkerarbeit.

Am Ende des Gartens, der zum See abfiel, lag eine Wiese, und dort in einem Mauerwinkel, auf einer breiten Böschung, saß der Student, nur mit Hose und Hemd bekleidet wie ein Cowboy. Die Andacht und der Schmelz, mit dem er gestern abend gesungen, waren aus seinem Gesicht wie fortgeblasen. Er war nur voll Eifer beim mörderischen Vogelfang, durchdrungen vom Ernst eines Sachkenners. Man durfte nicht laut sprechen, man durfte nicht laut auftreten. Man mußte wie bei Wegelagerern im Hinterhalt lauern.

Zwischen den nächsten Büschen waren lange, dünne Ruten gesteckt. Die waren mit klebrigem Leim bestrichen, der nicht trocknete.

In seinem Mauerwinkel lugte der Student durch eine Art Schießscharte nach seinen Ruten und pfiß ab und zu auf einer kleinen silbernen Vogelpfeife. Die gab einen leisen zwitschernden Laut. Der Lockruf wurde manchesmal von einem Baum oder aus den Büschen beantwortet.

An einigen Rutenspitzen waren auch ein paar winzige Vögelchen angebunden. Die flatterten und versuchten vergeblich, sich loszumachen. Die in der Luft vorüberziehenden Vögel glaubten, von jenen käme das Gezwitzcher, und ab und zu kam ein Vöglein vom nächsten Baum oder aus der Luft herbei und setzte sich auf eine der Leimruten, um zu erfragen, warum die Flatternden nicht fortfliegen wollten, und warum sie riefen.

Bald aber mußte der Neugierige dann seine Freiheit lassen. Sein Brustflaum klebte an der Rute fest, ebenso seine feinen Krallen. Allmählich hasteten auch seine Flügel, mit denen er um sich schlug, an dem Klebstoff der Rute. Und wie eine Fliege im Sirup, so quälte sich der kleine Vogel vergebens loszukommen. Andere flogen dann auf das jammernde Gepieps der Kameraden herbei. Auch sie blieben haften. Und die Ruten schaukelten unter dem Gezappel der jämmerlich verstörten und zu Tode geängstigten Tierchen heftig in der Luft hin und her. Und immer neue kamen

neugierig und hilfsbereit und umflatterten mitleidig die piepsenden Gefangenen, die sich trotz aller Anstrengung nicht von den Leimruten befreien konnten.

Das gestern so andächtige Auge des schwächlichen Studenten glitzerte jetzt wie ein Wieselauge, und auch sein Rücken bewegte sich unruhig und lauernd, wenn er durch die Mauerscharte spähte. Ab und zu flüsterte er uns die sich steigernde Zahl der an den Leimruten zappelnden Opfer zu.

„Vier, sieben, zehn, hui, — vierzehn!“ stieß er begierig hervor. Dann sprang er plötzlich aus seinem Versteck, war mit drei, vier Sägen bei den Ruten, griff mit langen Armen und großen Händen in die Luft über die Büsche und pflückte die Vögel von den Ruten ab. Er stopfte die Vögel in seine Tasche, wo sie, vom Leim besudelt, alle aneinanderklebten und bald nur noch ermattet zuckten. Dann stellte der junge Mann schleunigst mit frischem Leim angestrichene Ruten in die Büsche. Es geschah geschäftig und blitzartig, als wäre jede Minute seiner Handlung kostbar für die Weltgeschichte.

Nachdem er wieder zu uns in das Versteck zurückgekehrt war, holte er Stück um Stück der Vögel aus seiner Tasche und zerdrückte jedem zappelnden Tierchen zwischen seinem Daumen und dem Zeigefinger das Köpfchen. Dann warf er den blutenden Vogelbalg zu dem Beutehaufen ins Gras, wo bereits dreißig bis fünfzig Stück, die er in diesen Morgenstunden gefangen, als tote Klumpen beieinander lagen.

Ulrike wurde blaß und wendete sich ab. Aber der Student grinste und sagte achselzuckend: „Das ist Jagd.“ Aber es war mir, wie er grinste, als wäre sein Gesicht schwarz wie das eines menschenfressenden Negers geworden. Schwarz vor Schuld, Scham und Verlegenheit, — so sah ich ihn für einen Augenblick vor meinem inneren Auge.

Über unseren Köpfen waren hier bei der Mauer Stangen auf Backsteinpfeiler gelegt. Sie trugen ein Nebengewirr, durch dessen Laub die Sonne grün leuchtete. Und große Trauben, goldgelbe und dunkelblaue, hingen darin zum Greifen nah.

Trotzdem der italienische Student die Verstimmung deutlich merkte, die sein grauenhafter Jagdsport in unseren deutschen Gemütern anrichtete, bewahrte er seine südlich lässige Höflichkeit und lud uns ein, von den Trauben zu pflücken. Und der Zwerg, der dabei stand, kletterte behend an einem Pfeiler hoch und riß ein paar Trauben ab, die er uns hinreichte.

Mir aber saß noch das Herz im Halse von der Vogelmezelei, die ich hier gesehen hatte, hier im harmlosen blauen Morgen, den die Wiesenblumen und das Vogelgezirp schmücken sollten, und wo man unter den laubigen Traubengängen keinen Verräther und Mörder der Morgenunschuld vermuten konnte.

Ich mochte keine Traube anrühren, und auch Ulrike legte die ihr zugereichte Traube, ganz beklommen dankend, neben sich ins Gras.

Sie sagte mir leise, sie wolle gehen. Der Student verstand es und sagte, er wolle uns noch in den Weingarten führen, wo sein Freund viele Netze aufgespannt hätte und die Vögel in einer anderen Weise einfinge als er.

Im Garten droben nahm uns dann der Drogist in Empfang. Er führte uns durch die dichten Laubgänge, in denen hohe Nebestöcke standen, die an Drähten ausgebreitet wuchsen und hohe Korridore bildeten. In diesen Gängen, an den Traubenwänden entlang, waren große haardünne Netze aufgespannt. In ihnen versingen sich die kleinen Vögel im Durchfliegen. Sie zappelten hier in den Maschen wie die anderen vorhin an den Leimruten. Aber das Erschütterndste hier waren nicht die Netze, es war nicht die Fangart, sondern die Lockweise. Es waren da eine Reihe Käfige an der Wand. In denen hielt sich der Drogist geblendete Nachtigallen. Den Nachtigallen, die er gefangen hatte, hatte er die Augen ausgestochen, damit sie in ewiger Finsternis besser singen sollten. Die armen Tiere waren also doppelt gefangen, doppelt geängstigt, und ihre Klagen wurden doppelt schmelzend, doppelt sehnsüchtig.

„Das haben Sie getan?“ fragte Ulrike unbefangen, aber zugleich blieb sie wie erstarrt vor einer blinden

Nachtigall stehen. Sie konnte es noch gar nicht begreifen, daß es schändliche Wirklichkeit war, was sie sah. Und der Drogist grinste. Aber er hatte eine seltsame Art, über die Köpfe der Menschen fortzusprechen. Was er nicht hören wollte, übersprach er. Nur sein Blut, das ihm leicht zu Kopf stieg, zeigte, daß er gehört hatte.

Auch mir grauste es jetzt vor diesem Garten, der da am See hinter hohen Mauern eingeschlossen wie eine große Mördergrube lag. Von außen hätte man der harmlosen Mauer nicht ansehen können, daß dahinter die freiesten Geschöpfe der Erde, die kleinen, dem Menschenherzen so wohlgefälligen Nachtigallen und andere Singvögel, lebenslängliche Folterqualen und Tausende von ihnen einen gräßlichen Tod erleiden mußten.

Also dieses war das Grauen, dachte ich, als ich mit Ulrike den Garten verlassen hatte, das ich durch die Mauern gefühlt habe, als ich am ersten Abend durch den kleinen, brütend schwülen Ort hinaus zu den grimassenschneidenden Olivenhainen am Bergabhang gewandert war.

„Ich will keine Musik mehr von diesen beiden hören und kein Lied,“ sagte Ulrike ganz erschüttert. „Pfui! Wenn ich das gestern abend gewußt hätte, daß die beiden solche Scheusale sind!“

„Sie werden aber heute abend doch mit den jungen Leuten auf das Scheinwerferboot gehen und über den See kreuzen, wozu Sie gestern abend der Offizier eingeladen hat.“

„Nein, nein,“ rief sie heftig. „Ich habe den beiden eben gesagt, sie sollten lieber elende Schmuggler werden. Denn besser als die Vogeltötereie ist dann doch das Schmuggeln. Sie haben natürlich verstanden, daß ich sie nicht mehr sehen will, und wurden beide blaß und rot.“

Im Gasthaus mußte ich ein kräftiges Glas Wein trinken, um die Übelkeit herunterzuspülen und das Grauen, das mich befiel, wenn ich an die Vogelfänger zurückdachte.

Ulrike, in ihrer lebhaften Art, sagte, sie hätte am

liebsten beiden die Augen eigenhändig ausgestochen und die Frevler lebenslänglich mit den Leimruten gepeitscht.

Der Tag wurde dann sehr heiß. Die Russin, Ulrike und ich saßen im Garten umher, oder im kühlen Speisesaal, lesend oder schreibend. Nach dem Mittagessen war die Glut aufs höchste gestiegen, und der See draußen leuchtete mit seinen Lichtflammen brennend in die Zimmer herein. Nirgends war Schutz vor der Hitze.

Die Damen hatten sich zum Schlafen zurückgezogen. Ich lag in einer Hängematte unter dem Mispelbaum, und mir schwand bald das Bewußtsein, aber Schlaf war es nicht, denn ich wachte und erlebte Seltsames dabei.

Die Hitze betäubte meinen Verstand, aber meine Augen und Ohren wurden unendlich wach und hatten ein Gesicht, das kein Traum war.

Ich schaute durch den Laubengang hindurch hinaus auf die lichtüberrieselte Seefläche, und dort sah ich ein Tier aufsteigen. Das hatte den Kopf einer Eidechse, den Hals einer Giraffe, den Bauch einer matschelnden Ente und den langen Schweif eines Krokodils.

Mitten im See hob es sich, grüngrau, wie aus tausendjährigem Schlamm geboren. Seine Haut hatte menschenkopfgroße Warzen.

Das Tier nickte mit seinem langen Hals wie ein Vogel Strauß. Das glitzernde Wasser rieselte in Bächlein an ihm nieder, und Büschel von großen Seepflanzen wuchsen dem Tier aus dem Rücken. Es sah aus, als habe es jahrhundertlang in der Seetiefe geschlafen und richtete sich jetzt auf, um Umschau zu halten, ehe es weiterschlieft.

Ich erinnerte mich, ich hatte dieses Tier in einer lebensgroßen Nachahmung aus Stein im Zoologischen Garten in Berlin, an der Freitreppe zum Aquariumhaus gesehen, und wußte auch, daß auf einer Tafel darunter „Iguanodon“ stand, und „seit zwanzig Millionen Jahren auf der Erde ausgestorben“. Es war eines jener vorsintflutlichen Tiere, an die ich gestern

abend gedacht hatte, als Ulrike den Garten verheerte mit ihrer über alle menschlichen Begriffe starken Anziehungskraft, die die Zwerge, die Ragen und alle Männer entzündete. Vor meinem inneren Blick war Ulrike da in ein Fabelwesen verwandelt worden, für das man keine gewohnten Maßstäbe findet. Und nun sah ich am hellen, heißen Nachmittag ein Iguanodon seinen zwanzig Millionen Jahre langen Schlaf unterbrechen und mitten im See aufsteigen und Rundschau nach den Ufern halten, als wollte sich die langhalsige Gestalt mit einem ebenbürtigen Feinde messen, der es heraufgerufen und zum Zweikampf herausgefordert hätte.

Und seltsam, — ich erkannte plötzlich die Berge, die sonst Erde und Stein waren, auf dem anderen Seeufer und über meinen Häuptern und hinter den Hausdächern des am Berg hinauffletternden Ortes nicht mehr. Diese einzelnen Berge schienen die Stümpfe von Urweltbäumen zu sein, deren jeder ein paar Meilen im Durchmesser maß. Und gegen diese riesigen Baumstümpfe wirkte das haushohe Iguanodon wie eine winzige Ameise. Die vorsintflutliche Welt, in der der Mensch weniger als ein Infusionstierchen in einem Tropfen Wasser war, erschreckte mich nicht; sie stand schrecklich schön im Sonnenschein vor mir. Und auch als das Iguanodon eine pfeilartige weiße Zunge, wie eine lange dünne Röhre, ausstreckte, die es langsam anwachsen ließ, erschrak ich noch nicht. Erst als die Zunge wie ein dünner Sauger die Ufer, die Berge und endlich die einzelnen Häuserflächen, die nach dem Wasser sahen, von der Mitte des Sees aus abtastete, da packte mich ein panischer Schrecken. Denn der weiße Strahl der Zunge zog sich, wenn er ein Haus berührt hatte, wie ein langer Schneckenfühler wieder zu dem Tier zurück.

Mit einem Male hörte ich Geschrei, ein Angstgezirp, ähnlich dem, das die zappelnden Vögel an den Leimruten im Morgen gezirpt hatten. Ich sah mit Entsetzen, daß die Zunge des vorsintflutlichen Tieres jedesmal, wenn sie ein Haus berührte, ein Fenster oder einen Laden eindrückte und sich einen Menschen aus

den Zimmern holte, und der Geraubte verschwand angeklebt mit der eingezogenen Zunge im Schnabeltrachen des Thieres.

Das Iguanodon, das ich hier sah, war wohl zwanzigmal größer als die Abbildung, die ich einmal in Stein, von einem Bildhauer gearbeitet, in Berlin gesehen hatte. Den Menschen, den die Riesenbestie verschluckte, sah man im langen dünnen Tierhals nicht hinabgleiten, denn der Hautbehang des Halses schien fest und dick zu sein wie Panzerplatten.

Mein Grauen wuchs. Jetzt stürzten unter der Gartentür vom See her in den Garten herein die Weiber, die am Ufer gewaschen hatten, und viel Volk ihnen nach, das vor der Zunge des Thieres flüchtete. Ich fühlte aber, daß ich mich mit den Fußspitzen und meinen Armen in dem Maschennetz der Hängematte verwickelt hatte, so daß ich mich nicht zur Flucht aufrichten konnte. Nur meinen Kopf konnte ich hin und her bewegen.

Ich sah, wie auf den Lärm im Garten der Wirt, die russische Generalin, das heute morgen angekommene Ehepaar und die zwei Fischerknaben, letztere mit den Chenilleaffen und der Drehorgel bepackt, aus dem Hause kamen und nach der Kellertür strömten, die der Wirt öffnete, und wohin alles, was im Garten war, dem Wirt nachdrängte, der dann, als alle in den Keller geflohen waren, behutsam die Kellertür von innen schloß. Ich hörte, wie der Wirt zuriegelte, und wie die Leute drinnen erst alle durcheinanderschwagten, und wie es dann atemlos still wurde und sie alle zu horchen schienen. Jetzt war die Zunge des Thieres, glänzend weiß wie der Lichtstrahl eines Scheinwerfers und pfeifend über die Krone des Baumes, unter dem ich in der Hängematte gefesselt lag, auf das Gasthaus zugeschossen und hatte die Glastür im Speisesaal eingedrückt, deren Scherben laut klingend auf den steingepflasterten Fußboden fielen.

Alle Leute im Keller waren in Sicherheit. Auch die Tochter des Briefträgers war vorhin mit den Menschen dort hinuntergeflüchtet, und ich staunte nachträglich noch, wie furchtlos sie eigentlich gewesen war.

Das junge Ding schien nur vom Strom der Flüchtlinge mitgerissen worden zu sein. Denn sie nähte, während sie in den Keller stieg, ruhig an ihrer Arbeit weiter.

Nur Ulrike hatte ich nicht aus dem Haus fliehen sehen. Aber ich mußte doch, daß sie in ihrem Zimmer oben war und Siesta hielt. Möglicherweise zog sich die Zierzunge, die dünne, tastende und saugende Zungenspitze des Iguanodons, vom Hause zurück und schnellte wie eine zurückgeworfene Leimrute hoch in die Luft, gleichsam, als sei das vorsintflutliche Tier draußen im See tief erschreckt worden.

Mich schüttelten Frost und Kälte. Wie leicht konnte die Zunge jetzt pfeilschnell durch das Geäst des Baumes wieder zurückschießen und mich aus der Hängematte ziehen!

Da aber hörte ich, daß sich ein Fenster im Zimmer Ulrikes öffnete, und ich wollte dem schönen Mädchen zurufen, sie solle fliehen und sich verbergen, als ich sah, wie ein eben solcher Tierkopf, nur viel kleiner als der des Ungeheuers auf dem See draußen, sich aus dem Fenster reckte. Sein Hals wuchs und stand wie eine lange ungeheure Fahnenstange aus der Fensteröffnung. Seine Zunge schoß aus dem Rachen und züngelte lebhaft. Aber statt der Warzen hatte dieses neue Tier rote lockige Haarbüschel an seinem Giraffenhals, Haare, so rot wie Ulrikes Haar. Zugleich aber sah ich, daß die Zunge, die dieses Tier ausstreckte, keine lange Saugröhre war, sondern daß elektrische Flammen, elektrische Strahlenbündel, die viel schneller und viel gewaltiger waren als die Zunge des anderen Tieres, weit auf den See hinausprühten und furchtbare Schläge ins Wasser austeilten. Und wo dieses Tieres Elektrizität hinschlug, schien der See bis in die Tiefe zu kochen.

Das Iguanodon draußen in der Seemitte hatte seine Zunge eingezogen, legte seinen Hals flach wie einen schwimmenden Baumstamm aufs Wasser, und es schien mir, als überlege es, ob es den Kampf mit der Nebenbuhlerin am Ufer aufnehmen, oder ob es wieder versinken sollte in sein jahrtausendealtes Wassergrab.

Plötzlich aber dröhnte die Erde. Der Baum, an dem meine Hängematte hing, zitterte und schüttelte sich, als wenn ihn ein Schauer durchführe. Zwischen den hohen vorweltlichen Baumstümpfen, die die Höhe des Monte Alto hatten, flog eine Herde blutfarbener Drachen auf. Die hatten mächtige Fledermausflügel aus roten Häuten. Der Himmel verfinsterte sich blutrot. Und die Drachen zeigten gelbe Bäuche und grüne Brüste, hinter denen ich einen dunkelblauen Herz wulst pochen sah.

Im See aber tauchte lautlos das Iguanodon unter. Auch das Tier im Hause hörte auf, Blige zu werfen, und zog seinen langen Hals in das Fenster zurück und verschwand. Die roten Drachen aber füllten die ganze Luft und wurden zu Millionen Drachen.

Ich sah eine Weile noch den Sonnenschein, der die vielen ausgespannten Drachenflügel rot durchleuchtete. Und von dieser Röte wurde auch der Baumstamm, unter dem ich lag, rot beschienen und ebenso Äste und Blätter. Der rote Stamm sah wie die blutige Gurgelröhre aus, die man einem mächtigen Tier ausgeschnitten hat. Und der Baum begann zu sprechen, und seine Äste begannen sich im Wind zu ballen wie Fäuste, und sie wuchsen und schlugen an die verschlossene Kellertüre, dahinter sich die Menschen des Hauses geflüchtet hatten. Und der Baum schrie zuletzt auf, und ich verstand jedes Wort, und mich schau derte, als er mich in der Hängematte hin und her schleuderte. Des Baumes Stimme aber rief:

„So lange ihr Menschengezücht euch höher dünkt und gewaltiger als das Höhenreich und das Unterreich, so lange sollt ihr keinen Frieden haben, da ihr keinen Frieden geben wollt. Ihr sollt nicht sicher sein in euren Häusern, nicht sicher in euren Betten, nicht sicher unter uns Bäumen. Wir werden immer wieder zu euch hereinbrechen, wir aus dem Unterreich und aus dem Höhenreich, deren Leben ihr erloschen glaubt. Und ihr werdet kämpfen müssen, so lange ihr Kampf wollt. Die roten Drachen, sie werden über euch geschickt, sie werden euch immer wieder besiegen, auch wenn eure Kämpfer elektrisches Feuer speien. Die

roten Drachen, die aus dem Urblut aufstiegen, aus dem auch ihr gezeugt wurdet, sie sind es, die euch züchtigen sollen.“

Nachdem der Baum also dröhnend gesprochen hatte, wurde es still. Die rote Dunkelheit, die die Landschaft und alles um mich entrückt hatte, wich allmählich, und es wurde hell wie vorher. Der erhitzte Garten im Nachmittagslicht, voll blühender roter Nelken und roter Geranien, lag am See, trocken und scharf beleuchtet. Niemand sprach. Nichts Ungewöhnliches war zu sehen. Im Hause schien noch alles zu schlafen. Gerade vor mir an der Gartenmauer reckten sich einige blaugrüne, tierähnliche Kakteestauden. Auf den fleischigen, gepanzerten Pflanzen sonnten sich grünschillernde Fliegen, und neben ihnen züngelte eine kleine Eidechse.

Meine Füße waren ein wenig in der Hängematte verwickelt. Ich konnte aber doch leicht aufstehen, ging zum Tisch und setzte mich in einen Strohstuhl im Schatten des Hauses und dachte über das sonderbare vorsintfluthliche Gesicht nach, das ich zwischen Wachen und Träumen eben erlebt hatte.

Später kamen die Damen zur Kaffeestunde aus ihren Zimmern in den Garten, und wie wir da zusammen unter dem Mispelbaum saßen, wollte ich ihnen mein Traumgesicht beschreiben. Aber als ich den Mund zum Sprechen öffnen wollte, tauchten mir ganz andere Bilder auf. Ein innerer Wille zwang mich, ganz andere Worte zu sprechen als die, die ich hätte sagen wollen. Es war von jenem Gesicht her eine unerklärliche Angst in mir geblieben, die mir ergab, daß ich neuen Schrecken, der sich hier entwickeln konnte, dadurch im voraus Einhalt tun könnte, daß ich die Zukunft den Damen so schilderte, als wäre sie bereits Ereignis gewesen.

Und ich erzählte:

„Vorhin war es Nacht hier im Garten und draußen auf dem See. Die Lampe unterm Mispelbaum brannte, und auf Ihrem Stuhl hier saßen Sie, gnädige Frau“ — und ich verneigte mich leicht gegen die russische Dame. „Zu Ihren Füßen lagerten alle Katzen des

Hauses, graue und schwarze nebeneinander, scheinbar schlafend, aber eigentlich mit Ihnen in die Dunkelheit horchend. Um den Tisch herum saßen alle Zwerge des Ortes. Der eine Zwerg hatte eine Kasse voll Birnen vor sich liegen, der andere Zwerg seine Kasse voll Trauben, der dritte seine Kasse voll getöteter Singvögel. Die anderen Zwerge, die neben ihnen saßen, hatten leere Kassen, aber sie warteten, so schien es mir, jeder einen unbewachten Augenblick ab, um aus den drei gefüllten Kassen etwas zu stehlen. Aber die drei Zwerge mit den gefüllten Kassen horchten mit Ihnen und den Kassen gegen den See hin, wo eben nach dem Abendläuten das Scheinwerferboot tutete, das dann das kleine Hafenbassin von Limone verließ und seine Nachtwache an dem Ufer entlang antrat.“

Die um den Tisch Sitzenden mußten angestrengt horchen, da tief im Hause, in einem der letzten Zimmer, der Drehorgelkasten gespielt wurde. Der am Morgen angekommene alte Herr spielte das freischende Instrument, während seine Frau mit den beiden Fischerbuben schlurfend über den Steinboden tanzte.

„Ich selbst befand mich auf dem See in einem Nachen und ruderte. Am Ende des Bootes saß die schöne Tochter des Briefträgers. Sie hatte den neuen Vollmond vor sich auf dem Schoß liegen wie ein Stück Weißzeug. Der Mond war entzweigerissen, und sie nähte mit einer großen goldenen Nadel seine Risse zusammen.“

Alles Unnatürliche in meinem Traum war so selbstverständlich, wie wir jetzt hier sitzen und Kaffee trinken. Ich konnte überall zu gleicher Zeit sein, im Garten, im Haus, im Kahn und auf dem Scheinwerferboot,“ erzählte ich weiter.

„Auf dem Zollboot, das wie ein langer schmaler Walfisch aus Eisen, nur wenig erhöht, über die Wasserfläche hinschoß, sah ich, umgeben von Zolloffizieren und Matrosen, Ulrike stehen. Es unterhielt sie besonders, einem Manne zuzusehen, der den Scheinwerfer handhabte. Vom Boot war über dem Wasser nichts zu sehen als nur ein kleiner Schornstein, der Lichtapparat des Scheinwerfers und ein dünnes Eisen-

geländer, das um das längliche Verdeck lief. In der Form einer Zigarre, und einem Wasserkäfer ähnlich, eilte das Boot auf der Seefläche hin und kreuzte pfeilartig von Ufer zu Ufer. Die Offiziere rauchten Zigaretten und freuten sich über Ulrike und über ihr rotleuchtendes Haar, das in der Nacht noch stark mit seiner Feuerfarbe lockte.

Plötzlich kam Bewegung unter die Matrosen. Ein Offizier neben dem Scheinwerfermann gab leise Befehle, und alle andern Offiziere drängten sich zu ihm heran, und jeder sah durch ein neben dem Scheinwerfer angebrachtes Fernrohr eifrig und lebhaft erregt hinauf ans Ufer.

Man hatte Schmuggler entdeckt. Ich aber wußte, da ich auch zugleich oben auf dem Berg sein konnte, daß die vom Fernrohr entdeckten Gestalten im weißen Lichtstrahl des Scheinwerfers dort oben keine Schmuggler waren, sondern der Student und der Drogist, die der Aufforderung Ulrikes nachgekommen waren und die Schmuggler spielten, nur um die Abendfahrt für Ulrike auf dem Scheinwerferboot unterhaltender zu machen.

Die Offiziere aber sagten Ulrike nicht, daß sie Schmuggler entdeckt hätten. Einer bot ihr den Arm und führte sie auf den Wink der andern in die Kajüte, wo er ihr einen Spiegel zeigte, in welchem man nicht sich, sondern sein vorsintflutliches Urbild sehen konnte. Ulrike lachte herzlich, als sie sich in dem Spiegelglas als eine Art Iguanodon erkannte.

Im selben Augenblick hörte Ulrike ein Tuten, und es wurden Befehle durch ein Sprachrohr an die Bergwand hinauf zu den Schmugglern gerufen: „Stillgestanden! Oder wir geben Feuer!“

Ulrike wandte sich vom Spiegel ab und zeigte dem Offizier ihr schönes Mädchengesicht und sagte:

„Ihr werdet doch nicht auf den Studenten und auf den Drogisten schießen, die nur zum Spaß die Schmuggler machen?“

Im selben Augenblick krachten aber fünf Schüsse knapp hintereinander aus einem Maschinengewehr, das am Kiel des Bootes angeschraubt war. Vom Berg

hörte man ein Niederrasseln von Steinen. Nach ein paar Augenblicken rauschte das Seewasser vom Fall zweier Körper schäumend auf.

„Ihr habt zwei Menschen getötet,“ schrie Ulrike.

Die Schüsse aber in der Nacht wurden zu hundert Echo's in den Bergen. Und in den Häusern von Rimone erhellten sich viele Fenster. Viele Leute kamen aufgestört mit Lichtern und Laternen an den Strand, und viele Frauen warfen sich am Wasser händeringend auf den Boden und riefen: „Man hat uns unsere Männer getötet!“ Denn diese waren Schmuggler und befanden sich in dieser Nacht auf den Paßwegen mit Waren beladen, die sie im Finstern über die Grenze schleppen sollten.

Zugleich rannte der Briefträger freischend am Ufer entlang und schrie: „Meine Tochter ist verschwunden! Mit diesen meinen Händen werde ich den erwürgen, der sie entführt hat.“

In der allgemeinen Aufregung gellte noch die Stimme Annunziatas, des Dienstmädchens im Gasthause. Die rief einem alten Herrn, der sie schüttelte, ins Gesicht:

„Jawohl, ich habe dem Mann die Frau vergiftet, weil sie immer mit meinem Geliebten tanzt und nicht genug an einem Mann und einem Geliebten hat, sondern einen Mann und zwei Geliebte haben will.“

Der Wirt des Gasthauses aber verwandelte sich in einen Esel, stand an einer Straßenecke auf vier gespreizten Beinen und wehklagte in die Nacht.

Im Garten starrte die Generalin, die bei den Raketen und den Zwergen saß, wie entgeistert nach der Hausthüre des Gasthofes, wo der alte Mann herauswankte, der den Drehorgelkasten gespielt hatte, und dessen Frau tot war. In ihm erkannte die Generalin plötzlich ihren vor Jahren ins Meer gestürzten Gemahl, dem damals im Schreck, als sein Sohn ertrank, das Erinnerungsvermögen geschwunden war, der sich aus dem Meer gerettet hatte, aber nicht mehr wußte, wer er war, und der damals nach Deutschland gereist war, eine künstliche Blumenfabrik gekauft und wieder geheiratet hatte.

Jetzt stürzte dieser Mann wie die andern nach dem

Strand, wo ein allgemeines Geschrei und Gerufe durch die Nacht hallte.

Die Generalin erlitt vom Erkennungsschreck einen Schlaganfall. Sie sank einseitig gelähmt vom Stuhl. Die Kagen im Garten flohen alle in den offenen Keller, und auch die Zwerge erschrafen und liefen hinter den Kagen in das Kellerversteck. Dort balgten sie sich um die Birnen, die Trauben und die toten Vögel.

Birnen und Trauben schmaßend und tote Vögel zerfauend, kamen die Zwerge nach einer Weile aus dem Keller vorsichtig hervorgekrochen. Sie zupften die umgefallene Generalin am Ohr und an der Nase und schleiften sie, mutig geworden, weil sie sich nicht rührte, am Mantel und an den Schalzipfeln den Garten hinunter an den See, wo sie sie unter Gefächern von der Landungsbrücke ins Wasser stießen.

Die Tochter des Briefträgers im Kahn hatte die Risse im Mond zusammengenäht und gab die Mondscheibe frei, die aus ihrem Schoß fort an den Himmel hinaufschwebte, wo sie im Zenit stehen blieb, und wo sie nun die Seelandschaft mit ihrem Licht wieder verklärend beleuchtete. Das Mädchen selbst aber sprang aus dem Boot, nachdem sie zu mir noch gesagt hatte: „Mein Vater ruft mich. Er darf mich nicht bei Ihnen finden. Dann sind Sie des Todes.“ Dann war sie leicht über das Wasser fortgelaufen, als wäre der See eine Glasplatte, und sie kam heil an das Ufer, wo sie ihrem Hause zueilte.

Ich aber wollte nicht mehr nach Limone zurück. Ich hatte genug von dem abenteuerlichen Aufenthalt und wollte noch in der Nacht nach Torbole rudern. Da glitt das Scheinwerferschiff an mir vorbei, und mit dem verzweifeltsten Schrei: „Nehmen Sie mich auf!“ sprang Ulrike vom Boot herunter zu mir in den Kahn. Dann ruderte ich aus Leibeskräften und schloß die Augen und ruderte, nur von dem Gedanken der Flucht angetrieben.

Ulrike aber hing mir an meinem Halse, während ich ruderte, und die junge Dame flehte mich an, sie zu ihrem Bräutigam nach Freiburg zu rudern, da sie gewiß nie mehr einen anderen Mann ansehen wollte

als ihn und kein Unglück mehr suchen wollte, sondern das Glück der Ehe, soweit das einem Iguanodon möglich sei."

Also hatte ich gefabelt.

Ulrike, die längst ein Taschentuch vor den Mund gehalten und öfters während meiner Erzählung wiehernd aufgelacht hatte, stöhnte jetzt:

"Uff, uff, Sie haben recht. Ich werde heute noch nach Freiburg abreisen, um nicht all das Unglück anzustiften, das Sie mit solcher Wollust auf den Kaffeetisch malen. Es ist nur so schade, daß ich allein reisen soll, und daß ich Sie beide in dem stimmungsvollen Weltwinkel hier zurücklassen soll, während ich vor meiner Iguanodonseele fliehen muß."

"Daß Sie mich aber auf so schreckliche Weise umbringen lassen! Ich soll im Wasser umkommen, nachdem ich meinen ertrunken geglaubten Mann wieder gesehen habe! Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mir ein so fürchterliches Schicksal ausdenken?" rief die Generalin, ihr Unglück genießend, aus.

"Sie haben nichts getan, als daß Sie sich immer in Ihrem Innersten dramatische Schicksale gewünscht haben. Sie dramatisieren mit Ihrer Sehnsucht zum Unglück Ihr eigenes Schicksal, da Sie Angst haben, daß es sich sonst friedlich wie ein Idyll entwickeln könnte," antwortete ich ihr.

"O, Sie haben eine sonderbare Art," sagte die Russin, "einem Aufklärungen über sich selbst beizubringen. Sie nehmen einem Unglücke vorweg, die man das Recht hatte, zu erwarten," fügte sie beinahe schmollend hinzu.

"Ich habe nichts anderes hier erwartet," rief Ulrike jetzt, gleichfalls schmollend. "Sie glauben, daß wir alle an Sonnenstichen leiden, und Sie legen uns eine Eiskompresse aufs Herz. Dafür bin ich Ihnen eigentlich doch dankbar. Sie leuchten wie ein Scheinwerfer in uns hinein und erzählen uns dann Märchen, die Sie in uns gesehen haben, wie ein Großpapa seinen Enkeln Gruseln macht. Und recht belehrende Märchen sind das, das muß ich sagen."

Die Russin ereiferte sich aber und meinte:

"Sedenfalls ist die Gewitterstimmung hier zerstört.

Ich bin dagegen, daß man die Menschen von ihren Handlungen, die sie tun müßten, durch solch haarsträubenden Anschauungsunterricht vom blinden Leidensschaftsweg abschreckt. Jetzt wird Ulrike sicherlich nicht heute abend mit dem Offizier auf das Scheinwerferboot gehen wollen. Der Student und der Drogist sind durch Tod abgeschafft. Ich finde, der Erzähler solcher Märchen müßte jetzt wenigstens neue Menschen und neue Ereignisse herbeischaffen. Denn damit, daß eine erzählte Geschichte aus ist, ist doch nicht das Leben der Zuhörer aus. Wir leben weiter und wollen erleben.“

„Hier kommt schon neues Leben,“ rief Ulrike.

Mit dem Wirt traten zum Gartentor zwei fremde Herren in den Garten herein. Sie trugen kleine Handtaschen, und der Wirt stellte uns die Herrn im Vorübergehen als zwei italienische Ärzte vor, die für einige Wochen hier bleiben sollten, und die soeben erst mit dem Dampfschiff angekommen wären.

Wir hörten nur noch, wie die Herren zum Wirt sagten, sie wollten nur rasch ihre Hände waschen, und dann die Wiese auffuchen und den Platz bezeichnen, wo die Krankenzelte aufgeschlagen werden sollten.

„Ja, ist denn eine Epidemie ausgebrochen?“ rief die Generalin, mit ihrem einen Auge belustigt zwinkernd, und richtete sich aufgeräumt aus ihren Schals und Mänteln empor.

Die Herren waren aber schon mit dem Wirt ins Haus getreten und hatten beim Geräusch der Schritte die Frage überhört.

Wir sahen einander verwundert an. Ich erinnerte mich, in der Zeitung gelesen zu haben, daß in Venedig Cholerafälle vorgekommen seien. Aber ich verschwieg es, um die Damen nicht zu erschrecken.

Jetzt kam Annunziata, das Dienstmädchen. Sie hatte am Gartentor dem Briefträger die Post abgenommen und brachte uns Zeitungen und Briefe. Dabei sagte sie geheimnißvoll:

„Die Dame, die heute morgen angekommen ist, ist sehr krank. Der Wirt hat gesagt, die Krankheit könne Cholera sein.“

„Da haben wir es, das Unglück,“ rief die Russin begeistert aus. „Ich packe sofort meine Koffer.“

Ulrike und ich lachten, und Ulrike sagte:

„Jetzt bekomme ich es, wie ich es gewollt habe. Jetzt werden alle mit mir abreisen. Wie froh ich bin, daß sich doch etwas Allgemeines ereignet, und daß meine Abreise nicht allein das Tagesereignis sein muß.“

Ich hatte inzwischen rasch die neue Zeitung aufgeschlagen und las, daß verschiedene Cholerafälle in Venedig und auch am Gardasee gemeldet waren. Ich schlug dann den Damen vor, zusammen noch einen letzten Abschiedsspaziergang nach den Wiesen zu machen, was die Damen auch gerne taten. Draußen vor dem Ort, in der Nähe eines alten Pestfriedhofes, der jetzt wie ein harmloser Rosengarten zwischen prächtig düsteren Zypressen lag, trafen wir die beiden Ärzte, die den Arbeitern zusahen, welche dort ein großes vitriolgrünes Zelt errichteten.

Bei der Farbe des Zeltes mußte ich an das Haus des vorsintfluthlichen Tieres denken, das sich in meinem Traum aus dem See gereckt hatte und mit seiner Zunge in die Häuser eingedrungen war, aus denen es die Menschen einzeln herausgezogen hatte, um sie zu verschlingen. Bald würden hier Tragbahren ankommen. Bald würden die Häuser des kleinen Ortes einzelne ihrer Bewohner als Opfer der Cholera in dieses Zelt dem unerbittlichen Choleragespenst hingeben müssen.

Während wir noch dastanden, wurde schon auf einer verhüllten Bahre die erste Kranke aus dem Gasthaus, in dem wir wohnten, gebracht, die Dame, die mit ihrem Mann heute morgen aus Venedig angekommen war. Der Wirt mit seinem demütigen Eselsgesicht stand neben mir und stöhnte laut und hörbar, denn er wußte, jetzt würden seine Gäste fortziehen und alle Bewohner des Ortes sein Haus meiden. Und wer wußte es denn, ob nicht er und alle, die hier standen, bereits vom geheimnisvollen Choleratod gezeichnet waren?

Es war aber gar nicht mehr so leicht, dem Ort des

Schreckens zu entfliehen. Die Dampfschiffe weigerten sich, in Limone anzulegen, und das Schiff, das die Ärzte gebracht hatte, war das letzte gewesen, das die Landungsbrücke berühren wollte.

In der Nacht, als der Mond, von einer dünnen Wolke in zwei Teile geteilt, über dem See und dem Monte Alto hing, stießen geheimnisvoll zwei Boote bei der Gartentüre des Gasthauses ab. In dem einen saß ich und ruderte Ulrike und unsere Koffer, da wir uns keinem Bootsmann vertrauen wollten. Im anderen Boot saßen die russische Generalin und der Mann der vor zwei Stunden gestorbenen Frau, der eine heillose Angst hatte und nicht einmal die Beerdigung seines toten Weibes hatte abwarten wollen. Dieses Boot ruderten die beiden Fischerknaben, da es schwer und mit den großen Koffern der Generalin beladen war.

Während der ganzen Nacht ruderten die Boote lautlos Seite an Seite, und als wir die Bucht von Limone verlassen hatten, war in der Dunkelheit nichts mehr von diesem Ort bei uns als der säuerliche Duft der Zitronenfrüchte, der uns aus den Säulengärten in der milden Nacht über das Wasser noch nachkam, lockend und verführerisch, wie ein lebendes Wesen, das auf den Wellen wandern kann, ohne zu versinken.

Aber der Scheinwerfer des Nachtbootes, der sonst die Nacht so unruhig machte, war in der Mondhelle, in welcher keiner zu schmuggeln wagte, auf der anderen Seite des Sees tätig, und er streifte drüben mit seinem weißen Strahl die vom Mondschatten verdunkelten Bergwände ab.

Als wir einige Zeit gerudert hatten, riefen die Fischerknaben vom anderen Boot mir zu:

„Jetzt sind wir über die Grenze gekommen. Jetzt sind wir auf österreichischem Seegebiet.“

„Jetzt sind wir bald in Freiburg,“ lachte Ulrike. Sie war im Geist längst nicht mehr auf dem See, sondern weit über den Alpen bei ihrem Bräutigam.

Ich aber war froh, daß wir dem Abenteuerherd entrannen, den ich vom ersten Augenblick an, als ich im Sturmwind in das kleine Wasserbassin von Limone

hineingefegt worden war, beim Betreten des Landes mit allen Sinnen gewittert hatte.

Aber die Russin meinte, Abenteuerherde müsse es überall geben, denn sonst wäre das Leben eine Einöde. Und sie suchte begierig nach neuem Unglück.

Romane

Josa Gerth

Roman

1

Dies Buch einem Toten

Vorafforde

Tränen — Tränen im Frühling! Das Licht steht still und horcht, und die Lüste halten den Atem an und lauschen, und alles starrt auf das schluchzende Kind.

Seine Arme umschlingen den Baum. Sie pressen ihn fest. So fest, daß das Blut stockt, die Adern schwellen, und dann zittert und glüht das junge Herz.

Die Einsamkeit sieht es groß und ernst an:

„Warum weinst du, Mädchen?“

Das Schweigen saugt ihm die Tränen von den Wimpern:

„Warum weinst du, Mädchen?“

Niemand weiß es. Niemand sagt es ihr.

Kein Leid, kein Schmerz äßt ihre Seele. Und doch diese Tränen, dies Schluchzen.

Der Himmel ist blank und leuchtend. Das Sonnengold jauchzt. Licht und Klarheit wogen trunken im blendenden Äther.

Aber die Erde liegt noch im Frühlingsdämmern. Aus ihrer Brust quillt der Atem, leise zögernd, aber berauschend, kraftschwellend in gärender Macht, die junges, zündendes Blut durch winterschlaffe Adern treibt.

Das Licht zerschlägt schäumend die Wolken. Stürzt rauschend nieder. Küßt ihre Lippen. Küßt sie heiß, stürmisch. — Da schlägt die Erde die Augen auf.

Sie lacht nicht. Sie seufzt nicht. Sie ruht ganz, ganz still, gelähmt von der Starre des keimenden Erwachens. Die Gedanken, den trägen, warmen Schlaf in den Gliedern, stehen erst an der Schwelle des Bewußtseins. Unschlüssig, halb wachend, halb träumend, mit taumelndem Blick zum Lichte wankend.

Das alles sah das Kind.

Aber nicht wie man Farben und Formen und Linien mit dem Augstrahl umklammert; auch nicht wie Träume, die man betastet; viel, viel näher. Tief im Herzschlag, mit dem Kern des warmen Pochens in eins verschmolzen und doch ein anderes und unfassbar.

Es sah die Erwartung, die überall dem Lichte die Arme entgegenbreitete. Fühlte die Unbefriedigung der Natur. Die schmerzende Lede der matten und fargen Töne ringsum. Die hungernde Leere, in der jener Sonnenstrahl viel heftiger brannte, all dies gierige Mühen, Wärme, Kraft, Leben einzusaugen, um es in Farbe, Duft und Blüte wieder auszustrahlen.

Das alles sah das Kind, alles das pochte in seinem Herzschlag.

Und da seufzten die Augen, und gruben sich in die Helle und durchwühlten die aschfarbene Leere.

Wollten keine Farben blühen? kein Duft? keine Klänge?

Doch die Leere blieb leer und stemmte sich unbittlich gegen das Sehnen, zerfleischte die Kinderbrust und zerschlug den Glanz der Augen in Tränensplitter.

Aber das Kind wußte nicht, warum es litt, noch warum es weinte. Es wußte nicht einmal, daß es ein Herz hatte.

Es starrte über die fahlen Bäume und die leeren Felder und die dunkle Nacktheit der Erde — und wie es sehnte, horchte und suchte, da löste es sich wie Tropfen vom Himmel, erst nur zart, leise und hell, heller und immer heller, — Glockenlieder, kristallene Laute, glitzernde Frühlingsklänge; — Trostschimmernd perlten die Töne nieder, — da sprengte die Sehnsucht das Herz.

Das Kind warf sich zur Erde. Küßte den blassen Keim unter der feuchten Scholle. Der Keim schlürfte seine Tränen, und aus den Tränen stieg die Frühlingsahnung, weißleuchtend, hoffnungsmilde, und strömte Duft und Licht und Farbe.

Und das Mädchen umklammerte den Baum, schmiegte sich berauscht an das erwachende Leben. Und ihre

Arme wärmten seinen Stamm, und im Mark stiegen und drängten die Gäste.

Frühling! Bist du es wirklich!? — — —

Dann sank die Sonne.

„Zofa! Zofa!“

Man hat gerufen? —

„Zofa! Zofa!“

Sie springt auf. Die letzte Thräne zersprüht. Sie starrt einen Augenblick in die Abendsonne — lacht und stürzt mit ausgebreiteten Armen dem Lichte entgegen.

"Gosa! — Gosa!" — — — — —

Als Josa fünfzehn Jahr alt war, schrieb sie ihr erstes Gedicht.

Ein Sonntagmorgen. Großmutter und Martin waren zur Beerdigung der Tante Agnes nach Kitzingen gefahren. Josa allein zu Hause.

Schon das Alleinsein war so wunderbar neu, so prickelnd behaglich. Und nun der Morgen mit seinem zarten Licht, seinen duftblauen rinnenden Schatten, der silbermatten Ferne, drin alles unwirklich glänzte und flimmerte. Der Kontrast zwischen Nähe und Weite schroff, unvermittelt. Die Wiesen und Büsche mit zartgrünen Konturen und plötzlichen schweren Tiefen und die Bäume wie dumpfe Silhouetten, mit dunklen scharfrandigen Stämmen, daran die Nacht in die Erde zurückkroch. Aber über allem wache, weißgligernde Feuchtigkeit.

Als Großmutter und Martin fort waren, hatte sich Josa mit einem Buche auf die Terrasse gesetzt. Die weißen Tauben kamen auf den Tisch, nickten und pickten. Manchmal fiel ein feines dottergelbes Blatt von den Akazien, dann auch eines in das Wasserglas. Schaukelte wie eine Muschel hin und her, drehte sich leise im Bogen und legte sich an den Rand. Durch die großblättrigen Fliederbäume zogen die Glockenlaute und freisten und rankten wie silberne Arabesken

und schimmernde Kristallgewinde durch die Morgenstille.

Jeder Sommersonntag hatte hier oben im Pfauenhofe dasselbe Gesicht, denselben von weichen Lauten und weichem Licht umkosten Frieden.

Aber die Einsamkeit störte heute Josa. Die geschäftige Stille ringsum zerfaserte ihre Aufmerksamkeit. Erst schaukelte sie das Buch auf der Tischkante. Dann klappte sie es zu.

Sie stand auf.

Ah, sie war allein! Sie schüttelte Arme und Kopf in üppiger Freude. Dann sah sie mit weitem Blick, als wolle sie alles mit den Augen umarmen, von der Terrasse über die Ferne, dann im Garten am Hause hoch hinauf, als sehe sie dies alles heute zum ersten Male.

Darauf ging sie hinein.

Durch alle Zimmer, durch alle. Und alle Türen ließ sie hinter sich weit auf. Aber in Großmutter's Zimmer trat sie mit gefesselter Energie, ganz wie Kinder, die nicht zeigen wollen, daß sie sich eigentlich fürchten. Sie glättete eine Kommodendecke, öffnete das Fenster, setzte sich in den schwarzen Lederstuhl, aber alles mit übertriebener Sicherheit, die noch im Keimgefühl mit der Scheu kämpft. Dann ging sie wieder zurück, vor dem Pfeilerspiegel und dem Spiegel des Porzellanschranks verbeugte sie sich tief. Darnach wurde ihr Schritt gemessener. Der Nacken steifer. Und immer noch im Weitergehen mit den Gedanken am Spiegel, behielt ihr Gesicht den Ausdruck beherrschter Ordnung. An allem, was glänzte, blieb sie stehen. Ein Briefmesser aus Cuivre poli schwang sie hoch und stieß es hart nieder, daß der Glanz durch die Luft zischte. Den kupfernen Aschenbecher rollte sie über den Tisch, er fiel auf der andern Seite hinunter, sie ließ ihn liegen. Dann hauchte sie über die gelbgrünen tiefblanken Messingtüren des Ofens. Am Bronzefuß der Lampe schnitt sie Gesichter und lachte über die Verzerrung auf dem buckligen Metall.

Vor dem schillernden Pfauenbukett in der Ecke stand sie eine Weile. Dann griff sie mit beiden Händen zu,

zog so viel sie fassen konnte heraus, sah sich einen Augenblick um und schleuderte alle Pfauenfedern durch das Zimmer, über Stühle, Sessel, Diele. Zuletzt griff sie nach dem Rest und streute ihn rings um sich und in ihr Haar und schob sich einige in die Ärmel und in den Nacken. Ein wildes Farbensunkeln ägte nun aus allen Ecken und Tiefen die Stille des Zimmers. Schlangengrün und Goldkäfergrün, und violettcs Braun, und violettcs Gold und Blau. Josa stand in der Mitte des Zimmers, die Arme niederhängend und den Kopf, sie schluckte nur manchmal, sonst schwieg alles an ihr, betäubt von den Farben.

Unter der Diele begann ein Hufstampfen und Poltern. Die Ställe lagen in den Kellern des Hauses und unter der Terrasse.

Das Mädchen richtete sich auf, begann zu wiehern und lief hinaus, durch das Gras, über ein Blumenbeet zur Terrassenbrüstung.

Die Töne hatten sich gekräftigt. Ein lichtsatter Sommertag starrte groß, hell, mit unbarmherzig weitgeöffneten Augen über die Felder und Höhen.

Würzburg, die Festung Marienberg, das Kapelle, und im Leistingrunde die weißen und roten Mauern und Dächer lagen zum greifen nahe.

Dicht unter ihr flirrten und zitterten weiße Schmetterlinge über den Klee, ein Lusthauch trieb graues Rieselnd im Zackenlauf durch das Grün.

Josa stützte die Hände auf die warmen Steine. Ihre Augen preßten sich in die Sonnenhelle. Ihre Finger zitterten. Ihr Herz zitterte. Alles zitterte an ihr. Sie bog sich weit vor. Immer das Grün, immer die Schmetterlinge, sie konnte die Augen nicht mehr lösen, sie war wie angebunden an die schimmernden Punkte. Sie starrte und starrte, und als sie in der Ferne zergingen, starrte sie immer noch.

O das war so süß! Sie preßte die Arme fest an die Hüften. Was war das nur? So süß! So berauschend!

Die Füße pochten kurz und energisch. Es war in ihrem Blute ein Schluchzen und Fallen, das stieg wie gequollene Perlen hoch und tropfte üppig und glutträge in ihr Herz. Der Atem sog und stieß frampf-

artig. Die fessellose Unruhe, in der jeder Nerv schwelgte, spannte alle Sinne zu schärfstem Empfinden. Es war nicht mehr ein Leben — hunderttausend Leben rauschten durch ihren Körper. In jeder Ader drängte das Entzücken. Ein Empfinden, als ob sie hochgeschleudert über allem schwebte, ohne Bewußtsein für das, was wirklich, und sie mit schroffen Formen und derber Schwere umgab. Alles in freisenden Wallungen, in wogender Weißglut.

Mit hastiger Hand wühlte sie in der Tasche. Ein altes Briefkuvert — ein winziger zerkauter Bleistift, die ersten zwei Strophen im Fluge mit gejagten, zerflatternden Buchstaben.

Dann sann sie einen Augenblick. —

Es war gar nicht möglich, das alles festzuhalten. Es tauchte auf und versank, blendend wie Sonnenlichter und zerrinnend wie Sonnenlichter. Sie klammerte sich mit Mühe an die Gedanken, um sie zum stehen zu bringen. Aber wenn sie einen faßte, in Worte fing, zerstäubte der weiche Schmelz der Empfindung an der engen linienbegrenzten Form des Ausdrucks. — Doch endlich stand es auf dem Papier.

Ein kleines scheues Lied, ein Gemisch aus Seufzern und Jubellauten.

Es plauderte von weißen Blüten, von Frühlingssehnsucht und Winterleid. Als Josa Gerth dieses Gedicht vom Schmachten eines kranken Herzens nach Lenz und Blüten schrieb, brannte die Julisonne und ihre Wangen leuchteten in kräftiger Gesundheit.

*

Gleich am Anfang des Hohlweges, der von der Heidingsfelder Chaussee zum Pfauenhofe aufführt, lag links noch vor der Buchenhecke eine ganz neue Villa im gotischen Stil. Einen Sommer lang war sie bewohnt gewesen, aber seitdem blieben die Jalousien geschlossen. Nur in der Gärtnerwohnung im Erdgeschoß standen im Juli Geranien und Flocks an zwei Fenstern, im Winter ein Futterkasten für Vögel.

Die Kanachs hatten ihre Flitterwochen darin ver-
lebt. Als er in Nizza starb, kehrte die Witwe nicht
mehr nach Würzburg zurück. —

Josa hatte ihren Gummibaum zu Kanachs Gärtner
gebracht, er sollte ihn umsetzen. Er klopfte eben mit
der Scheuerfrau ein paar Teppiche, und oben im ersten
Stock waren die Fenster geöffnet. Die weißgetünchten
Scheiben weit zurückgeschlagen und seidene Vorhänge
mit reichem glänzenden Rankenwerk und schlaffe Spitzen-
gardinen hingen über die niederen Fensterbrüstungen.
Die Sonne zuckte in scharfen Rissen auf der Seide
und weich vom bleichen Gewebe. Manchmal huschte
drinnen von Bronzen und Schnitzereien ein scheuer
Lichtblitz, dann war es, als zucke das leblose Dunkel
mit den Wimpern.

Josa empfand immer ein neugieriges Mitleid mit
dem öden Hause.

Der Gärtner führte sie hinauf und zeigte ihr die
Zimmer. Ihr Blut prickelte, als sie durch die glatten,
üppigen Räume schritt. Erst durch eine malvengrüne
Halle, eine Art Speisesaal mit wuchtigen Büffets,
steifen Stühlen und grauem Ramin. Dann durch einen
Salon mit altgold Plüsch und kupferfarbenem Damast
und einen andern, wo alles meerblaue Seide und
zwischen graziösen cremefarbenen Säulen in Blatt-
pflanzen und Blumen ein Bassin aus Kristall und
Bronze. Dann weiter — plötzlich schrak sie — stand
still, zwischen heliotropfarbenen Portieren eine hohe
Frauengestalt.

Der alte Mann ging ruhig hinein: „Das ist die
Gnädige, schön, eine schöne Frau.“ Er leckte am Finger
und wischte Fliegenschmutz von der Rahmenrosette.
„Ein großer Maler hat's gemalt. Ich kann's nit lesen,
da steht's.“ Dann antwortete er gegen das Fenster:
„Ja, ja, ich komm' schon. — Sehen Sie sich das nur
ruhig an. Die Dorette ruft wegen die Teppich'.
Sehen's Ihne einstweilen, ich komm' glei' wieder.“

Ein lebensgroßes Pastellbild. Eine Dame in heller
Gesellschaftstoilette auf blaublumigem Grunde. Zuerst
fesselte nur der Kopf, die volle Kraft der Beleuchtung
und der Farben sammelte sich in diesem in den Nacken

gebäumten Kopf. Von ihm strömte Macht und Bewegung über den ganzen Körper.

Die Figur bis zu den Knien, ganz von der Seite, schritt im Rahmen vorbei. Der Kopf leicht umgewandt unterbrach das Vorwärtsschreiten. Leise keimende Aufmerksamkeit hemmte jede weitere Regung. Ein hauchzarter Gazeschleier sprang von der linken Schulter in pfeilscharfen blendenden Bruchadern über die energisch geschweifte Rückenlinie, schlang sich tändelnd über den vollen, nackten Oberarm und strich zitternd am gesenkten Arme nieder. Die Hand hielt einen Fächer. Die Knöchel der Mittelfinger griffen in den Schleier, der Zeigefinger krümmte sich zwischen die gespreizten Fächerstäbe. Ein Busett von Seerosen und wirren Ranken auf der Wölbung der Büste machten die Brustform übermäßig schwellend. Das cremematte Seidenkleid bauschte sich im Gehen. Man fühlte das knappe Anschlagen der Kniee an den starren, knisternen Stoff, und in der Plötzlichkeit einer schrägeinknickenden Falte vibrierte noch das rauschende Stoßen der Schleppe.

Josa, in stockender Befangenheit, wagte kaum der fremden Frau ins Gesicht zu sehen. Sie kam sich fast zudringlich vor.

Aus dem kühnen Ausschnitt der Taille löste sich sanft der Nacken. Mattgelb, von jenem träumerischen Gelb, wie es in der süßen Dämmerung bleicher Seerosenblätter schlummert. Aber gegen Hals und Gesicht aufsteigend dunkelte es allmählich, nur an der Schläfe, am Ansatz des stumpfen nachtschwarzen Haares und auf der Stirn zwischen den schwarzen Brauen tauchte es nochmals auf, aber hier wurde es von bläulichem Geäder gefühlt. Die etwas zu starke Oberlippe lächelte. Die rundgeöffneten großen Augen lächelten. Und zwischen Wangen und Nasenflügeln, der Schatten aus Bronze und Rosen und die freie Rundung der Brauen und die gefesselte Rundung des Kinns, auch sie lächelten. Aber man fühlte das Lächeln nur. Man sah es niedergedrückt, gedämpft wie Farben und Formen auf dem Grunde zitternder Wasser.

Josa sah das nicht alles mit diesen Einzelheiten,

wie es Koppay aufgefaßt und wiedergegeben hatte. Sie atmete nur die Seele, die aus dem Zusammenwirken all dieser Feinheiten strömte. Eine Beklemmung staute in ihr das freie Bewundern. Es jagte abwechselnd ein kalter Luftstrom und ein schwüler Luftstrom, wie taureine Keuschheit und wirrer Sinnenrausch über ihr Herz. —

Seit diesem Tage fühlte sich Josa nicht mehr einsam mit ihren Gedanken. Glaubte sie sich unverstanden, so dachte sie an dieses Bild. Mit der ganzen Leidenschaft einer Fünfzehnjährigen sehnte sie sich nach ihr. Sie hatte sich im Geiste alles ausgedacht, was sie ihr sagen und klagen wollte. Sie wußte genau Wort für Wort, was ihr Idol antworten würde. Sie errichtete ihm in ihrem Herzen einen Altar, und grub auf seine Tafeln mit goldenem Griffel strenge begeisterte Vorschläge.

In den ersten Tagen kehrte sie im Geiste immer vor das Bild zurück. Solange seine Linien noch fest und sicher in ihrer Erinnerung standen, hielt auch jene Beklemmung, dieser kniebeugende Respekt in ihr die Oberhand. Aber dann mit der Zeit verlor es seine formgezwungene Ruhe, nun trat es aus dem Rahmen und folgte ihr, nicht mehr in starren, gefesselten Umrissen, sondern als schwanke, schattengestaltige Idee.

*

Josa war in ein Pianofortengeschäft gegangen, um nach einem Klavierstimmer zu fragen. Im Nebenzimmer des Kontors wurde gespielt. Sehr geläufig und hurtig und immer von einer Melodie zur andern springend. Man schrieb ihr die Adresse auf. Josa horchte indessen und verfolgte die Schneespuren eines Damenfußes, die bis zur Schwelle des nächsten Zimmers führten.

Dann brach das Spiel jäh ab. Unter der Türe eine hohe Gestalt. Josas Gedanken knickten zusammen. Ein lähmender Schreck sog ihr alle Kraft aus den Gliedern — — — —: das war ja Frau Ranach!

„Vorzüglich, das Instrument ist vorzüglich. Haben

Sie gehört, Herr Jäger, — meine kleine Komposition? Nun es ist ja nicht viel, aber ich denke doch, sie wird gefallen.

Was ich Sie fragen wollte, — können Sie mir sagen, wo der Peterkirchplatz ist? Kennen Sie Fräulein Paula Becker? Ja? Sie ist Soubrette hier, am Theater. Wir sind sehr befreundet.“ Sie knöpfte ihren Samtmantel zu. „Gott, schon vier Uhr, ich muß mich eilen.“ Er könne es ihr schon beschreiben, aber es sei schwierig zu finden, er überlege eben, was zu tun sei, er könne ihr leider im Augenblick niemand mitgeben — —

Josa verneigte sich.

„Wenn Sie erlauben, ich mache mir ein Vergnügen, ich kann Ihnen den Weg zeigen.“ —

Josa wußte selbst nicht, was ihr diesen Mut gegeben hatte, sie bestaunte ihre eigene Kühnheit.

Die Dame schien überrascht:

„O, Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich weiß nicht — —“

„O ja, ich tue es gern.“

„Darf ich die Damen vielleicht bekannt machen: Fräulein von Auer — Fräulein Gerth. Das Fräulein wird morgen im Schrannensaal ihr Konzert geben.“

Also nicht Frau Kanach. Natürlich nicht. Sie mußte viel älter sein. Das Fräulein war kaum zwanzig. Aber diese Ähnlichkeit!

Dann gingen sie durch die Straßen. Es war Josa angenehm erregend, neben einer Künstlerin zu gehen. Es war, als ob etwas wie Lorbeerdunst auch auf sie überströme.

Unterwegs zeigte sie ihr den Weg, den sie morgen zum Schrannensaale nehmen müsse. Dabei sah sie selbst alles mit fremden, neuen Augen an.

„Werden Sie morgen auch mein Konzert besuchen?“ Sie hoffe, ja. Wenn ihr Bruder sie abholen könne. Sie wohne so weit von der Stadt. „Wenn Sie hier bleiben, besuchen Sie unseren Pfauenhof vielleicht auch einmal.“

„O ja, gerne.“

„Wir wohnen so schön auf dem Berge. Man könnte

unsere Aussicht auch eine Sehenswürdigkeit Würzburgs nennen."

"Ja wenn ich Zeit habe, verspreche ich Ihnen, übermorgen zu kommen. Meine Freundin wird wohl den Weg wissen. Sie erlauben doch, daß sie mich begleitet? Und kommen Sie morgen nur ins Konzert. Ich freue mich, unter den vielen Menschen gleich eine Bekannte zu wissen, und dann klatschen Sie doch auch recht tüchtig." Sie lachte und reichte ihr die Hand.

"Besten Dank, mein liebes Fräulein." — "Auf Wiedersehen!" — "Adieu!" —

Josa war unter den ersten, die kamen.

Es war noch Dämmerung im Saale. Die wenigen Leute sprachen viel ungenierter und eifriger. Dann füllte es sich allmählich. Man wünschte, daß es heller würde, und wurde ungeduldiger und gereizter. Plötzlich wuchsen die Gasflammen, reckten sich hell auf, und herrischer Glanz schwoh durch den weiten Raum. Es wurde stiller. Die Stimmung freier. Das Licht tat allen wohl.

Einige Minuten nach acht glitt aus den Portieren eine schlanke weiße Gestalt.

Josa zog betroffen den Atem tief ein. Aber das war Frau Kanach. Sie hatte heute immer gezweifelt. Die barocksten Ideen waren ihr aufgestiegen. Wenn sie unter anderem Namen reiste. Wenn sie unerkannt bleiben wollte!

Dies Creme-Seidenkleid, wie auf dem Bilde. So hoch und weiß und vornehm.

Nun neigte sie sich. Wie geschmeidig! Wie eine Lilie.

Auch die Menge klatschte ihrer Schönheit begeister-ten Willkomm.

Sie ließ sich am Flügel nieder, rieb leicht mit dem Taschentuch die Hände, wischte über die Tasten, rückte zurecht, bog den Oberkörper vor und begann.

Es war gar keine Mühe, gar keine Anstrengung, gar nicht als ob sie die Töne greifen und wecken müsse. Sie koste die Tasten, schmeichelnd, lind, wie sich die Luft auf zarten Maiengräsern wiegt, und

Düfte und Nachtigallenlaute zerrannen in einer Stimme. Dann wieder hob sie beschwichtigend die Hand, ließ einen Ton verklingen, andere flatterten nach, zogen in hellfunkelnden Ketten empor, in lockenden Echos zerschmelzend. Die Luft wiegte sich. Sie schuf Sonnenschein. Traumweichen Glanz. Und dann — ein übermütiger Schlag, tollwirbelndes Lachen, immer, immer wieder — schneller, wilder, atemlos, wehendes Haar, rasende Jagd. Sie stachelte die Töne, peitschte, — Flucht, Verfolgung — unbändige Lust, plötzlich — Schwäche, zitternde Ermattung, süßtaumelnd, — ein Bäumen, Aufraffen — klaffende Tiefe, verzweifelter Sprung — Leere, Einsamkeit, kreisende Stille.

Es wurde geklatscht und geklatscht und wieder geklatscht, und der Saal zitterte im Beifallsturm. —

Dann stand Josa mit den Menschen auf, ließ sich durch das Gedränge schieben, — an der Treppe stand sie einen Augenblick. Sie sah die Menschen hinuntergehen. Sie setzte auch einen Fuß vor den andern und ging hinunter. Sie fühlte wohl, daß sie gestoßen wurde, daß man auf ihr Kleid trat, sie ging ganz langsam, ganz langsam am Geländer entlang. Sie fühlte alles, was um sie vorging, viel deutlicher und gleichsam aus weiter Ferne. Ihre Gedanken lauschten immer noch dem Spiel und starrten der weißen Gestalt nach, und immer wieder folgten sie ihr nach den Portüren. — — —

Und dann am andern Tage war sie mit ihrer Freundin auf den Pfauenhof gekommen. Ein Herr begleitete sie. Sie stellte ihn als ihren Vetter vor.

Großmutter Gerth ließ gern ihren Hof und ihr Haus bewundern. Martin war im Arbeitskittel und blieb dem Besuche fern.

Man sah sich die Stallungen an, die Dörrmaschine und die Briestauben. Nach einer Stunde verabschiedeten sich die Damen wieder. Josa fragte, ob sich Fräulein Auer nicht mal das Käppele ansehen wollte.

Oh ja, das hätten sie auch vor, und zwar jezt gleich; es sei nicht zu weit von hier.

Dann wollte Josa sie begleiten, wenn es die Damen erlaubten.

Fräulein v. Auer bejahte sehr, sehr rasch. Ihre Stimme hatte den hastenden Eifer, mit dem sich die augenblickliche Verlegenheit schminkt.

Ihre Freundin errötete flüchtig, und der Herr meinte: „Aber ist es nicht zu naß?“

„Nein, nein, nein. Kommen Sie nur, Fräulein Gerth.“ Fräulein v. Auer nahm Josas Arm. Man konnte nur zu zweien im Hohlwege gehen. Sie gingen voran.

Josa war durch diese unvermittelte Vertrautheit etwas eingeschüchtert. Aber dann, als die junge Künstlerin immer lachte und plauderte und neckende Bemerkungen machte über die Schreie des Pfaues, über das Echo, über die Signalübungen drüben von der Festung, da schmiegte sich Josa enger an sie und wärmte sich an ihrem zündenden Wesen.

Sie kamen an der Villa Kanach vorbei. Josas aufjauchzende Begeisterung zerschmolz alle Zurückhaltung und Besonnenheit. Sie erzählte in leisen glücklichen Worten, wie jene Frau auf dem Bilde dort drinnen ihr Ideal geworden, und wie ähnlich Fräulein Auer ihr sei. Als sie sich so lebhaft schildern hörte, trat das Porträt deutlicher in schärferen Linien in ihr Gedächtnis. Sie fand nun, daß es doch anders sei, daß sie sich in der Ähnlichkeit täusche. Je klarer sie sich der Verschiedenheit wurde, desto mehr verstärkte sie ihre Lebhaftigkeit fast bis zur Übertreibung, denn sie gefiel sich im Schmuck der lodernden Begeisterungsflammen.

Fräulein v. Auer lachte schmetternd auf: „Hören Sie, Anton, ich soll jener Kanach ähnlich sehen, sechs-fache Millionärin.“

Der Spott tat Josa weh. Sie bereute, gesprochen zu haben. Aber dann lachte sie mit. Nannte sich empfindlich. Dann schritten sie schweigend weiter.

Der Tag war wie alle März-tage. Ein Zwittergeschöpf. Nicht Sonnenschein. Nicht Regen. Ein weißer Himmel mit weißem Licht. Zwischen den Steinen die Erde noch schwarzfeucht vom Regen. Hie und da große, braunspiegelnde Lachen. Die Luft reingewaschen, glasklar. Die Farben nüchterner als im üppigen Sonnenlicht. Die Formen wurden knapper und bestimmter.

Auf den Treppen, die zur Kapelle auf den Berg führten, spielten einige Kinder, rutschten am Geländer herunter, einige betende Frauen knieten auf den Stufen, den Rosenkranz in Händen und schläfrig murmeltend. Terrasse um Terrasse bis zum Berggipfel. Auf jedem Terrassenplan drei tempelartige Nischen, drinnen eine Steingruppe, eine Szene aus der Leidensgeschichte Christi von Pilatus bis zur Auferstehung.

Josa erklärte die verschiedenen Bildnisse. Fräulein v. Auer war stiller geworden, achtete nicht darauf und starrte immer auf die schmalen, olivfarbenen Moospolster zwischen den Wegsteinen, nur hie und da mit gefühllosen Augen auf die Umgebung. Fräulein v. Auers Freundin und ihr Begleiter machten in leichtfertigem Ton witzige Bemerkungen über den Gesichtsausdruck der Figuren.

Josa war noch kindlich gläubig. Sie hatte noch immer jene demütige Scheu vor dem strengen Schweigen, das diese Wälder umgab. Es lag für sie stets Sonntagsfriede und Morgenreinheit auf diesem Wege, und ihre Gedanken gingen in Festkleidern mit Palmen und zitternden Kerzen, demütig huldigend. Sie schauerte vor dem Gelächter und dem Hohn, womit jene Menschen die Weihe verscheuchten.

Eine Treppe tiefer hinter ihnen ertönte ein langgezogenes schwerschleppendes Singen. Ein alter Mann, den Hut in der Hand, an jedem Arm eine blecherne Milchkanne, kletterte die Stufen herauf. Fräulein v. Auer horchte auf, lächelte und summte auch mit.

Der Herr deutete auf eine neue Gruppe.

„Nein, sehen Sie nur, dieser römische Landsknecht sieht so schläfrig aus, als ob er Tran getrunken hätte!“

Fräulein v. Auer lacht, aber als sie Josas Gesicht bestürzt sieht, bricht sie ab, halb beschämt, halb unmutig, klopft den Herrn mit dem Schirm auf die Schulter: „Spötter Sie!“ —

Doch nach einer Weile vergißt sie sich und spottet selbst; und Josa — wie von ihr bezwungen, lacht auch. Sie fühlt sofort mit beengendem Unmut das Häßliche ihres Lachens, aber sie muß lachen. Die Künstlerin

wird plötzlich still und nachdenklich. Josa empfindet einen leisen Schmerz, einen feinen Sprung, der ihre Zufriedenheit mit sich unsicher macht.

Und dann standen sie oben auf dem freien Platz vor der Kapelle und sahen unter sich Stadt und Fluß in rosiger Abendstimmung. Josa war plötzlich ganz verändert. Die Aussicht mit ihren lebhaften Farben, von der starren, kräftigen Nähe bis zur blassen, fliehenden Ferne, brachte alle bedrückenden Gedanken zum Schweigen. Sie sah nur und empfand. Aber ohne Erinnerung, ohne Horchen auf ihr Ich. Ihre Augen tranken nur Farbe.

So hatte sie das Wasser noch nie gesehen, so bunt, so wechselnd. Der Himmel badete all sein Leuchten darin. Ein weiches Silberblau und rauchdüstres Violett und matte, bleierne Wolkennebel, durchglommen von lüfternem Weinrot, wie Frauenlachen. Aber dann plötzlich blank wie Metallspiegel und nun wieder schillernde, stechende Irisfarben, giftig und tückisch, das ruhige Licht mit wirren Spiegelungen ägend. Die Sonne sank. Gelbbraune und graue Töne glitten kühl über die Stadt, über den Höhen am Horizont schlang der Abendschein flackernde Rotglut. Zwischen den Vergängnissen quollen Lichtströme von Westen nach Osten und füllten die Täler mit goldenem Dunst und sich müde dehnendem Schattenblau.

Josa empfindet alles warm und tief. Sie fühlte sich in diesem schweigenden Zerrinnen und allmählichen Loslösen, in diesem weichen, haltlosen Dämmern so felsenstark, so zum Weinen glücklich.

Fräulein Auer war doch nicht so, wie sie erwartet hatte. Sie war nicht anders als die übrigen Menschen. Sie hatte sich blenden lassen. Josa kam sich im Augenblicke viel vollkommener, höherstehender vor, und ihr Ideal lag eine beträchtliche Stufenzahl unter ihr. Aber sie wußte nicht, woher sie den Mut hatte, sich dies einzugestehen.

Warum war Fräulein Recker nicht mit den andern in die Kapelle gegangen? Josa wandte sich nicht zur Seite, aber sie wußte, daß Fräulein Recker neben ihr auf der Mauerbrüstung saß und in einem Notizbuche

blätterte. Sie hörte hinter sich das Öffnen der Kappellentür. Fräulein Necker erhob sich: „Nun, da kommt ihr ja endlich.“

Auch Josa fühlte, daß sie sich umwenden müsse. Es war ihr fast schwer, sich aus der Starre loszureißen. Und dann, als sie ihnen entgegenging, mußte sie sich die Wirklichkeit erst wieder aufbauen, und ihre Aufmerksamkeit tastete unschlüssig umher.

Fräulein Auer hatte den Arm ihres Begleiters genommen. Sie lachten und sprachen im Flüsterton, als wenn sie noch in der Kirche wären.

Wie das da drinnen komisch gewesen wäre, Arme und Beine aus Wachs in Glasschränken, sogar Krücken und Stöcke, — nur schade um das schöne Wachs! —

Josa fiel die Vertraulichkeit auf, mit der jener Herr zu Fräulein Auer sprach. Und als dann die Künstlerin ihrer Freundin etwas ins Ohr flüsterte, kam sie sich überflüssig vor. Sie wollte sich ihre feierliche Stimmung nicht in Oberflächlichkeit zerpfücken lassen. Sie sehnte sich, allein zu sein, und wunderte sich nicht im geringsten über die plötzliche eigentümliche Sehnsucht.

Sie sagte, sie möchte den oberen Weg über den Berg nach Hause nehmen. Man verabschiedete sich.

Fräulein v. Auer mit gesteigerter Herzlichkeit, als habe sie irgend etwas gut zu machen.

Dann blieb Josa allein zurück. Eine Weile hörte sie noch auf den Stufen unten die lachenden Stimmen, plötzlich begann es zu läuten, und der Glockenton schwemmte alle Geräusche fort.

Morgen war ein Festtag. Die Glocken riefen es weit hinaus. Josa lauschte. Wie das sich wälzte und wühlte und aneinander prallte, über- und untereinander. Drohend schwoll es an und rollte brausend über die Stadt. Dumpfes Tosen, ein Stöhnen, ein Ringen, hie und da ein schriller Aufschrei. Aber in allem stand ein einzelner summender Metallton, wie eine langgespannte, schwirrende Saite. Josa fühlte sich fast erdrückt, hier so nah unter den Glocken. Die Töne preßten sie. Es durchschütterte ihren Körper und trieb das Blut heftiger durch die Adern. Jeder

Laut ein Bild. Eine Erinnerung nach der andern schreckte auf, sah sie mit großen Augen an und jagte davon. Die Phantasie tanzte, wirbelte in tollen Sprüngen, von den Tonstimmen angefeuert. Allmählich begannen ihre Glieder zu schmerzen. Müde Sehnsucht zerrte an ihren Nerven.

Sie trat in die Kirche. Hier schlug das Glockengegölle in ferner Brandung gedämpfter an die Stille. Sie setzte sich und starrte auf die Altarkerzen und ließ Ohr und Augen schweigen.

Die zerknirschte Weihrauchluft, die brennende Kälte der Mauern, die goldzüngelnden Kerzen, das steife, strogende Bildwerk, diese erzwungene Ruhe in Formen und Linien, es störte sie. Es lag wie Feindseligkeit in der Luft, und dann trug sie immer noch das Spottgelächter in den Ohren. —

Der Engel dort sah aus, als ob er im Gänsestall gemästet worden wäre. — — — Sie prallte vor sich selbst zurück und zwang sich, ihre Gedanken zu zügeln. Dann saß sie regungslos mit ängstlich sichselbstbehorchenden Gefühlen. Dabei hörte sie genau, was um sie vorging. Ein Husten, hohles Echo in der Kuppel, in wartenden Pausen stumpfes, ruckweises Stoßen eines Uhrwerkes und alles umhüllt von stummarbeitendem Schweigen.

Ein Mädchen kam und ging durch eine Seitentür. Im Kreuzgang flirrte ein Schiebefenster. Dann kehrte sie wieder zurück und steckte eine Kerze auf ein eisernes Gestell. Nun ging sie durch das Schiff der Kirche, erst hart klappernd auf Steinfliesen, dann dumpf dröhnend auf bretterbelegtem Boden.

Josa betrachtete die Unmenge brennender Kerzen. — — Schade um das schöne Wachs. Das Blut brannte ihr im Gesicht. Sie hatte sich wieder vergessen. Sie stand langsam auf. In einem Nebengang waren Betstühle vor heiligen Bildern. Sie kniete nieder, und nun flehte sie zu Gott und zu Christus, und zu allen, von denen sie wußte, daß sie Macht über ihr Herz hätten. Sie froch mit demütigen Worten im Staube. Es tat ihr wohl, sich mit Anklagen zu geißeln. Es lag eine reinigende Freude darin, Tränen

stechendheiß auf Wangen und Lippen brennen zu lassen, seinen Leib Streichen darzubieten, die man deutlich zu fühlen glaubte, von denen man aber noch deutlicher wußte, daß sie niemals wahr würden. Als sie alles zertreten zu haben meinte, da erhob sie sich, erquickt von ihren Sünden.

*

Schon im Vorjahre im Herbst war Josa mit einem Fräulein Starke bekannt geworden. In Guttenberg, bei einer Waldpartie. Man hatte Kränze gemacht, Lieder, Kanons gesungen, und eine der Damen wurde dann gebeten, etwas vorzutragen. Man sagte, daß Fräulein Starke gut deklamire, man bat, bis sie nachgab. „Die beiden Grenadiere.“ Sie schilderte mit reichfarbiger Betonung. Sie zeichnete mit der Stimme wie mit einem Griffel, Strich um Strich. Man sah alles, die schlaffe Todesmüde der beiden Tapferen, die sich bäumende Sehnsucht, den steilen Vaterlandsstolz.

Das machte einen tiefen Eindruck auf Josa. Ihre Begeisterung rauschte auf. Wer die Dame sei?

Eine Klavierlehrerin, ein alleinstehendes Fräulein. Sonst recht gediegen ernst, aber heute fast altjüngferlich empfindsam.

Wie häßlich die Menschen waren. Das war die Wärme, nach der sich ihr Herz krank sehnte. Sie nahm sich vor, mit ihr bekannt zu werden.

Sie nahm Klavierstunden bei ihr. Aber sie war recht enttäuscht. Fräulein Starke war ganz freundlich, lieb und nett zu ihr, doch sie hatte ganz etwas anderes erwartet.

Die Liebe junger Menschen ist zu anspruchsvoll. Sie glaubt, wo es ihr gerade gefällt, wie der Blitz einzuschlagen, dort müsse auch alles gleich in Flammen ihr entgegenpringen.

Josa hatte die stille, ebene Art ihrer Lehrerin bald überdrüssig. Sie nannte sie kalt und berechnend und fühlte sich unbehaglich in ihrer Nähe. Als der Winter kam, gab sie ihre Stunden des weiten Weges halber,

wie sie sagte, auf. Im Frühling hoffe sie wieder zu kommen. Aber sie wußte, während sie das sprach, daß sie es nicht tun würde. —

Josa war keine von den Naturen, die lange ohne Stütze leben können. Sie war zu weich für alle Eindrücke, die das Weltgeräusch in sie eingrub.

Es lag jetzt wieder ein Idealbild entseelt und nüchtern vor ihr. Sie war wieder allein, und um sie freiste stumme, graue Reizlosigkeit. In solchen öden Augenblicken ist das Herz so genügsam. Das kargste Lächeln ist ihm Glückssonne.

Der Wald fiel ihr ein, und das Gedicht und Fräulein Starke. Und aus den Urnen der Erinnerungen stieg warmer Duft und machte sie wieder lebensgläubig. —

Es hat immer etwas Wohltuendes, wenn man ein Haus betritt, in welchem man lange nicht gewesen. Als Josa die vielen Treppen zu Fräulein Starke emporstieg, fühlte sie sich behaglich und geborgen. Schon der Duft, dieser Petroleumgeruch, den die stets braunglänzenden Stufen ausströmten, der kühle Porzellangriff der Klingel, der rote Vorhang an dem gerippten Glase der Entreeüre, der sich immer etwas hob, wenn drinnen eine Thür ging, alles umhüllte sie sicher und beruhigend.

„Fräulein Berth, — das ist aber schön, mein Fräulein, daß Sie sich wieder sehen lassen.“ Und Fräulein Starke streckte ihr beide Hände entgegen.

Josa preßte die Zunge gegen die Zähne, um ihre Erregung zurückzudrängen. Wenn man gelitten hat und Narben in sich trägt, ist man so empfindlich, auch für die zarteste Berührung.

Die vielen Treppen hätten sie wohl außer Atem gebracht, sie möchte sich setzen. Es sei auch so eigentümlich warm heute, fast wie ein Sommertag. Dann dankte sie für die Beilschen und Schlüsselblumen, die ihr Josa mitgebracht, für sie waren es die ersten. Sie wolle ihnen gleich Wasser geben. „Sie entschuldigen wohl einen Augenblick.“

Josa hatte sich gesetzt. Es war dämmrig in dem kleinen Zimmer. Die gelben Tuchjalousien waren herab-

gelassen. Ein Streifen der Spätnachmittagsonne stieg weiß schimmernd in den Falten der Gardinen hoch und brach sich in der Vergoldung der Portièrenstange. Es lag glänzend auf den kastanienroten Möbeln und auf dem lackierten Holz, wie stille sinnende Gedanken.

Das Fräulein kam mit einer Vase zurück. „Nun erzählen Sie mir, wie ist es Ihnen den langen Winter durch ergangen, liebes Fräulein?“ — Dann sprachen sie über die Familie Vogt. Den ältesten Sohn hatte Fräulein Starke in Leipzig kennengelernt. Die Familie war mit Gerths eng befreundet. Josa erzählte, daß Onkel Vogt sie schon längst besuchen wollte, seit dem Tode der Eltern sei er nie mehr bei ihnen gewesen.

Fräulein Starke antwortete und fragte und ordnete dabei die Beilchen. Allmählich sprach sie langsamer, zielloser, nur noch Reste zerkrümelter Aufmerksamkeit.

Auch Josa sprach gedehnter. Ihr Blick lehnte an den Fingern, die sich spreizten und krümmten, eine Blüte beiseite bogen und andere einschoben. Ihre Gedanken zerfielen. Nur Empfindungsschatten stiegen und sanken. Auch die Erinnerung an die letzte Enttäuschung glitt vorüber. Die Narben zuckten, und sie seufzte.

Fräulein Starke sah auf. Josa fühlte den Schmerz in ihre Augen quellen. Das Fräulein ließ die Blumen, kam langsam näher und faßte ihre Hand.

Dies Mitleid weitete das Vermissen, sog die Qualen stärker empor. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Fräulein Starke setzte sich sacht neben sie und legte ihr den Kopf an ihre Schulter. Dann legte sie ihr ein Kissen in den Nacken und streichelte ihre Hand.

Keine Frage, kein Wort wurde laut. Es war alles wie selbstverständlich.

Das Geräusch der Straße, Wagengerassel, Hundegebell drängten sich derb in das Schweigen. Fräulein Starke schloß behutsam das Fenster. Als dabei die Eisenstange der Jalousie klirrte: „Oh!“ Sie sah rasch zu Josa, als habe sie ihr weh getan.

Josa hob den Kopf etwas und sah auf die Jalousie. Es lag eine befangene Dankbarkeit in diesem schwachen

Aufblicken. Dann sprachen sie ganz harmlos von den Jalousien, wie leicht sie der Wind zerreiße, es sei schon so viel Unglück dabei passiert.

Als Fräulein Starke die Beilchen auf das Klavier stellte, wurden sie wieder stiller.

„Soll ich Ihnen etwas vorspielen?“

Josa nickte. So schwermütig, wie Kranke nicken. Sie fühlte, daß sie als Leidende behandelt würde, so paßten sich auch ihre Bewegungen der Stimmung an.

Fräulein Starke spielte schmiegsam, weich, manchmal sprangen ein paar fecke Töne aus der schlichten Reihe vor.

In Josa wurde es wunschlos, so ruhig. Sie drückte die Schultern tiefer in das Kissen. Von den Tönen umschmiegt schloß sie die Augen, und ihre Gedanken huschten wie Sonnenstrahlen durch rosenrote Einsamkeiten. — —

*

Es war der letzte Tanzabend. Ein kleines Abschiedsfest sollte die Saison beschließen. Die Damen hatten den Herren weiße Schleifen an die Schultern geheftet und die Herren ihren Tänzerinnen Buketts überreicht.

Keine große Gesellschaft. Nur acht junge Damen, acht Herren und die zugehörigen Mütter an den Wandten auf Strohsfas.

Diese Tanzabende beim Ballettmeister Nabe waren immer gemütlich. Aber dieser letzte Abend war besonders behaglich, alle hatten die vertraulichste Abschiedslaune mitgebracht.

Um elf hatte man sich müde getanzt. Es trat eine größere Pause ein. Tische wurden in den Saal getragen. Die Herren faßten selbst mit an, das warf den letzten Rest von Gezwungenheit nieder.

Wein wurde gebracht. Gläser klangen, Knallbonbons wurden zerrissen, und einige der Herren hielten launige Reden.

Josas Herr war ein Fremder. Einer hatte ihn als Ersatz für einen andern, der Abhaltung hatte, mitgebracht.

Herr Kollmann verblüffte. Sein Gesicht war von einer fast raffinierten Regelmäßigkeit. Stirn, Nase, Mund, eine Harmonie wie mit Zirkel und Winkelmaß ausgeklügelt. Und dann die Augen, die Brauen mit dunklem Ansatz und behutsamer Schweifung gegen die Schläfen. Und darunter im Auge, da flog es auf und versank, ein weißes, spritzendes Licht in der Pupille, ein lockendes, knisterndes Irrlicht. Nur eines störte, das Kinn schob sich beim heftigen Sprechen vor und für Augenblicke kühlte plumpe Selbstsucht das Reizvolle.

Da er fremd in der Gesellschaft, sprach er gedämpfter als die andern. Nur wenn er angesprochen wurde, lachte er ebenso laut und lebhaft.

Josa ist zum ersten Male befangen. Seine Schönheit liegt wie ein Alp auf ihr. Sie wagt ihn nicht anzusehen, da sie ihn sonst anstaunen würde. Seine Gesichtsfarbe, seine Augen, seine Stimme, das erregt sie, das saugt sich in sie ein und betäubt sie fast.

Er schenkt ihr viel Wein ein und zwingt sie oft, mit ihm anzustoßen. Dann springt immer ein fignlender Blick über sein gehobenes Glas in ihr Auge. Sie leert ein Glas um das andere. Sie wird immer lebhafter. Sie lacht, aber das Lachen hat den berstenden Klang des Übermaßes.

Ihre Blicke glänzen und flackern haltlos. Ihre Bewegungen werden willenloser. Manchmal fliegt eine jähe Laune auf. Sie wirft einem Herrn einen Kork in den Wein. Einen andern stößt sie mit dem Fächer. Dann wieder überfällt sie ein sattes Phlegma. Ihr Herr plaudert und scherzt. Sie nickt kaum, sie horcht auf das Klingen des Blutes, das ruckweise an die Schläfen prallt. Ein immer stärkeres Singen und Säusen schwillt in ihren Ohren. In den Fingerspitzen stechendes Brennen und wieder taube Gefühllosigkeit. Es ist, als ob heiße Luft vor ihr aufsteige.

Die Linien schwanken. Sie schließt die Augen, da rüttelt das Summen und Klingen in den Adern stürmischer. Sie sucht, sich selber fliehend, nach launigen Einfällen und wird unüberlegt witzig.

Man steht auf. Es sei zwölf Uhr. Noch eine Stunde soll getanzet werden. Sie umfaßt schwer den Arm ihres

Herrn und bittet, mit ihr in ein Nebenzimmer zu gehen. Er führt sie durch ein paar Zimmer in einen kleinen Salon. Dann geht er, um ihr ein Glas Wasser zu holen.

In der Stille wächst die Aufregung noch höher. Aber es ist kühler hier, das labt sehr. Sie betrachtet sich gegenüber in der Spiegeltüre eines Schrankes. Der dunkle Plüschsessel schmiegt sich weich um die helle Figur. Sie drückt mit Behagen die Fingerspitzen in den Samt. Sie drückt sich tiefer in den Sessel und reibt mit den Schultern auf und nieder.

Dann zieht sie plötzlich ihre Uhr vor. Ein Viertel ein Uhr. Martin wollte sie um ein Uhr abholen. Herr Kollmann kommt und bringt ihr das Wasser. Sie dankt ihm, errötet und stellt das Glas ohne zu trinken nieder. Im Saal beginnt das Klavierspiel wieder. Frau Ballettmeister kommt: „Ach, hier haben sich die Herrschaften zurückgezogen?“

Josa sagt, daß sie Kopfschmerzen habe und nach Hause gehen werde.

„Aber Ihr Herr Bruder ist noch nicht da, wollten Sie nicht auf Ihren Herrn Bruder warten, liebes Fräulein?“

Nein. Sie könne nicht warten. Sie müsse an die frische Luft. Die Kopfschmerzen seien zu stark. —

Herr Kollmann meint auch, daß dies am besten wäre.

„Wenn es das Fräulein erlaubt, werde ich Sie begleiten.“

Josa ist aufgestanden.

Das Brausen tobt noch in ihr. Aber eine rücksichtslose Sicherheit härtet ihre Glieder. Das Fächerband rutscht vom Handgelenk. Der Fächer fällt. Herr Kollmann reicht ihn ihr wieder. Dabei berührt sie die weiche Wärme seiner Hand. „Nein. Ich danke. Nein, tanzen Sie nur. Ich fürchte mich wirklich gar nicht, ich gehe ganz ruhig allein.“

Die Ballettmeisterin ist entsetzt: „Allein! Wo denken Sie hin? In der Nacht, das sind ja dreiviertel Stunden zum Pfauenhof.“

Auch Herr Kollmann besteht darauf, sie zu begleiten.

Sie gingen.

Es war Tauwetter eingetreten. Von allen Rinnen, überall tropfte es und spritzte und klatschte; das gab der Nacht etwas Regsames, Lebhaftes.

Josa empfand es unangenehm. Sie hatte sich nach schwerer, träumender Ruhe gesehnt. Eine Stille, die wie Nebel um sie braute, alles Leben rings erstickte, in der man sich recht laut leben hörte und fühlte. Nun stocherte und pickte dieses Tropfen und Plätschern alles erschreckend wach und zerhackte die Einsamkeit in rastlose Geräusche, die so aufdringlich an den blanken Tag erinnerten.

Sie ging etwas lässig an seinem Arm. Er plauderte lebhaft.

Der Mond tauchte grünlich in braungelbem Ring aus wogendem Flaum. Das schwamm wie Schwanen-daunen über die blaue Tiefe des Nachthimmels. Das Licht spaltete die Dunkelheit in den engsten Gassen, spritzte im Schneewasser, klammerte sich mit grellem Funkeln an schwarze Scheiben, schlug scharfslinige Schatten schräg über die Fronten, und dann zerrann wieder alles in silberdunstige Dämmerung.

Vor dem Burkartertore wurde es frischer. Draußen auf dem Wege zum Pfauenhofe war es stiller und einsamer, nur hie und da sank ein Tropfen raschelnd von den Zweigen. Die Wege waren vom Schneewasser glatter. Josa faßte Kollmanns Arm fester. Die Stille beengte sie, dies Schweigen, in dem sie sich um so lebhafter empfand, machte sie fast schwindlig. Es war ihr, als müsse sich etwas ereignen. Sie sehnte sich mit zitterndem Widerstreben nach kommenden Sekunden, dann wieder stieß wilde Angst alles zurück, und floh, und verkroch sich. Aber gleich wieder horchten die Gedanken hinaus, lauerten auf den schwellenden Brand und zuckten doch schreckhaft vor dem leisesten Puls-schlag — — — mußte es nicht wallen wie Feuer, in süßem, gierigem Zermalmen, und alles durchwühlen und umkrampfen in dumpfer, lusterschöpfer Weißglut — — — nur ein prickelnder Funke — nur ein einziger. — Nein, nein — es sollte nicht. Sie wollte nicht. Es wäre entsetzlich. O Gott, gab es denn

nichts, Josa, so besinne dich doch, — morgen wird in der Scheune das Korn verkauft — zwölf Säcke — nein vierzehn — das lockte und kizelte grauenhaft süß im Blute, nicht das, nein, nicht. Oh, hilf doch, hilf, barmherziger Gott hilf — —! Josa glitt plötzlich und fiel auf die Knie. Herr Kollmann fing sie auf.

„Haben Sie sich weh getan —?“

„Nein, nicht.“

Er hatte ihr geholfen aufzustehen und ließ nun seinen Arm um ihre Taille.

Es war lange dunkel ringsum geblieben. Nur über die weiße Schneedecke wob ein grauer, halbwacher Schimmer.

Sie waren auf halber Berghöhe. Plötzlich fiel das Licht blendend nieder. Josa stand betroffen. Ein jauchzender Schauer reckte sich in ihr hoch. Dann brach es in stürmischem Entzücken von ihren Lippen:

„O sehen Sie! Sehen Sie doch die Felsen, der Festungsberg dort! So blendend, so geisterhaft bleich! Und dann die Schatten, so unheimlich schwarz und über allem diese grinsende Grabesstarre, nicht wahr, es liegt etwas Skelettartiges in dem stieren Schwarz und Weiß. Das ist zum Fürchten schön! Ich liebe immer über alles Mondnächte, aber nein, das sah ich noch nie. Sehen Sie doch, wie die Nacht dort flieht. Der Schnee stößt sie zurück. Dort preßt sie sich an die Mauern, und dort an die Baumstämme und dort an das Geäst. Und wie sie sich hier scheu in die kleinen Gruben duckt, nicht? Das ist doch wie Leben und Ausdruck. — Eine recht wunderliche Nacht. Und die Felsen und die Wälle und Abhänge wie aus grünem Erz gehauen. Über allem ein flimmernder Schmelz. So fremdartig, wie auf dem Meeresgrund. Ja, so mußte es dort sein. Die nackten, kahlen Äste, schwarze Korallen, der Glanz, die flimmernden Berge, Kristallpaläste, und da oben die Wolken, das ist zischender Schaum, der auf der Brandung fliegt, und fortjagt, und zerflattert, und der Mond, das ist Sonne, bleiche, kraftlose Sonne. Sie preßt ihr Gesicht an die Flut,

aber ihr Licht dringt nur schwächlich zur Tiefe. Oh, wie schön, wie unsäglich schön das ist!" — — —

Josa hatte sich erlöst. —

*

Josa sah von Kindheit auf mit ungeduldiger Erwartung dem Tage entgegen, wo sie auch hinausfahren durfte ins Leben. Wo ihr eigener Wille das Steuer lenken und die Kraft des freien unumschränkten Ich in die Ruder greifen durfte.

Und nun, als sie sich krafttreif fühlte, strengte sie alle Nerven an, und horchte sehnsüchtig dem Neuen entgegen, aber es blieb leer. Nirgends das Flügelrauschen eines Ereignisses, nirgends das Zucken eines keimenden Wechsels.

Das konnte doch nicht alles sein. Es muß doch einmal kommen. Sie wollte nicht in Monneneinsamkeit täglich von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang sich selbst beschauen. Sie war doch auch ein Stück von der Welt, die da draußen rauschte und dröhnte. Sie wollte hineingeschleudert sein. Bei den Wurzeln der Empfindungen gefaßt, ob Freud oder Leid, ihr gleich, sie wollte sich leben sehen, hören und fühlen.

Manchmal drängte sich ein unruhiges Verlangen auf. Sie wünschte schön, edel schön zu sein. Und dann stand sie am Spiegel und preßte die zu vollen Lippen zusammen und schlug die Augen lebhafter auf und spannte den Mund, daß die Nasenflügel sich verengten und die Formen knapper, scharfer begrenzt hervortraten. Ihre Nase war zu rund und weich, noch fast kindlich. Das Kinn war zu kurz, zu energielos. Warum hatte es nicht ein hartliniges jähes Profil! Wie sie sich nach Schönheit sehnte! Die Unzufriedenheit nagte gramvoll an ihrem Selbstbewußtsein. Aber dann sagte sie sich, daß sie noch jung sei. Das befriedigte sie etwas, aber es konnte sie nicht vollkräftig sättigen. —

Seit Josa begonnen, ihr Schicksal zu suchen, war sie für die leisesten Eindrücke von einer fast an hysterische grenzenden Empfindsamkeit.

Es war oft gar nichts. Ein kurzer Gruß, eine Ant-

wort, ein Blick, das trug sie noch Stunden mit sich und gab ihm Farbe von ihrer Phantasie und den verklärten Glanz ihrer sehnsuchtsglühenden Träume.

Als sie an einem Sonntagabend mit Diana den unteren Burgweg ging, kamen ihr Studenten von der Hölzberger Straße entgegen. Ein gelber Neufundländer sprang voraus. Die Hunde knurrten, der fremde fletschte die Zähne. Die Studenten lachten von weitem. Keinem fiel es ein, den Hund zurückzurufen. Josa zerrt Diana zu sich. Plötzlich ein Ruck, die Hunde fallen tobend übereinander. Da springt oben aus dem Heckenweg ein junger Mann herunter. Schreit den Hunden zu und reißt den Neufundländer zurück. Dann entschuldigt er sich. Seine Begleiter kommen etwas näher. Josa nimmt Diana. Sie grüßen und gehen vorüber.

Von diesem Augenblicke lebte diese Begegnung wie ein warmes Feuer in ihr. Immer wieder kehrte sie mit ihren Gedanken an jene Stelle zurück, sie entzündete immer mit neuem Behagen die Gefühle, die sie dabei überfallen hatten. Sie hatte sein Gesicht kaum gesehen. Nur die grüne Mütze, die Hand, die zugriff und den großen elfenbeinernen Manschettenknopf mit dem Korpszirkel. Sie dichtete sich nun das Gedicht hinzu aus den flüchtigen Linien, die sie immer wieder vorholte, und die immer mehr von ihren persönlichen Wünschen beeinflusst wurden.

In der Stadt sah sie ihn an allen Straßenecken. Dieser konnte es sein, auch jener, aber dann paßte wieder die Größe nicht genau, oder es war kein Student. Sie lebte ganze Romane mit ihm. Sie ließ ihn krank werden, und pflegte ihn bis zum Tode, und drückte ihm die Augen zu, und weinte, wirklich sie weinte. Aber dann nannte sie sich eine Märrin, sprang auf und lief fort, als wollte sie sich selber entlaufen, aber in einer anderen Ecke weinte sie weiter.

Eines Tages hatten sie das Grab der Mutter Marthas besucht. Am Ausgang des Friedhofes drängen die Menschen. Es soll in der nächsten Viertelstunde die Beerdigung eines Professors sein. Als Josa und Martha um die Ecke der Ludwigstraße bogen, brauste

ihnen eine blizende Equipage entgegen. Josa ist blaß. Einen Augenblick stockt alles in ihr. Sie grüßt. Dann wirbeln Farben, Schärpen vorüber. Er war es. Er hatte sie erkannt. So freundlich, leise lächelnd wie in Erinnerung.

Martha erwartete wohl, daß sie erzähle, wen sie grüßte. Aber ihre Halsadern pochen. Später als sie ruhiger, versteckt sie sich hinter Gleichgültigkeit:

„Ich besinne mich nun so lange, ich weiß gar nicht, wer das gewesen. Wenn ich nur darauf kommen könnte.“

Und Fräulein Starke:

„Du meinst den Herrn, der uns vorhin grüßte? — Ja, es geht einem manchmal so.“

Als Josa merkte, daß Martha ganz harmlos, wurde sie sicherer.

Es sei doch zu schön gewesen, dieser reiche, prunkende Farbenschmuck, der Silberflimmer auf den zierlichen Mühen, die starre seidene Fahne! Überwältigend!

Fräulein Starke fand auch, es habe recht hübsch ausgesehen.

Das war nun mal der lieben, guten Martha einzige Schwäche, für Farben hatte sie so wenig Empfindung, und zur Begeisterung war sie gar zu schwer zu bringen. Das mußte doch jeden, der Augen hatte, hinreißen. Sie war ordentlich erstickt bei diesem Farbensfunkeln. Es lag ihr jetzt noch Müde in den Gliedern. Er hatte so hübsch ausgesehen! Der schwarze interessante Kopf und das Cerevis etwas schräg. —

Und dann ein andermal, sah sie ihn auf dem Markte. Er grüßte nicht. Er hatte sie wohl gar nicht gesehen. Aber Josa grämte sich doch eine halbe Nacht.

Und wieder an einem Nachmittag stand er an einem Wagen beim Bierröhrenbrunnen. Vier Damen saßen darin, es schienen Engländerinnen zu sein. Eine hielt das Skizzenbuch auf dem Schoß und zeichnete den Grafeneckardturm. Er hatte einen Fuß auf dem Wagentritt und deutete auf den Brunnen und erklärte

eifrig. Er grüßte Josa nur flüchtig. Er war wohl sehr im Gespräch vertieft. Auf der Brücke meinte sie, er hätte höflicher sein dürfen. Auf dem Weg zum Pfauenhofe fand sie ihn rücksichtslos. Oben in ihrem Zimmer saß sie lange in Hut und Mantel und starrte in den Spiegel.

Ach, es ist ja alles Unsinn, lachte sie zu ihrem Spiegelbild. Aber als sie zum Abendbrot hinunterkam, hatte sie rote Augen. —

Josa war eines Nachmittags bei Fräulein Starke. Es war Ende Juli. Man hatte in der Hitze nicht ausgehen können, sie hatten bei verschlossenen Gardinen gegessen, erst Klavier gespielt, dann Papierblumen gemacht und über Wagner gestritten. Nach dem Abendessen schlug Josa vor, etwas spazieren zu gehen, und richtete es so ein, daß sie zum Rennwegerglacié kamen. Sie hatte gehört, daß die „Mónania“ am Abend Abschiedskommers im „Smolensk“ hatte. Vielleicht konnte sie ihn noch einmal sehen. Aber dann sollte es ausgelöscht sein. Sie sagte sich das lebhaft, mit selbstquälender Unerbittlichkeit. Und sie lobte sich und war stolz auf diese Entsagungsstärke.

In der Nähe des Volksgartens Musik. Eine Walzermelodie. Es erweckte Tanzlust. Sehnsüchtiges Erinnern an vergangene Winterabende.

Die Leute blieben stehen, dann gingen alle langsam der Musik nach. Auch Josa und Martha folgten.

Das Restaurant liegt an der Fahrstraße. Es ist noch dämmerig, die geöffneten Fenster starren gelbblendend in das lauschende Dunkel. Vor dem Hause, durch die Straße getrennt, sitzen horchende Gruppen in den Glaciéanlagen. Auf den Bänken Mädchen Arm in Arm, und ältere Herren, das Kinn auf den Stock gestützt.

Alle schweigen, als hätten ihnen die Töne das Leben ausgesogen. Alle starren hinauf.

Das Haus hebt sich scharfslinig vom weichblauen Sommernachts Himmel. In der ersten Etage ein großer Saal. Kronleuchter am reichbemalten Plafond, Draperien mit Troddeln, fächerförmig an Rundbogenfenstern. Köpfe mit grünen Mützen. Manche weiter,

manche enger zusammen. Nebenan ein zweiter kleiner fahler Saal, darin die Musikkapelle.

Elastische Schläger klatschen herrisch auf den Tisch. Die Köpfe bücken sich. Die Musik beginnt. Dann Gesang, — kräftige Stimmen, die sich schwer zu einer wuchtigen Tonwelle zusammendrängen. Ein Chorgliederer singt am Fenster zunächst. Er preßt das Kinn an und bläht die Brust und arbeitet mit dem ganzen Körper. Bei jedem neuen Vers rasseln die Schläger.

Dann Pause. Der Diener mit großer Mühe geht am Tisch entlang, sammelt die Gläser. Sie sind schnell ausgetrunken, der weiße Schaum glänzt noch in ihnen. Blaue Rauchwolken wirbeln auf und dehnen sich in flachen Schichten. Eine Gestalt tritt an das Fenster, nimmt die Mühe ab, wischt mit dem Taschentuch das Haar, dann die Mühe, das Innenfutter. Wieder einer, ein großer schlanker. Durch seinen breiten struppigen Schnurrbart schimmert das Licht blaßgolden.

Josa sucht. Aber ihr Blick sinkt von jeder neuen Gestalt enttäuscht zurück.

Unten im Erdgeschoß in der Küche flackern die Gasflammen offen und fahl auf dünnen Rniederöhren. Mädchen eilen hin und her. Pfannen, Löffelhalter an den Wänden. Teller, Messer klappern, flirren. Weißer Dampf schwimmt wie Nebel über dem Herd.

Ein Student ist in die Küche getreten. Ein rotes trunken-heißes Gesicht. Er spricht zu einem der Mädchen. Sie wendet den Kopf mit dem hochgekämmten Haar und wird rot. Er legt seinen Arm um ihre Taille. Sie wehrt sich kaum. Er plaudert immer zudringlicher. Dann stößt sie ihn ärgerlich fort. Er läßt sich nicht abweisen, lacht verschmigt und sagt etwas. Die Mädchen freischen auf. Die eine gibt ihm einen Klapps auf den Mund. Die andern machen nur noch unnütze Bewegungen und arbeiten nicht mehr. Ab und zu tritt eine vor die Olastüre des Geschirrschranks und streicht sich das Haar zurecht.

Josa und Martha hatten hinter einer Bank gestanden, jetzt machten beide zugleich dieselbe Bewegung:

„Wir wollen gehen?“

„Ja.“

Dann gingen sie eine Weile schweigend.

Josa hatte mit gereizter Spannung alles im Hause verfolgt. Ihn hatte sie nicht gesehen. Aber das war gleich. Die ganze Masse dort trug dasselbe Gepräge wie er. Sie labte sich an Vorwürfen der Schamlosigkeit, der gemeinen Gesinnung, die sie jenem Herrn in der Küche machte, die aber an den andern, von dem sie sich vernachlässigt, rücksichtslos gekränkt glaubte, gerichtet waren. Ohnmächtige Bitterkeit erfüllte sie gegen ihr Ideal. Sie war ihm so demütig treu gefolgt, so innig ihm vertraut, und er hatte sie unbeachtet gelassen.

Nach einer Weile meinte Fräulein Starke, die Welt sei doch recht illusionsleer. Jenen Herrn, der dort in der Küche gewesen, habe sie einmal in einer Gesellschaft gesehen. Er sei so liebenswürdig gewesen, habe sich so nett benommen, das hätte sie ihm nie zgetraut.

Josa hatte in ihren Gedanken schon viel Groll gegen ihr Ideal vergeudet. Es tat ihr wohl, daß ihre Freundin nun beistimmte. Im Grunde genommen war es gleich, ob es seine Person war oder nicht, er war ein Mann, er würde ebensogut an die Stelle jenes andern gepaßt haben. Sie ärgerte sich fast, daß sie nicht die Genugthuung erlangt hatte, ihn direkt verdammen zu dürfen. Um nun aber das Drückende dieses Unmutes einigermaßen aufzulösen, begann sie die Handlung jenes Herrn vor ihrer Freundin zu entschuldigen, dadurch kam sie sich noch martyrerhafter vor.

Martha war erstaunt, wie Josa so etwas noch entschuldigen konnte:

„Ich finde es einfach gemein. Ebenso gemein von dem Herrn, daß er sich zu schamloser Rede und Handlungsweise herbeiläßt, als schamlos von dem Mädchen, das doch so viel Anstand und Würde als Mädchen haben mußte, den Mann, wenn er sich vergift, in die Schranken zu weisen.“

Josa stimmte lebhaft bei. Sie habe nur im ersten Moment geglaubt, sie wußte selbst nicht was, aber es

schien ihr so — nun, Martha habe jedenfalls ganz recht.

Aber sie dachte nicht, was sie sagte.

Es bäumte sich mit einem Male etwas in ihr, diese Handlung „gemein“ zu nennen.

Es war leicht möglich, in solche Lage zu kommen. Er war vom Trinken erregt. Sie fühlte genau mit ihm. Sie mußte an sich denken. Nun türmte sich mit einem Male der ganze gewaltige Schrecken der That vor ihr auf, zu der ein brennender, wirrer Augenblick sie hätte hinreißen können. Man hätte sie auch gemein genannt. Sich von ihr abgewandt. Sie verworfen, verstoßen. Sie hätte sich vor aller Welt vertriehen müssen.

Wenn Martha eine Ahnung hätte! Sie schauderte.

Martha war so streng, so jäh in ihrem Urtheil. Ob sie schon solch lüsterne Stunden erlebt hatte? — Nein — sie nie. Das war alles eben und glatt in diesem Herzen. Jede Versuchung prallte dort schon in der Ahnung ab. Sie hielt sich stark und glaubensfest an alles, von dem gesagt ist, daß es uns zu sich erheben will, wenn wir uns nur blind an seine Macht klammern.

Wer auch so fromm sein könnte!

Es war da manches, das sich gar nicht vereinen ließ. Die Religion befahl: so sollt ihr leben! Aber da lebte noch etwas neben dem Drang zum Heiligen, das war auch ein Stück Mensch, es sah nur häßlicher aus. Im geheimen bestand es. Totgeschwiegen schlich es wie Schlangen durch die Welt, wenn es den Kopf hob, traten es die Gesetze nieder, aber es ließ sich nicht verdrängen, es wühlte im Dunkeln weiter.

Es war geschaffen wie alles andere. Es war berechtigt. Warum wollte man es ausroden?

An diesem Rätsel rannte sich Josa oft ihre Gedanken wund. Das lag hemmend über ihrem Wege, sie nahm Anlauf um Anlauf, aber sie kam nicht hinüber. Sie wunderte sich, wie ruhig die meisten Menschen darüber weggekommen waren, sie bewunderte die andern, die wie Martha sagen konnten, das ist gut, das ist böse. Sie getraute sich das nicht. Sie

schämte sich vor sich. Wie diese Leute es nur machten, daß sie zu solcher Entschiedenheit gelangt waren? Sie begriff es nicht, denn sie war ehrlicher als die scheinbar Ehrlichsten, da sie ehrlich gegen sich selbst war.



Großmutter Gerth war noch nicht sechs Wochen tot, da kam ein neues Unglück über den Pfauenhof. Eines Abends brachte man Martin heim, die Pferde waren gescheut, er aus dem Wagen geschleudert und schwer verletzt. Der rechte Arm war gebrochen, die ganze rechte Seite an der Hüfte aufgerissen. Josa in ihrer Unerfahrenheit stand erst ratlos in dem Schrecken. Als dann Fräulein Starke kam, und sie sah, wie ruhig und sicher diese alles ordnete, raffte sie sich auch auf und half, so gut sie konnte.

Das Trauerjahr war zu Ende, Martin wieder hergestellt, da kamen Onkel und Tante Bogt durchgereist. Sie kehrten eben von der Riviera zurück. Sie luden Josa zu sich ein, zum Besuch nach Blasewitz in ihre Villa Elbhausen, nahmen sie gleich mit.

Bogts waren mit Gerths nicht verwandt. Onkel Bogt wurde nur Onkel genannt, da er der intimste Freund ihres Vaters gewesen. —

Onkel Bogt hatte in seiner Jugend über alles gelacht. Aber nicht jenes erbohte Hohngelächter, das der Mitwelt Galle ins Gesicht speit, er lachte ein harmloses Sonnenlachen. Ein Lachen, das tanzt und flirrt und nippt und sprüht, das mit nichts zu fesseln ist. Aber seiner Frau zuliebe war er später ernst geworden, und zur Kirche gegangen. Frau Bogt war als Pastorentochter in steifer Frömmigkeit aufgewachsen, so hielt sie es auch in ihrer Ehe, die Kinder wurden in Demut und Gottesfurcht erzogen.

Man hatte Josa in Elbhausen mit Wärme aufgenommen. Aber die Sehnsucht schwieg nicht. Das Neue, das Fremde, die ungewohnte Pracht stellten sich hemmend zwischen ihre Freude und die Umgebung. Dazu kam, daß Bogts immer sehr viel Besuch hatten.

Ihre reiche Villa glich im Sommer mehr einem Hotel als einem Privathause.

Wie in einem Hotel waren auch die Gäste sich ganz selbst überlassen. Nur zu den Mahlzeiten oder bei Regenwetter kam man in den Salons zusammen, sonst zerstreuten sich alle im Park, der bis hinunter zur Elbe ging und vom Wasser durch eine Wiese getrennt war.

Agathe hatte ihre eigenen Interessen. Sie sprach gerne von Konzerten, las alle Kritiken des Theaters und sprach von den Sängern und Sängerinnen mit jener Vertraulichkeit, wie man von Kollegen spricht.

Hedwig, die ältere, war seit einem Jahr verheiratet, aber noch zu sehr mit ihrer Ehe beschäftigt, daß sie wenig Aufmerksamkeit für die Umgebung hatte. Klein-Hermann war etwas verwöhnt, wenig zutraulich, nur Herbert war soeben vom Polytechnikum gekommen, noch den Schulwitz im Lachen, frisch und übermütig und schwaghast. Sein Lachen tat Josa wohl, aber es gab ihr nicht die Wärme, die so sehr ersehnte; zum ersten Male fühlte sie, daß man auch im Geräusch einsam sein konnte.

Am zweiten Pfingstfeiertage wurde Theodor, der älteste Sohn, aus Leipzig erwartet. Er studierte Theologie. Josa hatte viel von ihm gehört. Er war, sozusagen, der Held der Familie. Es hatte ihr immer gefallen, daß er früher Dichter, Schriftsteller werden wollte, erst spät hatte er sich auf der Mutter Wunsch zum geistlichen Beruf entschlossen. Fräulein Starke hatte ihn in Leipzig kennen gelernt. Er sei klug und angenehm. Langes Haar sollte er tragen, bis in den Nacken. Und eine solch wunderbare Stimme, mit schwerer kerniger Betonung, wie man das Deutsch in den Ostseeprovinzen spricht. Josa war begierig, ihn kennen zu lernen. Schon, daß er Fräulein Starke kannte, hatte sie für ihn eingenommen. Aber in ihre Neugier mischte sich Scheu vor seiner Geschwindigkeit. Josa fürchtete sich immer vor sehr gelehrten Menschen.

In der roten, offenen Steinhalle unter dem Eckbalkon des Hauses wurde bei schönem Wetter der Mittagstisch gedeckt. Man saß herrlich hier. Born

Blumenteppiche, die La France-Rosen wälzten Wolken von Duft herein. Die Parkbäume gegenüber ausgeschnitten; von schwärzlichem Grün und bläulichem Grün umklammert sah eine Sonnenlandschaft groß herein. Die Höhenzüge von Loschwitz, blanke Villen, Sommernester in Laubpfühlen, unten die Elbe, alles weißlich, blaß vom Lichtdunst geblendet.

Es war ausnahmsweise wenig Besuch da. Die Berliner Bekannten am Morgen abgereist. Die Thüringer Verwandten ebenfalls, nur noch eine junge bernsteinblonde Ruffin.

Man hatte zu Tisch geläutet.

Oben über den Balkon bog sich Frau Vogt: „Papa, Theodor kommt!“

Die Geschwister eilten ins Haus. Auf der Treppe Zurufen, Lachen und Begrüßen.

Dann sah ihn auch Josa. Er schüttelte ihr gleich mit solch überraschender Herzlichkeit die Hand, sie wurde fast verlegen. Er hielt bei der Begrüßung die rechte Schulter etwas geneigt und griff mit der großen warmen Hand kräftig um ihre Finger.

Man setzte sich zum Essen. Die Halle war nicht sehr groß. Ein langer Tisch hatte nicht Platz. Man aß getrennt an zweien. Josa, Herbert und die junge Ruffin am Nebentisch.

Die ganze Lebhaftigkeit, die frische Luft der Fremde, wie sie gewöhnlich ein Neuangekommener mitbringt, rauschte laut und ließ die Stimmung höher wogen.

Herbert lärmte am meisten.

„Sag mal, was macht denn Laren? Denken Sie sich Fräulein Josa, einen Mann, einen — ach was sag ich, zwei Köpfe größer als ich, breit, ein Hüne, roter Bart, Vollbart bis hierher — und was glauben Sie, dieser Mensch, jeder hält ihn für dreißig, ist erst neunzehn Jahre. Ich wollte es mir absolut nicht aufbinden lassen. Aber es ist wirklich so. Nicht wahr, Theodor?“

„Es ist ein Friesen. Die Friesen sind solch derber Menschengeschlag. Aber du, der ist jetzt nicht mehr, was er war. Kaum zum Wiedererkennen. Der arme Mensch, er ist ganz furchtbar heruntergekommen.“

„Oho!“

„Ja es ist ihm sehr traurig gegangen. Er machte sein Examen, reiste nach Hause und kommt gerade an dem Tage an, als man seine Braut tot heimbringt. Sie war am Abend vorher ertrunken.“

Alle einen Augenblick stumm. Es war, als weiche das Leben entsezt zurück.

Herbert hatte sich zuerst erholt:

„Nein, solch ein Pech!“

Man fragte von allen Seiten, wie das Unglück gekommen sei, und wie er es ertragen habe.

Nur sein inniger Gottesglaube habe ihn vor dem Wahnsinn geschützt.

Hedwig hatte seit ihrer Verheirathung etwas freiere Ansichten angenommen. Sie schüttelte sich, meinte: sie hätte das nicht überstanden, sie wäre verrückt geworden.

Theodor spannte die Serviette straff über sein Knie.

„Ein Christ kann alles ertragen, Hedwig. Wer nur Gott als Höchstes schätzt, dem wird kein irdischer Verlust zu schwer werden. Dem Glaubensstarken bleibt immer noch die Hoffnung auf ein unermessliches Glück. Dies kann ihm keiner zerstören, nur jeder sich selbst.“

Hedwig faltete mit dem Gabelstiel eine Stanniolkapsel der Weinflasche.

„Du magst recht haben. Nun ja, glücklich, wer so denkt. Aber alle Menschen sind doch nicht so fest und sicher wie du in ihrem Glauben. Es gibt doch Hunderttausende, die zu schwach sind zu solcher Festigkeit. Die tun mir leid und die, finde ich, sind nur zu bedauern.“

Theodor wischte mit rascher Bewegung den Bart:

„Ja und nein. Ein Unwissender, der die Schätze des Christentums nicht kennt, der ist sehr zu bemitleiden. Aber einem Christen sagt die Religion von Jugend auf, wo er Trost und Stütze findet. Klammert er sich in seiner Schwachheit nicht daran, und läßt er sich in der Liebe zu Gott nicht über alles heben, dann will er eben nicht, daß man ihm helfe. Dann ist es gerechte Strafe, daß ihn Qual trifft. Und daß ihm Strafe und Qual werde, ist sicher auch Gottes Wille.“ —

Josa hatte sich Theodor größer vorgestellt. Er trug auch das Haar nicht lang, schlicht, kurz, an der Seite gescheitelt. Und dann dieser starke, braune Vollbart, der die untere Gesichtshälfte ganz verdeckte, sie hätte ihn nach dem Bilde nicht wieder erkannt. Die Nase war kühn und stark geschweift, dasselbe Profil wie seine Mutter. Auch die starken Brauen wie Frau Vogt. Aber die Augen inniger dunkel, er hatte solch eigene Art, die Augenlider beim herzlichen Sprechen in den Winkeln zusammenzudrängen. Da der Mund vom Bart verdeckt war, lag der ganze Ausdruck, alles Leben in diesem Zusammenziehen der Muskeln um die Augen. Beim Sprechen hielt er den Kopf etwas auf die linke Seite, das machte seine Rede noch gewinnender, dieses leichte Neigen sprach von so viel freundlicher Hingebung, fast demütiger Unterwürfigkeit. Aber vor allem war es seine Stimme, die gab ihm das Fesselnde, sie zwang jeden zum Lauschen. Nichts Gezwungenes, mit Salbung und Pathos Geschminktes, auch nicht klingend wie Metall, aber vollkernig, gesättigt von fest fußender Überzeugung, dabei umschmiegt von schonender Milde, wie Ton gewordene Kraft, die sich aus wuchtigen Eichen ringt.

Josa fühlte sich von dieser Stimme fast im Denken gelähmt. Was er sagte, schien ihr fast zu straff und streng. Aber sie glaubte doch dieser Stimme, daß es so sein müsse.

Zuerst war sie von Theodors Religionseifer verblüfft. Scham und Verwunderung stotterten in ihr, als sie sich erst auf der untersten Stufe zu jener Glaubenshöhe fand, von der Theodor herabgesprochen. Zugleich fühlte sie jähe Tatkraft in sich entfacht, die ihren lässigen Glauben emporschleudern, aufrütteln, reinigen sollte. Die Furcht, er möge in ihr den verkümmerten Glauben erkennen, steifte Scheu und Befangenheit gegen ihn. Und ohne daß sie sich besondere Mühe gab, hüllte sie sich, wenn sie mit ihm sprach, in einen demütigen Tugendschein, den sie dem Wesen entlieh, das sie zu sein wünschte.

Daß es ihr gut stand, wußte sie. Sie haßte sich

oft, daß sie nicht Kraft und Mut hatte, so zu sein, wie sie war. Wenn sie allein war, nannte sie sich feige und ergöhte sich, den Kontrast ihrer eigenen Gedanken und der angenommenen noch krasser zu verzerren. Das bewirkte, daß sie sich erst recht in ihrer Unvollkommenheit kennen lernte und sich nun noch behutsamer und ängstlicher mit den Farben der Meinungen und Urteile schmückte, von denen sie wußte, daß sie geschätzt und gepriesen waren.

Josa war unter Menschen meist still, oder von einer stürzenden Lebhaftigkeit. War sie einmal aufgewühlt, dann ließ sie sich fortwirbeln, das machte ihre Rede oft parteiisch und hezte sie zu sinnlosestem Widerspruch, und sie rannte sich in Sackgassen störrischer Behauptungen und mußte sich oft beschämt gefangen geben.

Das machte dann auf die Umgebung den Eindruck großer Unselbstständigkeit, man verwunderte sich über sie, sie empfand es, und die Ungeduld und Scham stampften in ihr mit beiden Füßen. Sie hätte so gerne laut schreien mögen, daß sie es eigentlich gar nicht war, die dies meinte, daß sie machtlos unter dem Alp der fremden Willen lag und von allen überwältigt wurde.

Nur in einem wußte sie sich Herrin, ihr warmes Naturgefühl, ihre innige Liebe zu allem, was Farbe und Licht strahlte, das war eine Kraft, in der nichts erborgt, nichts von Fremden Genommenes lag, das war so fest, so aus einem jähen Guß nur ihr eigen. Trotzdem war sie nie begeistert, um Aufmerksamkeit und Erstaunen zu erregen. Erst wenn der Strom vorübergerauscht, sie sich gleichsam nackt gesprochen hatte, und sie ihre ausgestrahlte Wärme rings auf allen Mienen widerleuchten sah, da erinnerte sie sich ihrer Person. Aber dann schämte sie sich und hätte sich vor der Gewalt, mit der sie alles rings gefesselt sah, verkriechen mögen. Sie liebte nicht einsam zu stehen und zu herrschen, sie verwischte dann rasch mit einem Griff in die schalste Alltäglichkeit ihre stolze begeisterte Wolfenschrift.

Doch dieser jähe Umschlag machte diejenigen miß-

trauisch, welche eben noch ihre Kühnheit auf die Knie gezwungen hatte.

Nur eine sehr tiefe Natur konnte ihren Wert verstehen und schätzen.

Bis jetzt hatte sich Josa in Elbhausen immer noch nicht heimisch gefühlt. Aber nun war es mit einem Male anders. Daß Theodor auch Fräulein Starke kannte, hatte beide rasch genähert. Josa tat es wohl, ihre mütterliche Freundin von ihm geschätzt zu wissen. Er sprach mit großer Achtung von ihr und wußte sich genau der Einzelheiten ihres Leipziger Verkehrs zu erinnern. Ihre beiderseitige Begeisterung für dieselbe Person reichte sich im Erinnern die Hand. Es lag ein behagliches Vergnügen darin, sich in gleiche Gefühle zu teilen. Jeder von ihnen empfand bald, daß er dem andern damit wohl tue. Wenn sie nun ein Gespräch führten, war es gewöhnlich durch eine Erinnerung an Martha angeregt oder es schloß mit einer solchen.

So erwachte zwischen ihnen bald jene anschmiegende Vertraulichkeit, wie sie nur entsteht, wenn zwei in der Menge einen Pfad gefunden haben, den nur sie gehen können, auf den ihnen niemand zu folgen versteht. Dieses öffentliche Einsamsein übte besonders auf Josa großen Reiz.

In ihren Briefen teilte sie der Freundin recht beglückt mit, daß Theodor sich ihrer so warm annehme, und daß sie beide so gern von Martha sprächen. Während des Schreibens kam ihr einmal plötzlich der Gedanke, ob Theodor und Martha sich vielleicht liebten. Sie war ganz berauscht von diesem Gedanken. Denn alles schien auch darauf hinzudeuten. Drei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, aber wenn Martha von Theodor gesprochen, war das immer begeistert geschehen. Ganz so wie Theodor jetzt von ihr sprach. Warum sollte sich das auch nicht verwirklichen lassen? Das Alter? Martha sah noch ganz gut aus. Und Theodor durch den großen Bart viel älter als sechsundzwanzig.

In Josa prickelte die Lust auf, beide glücklich zu machen. Sie kam sich in dieser Idee erhaben vor.

Und etwas von sorgender Mütterlichkeit machte ihre Gedanken behäbig und gesetzt ernst.

Ihr Plan, beide zu nähern, gab ihr nun eine unbefangene Sicherheit über Theodor. Und was sie nun tat, um ihm zu gefallen, geschah mit dem Reimgedanken, daß er durch sie von Marthas Person noch mehr gefesselt werde. Sie kokettierte fast im Interesse der Freundin. Sie machte sich nun keine Vorwürfe, wenn sie gegen ihre Ansicht sich seinem Urtheile anschmiegte.

Sie merkte selbst kaum, wie sie allmählich halb sich zwingend, halb gezwungen, ihm immer ähnlicher wurde. Nur ganz flüchtig sprang ein Gedanke von den andern los, stellte sich vor sie hin und wunderte sich über ihr fremdes Gesicht, über ihre veränderte geistige Form, die von der früheren Josa kaum noch einen Hauch Blutwärme zeigte.

In der Dresdner Galerie war sie es sich zum ersten Male erstaunt bewußt geworden. Wie immer wurde sie von den Farben ergriffen und laut aufgerüttelt. Erst war sie nur im Taumel durch die Säle gewandert, und sie ließ betäubt die Farbenfeuer um sich wirbeln und wogen. Dann, als sie näher an das Zergliedern der Einzelheiten der verschiedenen Schulen gingen, wunderte sie sich. Alles war ihr leicht geworden, mit Theodor gleich zu empfinden, oder wenigstens sich seiner Führung unterzuordnen, nur hier bei den Farben, das war ihr unmöglich. Er liebte diese schweren, drückenden Bilder der alten niederländischen und italienischen Schule, sie atmete lieber die freien sonnengetränkten Farben der Neuzeit. Dann war es ein kindlicher Zug, wie er sich für die lieblichen, schlichten Gestalten Ludwig Richters und Hofmanns erwärmen konnte, sie empfand ebenso wie er das Ehrsame, Treuherzige dieser Malerei, aber es war zu viel Unwirkliches, Störendes daran, so daß ihr das Vermessen den Genuß verdarb. — Und doch äußerlich stimmte sie ihm bei. Nicht daß sie im Augenblick ihm zuliebe gleicher Meinung sein wollte, nein, sie jauchzte, weil sie jauchzen mußte, sie war so überschwänglich erregt, daß sie im Augenblick nichts ande-

res als Rosen, satte befriedigende Rosen über alles austheilte.

Und dann unten in der Garderobe, als er ihr den Schirm gereicht hatte, behielt er ihre Hand: „Ich danke Ihnen.“ Sie verstand nicht gleich. Nickte aber doch halb zustimmend, halb unschlüssig lächelnd.

Im Weitergehen sagte er, mit vielen habe er schon die Galerie besucht, aber nie habe es ihm solches Vergnügen bereitet, wie heute mit ihr.

Sein Lob tat wohl. Aber nun ärgerte sie sich doch, daß sie nicht ganz aufrichtig in ihrem Urtheil gewesen. Und dann gestand sie sich, daß es ihr unmöglich war, ihm eine eigene Meinung entgegenzusetzen.

Und da, für einen Augenblick, übersah sie sich mit einem Male vollständig. Sie erschien sich ganz zugestugt nach seinem Wesen, ihre frühere Art verstümmelt, das quälte sie.

Gleich darauf an der Brühl'schen Terrasse meinte Theodor, die vergoldeten Figuren würden durch den grellen Glanz in ihren schönen Linien verzerrt.

Sie nahm störrischen Anlauf, den fremden Einfluß zu überwinden.

„Ich finde, sie sehen sehr prächtig aus.“

Darnach wunderte sie sich, warum sie sich ihm widersetzen wollte; näher an der breiten Freitreppe ging sie etwas langsamer. Nachdenklich mit zögernder Überlegung:

„Ja, in der Nähe, Sie haben recht, die Figuren sehen wirklich recht unschön aus.“

Und darauf war sie wieder bissig unzufrieden mit sich. —

Später waren sie zusammen in großer Gesellschaft in der Sächsischen Schweiz.

Beim Steigen durch die Wälder zur Bastei, blieb er immer dicht bei ihr. Sie fühlte, daß er der einzige war, zu dem sie ihre Naturliebe offen ausjauchzen durfte. Sie zeigte ihm all die feinen Lichttöne und Farbenregungen im grünen Gedäcker der Farren, im glimmernden Moos, im sonnenduftigen Tannenblau. Sie freute sich an seinem Verwundern, an dem stau-

nenden Erwachen seiner Augen und an der Wärme, mit der er ihr dankte.

Am Abend vergaß sie zum ersten Male, einen Brief, den sie von Martha ungeöffnet in der Tasche trug, zu lesen. —

Eines Morgens saß Josa mit ihrem Skizzenbuch am Parkende und versuchte die Loschwiger Höhen zu zeichnen.

Es war recht lauschig in dem gründämmerigen Ulmenwege. Das Licht schwamm in gedämpfter Helle, nur hie und da schlug der silberne Morgenhimmel grelle Breschen durch das Laubgewölbe.

Draußen unumschränkte Sonnenslut. Die Farben schwiegen geblendet. Die Berge drüben schimmerten blaßgrün, am Rande mattblau, tiefer am Hange grau-gelb. Unten breit und selbstbewußt die Elbe.

Sonne und Wasser kämpften lebhaft. Die Strahlen zersprangen an der Glätte, es wühlte wie zuckende Dolche in den Wellen.

Wenn ein Dampfschiff vorüberzischte, rauschte der Strom aufgeregter, breite Zungen frochen zum Ufer, ein dampffreicher Luftstrom schwoll bis herauf zum Parke, die Blätter und Zweige reckten sich und sogen gierig die Kühle.

Josa war mit der Zeichnung fast fertig, da kam Theodor vom andern Ende des Hanges. Er schien sie nicht zu bemerken. Er hielt ein Papier in der Hand und las.

Sie zeichnete etwas erregter. Sie sah nicht auf, aber sie mußte genau, wie er jetzt im Näherkommen aussah. Er mußte durch das Mosaik der Licht- und Schattenflecken, welche die Sonne am Boden ausbreitete. Dann glitt ein Wirbel von Hell und Dunkel, immer hell und dunkel über sein Gesicht, seinen Körper, das Papier. Er würde nicht mehr lesen können, aufsehen, und sie überrascht begrüßen.

Noch eine Weile hörte sie seine Schritte im Sande, dann blieb es still. Er beobachtete sie wahrscheinlich. Sie mühte sich ein recht gedankenvolles Gesicht zu machen. Aber dann dauerte es ihr zu lange. Sie strich mit dem Bleistifte gleichgültig über ihre Schläfe und sah auf.

Er stand still, hatte das Papier in der Hand und starrte hinaus in die Sonne. Ihre Bewegung weckte ihn.

Sie begrüßten sich. Er war nicht überrascht. Es lag etwas Leeres in seinen Zügen, gleichsam als ob seine Gedanken an anderen Eindrücken klammerten und Augen und Ohr nur langsam verstanden.

Er sagte, er habe sie oben vom Fenster gesehen. Es habe ihn gefreut, daß sie zeichne. Ob man sich das einmal ansehen dürfe. Und dann blieb er eine Weile hinter ihrem Stuhle.

Sie wechselten einige Worte über das Zeichentalent. Aber Josa schien es, als ob immer noch etwas von einer fremden Welt durch seine Aufmerksamkeit schleiche, darum schwieg sie bald, um ihn nicht zu stören.

Eine Weile sah er ihr noch zu, dann richtete er sich auf:

„Ach, es ist doch etwas Schönes, die herrliche Gotteswelt so festzuhalten in Bild oder Wort. Eines so beglückend wie das andere.“

Josa glaubte, dieser Ausruf sei ein schmerzliches Erinnern an seinen aufgegebenen Dichterberuf. So schonend wie man einen Kranken befühlt, fragte sie, ob er jetzt noch manchmal dichte. —

Er sieht sie erstaunt an. „Martha, Fräulein Starke sagte mir, Sie hätten früher gedichtet.“

Ja, er hätte auch mal Verse verbrochen. Dabei kommt nichts heraus. Es ist nichts. Man tastet und greift und faßt doch nichts Festes, Körperliches. „Ich habe es ganz aufgesteckt. Ich ziehe ein energisches, tatkräftiges Leben einem solchen Scheinleben vor.“

Sie war etwas unzufrieden über diese Antwort. Aber sie nickte altflug:

„Freilich, nur immer dichten und malen muß auch auf die Dauer überdrüssig werden. Aber ich meine, so nebenbei, wenn man eben in Stimmung ist. O ja, es ist doch schön!“

Er nickte:

„Man muß aber dazu viel Zeit haben, viel Zeit, Fräulein Josa, um in Stimmung zu kommen.“

Das war ihr wieder nicht verständlich und unbe-

haglich. Die Skizze war fertig. Sie gingen den Laubengang hinunter.

Die Gittertür stand offen. Draußen schimmerte der Wiesenstreif grausilbern. Die Blüten schwammen wie in grüner Flut über den Halmen. Weißer Schierling, blaue Sumpfb Blumen, braunrosa Sauerampfer und grellgelbe Dotterblumen.

„Ach, ich habe schon so lange keinen Strauß mehr gepflückt.“ Dann stand sie draußen, und lief mit aufgerafftem Kleide durch das nasse Gras. Er blieb zurück.

Als sie mit einem Strauße wieder kam, stand Theodor am Wege, reglos den Blick in den Glanz gesenkt.

In der Ferne glimmerte feuchter Nebelstaub, der Sonnenschein wühlte silberschäumend im niederen Weidenbuschwald, Kräuter, Blüten strahlten, und in dieser Morgeneinsamkeit, dies eifrige Summen der Bienen, das klang wie tief in der Erde gemurmelt es Beten.

Josa hatte sich neben Theodor gestellt, die Farben und die Stille stimmten sie feierlich.

Sie wollte sagen, wie viel lieber sie im Freien bete, als in der Kirche, da begann Theodor vom Dünkel und Hochmut der Menschen zu sprechen. Wie es so wahnwitzig sei, an der Gottheit rütteln zu wollen. Sie offenbare sich doch greifbar, deutlich in all den Wundern ihrer Allmacht. Wenn sie nur die Augen öffnen wollten und sehen, sie müßten ja glauben.

Josa wurde in ihrer weihervollen Stimmung von seiner bitteren Klage tief ergriffen.

Schüchtern versuchte sie zu beruhigen:

„Das sind auch nur ungebildete Menschen, gefühllose Menschen, die so unglaublich sein können. Und wohl auch nur recht wenige.“

Er sah sie fast erstaunt an:

„Da irren Sie aber sehr, mein liebes Fräulein, es sind nicht Ungebildete, — die Ungläubigsten sind diejenigen, welche sich die Gebildetsten nennen. O — und es gibt leider sehr, sehr viele Gottesleugner —“ — er klopfte mit dem gekrümmten Zeigefinger auf

das Briefkuvert. „Heute, hier, bekam ich auch wieder ein recht schmerzliches Bekenntnis zum Sonntagsgruß.

Ein Freund von mir, wir waren von Jugend auf engbefreundet, schreibt mir, daß er sich vom Glauben losgesagt habe. Es ist ein sehr begabter, talentvoller Mann, er dichtet und schreibt, ich hatte ihn recht lieb gewonnen, — — — das tut weh, wenn man die verlieren muß, die mit einem gleiche Ansichten gestützt haben. Sehr weh.“

Josa war erschüttert. Ein solch grausamer Schlag hatte ihn getroffen. Und er war so lange neben ihr hergegangen, hatte die Kraft gehabt, ruhig mit ihr zu plaudern!

Sie sah ihn mit scheuer Bewunderung an. Wie leid er ihr tat. Wie sie sich klein gegen ihn fühlte. Aber sie war auch stolz, daß er ihr seinen Schmerz vertraute.

Sie hätte ihn gerne getröstet. Sie wollte ihn auf andere erquickendere Bilder bringen. Erst wollte sie von Martha reden, aber sie überschwang diesen Gedanken und sprach vom Reisen und ließ sich von Italien erzählen. Dazwischen fragte sie sich verwundert, warum sie nicht von Martha sprechen wollte, neugierig betastete sie ihre Gefühle, plötzlich als ein Rotkehlchen vor ihnen im Busche hüpfte, vergaß sie alles, faßte eifrig Theodors Arm:

„Nein, sehen Sie nur, wie weich, wie zart. Die Brustwölbung und die Auglein, wie das blizt und blinkt, nicht eine Minute bleibt es ruhig, immer das Köpfchen hin her, hin her — —“

Am Nachmittage regnete es. Man saß im Hause in den Zimmern. Josa sah Stereoskopbilder an. Theodor hatte einige Zeit neben ihr gestanden, neue Bilder eingesteckt, — Landschaften, Schweiz, das Meer, Petersburg, Italien. Einen Augenblick lag seine Hand ganz dicht neben der ihrigen auf der Tischplatte. Es war eine breite Hand, etwas horn gelb, die Haut stark, die Adern sah man nicht durch. Vom Arm bis an

die Fingerknöchel wuchsen große, weiche, dunkle Haare aus weiten tiefen Poren.

Josa lehnte mit der Stirn am Stereoskopkasten, sie sah aber nichts. Sie behorchte die Wärme, die von seiner Hand auf die ihre strahlte. Sie wagte sich nicht zu rühren, es war ein wohliges Behagen, so dicht bei ihm zu sein.

Dann wurde er gerufen. Sie getraute sich immer noch nicht umzuwenden. Sie fühlte seine Wärme immer noch.

Sie hatte ihn schon lange geliebt. Aber bisher immer nur für Martha. Nun wußte sie, daß sie ihn niemandem geben könne, auch nicht der Freundin. Martha mußte entsagen. So wie Josa liebte sie ihn auch nicht. Sie hatte sich nie besonders lebhaft in den Briefen nach ihm erkundigt. Sie würde sich trösten müssen. Wenn nicht, nun — dann könne sie ihr nicht helfen.

Josas Gedanken wurden heftig und stießen mit gehässigem Umsichschlagen alles von sich, was sich gegen ihre Liebe auflehnte. Sie wurde immer erregter.

Es war Dämmerung geworden. Hedwig kam und setzte sich an das Klavier.

„Siehst du denn noch, Josa?“

Josa hatte die Stereoskopbilder ganz vergessen.

„Nein, ich wollte eben aufhören.“

Hedwig spielte. Nebenan in den Zimmern plauderte man laut, aber Josa konnte Theodors Stimme nicht finden.

Sie stand langsam auf, um hineinzugehen. Aber das Gehen wurde ihr beschwerlich. Sie blieb am Flügel stehen, stützte den Kopf auf den Arm und starrte in das Innere des Instrumentes. Da huschten und sprangen die kleinen Hämmer mit munterer Eilfertigkeit. Es war da drinnen wie eine Welt für sich, unbekümmert um die Menschen und die Kraft, die sie weckte, nur mit ihren eigenen kleinen Leben beschäftigt. Sie taten so wichtig. Es war ordentlich lächerlich.

Josas Gedanken beruhigten sich. Sie begann, weicher, schwermütiger zu werden, und als Hedwig fertig

gespielt hatte, sagte sich Josa mit tragischem Ernst, daß sie verzichten müsse und verzichten könne. —

Aber sie glaubte es nicht.

*

Die Pfingstferien waren zu Ende. Theodor reiste wieder nach Leipzig.

Josa tastete noch einige Zeit mit Hoffnungen und Zweifeln in halbdunkeln Erwartungen. Manchmal überfiel sie eine eigensinnige Ungeduld. Ihre Gedanken waren wie in Neze verstrickt und sträubten sich und zerrten und fanden keinen Ausweg.

Allmählich legte sich weiche Müdigkeit in das Chaos, und die Hoffnungen und Zweifel schliefen erschöpft. In solchen Stunden war Josa von zärtlichem Mitleid mit sich erfüllt. So behutsam trat dann ihr Wille auf, so leise schlich dann die Lust zum Leben durch die Nerven, und die störrischen Wünsche hockten reuig mit schuldbewußter Scheu in einem Winkel, und schielten ängstlich auf das zitternde Blut und die blassen Kräfte.

Theodor hatte beim Abschied gefragt, ob er ihr schreiben dürfe. In ein paar Jahren hoffe er auch wieder nach Süddeutschland zu kommen, dann würde er den Pfauenhof besuchen. Sie möge Fräulein Starke grüßen. Er freue sich auf ein Wiedersehen.

Dann hatte sein Christusblick tief in ihre Augen gegriffen, und er hatte ihr die Hand geschüttelt.

Diesen Blick und Händedruck trug sie wie ein Geschenk bei sich, sie holte ihn oft vor und labte sich an ihm.

Im Juli reiste Josa von Elbhausen fort. Nach Hannover, um eine Tante und das Grab ihrer Mutter zu besuchen.

Neue Bilder, neue Stimmungen drückten allmählich die Lebhaftigkeit ihrer Gefühle nieder. Da sie nichts von Theodor hörte, erhielt ihre Sehnsucht keine Nahrung und erblaßte. Sie wuchs aus ihren Empfindungen heraus und fragte sich erstaunt, wie sie so stürmisch habe fühlen können. Sie belächelte die Josa von damals, wie Erwachsene Kinder belächeln. —

Trotzdem fröstelte es Josa doch, wenn sie an die Heimkunft dachte. An die lust- und leidsschillernden Möglichkeiten, welche die Zukunft bringen konnte.

Martha mußte wohl nach Theodor fragen. Sie hatte ihr genug von seinem Interesse für Martha geschrieben. Aber auch das hatte seinen anreizenden Stachel. Es war gruselig, auf einer Kante zu balancieren, in jedem Sekundenschlag den Schreck des Sturzes vor sich und das prickelnde Entzücken der Erlösung hinter sich. Und Josa liebte dies Gruseln. —

An einem Septemberabend kam sie wieder in Würzburg an. Ihr Bruder und Martha waren am Bahnhof. Aber Martha wollte nicht mit auf den Pfauenhof kommen.

Erst wunderte sich Josa, dann aber dachte sie: es ist besser so, bis morgen habe ich mich auch mehr gesammelt und kann harmloser von Theodor erzählen.

Josa und Martin fuhren allein.

„Martin, du bist so stumm?“

„Ich? So? — Josa, was würdest du sagen, wenn ich mich verlobte?“

„Ach jeh, Martin.“

„Warum nicht?“

„Verloben? Mit wem denn?“

„Mit Fräulein Starke!“

„Mit Martha?“

„Hm.“

„Aber will sie denn?“

„Wir haben nur auf dich gewartet, bis du zurückkommst.“

„Und davon habt ihr gar nichts geschrieben. Nicht möglich —! So etwas! — Erzähl doch mal. Nein, pfui, du willst mich zum besten haben.“

Und er erzählte, und Josa staunte, aber noch nicht bewusst freudig, nur zitternd erregt, mit betäubten Gedanken in der Gefühllosigkeit der Verblüffung tastend.

In der Erntezeit sei sie öfters heraufgekommen, habe gesehen, ob alles in Ordnung sei, Wäsche und Küche und Zimmer. Er hatte manche Wirtschaftsangelegenheit mit ihr besprochen. Einmal, als er sie im Gartenzimmer getroffen habe, am Boden kniend, die Fransen

des großen Teppichs nähernd, da sei ihm der Gedanke gekommen, wie gut sie in die Häuslichkeit passe. Dann ein anderes Mal hätten sie zusammen Kaffee getrunken, das Mädchen habe ihr durch Zufall Großmutter's Tasse gegeben, auf welcher „der Hausfrau“ steht. Sie sei rot geworden, das habe ihm Mut gemacht.

„Nun und wie das eben ist, — — vorgestern habe ich mir ein Herz gefaßt — — — — so war es. Dir scheint's nicht recht zu sein. Du sprichst gar nichts?“

„Mir?“ Und Josa sagte ihm, wie aufrichtig sie sich freue.

„Nun, wenn Martha auch meine Frau wird, deshalb bleibt sie doch deine Freundin.“

Josa ließ ihn beim Glauben, als ob es das sei, was ihr im Augenblick die Sprache lähmte. — —

Sie hatten sich gute Nacht gesagt, Josa stand allein in ihrem Zimmer. Erst ging sie langsam um den Tisch. Dann breitete sie die Arme und drückte sie wieder zusammen, als ob sie jemanden an sich presse, dann ging sie immer schneller und schneller und umarmte die Luft immer heftiger.

Sie wurde schwindlig und mußte sich auf ihren Koffer setzen. Sie schüttelte sich in stillem Lachen und rieb das Gesicht mit den Händen.

Plötzlich nahm sie eine sehr ernste Miene an. Sie wollte sich erheben, war aber immer noch zu schwankend. Sie begann sitzend ihr Jackett aufzuknöpfen. Die Finger zitterten und kixelten, und es prickelte wie Sand in den Gelenken. Sie erinnerte sich, wie sie in der Schule gespottet hatte über ein junges Mädchen, das alle Knöpfe auf einmal aufriß. Sie würde es nie so machen. Plötzlich — ein Ruck, — da — da, ein, zwei Knöpfe sprangen ab. Sie lachte. Hob mit schwankender Hand das Licht vom Tische, stellte es auf den Boden und rutschte auf den Knien, nicht nach den Knöpfen, sondern immer rund um das Licht. Sie starrte einige Zeit in die Flamme, senkte den Kopf, ließ einige Haare flink aufsträuseln, sog den stechenden Brandgeruch ein, dann lachte sie wieder. Aber nun war ihr Lachen träger, gedankenvoller. Die Arme, der Rücken begannen steif zu werden, da ließ sie sich völlig

auf die Erde fallen, streckte sich in ganzer Länge aus und begann nun abwechselnd mit den Stiefelabsätzen auf den Teppich und mit dem Hinterkopf auf die blanke Diele zu klopfen. Dabei lachte sie, und in ihren Gedanken drängte sich nur manchmal ein schattenhaftes Bewußtsein auf, als ob dies alles eine andere tue und sie nur von weitem zusehe.

Martin schlief im Nebenzimmer. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen und an der Thür klopfen. Rasch schlug sie mit der Hand auf das Licht.

Die Thür wurde etwas geöffnet. „Josa, bist du schon schlafen gegangen?“

„Ja.“

„Ich wollte dir nur sagen, du sollst dich nicht erschrecken, wenn du Schritte über dir hörst. Es ist der Doktor. Er studiert manchmal bis in die Nacht hinein und geht dabei auf und ab.“

„Welcher Doktor? — Ach ja, ich weiß schon. Ja, danke.“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“ —

Martin hatte im Juni geschrieben, der Nefte des Sanitätsrates Sebold habe ein Mansardenzimmer für den Sommer gemietet. Er sei lungenleidend. Er sollte in frischer Luft wohnen.

Sie blieb noch eine Weile liegen und horchte. Oben war alles still. Dann stand sie leise auf. Draußen mattdunkle Nacht. Sie stützte sich auf das Fensterkissen und wollte weiterträumen, aber über ihr preßten sich zwei Lichtsäulen vom Dachsim in die Finsternis, das störte sie.

Sie stellte sich vor, wie der Mensch dort oben in seinen Gedanken wühlte und sich quälte. Er kam ihr armselig vor. Sie tauchte wieder in ihr eigenes Glück und ließ die Wellen hoch über ihrem Herzen zusammenschlagen.

Wie das Glück sie wohl kleiden mochte?

Sie zündete vorsichtig ein Streichholz an und trat vor den Spiegel. Ihre Wangen strahlten und die Wimpern zitterten. Sie wunderte sich einen Augenblick, daß sie sich noch so ähnlich war.

Das Streichholz erlosch langsam, ihr Gesicht versank immer grauer. Sie legte im Dunkeln ihre Lippen auf den Spiegel und küßte das kalte Glas. —

In der Nacht geschah es, daß sie halb im Traume sich mit Innigkeit in die Kissen preßte und mit stürmischem Sehnen heftige Küsse auf das Pfühl drückte.

Dann erwachte sie. Aber kaum mit einem Hauch von Enttäuschung. Sie hatte solch Verlangen nach ihm gehabt, es war ihr dann wirklich, als habe sie ihn geküßt. Sie wühlte sich entzückt und befriedigt wieder tief ein und wünschte von neuem so glücklich zu träumen. — —

Am nächsten Tage verlobten sich Martha und Martin. Ein Brief von Theodor war gekommen, und Josa dünkte sich so glücklich wie beide zusammen.

Am Abend fuhr ihr Bruder Martha nach Hause. Die Aufregungen hatten Josa müde gemacht. Sie löschte im Gartenzimmer die Klavierkerzen, ging nebenan in den kleinen Salon und legte sich auf das Sofa.

Geradeaus, an der gegenüberliegenden Wand das hohe Fenster von hellen, durchsichtigen Vorhängen verschleiert. Draußen der Abendhimmel so blank klar, als ob es Mondschein wäre. An den Wänden leiser Glanz von Gemälden und Goldleisten. Die Möbel in unbestimmten, zusammengeballten Massen, nur hier und da wachschimmernde Lackteile. Im Korridor gingen hin und wieder weichumhüllte Frauenschritte. Eine Türe wurde geschlossen. Aus der Küche klapperte es. Dann irgendwo eine Stimme, ein Geräusch, und unten vom Garten herauf zirpte ein Heimchen, schrill, heftig durchbringend, kurze, scharfe, frigelnde Zickzacklaute, man glaubte sie in der Luft stehend, wie grellblanke, wehende Lanzen.

Josa lag und lauschte.

Manchmal klappten ihre Fußspitzen zusammen. Dann begann sie die ausgestreckten Füße hin und her zu wiegen. Der eine der kleinen Pantoffel lockerte sich und klapperte auf den Boden. Sie hörte ihn immer noch poltern, immer einen Berg hinunter, immer weiter rollen, und sie rollte mit, immer dem Pantoffel nach, immer den Berg hinunter. Dann war sie ein-

geschlafen. Es lief ihr jemand nach. Die Schritte wurden lauter, kamen näher, sie wollte schreien und wachte auf.

Es war jemand im Zimmer. Sie hörte eine Streichholzschachtel rasseln.

„Martin?“

„Entschuldigung, ich bin es, ich wollte nur meine Bücher holen!“

Der Doktor! Josa wollte rasch aufstehen, aber nun verlor sie auch den andern Pantoffel.

„Verzeihung, es tut mir leid, daß ich störe. Bitte, ich finde schon, ich weiß ganz genau, wo sie liegen.“

Josa war sehr verlegen. Sie zog die Füße unter das Kleid und wartete, dann aber kam ihr alles recht komisch vor, sie biß sich auf die Lippen, um nicht zu lachen.

Er empfahl sich bald und entschuldigte sich nochmals. Während Josa mit den Füßen nach den Pantoffeln angelte, dachte sie: es war doch recht taktvoll von ihm, daß er kein Licht machte. Es muß ein angenehmer Herr sein. —

Martin hatte ihr gesagt, daß Doktor Wicking meist bis Abend in der Stadt beschäftigt sei. Er käme nur Sonntags hie und da herunter zu ihnen. Er studiere Botanik, streife meist oben in den Steinbrüchen und im Walde umher und bringe Arme voll Blumen heim. Er sei sehr fleißig und gar nicht hochmütig, recht liebenswürdig.

Am nächsten Abend war Josa zufällig in der Küche, als der Doktor wiederkam und um ein Glas für seine Blumen bat. Es war wieder dunkel, und sie mußten lachen, weil sie sich immer im Dunkeln trafen.

Josa hatte wieder ihre ganze Sicherheit. Mit der Würde einer Hausfrau bat sie ihn, einen Augenblick in das Zimmer zu kommen. Warum sie das gesagt hatte, wußte sie eigentlich selbst nicht. Es war ihr, als müsse sie ihm das danken, daß er sie am gestrigen Abend nicht in Verlegenheit gebracht hatte.

Sie traten in denselben kleinen Salon. Es war noch schwach dämmerig. Sie wollte die Lampe an-

zünden, er meinte, es sei ganz gemüthlich so, sie liebe doch auch die Dämmerung.

„O ja, sehr. Da plaudert es sich so gut.“

Dann saßen sie sich gegenüber und sprachen kein Wort. Einer wartete auf den andern. Allmählich übte doch die Dunkelheit ihren traulichen Zauber, und Gedanken und Worte lösten sich.

Er sagte, daß es hier oben auf dem Berge immer so beschwichtigend still sei.

Josa stimmte ihm innig bei:

„Ja, nicht wahr, es ist das Schweigen wie in den Märchen. Wenn die Menschen fort sind und all die toten Dinge zu atmen beginnen und zu flüstern und zu wispern.“

„Ganz recht. Es ist ein solch wunderbares poetisches Schweigen.“

Josa freute sich über die Wärme, mit der er das sagte. War es die weiche, hüllende Dämmerung oder seine leise schmiegsame Stimme, sie fühlte sich so behaglich in seiner Nähe, als ob sie sich schon Jahre kannten. Sie erschloß ihm ihre innerste Gedankenwelt und sprach mit einer Vertrautheit, wie sie nur das Bewußtsein des Verstandenwerdens gibt.

„Wissen Sie, manchmal wünschte ich mir, die Geschichte des Zimmers zu hören. Ich stellte mir vor, daß in jeder Sekunde dieser Ruhe hier ein lautloses summendes Gespräch ist; daß sich Blumen und Figuren und Bilder ansehen und verstehen. Und ich wünschte einmal mein Ohr an das Schweigen zu legen. Was man da alles erlauschen könnte, glaubte ich. Wie man als Kind einfältig ist. Aber ich fühlte mich ganz glücklich dabei. Das war so geheimnisvoll.“

Sie kauerte sich eng in die Sofaecke, behaglich fröstelnd im Märchenschauer.

Sie sah, wie der dunkle Umriss seines Kopfes langsam nickte, und dann lauschte sie, er strich mit der Hand immer wieder über den Plüsch des Sessels, immer wieder.

Im Nebenzimmer gingen Schritte. Oben durch die Türspalte glitt ein mattgelber Lichtstreifen an der Decke entlang, blieb stehen, sah sich verwundert um, schwebte

langsam ans Fenster und verschwand. Drüben ging wieder die Türe und dann blieb es still.

Er sagte, er könnte stundenlang das Schweigen belauschen. Er sagte es behutsam, mit weichgleitender Stimme, als wolle er jeden Laut der Stille des Zimmers anschniegen, ganz vorsichtig und voll zarter Rücksicht, wie man nur spricht, wenn man eine Stimmung nicht durch Worte verscheuchen will.

„Früher habe ich die Sprache der Blumen und Vögel und Tiere ganz anders verstanden als jetzt. Als Kind habe ich mit allem gesprochen und mit allem gefühlt. Ich glaubte bestimmt, daß ich ebenso verstanden würde. Dann kamen die Jahre des Verstandes, der die Dinge nur als Dinge betrachtet. Der sagt, so sehen sie aus, daraus sind sie gemacht, das ist ihr Zweck. Zuerst war ich recht enttäuscht. Ich litt unter dieser rauhen plumpen Art und Weise. Ich sehnte mich nach der kindlichen Auffassung, es wurde mir recht wehmütig. Der Verstand faßte so rücksichtslos derb zu, die Dinge wurden kahl und seelenlos. Ich verstand die Natur nicht mehr. Erst ganz allmählich kam ich darauf, daß der Verstand mir eine viel feinfühligere Natursprache offenbare. Ich entdeckte tausendfältige Gefühlsempfindungen. Jedes Ding sprach nicht mehr meine Sprache, jedes kleinste Wesen hatte seine eigenen wunderbaren Laute. Überall fand ich reizvoll Neues, von den ersten Keimregungen bis zu den Bewegungsgesetzen des Weltalls — —.“

Seine Stimme war nicht hastender und nicht lauter geworden. Immer diese schlichte, gleichmäßige Art, das gab seinen Worten wohlthuende Überzeugungskraft.

Josa wunderte sich, wie er so einfach, ohne jedes energische Stimmkrampfen sprach. Das weckte in ihr noch größeres Vertrauen.

Dann kicherte sie in sich hinein. Sie hatte noch gar nicht sein Gesicht gesehen. Daß er groß, einen Kopf größer als sie war und schlank, wußte sie. Sie war recht neugierig auf sein Gesicht.

Das Mädchen deckte nebenan im Gartenzimmer den Tisch. Beim Auflegen der Gabeln schwang ein feiner Metallton mit. Josa erhob sich langsam, dann gingen

sie in das helle Zimmer. Sie waren beide geblendet. Er nahm sein Pincenez ab und putzte es. Sie hielt die Hand vor die Augen, sah aber nicht neugierig auf ihn, gerade nach der entgegengesetzten Seite.

Sie standen noch einen Augenblick zusammen, sie sprachen über Klavierspiel. Er sagte, daß er gar nicht musikalisch sei, sie wunderte sich, und nun sah sie ihn an. Er war bleich und hohlwangig. Sie mußte an einen Totenkopf denken.

Und wie sie ihm jetzt im Hellen gegenüberstand, war er ein ganz anderer Mensch, als der, mit dem sie vorher im Dunkeln gesprochen. Die Harmlosigkeit wurde von straffen Höflichkeitssalten entstellt. Stimme und Bewegungen, alles steifer und beherrschter. Es war, als sei das Licht wie ein Keil zwischen sie gefallen und dränge ihre Gedanken unbehaglich scharf beleuchtet auseinander.

Er wurde still. Sie machte die Situation durch erzwungene Phrasen noch ungemütlicher. Dann trennten sie sich mit zeremonieller Verbeugung. — — —

Zu jeder anderen Zeit hätte Josa ein Charakter wie der Dr. Wickings ungemein gefesselt.

Mit gärendem Drange, womit sie sich für alle Reichgeistige begeisterte, würde sie seinen Umgang gesucht haben. Denn es lagen in ihr noch viele lechzende Zweifel. Aber jetzt wurden alle weltfragenden Gedanken vom hochjauchzenden Liebesverlangen über-
tönt.

Die Liebe hatte ihr Empfinden vom Tagesgeräusch fortgezogen. Sie hatte sich in warme Einsamkeit eingewöhlt, in wogende Dämmerungen, in betäubenden Scharlach und schwülen Purpur. Eine Wolke aus Weinglut und Mohnduft lagerte auf all ihren Sinnen. Blind für das Licht, taub für den Ton, ließ sie sich nur tragen und wiegen vom kosenden Schaum eines aufdämmern-
den Entzückens.

Zuerst behielt Josa ihr Glück für sich. Als es aber immer höher schwoll, konnte sie es nicht mehr bergen, und dann freute sich Martha mit ihr.

Seit jenem Abend sah Josa den Doktor nur flüchtig von weitem, kaum, daß sie sich grüßen konnten.

In der Nacht hörte sie ihn oft über sich gequält husten. Dann sagte ihr Martin, es war im Herbst und die Tage feuchter: „Er will Ende der Woche abreisen, nach dem Süden, nach Meran oder dem Genfer See, er sieht sehr, sehr schlecht aus, er wird wohl nicht lange mehr machen. Schade.“

Als er seinen Abschiedsbesuch machte, war Josa zufällig nicht zu Hause. Am nächsten Morgen hatte sie verschlafen; als sie aus ihrem Zimmer kam, war Doktor Wicking abgereist. —

Martha und Martin hatten keinen Grund zu längerem Warten, so wurde die Hochzeit noch im Oktober gefeiert.

Martha war wie eine Mutter zu Josa und half ihr die Sehnsucht tragen. Josa hätte am liebsten täglich an Theodor geschrieben. Ihr Briefverkehr war ziemlich rege geworden. Josa wußte ihn durch immer wechselndes Funkenschlagen zu lebhafterer Wärme zu steigern. Der Winter kam, sie schrieb von Theater und Konzerten, aber am meisten schrieb sie von Naturstimnungen. Besonders, seit er öfters um eine schriftliche Farbenskizze gebeten.

Sie malte ihm das Leben auf dem Pfauenhofe, wie es am Morgen war, an laufeuchten Wintermorgen, wo der Tag so langsam heraufstach, rings in weißen flachen Nebeln die Stadt, die Berge, die Ferne, alles in blasses Nichts zerronnen; Himmel, Erde eine weite ungeheure Einsamkeit, mit großen leeren Augen. In den Zimmern unruhige fremde Helle, nackte Verlassenheit umklammerte die Wände, das ganze Haus. — Und harte glitzernde Februarnächte. Bleiche Eispiegel auf welchem jährigen Laube, graue, geborstene Schneerinden, in Rinnen und Graben ungeduldiges Rieselnd und Sickern. Endlich — Frühling. Scheue, zage Sehnsucht, lind und weich wie schmiegsame Märzluft, tränenfeucht und zitternd wie seufzende Märzluft. Und Juli- brand, und Herbsttaumel, wieder Winter, wieder Frühling, und dann eines Tages im brennenden Sommer- schweigen die schauernde Erwartung. —

Alles reglos bleich im stieren Mittagslicht. Die Hitze staut sich zwischen dem Blau und der Erde.

Eine schwere, stockende Hitze, welche jede Bewegung hemmt. Sonnenschein auf den Bergen, Sonnenschein auf dem Grün, Sonnenschein über dem weiten Himmel. Überall stummbrütender Sonnenschein.

Über der Ferne schlummern grübelnde blaue Schatten, näher im Tale dumpfe mattviolette Schatten, aber alle niedergedrückt von dem schwerfälligen Licht.

Die Natur hält Siesta. Reift behaglich und träumt und rinnt, blinzelt und lacht, streckt sich und gähnt. Alles Leben scheint in träges müdes Schweigen aufgelöst.

Ein großes Schlafen breitet sich über den Pfauenhof.

Die grauweissen Tuchvorhänge fallen schlaff vor den Fenstern nieder. Die Glastüre zur Terrasse weit offen. Drinnen weiches zerschmolzenes Dämmerlicht. Wie eine träumende Wolke füllt es die Räume. Über den matten Tapeten, über den trägen Möbeln, überall dumpfstockendes Halbdunkel.

Auf dem runden Tisch eine mächtige grüne Tonvase, voll Heliotrop und Nelken und Seerosen. Unter der burgunderroten Plüschdecke blinkt ein leises Glänzen. Zwei spitze, feuerblaue Samtschuhe mit feinem Goldsaum, Seite an Seite im Warten eingeschlafen. Daneben eine kleine Blumentischgießkanne. Gerade darüber eine niederhängende Hand, die Adern stark aufgetrieben, am Goldfinger ein neuer Trauring. Auf der Schwellung des Sofapolsters hinter dem Tisch ein heller Schimmer. Eine weiße Schürze zur Höhe geschlagen, darunter in den leichten Falten des Messeltuches die Konturen eines Gesichtes. Ab und zu läuft eine Fliege darüber und bohrt den Rüssel durch die Löcher des Gewebes. Das Tuch hebt und senkt sich regelmäßig. Durch die Stille geht ein weiches Atmen.

Alle Türen sind geöffnet. In jedem Zimmer wiederholt sich die Dämmerung mit leise wechselnder Kraft. Die Glastüre des Esschranks spiegelt den Eingang zum dritten Zimmer wieder. Ein dünner Rauchfaden kriecht dort zögernd durch die Portieren. Drinnen an der Diele liegt eine eben angezündete Zigarre. Aber es bückt sich niemand, sie aufzuheben.

Das Dunkel schleicht auf den Zehen durch den langen

Korridor. Die Gartenhüte hängen hier, Josas Hut fehlt und auch die Hängematte. An der Schwelle zur Küchentüre bleibt das Dunkel geblendet stehen. Auf den grauroten, sonnenhellen Fliesen streckt sich der langgezogene Schatten eines Stuhles und darauf der schwerfällige nickende Schatten einer Gestalt. Und alle Schatten rücken von Minute zu Minute kaum merklich zur Seite. Die großen schillernden Fliegen auf den warmen Sandsteinplatten rücken immer schlafrunken mit.

Uppiger Gewürzduft und schwüles Kaffearoma drängen durch die Ritzen hinaus. Das Dunkel gleitet mit ihnen durch das Treppenhaus, durch die Türspalte in den Hof, mattgrün unter dem Weinrankendach hin und dann durch die Ulmen, die Kastanien und Fliederbäume. Unten kauern die Hühner. Der Hahn, den Kopf geduckt, auf einem Beine. Manchmal krümmt sich in der Hitze eine Feder. Das Dunkel fällt blau-schwarz in die Schmiede. Wühlt in der kalten Asche. Springt zur Esse hinaus. Schnurrt am Dachsimb entlang. In der Rinne nieder. Fort an den Scheunen, am Zaun, unter die Riesenfächer des Huflattichs, über eine schlummernde Entenfamilie. Das Dunkel streicht weiter, braunrot durch den reifen Roggen, den Berg immer höher, mattgrau am glitzernden Klee vorüber, unter Schlehecken, durch Klematisgerank. In großen Sprüngen über den Wegstein. Dann wälzt es sich in eine Senkung zwischen zwei Hügel, voll Obstbäume, in ein Haferland. Hier liegt es milde um einen ehrwürdigen Nußbaum, wiegt sich auf den Halmen, saugt den säuerlichen Blätterduft und dämpft den Herzschlag der Einsamkeit.

Die Luft rauscht. Plump fliegt der Pfau vom Scheunentor über das Dach und läßt sich auf die Terrassenbrüstung nieder. Unruhig reckt er den schimmernden Hals. Ein gresles Kreischen prallt gegen die Stille. Drüben am Festungsberg und weiter über das Maintal schreckt eine Echofette auf und antwortet mit taumelnder Stimme.

Nochmals und wieder das fallende Echo.

Aber diesmal kein Pfauschrei. Oben vom Nußbaum ein jauchzender ungeduldiger Sehnsuchtsruf:

„Theodor!!“

Theodo — — Theo — Theo — The — flattert es zurück.

Und plötzlich unten im Grunde, wo der Weg zum Pfauenhof emporbiegt:

„Josa!!“

Josa — Joa — Ja —!!

Dann Schweigen. Wie verblüfft, mit weit aufgerissenen Augen horcht die Stille vom Berge nieder.

„Josa!!!“

Josa — Joa Ja —!

Zögernd mit betroffener Stimme klingt die Antwort:

„Theodor!“

Aber so schüchtern, so glückscheu, daß kaum ein Echo es zu wiederholen wagt.

Doch. Josa! schmettert es noch einige Male. Immer näher zum Pfauenhose, immer höher den Berg hinauf, am Roggen, am Klee vorüber, zum Haferland. Unterm Nußbaum sinken zwei Freudenrufe zusammen.

Dann alles erloschen. Das Schweigen schlägt von neuem seine starren Kreise um den Hof. Der Pfau sieht sich verwundert um, fliegt zurück, auf das Scheunentor und schläft weiter.

Licht und Lust und Farben schlafen mit ihm. Nur oben am Berge schlagen Rosen heimliche Funken, süße berauschte Funken.



Seit Josa verlobt, war eine eifernde Religionsgier über sie gekommen. Ihr Glaube war früher stotternd und wankend, oft über die Schulter und oft nach rechts und links sich wundernd, vorwärts geschritten. Jetzt schnellte er empor nach jenem Ziel, das auch sein Ziel war, wo ihre beiderseitige Liebe in einem glühenden Kern zusammenschmelzen sollte.

Sie gab sich keine Zeit zur Besinnung. Ihre Hast war nicht die Flucht vor verschütteten Vernunftgründen. Das Ringen nach der Glücksvollkommenheit, die Begierde, daß sein Himmelsauchzen glatten Widerhall

in ihr finden sollte, das gab ihr den Uebereifer, diese plötzlich laut wirbelnde Kraft.

Es war noch so vieles in ihr, das ihm noch nicht ähnlich. Sie wollte mit jedem Atom ihm gehören. So begann sie sich mit wollüstigem Fanatismus umzumühlen.

Sollte sie sich umgestalten, mußte auch die Luft, in der sie atmete, mit ihr in gleichen Gefühlen schwingen. Sie strebte, wie alle leidenschaftlichen Naturen, danach, auch ihre Umgebung in das Joch ihrer Ueberzeugung zu zwingen.

Sie führte im Pfauenhose ein, daß morgens nach dem ersten Frühstück ein Abschnitt aus der Bibel gelesen wurde. Ebenso am Abend vor dem Schlafengehen. Martha, die immer an Josa innige Frömmigkeit vermißt hatte, stimmte das glücklich. Martin stuzte etwas, ließ sich aber mit behäbiger Ironie die Bibelvorlesungen gefallen.

Die Hochzeit sollte sein, sobald Theodor eine Anstellung hatte. In ein oder zwei Jahren. Er hatte einstweilen eine Religionslehrerstelle in einem Knabeninstitut angenommen. Die Anstalt gehörte einem Pfarrer. Lag einsam bei einem Gebirgsdorfe auf einem alten Schlosse. Wurde meist von jungen Ausländern besucht. Theodor hätte bequem in der Villa seines Vaters auf eine Stelle warten können. Er fühlte sich aber nur in der Arbeit befriedigt. Dann konnte er in jener Stellung auch ab und zu den Pastor vertreten und übte sich so im Predigen. —

Zu Anfang des Herbstes kam ein Brief von Doktor Wicking, der wegen des Zimmers anfragte. Acht Tage später kam er selbst. Er hatte in Würzburg eine Assistentenstelle angenommen und arbeitete nebenbei an einem botanischen Werke: „Die Desmidiaceen.“

Manchmal begegnete ihm Josa auf dem Berge. Dann wechselten sie einige Worte. Zu einem warm pulsierenden Gespräch kam es nie. Er war meist von jener nachdenklichen Freundlichkeit, die nur über die Oberfläche des Gesichtes geht. Josa las auf ihren einsamen Wegen im Geiste Theodors Briefe oder schrieb im Geiste Briefe. So lag bei einer Begegnung über

beiden ein Netz von Gedanken und hielt ihre Unbefangenheit gefesselt. Sie wechselten krampfhaft Worte, dann trocknete ihre gegenseitige Aufmerksamkeit wieder ein, und sie trennten sich.

Einmal hörte Josa von ihrem Bruder oder von Martha, Doktor Wicking sei freigläubig. In seinem Zimmer lägen atheistische Bücher. Er selbst habe zwar nie über seine Ansichten gesprochen, aber der alte Sanitätsrat habe sich gelegentlich recht betrübt über seine Religionslosigkeit geäußert.

Josa nahm dies zuerst gleichgültig hin. Sie hatte es kaum mit einem Ohre gehört. Sie dachte nicht weiter daran.

Aber dann kam es fast unvermittelt. Im Theater, im Faust. Der Fächer einer Dame duftete nach Hyazinthen. Doktor Wicking hatte gesagt, er liebe diesen Duft vor allen. Und Josa mußte an Doktor Wicking denken. Dann beim Nachhausefahren, stach vom Giebel des Pfauenhofes ein Licht in die Nacht. Martha meinte, der Doktor sei doch gar zu fleißig.

Josa stellte sich ihn vor. Oben in Büchern eingemauert bei der Lampe. Wie Faust! Blaß, schwermütig grübelnd und zwischen den Brauen die graue Furche. Ein Gottesleugner! Der arme verirrte Mensch! —

Wenn er noch zu retten wäre?! — Wenn sie sein Engel würde?! — — —

Ihre Gedanken schritten über Kirchensfliesen, die Begeisterung schwang die Fackeln hoch und rauschte mit den Siegeshymnen heiliger Chöre.

Sie wollte sein Engel sein!

Mit diesem hochlodernden Vorsatz legte sie sich am Abend nieder. Aber am Tage, im scharfen Wirklichkeitslicht, schien ihr das ungeheuerlich und unmöglich.

Einige Male hörte sie den Doktor auf der Terrasse husten. Sie wollte vor ihn hintreten, aber sie kam nicht einmal in Gedanken bis zum ersten Wort. Dann schalt sie sich, daß sie die Menschen mehr fürchte als Gott, und nun tat sie den ersten Schritt.

Als Doktor Wicking eines Abends aus der Stadt kam, fand er statt des Lohengrin die Sixtinische Madonna

über seinem Schreibtisch, und über dem Bett den Christus von Hofmann.

Josa begegnete ihm wieder. Er sprach nicht von den Bildern. Das reizte sie. Sie trieb kühner und rücksichtsloser das Gespräch auf Gott und Religion. Er stimmte mit seiner geduldigen Art stumm bei. Er versuchte nicht einmal mit dem Gespräch abzuspringen. Aber er war in eine Ruhe eingeböhrt, an der sie nicht zu rütteln vermochte.

Wagte er sich nicht zu wehren, weil ihr Verlobter ein Geistlicher war? — Manchmal knisterte es wie Ironie hinter seiner glatten verschanzten Stille — das machte sie noch eifriger. —

Am letzten September, als eben die Freitagsglocken in der Stadt läuteten, zirpten zwei störrische Stimmchen im Pfauenhof. Zwillinge waren angekommen. Martin war bestürzt wie ein junges Mädchen, aber der Vaterstolz sicherte in seinen vor Aufregung entzündeten Augen. —

Dann kam die Welkezeit. Durchaus nicht tot, einsam. Wirbelnd voll Leben, ein tolles flackerndes Leben. Täglich blühten mehr Farben, schäumten üppigere Gluten. Die Erde wurde so hell, so licht und klar. Geschäftige Feuer, rote, gelbe Flammen, grelle Lohen schlugen auf, dazwischen verzischendes Grün, alles wogte blendend und schmetternd.

Auf der Sonnenseite wühlte zuerst ein stumpfes Lederbraun im wilden Wein. Jeder Tag steigerte die Farbe, tiefer, glimmender, zuletzt schwoll eine satte purpurne Lache über den Zaun, das Gartenhaus und über die Rückwand des Hofes. Auch in den Ulmen und Kastanien, wo sich das Gerank den Sommer über versteckt gehalten, überall quoll es auf und tropfte bluttrüge nieder.

Der Himmel war täglich vom jähesten Blau. Sonst liebte Josa die Kontraste. Doch dies nackte, sich brüstende Leuchten schmerzte. Es höhnte das verzweifelte Hinsterven der Welt. Sie hätte gewünscht, alles mit einem Male grau, öde, wintereinsam. Sie sehnte sich nach bleicher schneefknisternder Stille.

Eines Nachmittags zog von Westen milchiger Duft

vor die Sonne. Das Licht verkroch sich, wie von Staub verschüttet. In der Nacht jagte Regen nieder. Am nächsten Morgen regnete es noch, auch den folgenden, und dann war es ernster gedankenvoller Herbst geworden.

Eines Morgens hatte Josa nachgezählt, wie viele Wochen es noch bis Weihnachten seien. Dann stand sie am Fenster und starrte in den farblosen Morgen.

Die Welt war so eng wie von Leere vermauert und dabei so endlos verlassen. Ihre Gedanken fröstelten und kauerten eng zusammen. Josa mußte an Weihnachten, an die Kindheit denken, sie ging von einem Erinnerungsgrab zum andern, das stimmte sie demütig und versöhnend.

Im Korridor hustete Doktor Wicking, dann ging er, mit Martin sprechend, vorüber.

Ein Gespräch mit ihm fiel ihr ein.

Schlechte Menschen seien ihm immer bemitleidenswert. Er könne nie hart über sie urteilen. Wenn er seine Gedanken auf ebensolche Wege richten würde, halte er sich derselben furchtbaren Handlungen fähig. Solche Menschen täten ihm leid. Die Verhältnisse, unter denen sie aufgewachsen, hätten sie gezwungen, so zu werden. Er finde im Grunde keinen Unterschied zwischen ihnen und den anderen.

Mit vernichtender Christenstrenge hatte Josa dagegen gesprochen. Jeder Mensch wisse, was gut und böse sei. Die zum Bösen neigen, seien zu verachten.

Jetzt, wo sie das nochmals in sich mit unparteiischer Ruhe anhörte, urteilte sie nachgiebiger.

Es war doch wohl recht leicht, ein Unrecht zu tun, wenn Erziehung und Mahnung nicht vor den Folgen gewarnt hatten. Die Gier, sich zu befriedigen, fand keine genügende Hemmung an den wenigen Bedenken, die sich ihr widersetzten. Sie begriff, wie leicht es unerzogenen Menschen werden konnte, einen Fehltritt zu tun.

Sie schämte sich. Sie gestand sich, daß sie es gleich eingesehen, aber zu widerspenstig gewesen, es zuzugeben.

Er war doch besser als sie, trotzdem sie sich gläubig

zu sein mühte. Er war aufrichtig. Bei ihr sträubte sich so viel dagegen, aufrichtig zu sein. Sie konnte noch manches von ihm lernen. — — —

Am Blumentisch blickte sie hinaus auf die Terrasse.

Doktor Wicking saß draußen auf einem grünen Holzgestell, darauf im Sommer die Blattpflanzen standen.

Er hatte ein kantiges, regelmäßiges Profil. Nur der untere Teil der Nase etwas zu hartig gebogen. Das Gesicht schmal und alle Formen schlank. Gesünder als vor zwei Jahren, aber immer noch von einer grünlichen Blässe, mit violetten und bräunlichen Schatten.

Die Augen nicht wie bei den meisten Schwindsüchtigen von feuchtem gierigen Glanz. Ruhig horchend in großen, wachen, blauen Höhlen. Sie fragten wie Stimmen aus einer ernsten Gruft. — Über starken Augenbogen eine steil gestemmte Stirn, die Haut dünn, scharf gespannt, zwischen den Brauen zwei Falten, wie Pfeilnarben. Die Magerkeit schnitt die Formen lebhafter, als zarter Stahl, fein, geschmeidig und zugleich unerbittlich kühn und schroff. Das Kraftgefestigte lag in dem knappen Kinn, den gemeißelten, schweigenden Stirnfalten, aber auch in der leisen straffen Senkung unter den Wangenknochen.

Der dunkelblonde Schnurrbart, der fast zu lang und leicht geneigt, riß etwas Verwegenes aus diesen Zügen wach, in diesem einsamen Gesicht eine grelle ironische Verwegenheit.

Seine Haltung selbstvergessen, in sich gefallen, aber nicht schwerfällig. Er hielt das Kinn in die Handfläche gestützt, den Kopf zur Seite.

Das Mädchen scharrte vor ihm die Blätter mit einem Reisigbesen zusammen.

Er kauerte mehr als er saß, und doch war alles vornehm an ihm.

Ihn hatte sie beeinflussen wollen! Die Scham knickte in ihr zusammen. Er wußte sicher, was er tat und dachte. Was ging seine Welt sie an!

Raben krächzten in der Luft. Doktor Wicking blickte etwas zur Seite. Sein Hals war gelb und schmal.

Die Haut zog sich in müden schlaffen Falten um den stark vortretenden Kehlkopf.

Er kam ihr so leidend vor.

Sie wollte ihn nicht mehr quälen. War er im Unglauben zufrieden, wollte sie ihn nicht stören. Er war trotzdem ein guter Mensch. Gott mußte Mitleid mit ihm haben.

Er erschien ihr immer edler. Kühle Erhabenheit schlug scheue Kreise um ihn. Josas Selbstbewußtsein schrumpfte immer demütiger zusammen.

Mit lauem Interesse blickte er dem Laube nach, das die Besenstriche fortschleiften.

Dann griffen die Finger, die den Kopf stützten, spielend in das Wangenfleisch, zogen die Mundwinkel zurück und drückten in müder Untätigkeit die Haut in Falten. Diese eine alltägliche Bewegung ließ mit einem Male die ehrfürchtige Weihe, mit der Josa ihn geschmückt hatte, zergehen.

Sie seufzte und wandte sich unzufrieden ab. —

Später gingen sie zusammen den Berg hinauf. Sie freuten sich, wie hell es in den Baumgängen war. Wie buntfarbig an der Erde. Unter den Ulmen hellgrün, rotbraun unter den Buchen, und weißlich, fast silbern um die Pappeln. Amseln huschten sanglos in niederem Flug durch die zerfetzten Sträucher. Bleiche Blätter flatterten erschreckt zur Seite.

Sie sprachen über Farben und verglichen jede Farbe mit einem schrillen oder sanften Ton. Dann über Sinnestäuschungen. Zuletzt auch über Lügen.

Wie man als Kind bei der ersten Lüge nicht begreifen kann, daß das, was man getan, eine „Lüge“ ist. Man hat es gar nicht als etwas Besonderes empfunden. Das trug durchaus nicht die Flammebuchstaben „Lüge“ an der Stirn. Ein ganz harmloses Geschehnis. Die Sekunden, in denen es Leben bekommen, unterschieden sich nicht von den andern. Man hatte nach der strengen Warnung etwas Furchtbares erwartet, etwas greifbar Schreckliches, etwas, das wie Keulenschläge über einen hereinbräche.

Josa stimmte lebhaft bei, ganz so hatte sie auch immer empfunden.

In der Nähe der Steinbrüche wurde das Steigen beschwerlicher. Doktor Wicking hustete beim Sprechen.

Daß jetzt ihre Meinungen mit den seinen so einträchtig Arm in Arm gingen, gab Josa ein vertrauliches Recht über ihn.

„Wir dürfen nicht mehr sprechen, es strengt Sie beim Steigen an.“

Oben am Rande eines frischgepflügten Ackers ein leerer Wagen aus den Steinbrüchen. Doktor Wicking drückte die Deichselstange nieder, Josa setzte sich. — Unten das Maintal.

Er stützte sich mit beiden Armen auf die Stange, drückte sie leise auf und nieder, die eiserne Kette am Ende stieß in regelmäßigen Pausen hartklingend auf den Steinboden.

Josa seufzte behaglich.

Es paßte alles hier so gut zu dem singenden Grau ihrer Gedanken. Dieses Wolfenschweigen, das gleichmäßig den Himmel nach allen Richtungen verbaute. Die fröstelnde Feuchte, die sich in die Erde einwühlte. Die braunen, faulenden Blumen, die wirren, nassen Gräser, das Schüttern des Windes und das Niederrieseln schwacher Blätterreste.

Aber am meisten das Gespräch vorher mit ihm. Das hatte sie erst so recht empfänglich für die leisen Herbstreize gestimmt. Gedanken, von denen sie immer glaubte, daß sie gar nicht in Worte gebracht werden dürften. Und nun das Bewußtsein in ihren einsamen Betrachtungen auch die Schritte anderer Suchender zu hören, das wärmte ihr Behagen.

Doktor Wicking ließ die Wagenstange, hob die Kette und wog sie in der Hand. Josa erwachte.

Wenn sie ihn jetzt über Religion fragen würde? — Sie waren so allein hier, und er konnte ihr nicht ausweichen. Sie errötete wieder vor ihrer Kühnheit. Sie drückte an ihren Armbändern. Es wollte ihr nichts einfallen, wie sie beginnen sollte. Der Gummi des Fetzarmbandes zerriß, einige der großen, schwarzen Steine sprangen zur Erde. Doktor Wicking hatte es nicht bemerkt. Erst als Josa aufstand, ließ er die Eisenkette langsam fallen, kam und half suchen.

Josa dankte: „Ich glaube, ich habe sie schon alle.“
Sie zählte die Steine.

Der Doktor bückte sich: „Dort ist noch einer hinter
das Rad gefallen.“

Er kroch unter den Wagen, Josa bemerkte, daß er
sehr große Ohrmuscheln hatte.

„Ich werde ihn doch fragen.“ Dann brachte er
den Stein. Mit dem linken Arm und dem Rücken
war er angestreift. Sie zog ihr Taschentuch heraus:
„Erlauben Sie, hier, und hier ist etwas Staub.“

Sie war hinter ihn getreten und schlug mit dem
Taschentuche über seinen Rock: „Sagen Sie, Doktor
Wicking, ich habe gehört, Sie glauben an nichts.
Nicht wahr?“ —

Er sah sich langsam um, nicht erstaunt, nur prü-
fend. Dann lächelte er: „O, doch, ich glaube.“

Sie fühlte, daß ein Lächeln etwas verhüllen sollte.
„An was glauben Sie denn?“

Wieder dieses Lächeln: „An mich, Fräulein Gerth.“

Sein Lächeln war eine Lästerung: „Also an Gott
glauben Sie nicht.“

Dann ging sie zurück zum Wagen und setzte sich
wieder. Erstaunt über ihre herrische Sicherheit, und
geschmeichelt von der Erhabenheit ihrer Aufgabe. Sie
erklärte ihm, mit welcher Innigkeit sie glaube, wie
sie es nicht begreifen könne, daß jemand zweifeln
könne.

Er polierte gleichmütig mit dem Rockärmel seinen
Ring: „Wer so im Glück sitzt wie Sie, sollte auch
nichts weiter begreifen als sein Glück.“

„Freilich, glücklich bin ich. Aber Sie sind es doch
auch. Wenigstens zufrieden, das sagten Sie schon.
Ihr Glück kann ich eben nicht verstehen. Ohne Gott,
ohne Religion, wie kann man nur glücklich sein.
Ich kann mir das nicht vorstellen.“

Sein Gesicht wurde schweigender. Er ließ den
Ring. Legte die Arme auf den Rücken, sah zu den
Wolken:

„Es lohnt sich nicht.“

Josa fürchtete, er könne ihr entchlüpfen. Sie nahm
seine Antwort beleidigend: „Sie glauben, ich könne

eine Erklärung nicht fassen, ist es nicht? Denken Sie, es sei zu hoch für mich?" —

Er sah sie ergründend an: „Ja, ich glaube.“ Dann lächelnd: „Nein, nicht falsch verstehen. Solange Sie von Ihrem Glück überzeugt sind, können Sie meinen Unglauben nicht begreifen. Deshalb ist nicht gesagt, daß ich Ihnen durch Auseinandersetzung meiner Art zu denken, nicht Beweise für meine Überzeugung bringen könnte.“

Josa erregter, preßte ihre Stimme nieder:

„Nun? — . . . und? . . .“

Er besann sich und wälzte mit dem Fuße einen alten Schuh am Feldrande zur Seite.

Plötzlich flog in Josa ein Verstehen auf. Sie wiegte lebhaft die Deichsel, und ließ die Kette mit Gewalt poltern: „Sie wollen mir es nicht sagen? Ich weiß warum.“

Er sah sie wartend an. Ein höhnisches Lächeln sprang ihr um die Zähne: „Sie fürchten sich. Sie denken wohl, ich könnte am Ende auch Atheist werden?!“

Er hielt ruhig ihren Blick. Nicht eine Muskel zuckte.

„Deshalb nicht, Fräulein Gerth.“

Es lag etwas zu Ernstes, Seufzendes in dieser Ruhe. Sie wußte, daß es doch deshalb war.

Er brach an der Schlehenhecke einige Beeren und betrachtete die blaubehauchten Früchte.

Es schmeichelte Josa, daß er ihr zutraute, sie sei dem Einfluß solch bedeutender Gedanken zugänglich. Das stumpfte die Strenge ihres Angriffs. Sie schaukelte nicht mehr. Sie strich mit der Hand über das kühle Eisen der Stange:

„Früher habe ich ja auch gezweifelt. Manchmal konnte ich gar nicht fassen, wieso alles möglich sein soll. Es stand so viel Ungeheuerliches in der Bibel. Ich meine, ich kann mich nicht ausdrücken, wie ich das meine. Ihnen ist es wohl auch so gegangen?“ —

Während sie so sprach, fühlte sie betroffen, daß im Grunde des Verstandes noch all die fragenden Rätsel wach lagen. Daß ihre Glaubenssicherheit nur ein aufgebauschtes Nachbild von Theodors Überzeugung war. Sie fürchtete, sich zu verraten, und verwirrte sich.

Er rollte die Beeren in seiner Hand und sah sie nicht an. Er nickte nur:

„Ja, so geht es den meisten denkenden Menschen. Früher oder später hat sich jeder an die Widersinnigkeiten in der Religion stoßen müssen. Beim tieferen Eindringen wird die andächtige Unbefangenheit stutzig gemacht. Aber dann ist doch ein Unterschied bei den verschiedenen Naturen. Die einen umgehen das Störende. Theils aus Furcht, theils aus Bequemlichkeit. Andere sträuben sich hartnäckiger, Dinge einzusehen, die sie nicht mit dem Verstand und der Erfahrung in Einklang bringen können. Stürzt dann einzelnes zusammen, fällt damit natürlich auch das ganze Netz der Folgerungen . . .“

Er sprach nicht erregt, ernst, jedes Wort mit einem schwarzen gedankenvollen Schatten.

Josa wartete, daß er weiterreden sollte. Sie war wie eingeklemmt zwischen seine und Theodors Überzeugung.

Er ließ eine Beere nach der anderen auf die Erde fallen:

„Aber einen Zweck hat es nicht, davon weiter zu sprechen. Sie sind jetzt alle Zweifel los. Sie sind froh. Wenn man wieder ruhig geworden ist, ist ja das die Hauptsache. Was hinter einem liegt, braucht einen dann nicht mehr zu quälen.“

Josa war unbefriedigt, aber sie wagte nichts mehr zu erzwingen. Sie gingen hinunter in die Steinbrüche und suchten Versteinerungen. Zuerst war sie gesprächig. Dann dachte sie über ihre Unzufriedenheit nach und zeigte in knappen Antworten die Ecken und Kanten ihrer Verstimmung. Doktor Wicking war behutsamer zu ihr, da fühlte sie sich noch gekränkter.

„Wollen Sie nicht Ihr Armband abnehmen? Sie könnten es zwischen den Steinen verlieren. Dort ist alles vom Nebel feucht, kommen Sie besser hierher, Sie bekommen nasse Füße.“

Jetzt war er der Sorgsame. Wo war nur ihr Recht über ihn geblieben? — — — — —

Glaubengepanzert war sie vor ihn hingetreten, und nun stand sie wie entblößt.

Er hatte nichts gesagt, nur ruhig und beharrlich gedacht, und vor seiner Ruhe und seinen Gedanken war sie wankend und zögernd geworden. Sein Schweigen war anders wie das der Leute sonst. Vollgebrängt voll schwerer Überlegung und satt an unverrückbaren Gründen. Nicht das hohle, ratlose Schweigen. Es machte Josa stottern, und ihr Selbstvertrauen brach schlaff an diesem starräugigen Schweigen zusammen. Sie kannte nicht einmal die Stützen, die seinen Unglauben festigten. Eine harte Gedankenarbeit lag in diesen Gründen angehäuft, welche seine Überzeugung zu solcher Unerschütterlichkeit steifen konnten. —

Eines Nachmittags, er war fort, ging sie hinauf in sein Zimmer und holte sich eines seiner atheistischen Bücher. Die Neugier, die sie stachelte, schauerte sie. Aber sie las.

Sie erwartete eine Schrift voll Gift und Hohn gegen alles Heilige. Etwas, das hohläugig und zischend wie die Sünde. Und nun, in jedem Satz diese gesunden naturfrischen Tatsachen, Glied an Glied. Der Blick prallte an nichts Wunderbares. Das lag da alles geklärt und gelöst.

Jahrhunderte hatten die Religion aufgebaut. Sie war einfaches Menschenwerk. Notwendige Weltordnung. Die Fundamente wurden von jeder Zeit für ihre Zeit erneuert. Die Segigen konnten vor dem Wissen von heute nicht mehr standhalten. — — —

Josa war zu begabt, um nicht die Wucht der Weise einzusehen, sie hätte sich ihnen beugen müssen. Ihr Glaube war nicht so intensiv, daß alle Nerven von eifriger Gottesverehrung vollgesogen waren. Doch das unbefangene Aufschnellen ihrer Überzeugung hemmte nur die Liebe zu Theodor. Sie lag voll und schwer wie eine jähe Masse über ihrer Einsicht.

Betäubende Angst umkrampfte sie plötzlich. Sie stand in einem Rahne, dessen Kette gelockert, sich zu lösen begann. Ein Forttreiben in das endlose Unbekannte. Hinter ihr das Ufer immer schmaler, das Grün blasser, die roten Blumen am Lande verlöschend. Ratlose einsame Weite. — —

Jäh schlug sie das Buch zu. Noch das Zittern der

Entsagung in den Gliedern, gelobte sie sich, nicht mehr am Allerheiligsten zu rühren.

Dann begann das Ringen. Die Echo's der belauschten fremden Gedanken lockten immer wieder. Das ließ sich nicht mit einem Male ersticken. Manchmal ertappte sie sich mitten in ihrem Kreise.

In der Nacht hatte sie einmal wach gelegen, und war um die Worte jenes Buches geschlichen. Ein Stern stach durch die Ritze zwischen den Gardinen. Sie stand auf und warf sich am Fenster nieder. Sie flehte zu dem Stern und krümmte sich in Nichtigkeit vor ihm. Als ihre Knie auf der harten Diele schmerzten und die Zähne zitterten, freute sie sich, daß sie um des Glaubens willen litt; sie gestand sich nicht ein, daß es nicht Gott war, den sie festzuhalten strebte, daß sie sich angstvoll über ihre Liebe warf, um diese vor den drängenden Zweifeln zu schützen.

Es war gut, daß durch die Kinder die Ordnung im Pfauenhofe nicht mehr streng aufrecht gehalten wurde. Die Morgenandachten und Bibelvorlesungen unterblieben.

In der ersten Zeit wich Josa dem Doktor noch nicht aus. Sie wollte nicht zeigen, daß jenes Gespräch Eindruck auf sie ausgeübt hatte. Aber als sie in dem Buche gelesen hatte, mied sie ihn. —

Ein Brief von Theodor kam. Er hatte eine Diakonusstelle in Leipzig erhalten. Im Dezember sollte er dieselbe antreten. Im Frühling hoffte er, Josa zu sich zu holen. —

Allerheiligen lud Martin den Doktor ein, mit ihm und Josa die Beleuchtung des Friedhofes anzusehen. Ein feuchtwarmer Novemberabend. Es war noch nicht völlig dunkel, als sie in den Glacisweg vor dem Friedhof einfuhren. Um den Obelisk des Kriegerdenkmales flimmerten schon die Lichtketten. Die Kranzverkäufer hatten zum Heimfahren aufgeladen. Rings in den schmalen Sandwegen der Anlagen waren Laternen aufgestellt. Die Leute drängten fort und herbei, durch Reihen von Wachlichtbuden. Auf Tischen, Brettern Näpfe voll Talg, kurze dicke Kerzen und Wachstöcke. Dazwischen kniende Gipsengel mit innig gefalteten

Händen und stehende Kinderengel mit folgsam gefalteten Händen.

Dinnen wühlte das Leben neugierig an den Gräberreihen entlang. Starre geschmückte Steine, zitternde Lichterkränze, grellzügelnde Kerzen und wehende Schatten, flackernde Goldschriften, grinsender Marmor und oben durch die gelbgeblendeten Laubreste der Platanen glözte der Nachthimmel in die Unruhe des Lichtes.

An leeren Sträuchern Rosen und handgroße Mohnblumen aus Papier, Strohblumenkränze mit glatten, kühlen Blumen. Plumpe Vasen aus scharfgrüngefärbtem Moose und rote und mattweisse und blaue und grüne Ampeln, von der Form tragsinkender Trännen. Aber all dieser Farbentumult vermochte nicht die Starre fortzulachen, die um den Mund der Gräber lag.

In der Menge, die herandrängte, war keine bleiche Scheu. Sie trugen auch hierher ihre Leidenschaften, ihre Gier, ihren Spott, ihr Gift. Man witzelte über die Grabschriften, kritisierte, beneidete den Kränzeschmuck, und erzählte sich an den schwarzen Gruftgittern die kitzelnden Sünden der Toten. Die meisten in trostloser Stimmung, als wollten sie sich lebhafter an das Leben erinnert wissen, um nicht von den Schauern der schwermütigen Verwesungsluft ergriffen zu werden.

Großmutter Gerth lag im letzten neuen Friedhof. Im zweiten Friedhof traf Martin einen Bekannten. Josa und Doktor Wicking gingen weiter. Nach einer Weile erst vermiften sie ihn. Aber dann war er im Gedränge verschwunden. An diesem Orte war es Josa nicht peinlich, mit dem Doktor zusammen zu sein. Das war neutrales Gebiet, wo sich alle Ansichten am Ende doch versöhnen mußten.

Er trat vom Wege auf den Rasen und bückte sich unter einige Tannen. Da kauerte ein umgesunkener Stein, Esen darüber, kein Hügel, bleiches Gras, graue Feldblumen und nasse zerfetzte Papiere, Blumen von fremden Kränzen herübergeweht. Von den Pechpfannen des Nachbargrabes strich ruckweise rotes Leuchten über die einsame Stelle.

„Wie traurig!“

Josa nickte. Er deutete auf das Paket, das er ihr trug: „Wollen wir ihm auch ein Licht gönnen.“

„Ja, das ist wahr. Das arme Ding. Wer da wohl liegen mag.“

Sie preßten das Gras zur Seite und stellten einen Lichtnapf nieder. Er zündete an. Es knisterte und paffte, und auf dem Efeu bligten Tropfen.

Dann gingen sie weiter. Er meinte, jedes Grab habe ein besonderes Gesicht. Ein verlassenes Grab habe solch vergrämten Ausdruck.

Und Josa: „Ja, das ist zu schmerzlich. Wenn man denkt, das war doch auch mal eine Menschenseele, die lachte und weinte, und jetzt ist nichts, nichts mehr übrig.“

Sie kamen an einer großen Lichtpyramide vorbei, sie fing seinen Blick, eine staunende stumme Frage.

Warum sah er sie so an? Der Glanz umher zerstreute sie. Sie konnte sich nicht antworten.

Martin wartete schon am Grabe. Als die Lichter brannten, nahm er den Hut ab und begann zu beten. Auch Josa neigte den Kopf. Sie starrte auf das schmelzende, sich bräunende Talg.

Deshalb hatte Doktor Wicking sie so verwundert angesehen! Er hatte sie falsch verstanden. Sie hatte sagen wollen, daß der Mensch, sein Erdenleben, bald vergessen sei. Das Fortdauern des Seelenlebens tastete sie nicht an. Er hatte es mißverstanden. Sie wollte es später erklären.

Der Wind strich über die Gräber und trieb ihr den geschmeidigen Fettdunst und stechenden Ruß ins Gesicht. Sie wandte sich zur Seite. Einige Schritte hinter ihr stand Doktor Wicking, den Hut in der Hand, die Finger gefaltet. Der gelbwogende Schein riß sein Gesicht aus dem Dunkel.

Er betet! Erst schlug Triumph in ihr auf. Dann aber stellte sie sich nochmals sein Gesicht vor. Er war nur nachdenklich. Aber er hatte den Hut abgenommen. Warum ahmte er ihren heiligen Brauch nach? Er hatte nicht die Kraft, seinen Unglauben vor anderen einzugestehen. Er heuchelte Frömmigkeit. Er war feige.

Josa entstellte ihn mit Vorwürfen. Aber sie geißelte im Grunde nur seinen Unglauben, der sie reizte, weil sie ihn fürchtete. Es befriedigte sie, einen Makel gefunden zu haben, um durch gesteigerten Abscheu die Lust zu zügeln, welche in ihr immer wieder nach seiner Aufklärung drängte.

Von nun an nannte sie den Atheismus nur noch über die Schulter „hohle Heuchelei“.

Je näher ihr Hochzeitstag rückte, desto eifriger läuteten in ihrem Herzen die Lilien des Glaubens. Aber nicht demütige Lilien mit taubenweißen, entsagungstiefen Kelchen. — Feuerlilien mit flammengeädertem Schoße, geschwellt von einer erdenbrütenden Sehnsucht.

*

Im März die Hochzeit.

Josa hatte geglaubt, das müsse eine alles umarmende Seligkeit, ein auf Rosen wogender Tag werden. Aber je mehr sich das Ereignis näherte, ein desto dumpferer Strom ging von ihm aus und preßte die Erwartung herzpochend nieder.

Und dann war es gekommen. Doch das viele Fremde, das mit ihm kam, steifte es unbehaglich lästig. Der starre Schleier, das steile Seidenkleid, der kühle Myrten-duft, das Träge der Schleppe, das neue Ungewohnte drängte sie fort von sich in eine zwangvolle Einsamkeit, in der sie sich selbst nicht mehr finden konnte. Theodor im Frack und dem glänzenden, steifen Chemisette, auch er ein anderer. Er gefiel ihr gar nicht. Dies Weiße und Schwarze so feindselig neu, die Vertraulichkeit zog sich scheu zurück. Im Wagen fürchtete sie sich fast vor ihm. Er war es nicht. Sie konnte ihn nicht los-schälen aus der Entstellung des Befremdenden. Sie faßte suchend seine Hand. Er sah sie freundlich an. Einen Augenblick erkannte sie ihn. Dann überfror ihn wieder diese stumpfe Feierlichkeit. Das nervenschmerzende Grauen fiel von neuem über sie. Widerwillen, Angst sträubten sich. Die Erwartung seufzte gepeinigt und behorchte erschlaft die Sekunden.

Das Orgellied, die Rede des Geistlichen, das Knien

auf den Polstern vor dem Altar, das „Ja“ —, das Beglückwünschen, alles war gekommen und gegangen, und immer noch wartete Josa auf den Lustschauer, der die Beklemmung zersprengen und in roten Wirbeln aufschmettern sollte. Beim Mahle Toaste, Lachen, Champagner, sie lächelte mit, aber ihre Gedanken schwiegen und krümmten sich unter bleicher Gefühlslosigkeit.

Es war neun Uhr. Man fuhr vom Hotel nach Hause, Martha mit dem jungen Paare. Martin blieb noch.

Theodor hatte nur kurze Zeit zur Verfügung. Sie wollten keine Reise machen, sondern die wenigen Tage auf dem Pfauenhofe verbringen.

Er war vorangegangen in ihr gemeinschaftliches Zimmer. Josa hatte sich unten in Marthas Zimmer umgekleidet. Wenige Worte wurden zwischen den Freundinnen gewechselt: — — „Bist du nun recht glücklich, Josa?“ — Josa nickte schwermütig und nachdenklich. Dann begleitete sie Martha zur Treppe. Sie küßten sich und Josa ging allein hinauf.

Auf den Stufen glitzernde Myrtenblätter und Drangenblüten. Sie fühlte durch die dünnen, persischen Schuhe jede Blüte und jedes Blatt. Sie stellte den silbernen Leuchter nieder, hob eine Blüte, streichelte damit ihre Wangen, ihre Lippen, und hielt sie in die Kerzenflamme. Die Blätter krümmten sich, zischten, und in die Reinheit kroch gierige Bräune.

Josa sog den säuerlich warmen Duft und warf die Blüte fort.

Sie sah die Treppe empor.

Wenn es nur vorüber wäre! Sie stieg langsam und leise höher. Auf der letzten Stufe blieb sie wie der stehen. Sie zog das Kinn an und stützte sich auf das Geländer.

Sie träumte ins Licht.

„Ich kann nicht.“

Er war so heilig ernst in der Kirche gewesen. Die Augenlider zitternd, wie in Verückung geschlossen. Und dann dachte sie an sich, wie vorhin der Spiegel sie zeigte. Im dunkelroten Schlafrock, mit der flatternden Seide in den Ärmeln. Sie schüttelte von

neuem unbewußt seine Falten. Strich an den Hüften zurück, zog die Spitzen enger um den Hals und zauste am Nelfenbukett auf der Brust. Dann hob sie rasch den Kopf, sah suchend in den Korridor, als ob vor ihr der Spiegel wäre. Die Augen zuckten leicht. Sie mußte lachen, sie hatte vergessen, wo sie war. Sie erröthete und blies das Licht aus.

„So kann ich es ihm besser sagen.“ Etwas erleichtert schlich sie weiter. Sie hielt das Kristallgehäng des Leuchters fest zusammengedrückt. Mit den Schultern strich sie dicht an der Wand entlang, um nicht auf der anderen Seite an die Hirschgeweihe zu stoßen. Dann im kleinen Saal.

Drüben schimmerte das Licht durch die Türspalte. Sie schlich auf den Zehen näher. Plötzlich drinnen eine Bewegung. Sie floh zur Fensterbank. Er ging nebenan auf und ab.

Wie sollte sie es sagen? Sie kauerte auf der Erhöhung des Fenstertrittes, horchte und besann sich. Seine Schritte zersplitterten immer wieder ihr Nachdenken.

Mußte es sein? Ja, es mußte sein. — Wie es hier nach Naphthalin roch. An der Decke dunkle, schwebende Massen. Das kommt von Martins ausgestopften Geiern.

Das regelmäßige Gehen drinnen wurde unterbrochen. Josa schlug rasch den Ripsvorhang um sich.

„Wie kindisch das ist. Nein, ich mußte erst wissen, was ich sage. Es ist nicht kindisch.“

Theodor kam. Sie sah ihn nicht. Nur das Licht durch den Stoff wie ein roter Nebelkreis. Es schwebte durch den Saal, auf den Korridor. Dann kam es zurück und verschwand wieder. Noch eine Weile kauerte sie im Vorhang. Aber es wurde ihr heiß, und sie troch behutsam vor.

Unten schlug Greif an. Ein Wagen fuhr in den Hof. Martin und einige Gäste gingen plaudernd ins Haus. Türen klappten. Dann wurde es still.

Sie wünschte, daß er kommen möge und sie finden. Als er dann nochmals durch den Saal kam, verbarg sie sich wieder hinter dem Vorhang.

Später hörte sie ihn drinnen ein Buch aufschlagen. Ein Sessel wurde gerückt. Er zog seine Uhr auf und legte sie auf den Tisch.

Nach einer Weile schrak Josa auf. Es war ihr wie ein schriller Funke vom Scheitel zur Sohle gesprungen. Sie wußte sofort, wo sie war. Sie wickelte sich aus dem Vorhang, stellte den Leuchter auf den Boden und rieb sich Hände und Arme. Ob sie geschlafen oder wach gewesen, wußte sie nicht mehr. Sie sehnte sich nach Wärme. Die Stille umher streichelte weich und kosend ihre Erregung. Sie wollte sich nicht mehr fürchten.

Dann spähte sie durch die Türspalte, Theodor saß im Sessel. Er wandte ihr den Rücken. Sie sah nun den Silberglimmer des Lichtes auf seinem Haar. Die übereinander geschlagenen Füße. Den knisternden Lackglanz auf den Stiefelspitzen. Auf dem Tisch die weißen Handschuhe, das Neue Testament, die Uhr, und das Licht halb herabgebrannt mit einer langen, braunroten Flamme.

Er schlief. Als sie zwischen ihn und das Licht trat, zitterten seine Wimpern, und er schlug die Augen auf. Nicht erschrocken, freudig überrascht. Er wollte sie umarmen. Sie bemerkte den obersten geöffneten Westenknopf, darin die Uhrkette festgehaßt gewesen. Sofort fiel wieder steinerne Scheu in ihr Herz. Sie streckte abwehrend die Arme gegen ihn. Er immer noch lächelnd, aber staunend fragend.

„Nein — nein Theodor. Verzeih —“ sie senkte die Stirn, — „ich möchte dir etwas sagen.“ Sie preßte ihr Gesicht an seinen Hals und umklammerte seine Schultern.

Er streichelte ihre Schläfen und wollte sie auf den Schoß ziehen. Aber sie drängte zur Seite und schmiegte sich auf die Armlehne des Sessels. Er drängte sein Kinn an ihre Wangen:

„Meine liebe, liebe Josa. — Was hat denn meine kleine Frau?“

Sie hob etwas den Kopf, aber das Licht blendete.

Ob er es auslöschen sollte? Sie nickte. Plötzlich tiefrot: „Nein, lieber nicht.“

„Aber es stört dich?“

„Wir können es auf die Diele stellen.“

Sie ergriffen es beide und stellten es beide an die Seite des Sessels. Dabei lachten sie. Aber dann im Schatten wurden sie wieder ernst. Sie drehte und schob an ihrem Trauring.

„Weißt du, ich muß es dir sagen, es quält mich so. Schon lange. Ich glaube, ich bin nicht so, wie du denkst. Ich bin nicht so fromm wie du, so — —“ sie konnte nicht gleich ein Wort finden — „gläubig wie du.“

Sein Kopf lag an ihrer Schulter. Sie sah sein Gesicht nicht. Er küßte ihr Handgelenk und streichelte es: „Nun weiter — was bist du denn noch nicht?“

„Nein, es ist wirklich so, Theodor. Ich nehme es gar nicht so leicht. Es ist noch nicht alles. Wenn du erst alles weißt. Ich muß dir alles sagen.“

Er sah ernster zu ihr empor. „Aber, Liebe, sag mal, versteh' ich dich noch nicht recht? Ich glaube nämlich, du regst dich da über Dinge auf — —“

„Ja, ich rege mich auf. Hätte ich mich nur schon früher aufgeregt. Dann wüßtest du jetzt alles. Es wäre nicht so weit gekommen.“

Seine Umarmung wurde schwächer. Das jagte ihre Gedanken gefolterter, aber zugleich besonnener. Er schien sich von ihr loszulösen. Sie ängstigte sich, ihn zu halten. Sie klagte sich nicht mehr so rücksichtslos an.

„Ich weiß, allen denkenden Menschen kommen Zweifel. Ich schäme mich auch nicht. Jetzt bin ich ruhig darüber. Ich habe ganz damit abgeschlossen. Aber siehst du, man weiß ja nicht . . . das war so schrecklich,“ sie umarmte ihn heftiger, „du glaubst nicht, wie das war. Wenn es nur nicht wiederkommt. Das meine ich. Hilf mir. Du tust es. Nicht wahr, Theodor, du mußt mir helfen?!“

Er preßte sie enger an sich: „Solche Stunden hat jeder. Das muß dich nicht grämen. Unser ganzes Leben ist ein steter Wechsel zwischen Versuchung und Überwindung. Davon bleibt keiner verschont. Der Genuß der Seligkeit wäre auch gar kein Genuß, wenn

wir uns nicht erst zu ihm durchringen müßten. Der Heiland ist selbst versucht worden. Das ist mal nicht anders. Habe aber jetzt keine Furcht, von nun ab gehören wir zusammen. Der Himmel wird uns auch segnen und schützen. Und es werden uns nicht mehr Versuchungen entgegentreten, als wir vereint überwinden können. Wenn wir nur recht im Glauben an den Herrn zusammenhalten. Und das tun wir. Wenn du dich wieder fürchtest, dann denke, Gott hat mich zu deinem Schutze an deine Seite gestellt. Es kann dir nichts geschehen. Willst du so denken, ja?" Er sprach reich und in Begeisterung jauchzend. Streichelte besänftigend ihr Haar, ihre Wangen, ihren Nacken.

Josa hatte etwas ganz anderes sagen wollen. Eingestehen, daß die Zweifel ungelöst in ihr drängten, daß sie nie so werden könne wie er. Daß der Atheismus doch ihren Glauben geknickt habe. Aber dann war die Furcht gekommen, ihn zu verlieren. Sie ließ alles Quälende in sich von seinen flammenfesten Worten betäuben, und verbarg es hinter der Sicherheit, die er um sie türmte. Sie wußte, daß sie ihn und sich belog. Sie konnte es aber nicht mehr erklären. Sie fürchtete, ihn von sich zu drängen, und die schwüle Sehnsucht nicht stillen zu dürfen, die bei seiner Umarmung immer heißer in ihr sieberte.

Die Purpurnelken an ihrer Brust dufteten schärfer, sie war von der Lehne auf sein Knie geglitten und wühlte ihr Gesicht in seinen Bart. Sie bog den Nacken über seine Schulter und sog die Wärme seines Haares. Die Stille zwischen ihnen fauste immer schwindelnder um ihre Gedanken.

Er legte seine Lippen an ihr Ohr: „Kleine Frau?? — bist du nicht müde? —“

Ihr Blut flog von der Wange zum Herzen und in jäher Lohe wieder zurück. Sie nickte kurz und scheu und versteckte sich tiefer unter sein Kinn. Ihre Lippen waren so schwach, sie konnte kaum einen Laut aus dem pochenden Halse zwingen:

„Jetzt — bin — ich ganz dein!“

Noch eine Weile ruhten sie schweigend. Dann trat

er mit dem Fuß das Licht aus und trug sie in das glühende Dunkel. —

Josa erwachte.

Über die Tapete an der Fensterwand blühte ein rosiger Schein. Die mattgelben Gardinen tränkte es golden, die großen, gewebten Tulpen und Lilien und verschlungenen Ranken quollen brandrot, aber in der Tiefe des Zimmers hingen noch die schlaffen blauen Nachtschatten.

Theodor schlief fest. Seine Atemzüge hoben und senkten die warme gesättigte Stille. Josa schüttelte das Haar zurück, stützte sich mit dem Kinn auf die Stuhllehne vor dem Bett, und verfolgte das Schwellen des Rosenscheines.

Dann sah sie sich vorsichtig um, schlüpfte unter der Decke vor, den Schlafrock um, ans Fenster.

Über der Stadt qualmten kupferbraune Nebel. Nach Westen der Himmel zartrosig, ein kühles Blaurosa über blaßgraue kleine Wolken zerpfückt. An den Festungsmauern, im Grunde über den Feldern matter schleicher Dunst. Darunter die Farben versengt braungrau, das Weiß mit feuchtem Silberblau belegt. Allmählich tiefte sich das Blau. Das Rot schäumte greller. Aus dem glimmenden Wust preßte sich ein flammendes Knäuel, das Träge zerriß, flackernde Lachen spalteten in flachen Schichten die Nebel, ein Feuerwirbel löste sich goldtriefend, stieg gellend höher, immer goldschmetternder.

Unten in der aschigen Tiefe schollen und goren die Glocken der Stadt. Vom Lichte gerüttelt, wühlte es und rang sich aus der Glutdämmerung, wogend wie Schwingenrauschen, metallhart wie Schildeklirren, und dann verprasselnd in einer Garbe von Sauchzern.

Josa legte sich dicht an das Fenster und lauschte mit weitgeöffneten Augen dem Farbenschreien. Sie wollte alles einsaugen. Ihr Blick zitterte vor Angst, es könne zerrinnen, eh' sie es innig genossen. Sie küßte ihre rotbeschienenen Hände. Lehnte die Wange an die rotbeschienene Tapete. Einen Augenblick sah sie über ihre Schulter, sie hätte ihn so gerne geweckt, aber sie scheute sich.

Sie stellte sich vor, daß sie tief in den Himmel schauen könne bis zum Goldsaum des Thrones. Sie faltete ihre Hände:

Ja, es gibt einen Gott. Einen guten, herrlichen, großen Gott. Guter Gott, gib mir Kraft, dich zu erkennen. Mache alles klar und rein in mir. Erhalte mir meine Liebe. Amen.

Es war bleicher, glasartiger Tag geworden. Den farbenmüden Himmel glättete ein nüchternes weißes Licht. Josa wandte sich wieder ins Zimmer. Sie war trauriger. Die Leere nach dem begeisterten Rausch schmerzte sie.

Das Zimmer schien öder, mißmutiger. Die Unordnung entstellte es noch häßlicher.

Sie fror. Sie zog den Schlafrock enger zusammen und trat auf das Bärenfell.

Theodor war unter den Wimpern und um die Nasenflügel gelb und grau. Josa errötete. Sie strich über ihr Gesicht. Die Wangenknochen schmerzten sie.

Sie betrachtete sich im Spiegel. Ihre Augen eingesunken. Die Lidränder entzündet, blaurot. Die Lippen gesunken. Und an den Schläfen schwache, grünblaue Einsenkungen. Ekel stieg ihr in den Hals.

Er . . Er . . wie konnte er — mußte das sein? Er, ein Diener Gottes!

Sie schüttelte sich, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schlich hinaus.

Auf der Treppe ein faulig-bitterer Geruch welcher Myrtenblüten. Hinter dem Hause kreischte die Kette des Ziehbrunnens. Ein Knecht klapperte pfeisend über den Hof. Unten war noch alles still. In der Küche hörte sie Martha husten und sprechen. Sie trat behutsam in Marthas Schlafzimmer. Martin lag mit offenem Munde, er schlief ganz lautlos tief. Josa wollte Martha erwarten. Aber dann trat sie hinter den braunen Wandschirm an das Doppelbett der Zwillinge. Eine schwächliche weiche Luft strömte von den kleinen warmen Körpern. Eine dünne, flaumige Wärme, zarte Hilfslosigkeit lallte in dieser Luft.

Josa betrachtete lange die schlummerheißen Gesichter. Dann zog sie ihnen behutsam die Decken höher. Rüste

die Armgrübchen. Nickte, lächelte glücklich und geheimnißvoll und schlich wieder hinauf. — — — —

In allem, wie Theodor Josa behandelte, lag mehr väterliche, sich zu ihr niederbeugende Sorgfalt, nicht gleichberechtigende Kameradschaft, die allen Theilen Achtung und Rücksicht in gleichem Maße zuspricht. Josa sah in ihm den Beredelteren. Sie schmiegte sich an ihn, um an seinen Eigenschaften höher zu klimmen, und alles im selben milden Lichte christlicher Zufriedenheit zu schauen.

In Leipzig war sie mit Scheu in seinen Verkehrskreis getreten. Meist ältere Geistliche, Superintendenten, Pastoren, ihre Frauen, Töchter und junge Theologen. Sie glaubte, in all diesen Herzen ruhe eine harmonische Stille, unantastbar wie sie über Altären lagert. Sie trat zaghaft, zögernd auf. Ihre Miene stotterte: Ich weiß, daß ich nicht so bin wie ihr, habt Geduld mit mir.

Je länger sie mit diesen Leuten verkehrte, desto blasser wurde der Hochglanz an ihnen. Es fanden sich auch an ihnen Gefinnungen, die unerläßlichen kleinen Narben und Entstellungen, womit das Haderen und Sträuben und Zerren des Lebens jeden zerschürft.

Sie gestand Theodor ihre Enttäuschung nicht. Er war gegen alle voll Achtung und Ergebenheit, sie scheute sich, ihn auch nur ahnen zu lassen, daß sie kritisiere, wo er vertrauensvoll schätzte. Sie wußte, er betrachtete sie mehr wie ein liebliches Gebilde, mit zartem scheuen Gefühlschmelz. Er vermutete in ihr keinen steilen Ernst, keine wägenden, schneidenden Gedanken. Er liebte sie nur in dieser Form, und sie hatte sich ihr angepasst. Seine Liebkosungen, seine Bewunderung hatten sie nach seinen Wünschen geprägt. Aber allein mit ihren grübelnden Betrachtungen war sie eine andere. Sie war sich ihres Doppelwesens bewußt, aber es fehlte ihr der Mut, ihre Gedanken offen gegen ihn mit Ecken und Kanten vorspringen zu lassen. Sie fürchtete ihr Bild und damit seine Liebe zu zerstören.

Daß ihre Erwartungen auf die Menschen leer ge-

blieben waren, ließ in ihr eine leise ägende Schärfe und begann von neuem die Glaubenszweifel aufzuwiegeln. Und dann noch eine neue Enttäuschung gab ihnen verzweifelte Gewalt.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe gebar Josa ein totes Mädchen.

Sie hatte sich so sehr auf ein Kind gefreut. Es war gleichsam das Herz ihrer Wünsche geworden; an dies Kind schloß sich das Adernez hundert warmblütiger Pläne und Hoffnungen.

Und nun ein totes Kind.

Das Hoffen war zu tief in sie eingewachsen, — nun raste der Schmerz und marterte ihr Herz grausamer als vorher ihren Leib. Zuletzt krampften sich ihre Gedanken in galliger Schwermut und stemmten sich trotzig gegen jede Beruhigung. Es ekelte sie, mit Theodor sich in dem Knechteruf zu beugen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei der Name des Herrn. Die Tröstungen der Religion reizten sie, die Zweifel sprangen wilder und stürmischer aus den Rissen der Enttäuschung hervor. Ihre Gefühle für ihren Mann wurden wechselnd. Sie stand oft im Geiste über ihm, getraute sich die Hohlheit seiner Idealwelt zu beweisen, dann wieder lag sie schluchzend vor ihm, nannte sich unrein, nicht wert, daß er sich zu ihr niederbeuge.

Theodor war nachsichtig. Er hatte nur eine sonnenfrohe Kindlichkeit an ihr gekannt. Die Krankheit mußte sie zermüht haben. Mit der Zeit und unter seiner Liebe mußte sich das bald glätten.

Aber die Entsagung hatte sie selbstbewußter gemacht. Es wurde ihr schwer, das anschniegende Kind zu sein. Sie wollte ihm Achtung abzwängen, zeigen, wie gedankenstark sie sich fühle. Sie hatte sich Schriften über den Atheismus gekauft, und las nun heimlich. Diesmal nicht mit neugieriger Scheu einer Gläubigen, sondern mit dem störrischen Nachemut einer Gegeißelten.

Je mehr sich Josa in die neue Lehre vertiefte, desto hartnäckiger sträubte sie sich gegen Theodor, und daß er sie immer wieder auf die Heiligkeit und Unantastbarkeit der Bibel verwies, erhöhte sie.

„Das kann nicht mal ein Gott verlangen, ein vernünftiger Mensch soll an diese Wunder des Alten und Neuen Testaments glauben. So etwas Unnatürliches hat es auch damals nicht auf der Welt gegeben, das muß sich alles beweisen lassen.“

Gesagt, aufgestanden und hinausgegangen.

Dann saß sie in ihrem Zimmer am Klavier. Aber nur die eine Hand spielte, die andere lag im Schoße. Ihr Spiel klang gezwungen schwerfällig, als ob die Töne sich durch ihre Gedanken pressen mußten. Plötzlich in der schwarzpolierten Fläche des Pianos ein Schein. Die Türe hinter ihr wird geöffnet, Theodor kommt. Sie kann ihn im Glanze beobachten. Sie spielt ohne Träume weiter, die Töne knapper und bewußter.

Er im Mantel: „Ich wollte dir Adieu sagen.“

Es freute sie, daß er kam. Aber die Freude konnte die Verstimmung nicht überwinden. Sie spielt weiter und reicht ihm die linke Hand. Er nahm ihr ruhig auch die rechte von den Tasten:

„Josa — Kind, was bringt dich denn jetzt auf solche Grübeleien?“

Sie lächelte kaum mit einem Mundwinkel und einem Auge. Entzog ihm die Hände und spielte weiter.

„Nein, im Ernst, Josa. Weshalb quälst du dich und mich mit diesen unvernünftigen Gedanken?“

Eine leise Heftigkeit in seiner Stimme stachelte sie: „Unvernünftig sind sie nicht. Ich lese jetzt viel darüber.“

Sie sah ihn nicht an, aber sie wußte, daß er erstaunt war. Zugleich bereute sie gesprochen zu haben, und das machte sie noch energischer:

„Und ich werde weiterlesen, und ich gebe mich nicht eher zufrieden, als bis ich mir über alles klar bin.“

„Ich möchte diese Bücher sehen.“

Er stieß jedes Wort mit Nachdruck von sich. Sie erschrak, sah ihn an und ärgerte sich, daß sie eingeschüchtert wurde.

„Wozu?“ Sie zuckte die Schultern. „Dich interessieren solche Bücher doch nicht.“

„Ich will sie sehen.“

Die Erregung wühlte in ihr. Sie wollte sie verbergen und begann wieder zu spielen. Aber beim ersten Ton mußte sie, daß ihn das reizen mußte. Sie ließ die Hände sinken, griff in die Tasche und gab ihm, ohne sich umzusehen, den Schlüssel. „Im Schreibtisch in der linken Schublade.“ Er schloß auf. Sie blätterte in den Noten, behorchte dabei jede seiner Bewegungen.

„Solche Bücher dulde ich nicht in meinem Hause.“

Er ging hinaus. Sie hörte ihn durch die Zimmer schreiten. Nach einer Weile fiel die Entreeüre zu.

Josa blieb am Klavier, begann eine Overture; spielte zwei Seiten, bis sie umwenden mußte, dann schlug sie das Heft zu, ließ das Klavier offen, und legte sich auf das Sofa.

Sie warf ihre Gedanken wie Bälle umher. Bald hielt sie den einen, schleuderte ihn hoch, fing einen andern, wieder den ersten, ohne etwas Einheitliches festzuhalten. Draußen auf der Straße die Schritte der Leute, bald in schnellem, bald in langsamem Tempo, mit vibrierendem Schall. Der blendende Kopf der Mozartbüste prägte sich ihr scharf ein. Sie schloß die Lider; nun sah sie ihn ferner in zerrinnenden Konturen. Und nun auch Theodor. — Daß sie kein Geheimnis mehr vor ihm hatte, machte sie leichter, richtete sie auf. Sie war ihm dankbar, daß er energisch gewesen. Sie hatte sich lange nach Befreiung gesehnt. Die philosophischen Gedanken hatten sie zermartert, sie lag nun wund und schlaff. Diese plötzliche Wendung, welche die Heimlichkeit sprengte, machte sie brustfreier.

Es wurde dunkel.

Halb sechs. In einer halben Stunde mußte er kommen. Sie rieb sich behaglich an den Polstern. Trägheit, wie sie immer nach einer Erregung durch den Körper schleicht, schläferete sie ein.

Dann war er da.

Sie hatte nicht klingeln hören. Sie erhob sich und machte ihm Platz.

„Willst du dich nicht setzen?“ Dann setzte er sich. Seite an Seite starrten sie in die Dämmerung. Das

Zimmer war gelblich hell von draußen vom Laternenlicht, von der messingnen Ofentüre schlug ein Reflex zerstäubend ins Dunkel. Die Schatten der Leute kreuzten durch den Schein an der Decke. Und dann splitterte Bronzegeflimmer von den Pfauenfederfächern und Sträußen, die Josa im ganzen Zimmer an Wänden und in Vasen hatte, und von den Goldlizen und Schnüren der Decken und Teppiche.

Sie legte in Gedanken einen Arm um ihn, und dann küßten sie sich.

„Nun — du bist jetzt vernünftig, wir wollen es vergessen.“

Ein reuiges Schmeicheln in seiner Stimme machte sie nachdenklich. Dann sprach er plötzlich in einem frischeren, aufmunternden Tone:

„Sage, Josa, würdest du nicht wieder einmal gern deinen Bruder und Martha wiedersehen?“

Sie staunte. Er hatte sie bis jetzt nie allein zum Pfauenhofe lassen wollen. Sie hatten verabredet, im Herbst, wenn Theodor Urlaub bekam, einen Besuch auf dem Pfauenhof zu machen, und jetzt war es erst Frühling.

„Ich möchte schon gern. Aber Theodor, ich denke, kannst du denn jetzt abkommen?“

„Ich dachte auch zuerst an den Herbst. Aber ich glaube, es ist besser, du reisest jetzt allein.“

Er streichelte sie.

„Du mußt jetzt Zerstreuung haben. Das schöne Würzburg, deine Berge zu sehen, das wird dir wohl tun. Dann hört alles Grübeln auf. Dann wirst du den bösen, bösen Wust los. Den bin ich an meiner kleinen Frau gar nicht gewöhnt. Dann wirst du wieder meine frohe, frische Josa.“

Er zog sie herzlich an sich und küßte ihre Ohren, ihre Schläfen, bis seine Lippen im Dunkel ihren Mund fanden.

Sie ahnte, warum er sie nie allein auf den Pfauenhof lassen wollte. Doktor Wicking mochte er nicht leiden. Er kannte seine Anschauungen. Aber jetzt hatte Martha geschrieben, der Doktor sei nach Berlin gereist, er würde wahrscheinlich nicht vor dem Winter

wiederkommen. Es schlich eine störrische Erbitterung in ihre Freude. Theodor behandelte sie willkürlich wie ein Kind.

„Nun, du freust dich ja gar nicht?“

„D ja — — ab — er — —.“

„Aber? — Du wärst wohl lieber bei mir geblieben?“

„Nein. Ich sehne mich nach Hause. Ich werde auch reisen.“

Sie erhob sich schroff und trat ans Fenster.

Er nach einer Weile:

„Die Bücher, Josa, das ging nicht anders, das siehst du wohl ein, die durfst du nicht weiterlesen. Ich will dich vor dir selbst schützen. Damals batest du mich selbst darum. Es ist auch nicht nur meine Pflicht als Gatte, noch mehr als Geistlicher darf ich nicht dulden, daß deine Seele Schaden leidet.“

Er sagte es traurig. An jedem Worte blinkten Tränen der Angst und des Mitleides. —

Einige Tage später schrieb Martha, daß sie sich sehr auf Josas Kommen freue. Auch Martin schrieb und erwähnte, Doktor Wicking sei auch wieder zurück, er habe in Berlin einen Blutsturz gehabt und sei bald wieder abgereist.

Josa wußte, daß Theodor sie nun nicht reisen lassen würde. Aber sie wollte es erzwingen. Es stachelte sie, selbständig zu handeln. Sie zeigte ihm nur den einen Brief, und Anfang Mai reiste sie. — — — —

Josa hatte sich als Sühne ihrer Unaufrichtigkeit vorgenommen, während ihres Aufenthaltes auf dem Pfauenhofe Doktor Wicking so viel wie möglich zu meiden.

In den ersten Wochen war sie noch mit dem Blankpußen alter Erinnerungen beschäftigt. Es war ein Freuen und Begrüßen der leisen Lichtfunken, die überall aufschlugen, und dann Schmerz, wenn Altes von Neuem verdrängt war. Nur mit Mühe vermochte sich das Auge an die Veränderungen zu gewöhnen. Aber alles war reizvoll. Und die neuen Reize übertönten das grübelnde Schweigen in ihr. Der Sonnenschein, das Landleben, die wechselnde Farbenfülle, alles riß sie

fort aus der grauen Tiefe, in die sie sich eingewühlt hatte. Da die andere Welt andere Empfindungen in ihr weckte, täuschte sie sich über sich selbst, hielt sich nicht mehr eines Rückfalles in ihre vergangenen Gefühle fähig. Sie wurde kühner. Ihre Briefe an Theodor waren voll Dankbarkeit, daß er ihr geholfen, sich zu finden.

Die Scheu vor Doktor Wicking fiel vollständig. Sie wurde unbefangen. Theilte mit ihm, was sie beide besonders gemeinsam hatten, die Freude an der Natur und an Farben.

Er war leidender und hielt sich mehr auf der Terrasse auf und spielte mit den Zwillingen.

Eines Nachmittags fuhr Josa mit Martha zur Stadt. An der Buchenhecke begann es zu regnen. Josa eilte zurück, um Schirme zu holen. Sie wunderte sich, daß es so still im Garten war. Die Kinder hatten eben noch auf der Terrasse getollt. In der Küche plauderte das Mädchen mit der Köchin.

Sie holte die Schirme:

„Wo stecken denn Hans und Walter?“

„Im kleinen Saal sind sie. Der Herr Doktor erzählt ihnen etwas.“

Josa ging durch das Gartenzimmer, dann auf den Zehen durch das Wohnzimmer. Hinter den Portieren seine Stimme. Er lag auf der Chaiselongue unter der Phönixpalme, die Kinder neben ihm. Der eine Blondkopf auf der Kante des Polsters unter seinen Rock versteckt an seiner Westentasche auf die Uhr horchend und mit den Augen in die Luft wandernd. Der andere des Doktors Manschetten an den Beinen. Auf dem Kniefell ausgestreckt und die Füße in horchendem Takte wiegend. Doktor Wicking's Gesicht wie aus transparentem Wachs auf dem kirschbraunen Plüschkissen. Er erzählte, und die großen mattgelben Hände streichelten des Kindes Haar.

Nach einer Weile schlich Josa wieder fort. Er war ihr plötzlich viel lieber geworden. Sie hätte ihm für seine Kindlichkeit danken mögen. Wie glücklich er war. Trotz seines schweren Leidens zufrieden. Eine Sehnsucht nach dieser Zufriedenheit quoll in ihr auf. Sie

begann ihn zu beneiden. Und von diesem Tage an betasteten ihre Gedanken ihn wieder öfter.

Ein anderes Mal begegnete sie ihm, als sie zur Stadt ging, allein am Wege. Es war Sonntagsmorgen. Wunderbar still. Nur oben vom Hofe hie und da ein ausgezerrter Hahnschrei, oder in der Stadt ein Glockenschlag, der an der Stille schütterte.

Die Steine am Wege ausgewaschen vom Regen. Der Grassaum spritzte feine Schatten darüber. Der Pfad hinunter meist gründunkel zwischen hohen Büschen, manchmal spreizte sich zwischendurch ein Strahlenkeil quer über den Weg.

Der Doktor hörte sie nicht kommen. Er hielt ein weißes Papier in Armlänge von sich. Josa freute sich, ihn zu überraschen:

„Was machen Sie denn da?“

Er grüßte. Er habe das Papier gegen die Schatten am Wege gehalten, um bestimmen zu können, wie das Blau sich allmählich abstuft.

Josa war das neu. Sie versuchte es auch. Dann gingen sie weiter.

Ein paar Kinder am Wege schlugen unreife Äpfel herunter. Nicht weit von ihnen lag ein schwarzes Buch an der Erde. Ein Gebetbuch. Josa blieb stehen, wandte sich halb gegen die Kinder und versuchte mit der Fußspitze den Deckel aufzuschlagen. Sie wußte, daß man sie ansah, daß ihre Haltung Verwunderung ausdrückte, sie wußte auch, welch Buch es war. Es sollte aber Eadel in diesem erstaunt zögernden Bestasten liegen.

Der Knabe klapperte ungeduldig mit seinen Steinen. Er konnte nicht hinaufwerfen, so lange sie unterm Baume stand: „Mein Gebetbuch!“

Sie sah sich nach ihm um: „So — so —!“

Sie wagte nicht mehr zu sagen. Aber Doktor Wicking bückte sich, hob es auf und reichte es dem Jungen:

„Das sollst du nicht an der Erde liegen lassen. Steck's in die Tasche. Mußt du nicht zur Kirche gehen? Wenn ich deinen Lehrer sehe, werde ich es ihm sagen.“

Josa staunte. Dann ging sie schneller, drückte die

Augen fest zu, als wolle sie etwas zerpressen, das nicht in ihren Blick dringen sollte. Sie wollte ihn nicht fragen. Sie wollte nicht wieder darüber sprechen. Nein, sie wollte nicht.

Dann wandte sie sich leicht nach ihm um:

„Sagen Sie — was wollte ich denn nur sagen — ja — sagen Sie, Sie gehen doch auch nicht zur Kirche. Warum empfehlen Sie es so eifrig dem Jungen?“

Sie mußte im Schrecken lächeln. Es war ihr aus den Zähnen entschlüpft, es hatte sich nicht verschlucken lassen.

Er blieb ruhig und knapp: „Nun, bei den Kindern halte ich es für nötig, daß sie zur Kirche gehen.“

Der Weg war breiter, sie ließ ihn an ihre Seite kommen:

„Bei Kindern! Das versteh' ich nicht. Wenn man mal Atheist ist wie Sie, würde man doch Kirchen, Religion, alles verbieten.“

Seine festgewurzelte Ruhe hatte sie gereizt. Doch es schien ihr, daß sie zu jäh gewesen, und sie suchte ihre Schärfe zu mildern.

„Ich meine doch, das verträgt sich nicht zusammen, Christentum und Atheismus. Entweder eines oder das andere.“

Er sah unberührt vor sich nieder:

„Ganz richtig. Man sollte es fast meinen. Aber im Grunde liegen beide doch nicht so weit auseinander. Mir erscheint das Christentum als die Vorstufe zum Atheismus. Und als solche unbedingt nötig, daß sie beschritten werde. Nur wer die Weisheit des Neuen Testaments recht erfaßt hat, und durchdrungen ist von ihrer Bedeutung, ihrem Werte, vor allem von dem Gebote der Nächstenliebe, der wird erst ein Atheist sein können.“

Er schwieg plötzlich schroff, als sei er mit seinen Gedanken angerannt. Sie schritten eben unter dem Tunnel der Burfarderkirche durch. „Wie hübsch die Glocken läuten!“ meinte er. Sie horchten und sprachen nicht weiter. Josa mochte kein gleichgültiges Gespräch mehr anfangen. Das Schweigen drückte sie

nicht, es lag wie ein stummes Verstehen zwischen ihnen.

An der Brücke verabschiedeten sie sich. Sie vermied ihm die Hand zu geben. Erst als sie wieder mit sich allein war, schwoilen unter ihrem Behorchen seine Worte mächtiger. Sie zwängte sich in seine Gedankenwege, sie drang vorwärts, weil sie wollte, und begann allmählich ein Verstehen zu ahnen.

Aber nun sehnte sie sich auch, alles voll zu begreifen. Nur er konnte den Zwist in ihr klären. Sie wollte in den Kern seiner Ruhe dringen. — —

Und sie sagte ihm alles. Sie sagte ihm, wie sie Aufklärung in Büchern gesucht und gefunden habe. Aufklärung; aber Befriedigung nicht. Das Grübeln habe sie nur noch ratloser gemacht. Sie bitte ihn innig, sich auszusprechen. Er dürfe nicht mehr ausweichen. Ganz davon abgesehen, daß ihr Mann Geistlicher sei. Sie müsse damit zu Ende kommen. Wenn er ihr nicht rate, würde sie nie Ruhe vor ihren Zweifeln haben. Sie sagte ihm, wie tief sich dies schleichende Magen in ihr Denken eingefleischt habe, daß es ihr Glück zu zerstören beginne. Als sie dabei an Theodor dachte, übersah sie mit einem Male die Kluft, die kaum merklich Gedanke um Gedanke zwischen ihnen getrennt hatte. Sie wurde noch heftiger in ihrem Flehen nach Beruhigung. Mit dieser Ruhe hoffte sie wieder die Liebe Theodors zurückzuzwingen.

Mit seiner behutsam deutenden Stimme, seiner vorsichtig führenden Art, sagte ihr der stille Mann, sie habe einen bedeutenden Schritt getan, wenn sie eingesehen, daß es keinen Gott gibt, daß die Sage vom Himmel, von Seligkeit, von Vergeltung nur eine Erziehungsrute war, mit der sich die Menschen selbst im Zaume halten mußten. Aber wenn nun auch für die Gebildeten dieser Aberglaube von selbst fällt und fallen mußte, da er die freie Geistesentfaltung hinderte, so dürfe deshalb doch nicht die Religion vollständig niedergetreten werden, solange die Mehrzahl der Menschen noch nicht reif sei in der Selbstbeherrschung, welche der Atheismus vor allem verlange. Bis dahin müsse zum Gemeinwohl aller über den Unverständigen die

Drohung der ewigen Strafen, und die Belohnung mit ewigen Freuden stehen.

Die Religion sei nichts als die Weltordnung, welche immer einfacher geworden. Zuerst mußte sie die rohesten Völker mit sinnlich wahrnehmbaren Göttern beherrschen, dann später den geklärten Geist durch den unsichtbaren Gott, und nun, vor dem Verstande sei alle Herrschaft auf das Geschöpf selbst zurückgefallen. Jeder sei sich jetzt sein eigener Gott, der sich im Leben selbst belohnt und selbst bestraft, je nachdem er sich zu zügeln wisse oder nicht. Die Erfahrung habe uns dazu bringen müssen, einzusehen, daß alles, was wir dem Nächsten zuliebe tun, wir uns tun. Und daß deshalb der am glücklichsten lebe, der sich am klügsten zu lieben verstehe. —

Josa hörte nur den Anfang dieser Erklärung. Der Gedanke, daß das Christentum nötig, daß es jetzt noch weiter gepflegt und geschützt werden müsse, sowie die Erwachsenen, trotzdem sie nicht mehr zur Schule gehen, die Schule für ihre Kinder fortbestehen lassen, daß so auch trotz der Höchstverstehenden die Kirche für die Niedergeistigen weitererhalten werden müsse, das begeisterte und befriedigte sie. Sie dachte vor allem an Theodor, daß sein Beruf nicht nutzlos sei, daß sie ihm nicht mehr widerstreben werde. Alles andere ließ sie unbedacht, sie warf sich nur an die Brust dieser warmpochenden Freude. —

Mit dieser Aussprache waren die Beziehungen zwischen Josa und Doktor Wicking enger geworden. Warmes Vertrauen hielt die Arme um sie geschlungen, und ihre Gedanken gingen offener und zwangloser Seite an Seite.

Josas flackernde Unstetigkeit glättete sich allmählich unter satter Sicherheit. Ein in befriedigter Ruhe gebetteter Ernst lag in ihrem Gang, in ihrer Sprache, in ihren Gedanken.

Der Sommer ging zu Ende, und sie dachte an die Heimkehr. Jauchzend dachte sie daran. Sie kam nicht leer zu Theodor zurück. Ihre Eigenmächtigkeit hatte ihr das Glück zurückertrotzt.

Doktor Wicking wollte wieder den Winter am Genfer

See verbringen. Entweder in Bevey oder Lausanne. Seine Abreise fiel fast mit der Josas zusammen, nur einige Tage später. —

Es war Josas letzter Abend. Sie wollte von Doktor Wicking allein Abschied nehmen. Martin stellte Geierfallen am Berge. Martha brachte die Zwillinge zu Bett. Sie ging zu ihm in das Gartenhaus an der Terrassenecke.

„Störe ich nicht?“ —

Er hatte Herbstzeitlosen vor sich und zerteilte unter der Lupe die Staubfäden mit einem Federmesser.

„Bitte.“ Er wollte einen Stuhl holen. Aber Josas kam ihm zuvor.

Doch dann sah sie sich plötzlich in dem kahlen Raume um. Die Wände waren erst neu geweißt. Schwarze Fensterrahmen wie Sargleisten. Tisch, Stühle nur rasch hineingestellt. Auf dem Fenstersims Zinnkraut zum Trocknen geschichtet. Alles noch so leer nach grustfühlen Steinen, Kalk und frischem Anstrich.

Sie sah auf die violetten Blüten: „Sind Sie beschäftigt?“

Er verstand sie:

„Nein, — nur müßiger Zeitvertreib.“

Sie stellte den Stuhl wieder fort: „Hier ist es ungemütlich. Vielleicht kommen Sie mit mir auf den Berg?“ —

An der Terrassentüre begegnete ihnen Martin. Er kam vom unteren Garten und brachte ihr eine Handvoll Rosen.

„Wollt ihr noch etwas Mondlicht kneipen?“ Er lachte und deutete mit dem Kinn nach Osten. Über dem Kugelfang und den Gerbrunner Höhen zerstäubte ein rötlicher Halbkreis.

Es sei Vollmond heute. Sie sollten nicht zu lange bleiben. Martha würde sonst ungeduldig.

Sie gingen den Berg hinauf. Sie sprachen wenig. Er riß manchmal ein Blatt, einen Halm ab. Einmal blieben sie stehen und sahen zurück.

Sie erschrafen fast. Der Vollmond dunkelorange, ein träg aufsteigender Feuerballon. Dies große leuchtende Schweigen erdrückte fast. Es schwebte der Erde

greifbar nahe, es machte das Herz pochen. Eine bräunliche Dunstsphäre sammelte sich um die Scheibe und verlor sich höher in dumpfes Enzianblau. Wolken schwammen wie dunkle Felsen heran. Das Licht meißelte scharfe Kanten ein, wie in brüchigen Marmor. Unten über der Stadt, dem Häusergewirr, mattsilberne Finsternis. Der Neubauturm löste sich aus den Giebelzacken.

Doktor Wicking zog einen welken Halm durch die Zähne: „Ein recht schwermütiger Sommerabend. Es zieht wie Wehmut durch diese weiche Lichtstimmung. Wie eine Ahnung der Vollreife, die sich nun auflösen wird.“

Josa nickte langsam: „Ich muß immer in das Leuchten starren. Es ist, als ob mein Ich mit der Stille dort ineinanderrinne.“

Sie sahen sich von der Seite an und schritten weiter. Sie wunderten sich. Sie sprachen beide mit solch gesuchten Worten. Es ist das seltsame Licht, das so vornehm stimmt, dachte Josa. Aber sie wußte, daß es der Abschied war. Am Rande des Akazienwaldes setzten sie sich auf Josas Lieblingsbank.

Eine Weile schwiegen sie. Jeder überlegte, was der andere wohl dachte, und jeder betrachtete sich mit den Augen des anderen.

Josa hielt die Rosen im Schoße. Sie strich eine Knospe auf und hielt sie abwechselnd auf das linke und das rechte Auge: „Das ist so kühl, so duftend kühl.“ Die drückte sie ihm auch auf das Augenlid: „Nicht wahr?“

Er nickte: „Ja, — ja — wie liebe, süße Worte.“

Sie lachte fröhlich: „Ach, wie süße Worte. Sie haben recht. Ja, ja. Daran habe ich gar nicht gedacht. Aber es ist so. Wie liebe kosende Worte.“

Nun begann sie eine Rose nach der anderen gewaltsam zu öffnen:

„Ich bin sonst nie so grausam. Aber heute habe ich Lust, tyrannisch zu sein!“

Sie legte mit übertriebener Gewalt jedes Rosenblatt um, so daß sie zuletzt bis zum Innersten geöffnet waren. Sie verglichen und rochen und prüften den Duft der verschiedenen Rosen.

Der silberblaue Schein des elektrischen Lichtes vom Bahnhof spannte sich hinter dem Festungsberge hoch gegen den Himmel. Josa unterdrückte einen Seufzer. Der Abschied sank schwer in ihre Gedanken. Sie sagte leise zu ihren Rosen: „Ich habe Ihnen noch etwas sagen wollen. Ich möchte Ihnen herzlich danken. Sie haben mir geholfen, Sie glauben nicht, wie wohl Sie mir taten.“

Sie sah ihn an, und ihre Stimme wurde fester: „Ich gehe jetzt fort. Schenken Sie mir Ihre Freundschaft. Erlauben Sie — ich schätze Sie sehr — ich möchte Ihnen gern schreiben.“

Sie reichte ihm die Hand. Er versprach ihr ein Freund zu bleiben.

Josa hatte die Rosen zerrissen. Sie erhob sich und warf die Blätter von ihrem Schoß auf die Erde: „So — nun sollst du auch einen Abschiedsgruß haben, einen duftenden, du lieber Platz, damit du auch merkst, daß ich fortgehe. Adieu, lebe wohl, hab' Dank.“

Und dann strich sie mit den Händen über die mondbeschiedenen Sträucher am Wege. „Zum letzten Male, zum letztenmal!“ fügte sie an alle Sätze.

Doktor Wicking sagte ihr, sie mache sich den Abschied zu schwer. Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich bin eine Frau. Und Frauen müssen auch vom Kleinsten Abschied nehmen, weil sie am Kleinsten hängen. Und wenn es auch weh tat, das liebe ich gerade. Man soll es fühlen, daß man geht, dann fühlt man auch, daß man glücklich gewesen.“ — — — — —

Aber Josa reiste nicht. Ein Brief von Theodor kam. Er habe in dieser Woche auswärts die Stelle eines anderen Geistlichen zu vertreten. Josa möchte ihre Abreise um acht Tage verschieben.

Doch Doktor Wicking reiste zum festgesetzten Tage. Der Abschied von ihm fand in Josa zuerst kaum einen Gedanken, den er foltern konnte. Sie waren ihr alle voraus nach Hause, nach Leipzig geflogen. Aber als Martin sagte: „Wie übel er ausah. Wer weiß, ob wir ihn noch einmal sehen.“

Da sahen sich ihre Gedanken nach ihm um, und der

Schmerz blendete sie, und die Sehnsucht suchte und behorchte die Erinnerungen. Am Nachmittag ging sie mit Martha auf den Berg, denselben Weg, den sie zuletzt mit ihm gegangen. Martha begann öfters zu sprechen, aber Josa quälte sich, eine Antwort vorzubringen. Die Unbefriedigung erwürgte ihre Gedanken. Sie hätte immer mit verbundenen Augen geradeaus gehen mögen. Mitten durch den Wust ihrer grämlichen Stimmungen. Ab und zu blieb sie stehen und sah auf die Stadt hinunter. Es war kein farbenfreudiges Genießen, ein gespreiztes Starren, ohne sicheren Ausdruck, zerfleischt von äzendem Vermissen.

Die Sonne zog bald ihr Licht ein, dann strömte sie es wieder in blendendem Guß nieder. Eine stumme rauchgraue Wolkenwand wuchs von der Zellerwaldspitze nach Osten. Einmal zersprengte der wehende Goldschliff vom Maine unten Josas Empfindungsleere. Nur ein stachelnder Reiz, nur einen Augenblick, dann fiel sie wieder zurück, und das aschige Schweigen begrub sie von neuem. Die Ode sah ihr auch zu Hause mit unglücklichen Augen aus allen Ecken entgegen, schlaffe Unlust betäubte sie mit eklem Überdruß.

Würde die Zukunft jezt ein Glück werden, wie es ihre Hoffnungen und Wünsche aufgebaut hatten? Jezt wo sie allein, zitterte ihre Ruhe. Sie fürchtete, sich vor Theodor nicht behaupten zu können. Ihre Überzeugung konnte er nicht schwanken machen. Wenn sie seinem Glauben auch alle Rechte zusprach, würde er nicht doch ihre fremden Ansichten, die ihm zuwider, abtöten wollen? Würde er sie neben seinem Glauben dulden? Vorher hatte sie sich gesagt, sie könne den Wert seiner Religion jezt anerkennen, also auch darin mit ihm beharren. Sie werde nie mehr atheistische Behauptungen aufstellen. Aber nun kamen Bedenken. Auf die Dauer ließ sich das nicht durchführen. Sie mußte ihm ihre Ansicht allmählich einimpfen. Aber mit Worten war das unmöglich. Bei Auseinandersetzungen litt das Persönliche zu sehr. — Sie war ratlos. Er ließ sich nie zu einem schärferen Erwägen anderer Gedanken bewegen. Er klammerte sich an die Allheiligkeit des Bibelwortes. — —

Josa war zur Stadt gegangen. Einkäufe und Abschiedsbefuche gemacht. Aber ihre Gedanken folgten ihr überall wie zähe Schatten.

Sie stand beim Kranenplaz am Mainkai. Holz wurde ausgeladen. Große Barken. Männer warfen sich Scheite zu und schichteten sie in Karren. In der Luft spizer Teers und Kiengeruch.

Es war gegen Abend. Der Westhimmel zitronengelb, das Mainwasser von schwärzlichem Efeu Grün, von schlanker Glätte wie straffe Seide. Auf den Wogen messinggelbe Strähnen und springender Flimmer. Die Wellen stritten um den Goldschmuck, tränkten, schoben, überstürzten sich. Schmiegteten sich aneinander, glitten geschmeidig fort, tauchten, bogen und wölbten sich in geschäftigem Wechsel.

Schreiben! Alles schreiben!

In den Büchern wurde bis jetzt nur vom vernichtenden Atheismus gesprochen, der die Religion als unnütz beiseite schiebt. Er konnte Theodor nie bezwingen. Aber vom milden, duldbenden Atheismus, der alles im Recht läßt, die Religion als Stütze der Gesellschaftsordnung gepflegt wissen will, von ihm sprach man nie. Er mußte überzeugen.

Sie wollte ein Buch schreiben.

Drüben über die fargen Häuser, über die frummen steilen und geduckten Giebel des Mainviertels froch träge schleppender Rauch. Um die Türme der Schottenangerkirche brannte der Himmel in schwülem Goldlackton. Aber der Rauch erstickte ihn mehr und mehr. Erdbraune Schattenlocken schwammen breiter und breiter über das Wasser, griffen über den Glanz und verschlangen alles.

Josa trat wieder in die Stadt. Graue Gleichgültigkeit in den Straßen, über den Menschen. Alles umher war erbärmlich, freudlos, farbenmatt. Nur sie allein kam sich rauschend übermenschlich vor. Sie schritt mit jauchzendem Gang und phosphoreszierendem Geist und meinte, alle müßten ihre flammengebade ten Gedanken sehen. — — — — —

Dann wieder zu Hause in Leipzig. —

„Bist du geheilt?“

„Ja, Theodor, und gesünder als je.“ Sie sagte es fast mit Theaterpathos. Sie hatte die Frage erwartet und in Gedanken, wie vor einem Spiegel, einstudiert. —

Josa schrieb jetzt.

Die Mächtigkeit ihrer Aufgabe staute sich immer gewaltiger vor ihr, je mehr sie sich in die Arbeit vertiefte. Ihre Gedanken machten sie trunken und krönten sie mit üppigem Stolz. Vor dem Eifer und der Leidenschaft, welche so viel Ungeheures umzuwälzen begann, um es in Form und Sprache zu hauen, sanken alle anderen Gefühle nichtig zusammen. Selbst die Liebe begann zu verkümmern.

Josa mußte heimlich arbeiten. Schnell alles verstecken, wenn Theodor kam. Vor Weihnachten fanden sich die Ausreden leicht, aber später machte sie das lauernde Horchen nervöser und gereizter.

Das Demütigende des Geheimnisses allein erdrückte ihre Liebe nicht. Es war, daß sie sich nach einiger Zeit des Zusammenlebens wieder bewußt wurde, wie zäh Theodor an seinem Glauben hakte. Je mehr sie ihre Machtlosigkeit einsah, desto mehr zog sich ihre Liebe zurück, und nun begann sie ihn wegen seiner Unbeugsamkeit zu verachten. Sie zweifelte an der Wirkung ihres Buches. Aber sie gab ihre Arbeit doch nicht auf. Der Reiz des unumschränkten Denkens hatte sie zu sehr entzündet.

Wenn ihr Buch auch nicht ihn überzeugen konnte, hundert anderen mußte es wohlthuende Erklärung bringen.

Aber, wenn er nicht duldete, daß sie das Buch der Welt gab?

Er mußte es dulden.

Aber sie schauerte und fürchtete das weiter auszu-denken.

Ohne daß einer von beiden etwas Kränkendes sprach, legte sich mit der Zeit eine Verstimmung zwischen sie. Jeder fühlte die schleichende Unaufrichtigkeit. Keiner wagte die Lüge zu fassen. — —

In den ersten Tagen des Februar war noch starke

vermummte Schneefälle. Dann eines Morgens Tauwetter. Rieselregen rasselte gegen die Fenster. Die Scheiben waren eisfrei, und draußen wogte fremdartige laue Luft. Man sah sie ordentlich klar, wie blankgeputztes Glas, ohne Stäubchen, ohne Hauch. Alles schien näher gerückt. Mit alter Vertraulichkeit grüßten drüben die Häuser, die Giebel, die Telephonstangen. Nach den matten Frostfarben erquickten jetzt die kräftigen Töne, der rötliche Sandstein, das bleigraue Eisendach, die goldbraunen Falzziegel, die Kamine mit den bekannten Rußspuren. Und überall tropfte und triefte es. Auf den Trottoirs wurde gescharrt und gehackt und Sand gestreut. Die Leute trippelten vorsichtig komisch, als hätte ihnen diese eine warme Nacht das Selbstbewußtsein geraubt.

Josa fühlte sich gleichfalls wie aufgetaut. Versöhnliche Gedanken strichen friedlich durch ihr Herz. Sie hoffte, es müsse ein Brief oder eine gute Nachricht kommen. In ihrem Schritt, in ihrer Stimme, in allem, was sie tat und dachte, schwang das Jauchzen und der Glockensang der Zufriedenheit.

Beim Frühstück küßte sie Theodor, was sie lange nicht mehr von selbst getan. Er blieb unbewegt in dem Ernst, der ihn seit Wochen umdunkelte.

„Ein Brief aus Würzburg? — Ist das nicht komisch, ich hatte den ganzen Morgen eine Ahnung, es müsse ein Brief kommen; ich freute mich ganz fest darauf.“

Aber es waren traurige Neuigkeiten. Die Kinder seien beide sehr krank, Scharlach, und auch Martha fühle sich recht angegriffen. — Diese wenig erfreuliche Nachricht konnte Josa doch nicht verstimmen. Sie fühlte sich zu lebensfroh heute und vermochte sich Krankheiten schwer vorzustellen.

Theodor war fortgegangen, und sie setzte sich an ihren Schreibtisch am Fenster, um ihre wohlige Stimmung zum Arbeiten auszunützen. Unten an der Ecke, hinter einem Apfelsinenfarren, stand ihr Mann und sprach mit einem Arbeiter. Sie lächelte und blätterte in ihrem Manuskripte.

Plötzlich wurde es dunkel. Stumpfes Licht klemmte sich zwischen die Häuser. Ein Platzregen brach nieder.

Senkrechte Strahlen schossen am Fenster vorbei. Droschken rasten durch die Straße. Die Menschen drängten unter die Haustüren. Im Hause ein Rennen, Fenster- und Türenzuschlagen. Stimmen durchschrien das Brausen.

Josa sah Theodor eilends zurückkommen. Er sah herauf, sie nickte. Sie klappte das Heft zu und wollte es einschließen. Dann besann sie sich. Sie wollte nichts mehr verheimlichen. Einmal mußte er es doch erfahren. Ein herausfordernder Trotz trat alle Überlegung nieder.

Sie breitete das Heft wieder vor sich aus. Sie hörte die Glastüre schließen. Er trat die Stiefel auf dem Kofosteppich ab. Die Türklinke bewegte sich. Sie fror und bereute schon. Doch nicht so stark, daß sie sich noch rasch zur Einsicht entschließen konnte. Sie erhob sich, um seine Aufmerksamkeit von ihrem Plaze abzulenken, ging ihm entgegen und trat mit ihm an das andere Fenster.

Die Häuser drüben wurden dunkelfeucht. Und auf dem Pflaster plakten und spritzten die Tropfen. Theodor erzählte von dem Arbeiter, er habe ihn früher einmal im Spital besucht. Josa meinte, wie gut es gewesen, daß er noch so nahe am Hause war.

Dann begann er auf und ab zu gehen. Er kam am Fenstertisch vorüber. Ihre Nerven spannten sich härter.

„Nun? — Du schreibst? Was ist denn das?“

„Ja, ich wollte eben schreiben.“

Er bog sich über das Heft.

Sie wandte sich ab:

„Ich will mal sehen, ob das Mädchen die Fenster im Schlafzimmer geschlossen hat.“

Sie ging ins Nebenzimmer. Sie schloß die Türe hinter sich nicht. Die Fenster waren zu. Aber auf dem Fensterbrett und an der Diele große Wasserlachen.

Sie rief in den Korridor. Das Mädchen kam und wischte auf. Josa blieb still stehen, sog den zähen Firnisgeruch ein und horchte nach Theodor.

Er ging drinnen einige Male auf und ab. Dann

blieb er stehen und zog den Regulator auf. Das verblüffte. Sie dachte, er würde sie auffuchen. Aber nun ging sie hinein, mit kurzen gezwungenen Schritten.

Das Manuskript war zugeklappt. Theodor wandte ihr den Rücken. Er zog alle drei Gewichte auf. Dann legte er den Schlüssel in die Uhr und schloß den Glasdeckel. Josa war befangen. Sie wußte nicht, was kommen würde. Sie hatte sich auf Furchtbares vorbereitet, es blieb so stockend ruhig. Theodor hielt die Hände auf dem Rücken. Er atmete einmal tief auf. Jetzt wußte sie, daß er erregt war.

„Komm — Josa, — laß uns das endlich in Ruhe besprechen.“ Er deutete mit Ellenbogen und Schulter leicht nach dem Manuskript. Warf sich in einen Sessel. Zog mit der Fußspitze einen anderen Sessel heran, schlug leicht mit der Hand darauf: „Setze dich.“

Josa ging um den Sessel und setzte sich in die Sofa-ecke. Er stand auf und setzte sich neben sie:

„Nein, wir müssen beide uns vornehmen, ganz ruhig zu bleiben, so kommen wir am schnellsten zum Ziel, nur so. Wir müssen einmal mit der Sache zum Ende kommen. Warum du das dort geschrieben, weiß ich. Du dachtest, ich verstehe dich besser, wenn du mir deine Gedanken schriftlich bringst. Nicht? — Nun ja, ich wußte es. — Die Liebe sucht eben alle Wege, um zu ihrem Rechte zu kommen. Nicht wahr?“

Josa vermied seinen Blick. Sah in ihren Schoß und strich mit den Füßen über die Teppichfransen. Er streichelte leise ihre Hände. „Ich habe es mir so halb und halb gedacht, daß du noch nicht in allen Gedanken mein bist. An vielem merkte ich das. Ich war darum nicht sehr überrascht, als ich das dort fand.“

Josa zog ihre Hand zurück. Er schnell: „Nein, nein, das ist kein Vorwurf. Die Schuld trifft mich allein. Ich habe nicht mehr daran rühren wollen. Es war Schwäche von mir, ich muß sagen, ich fürchtete mich, das wieder vorzuholen, das ich begraben glaubte. Du selbst hattest zu mir gesagt: ich bin geheilt. Ich zwang mich, es zu glauben. Ich hätte dir laut sagen müssen, die Zweifel kannst du nicht so schnell loswerden, das läßt sich nicht abschütteln, da muß die Zeit helfen und

— Gott. Nun, es ist ja auch jetzt nicht zu spät. Ich kann dir jetzt noch kräftig helfen, dich aufzurichten.“

Er rückte näher und legte den Arm hinter sie auf die Sofalehne:

„Aber du mußt auch, so viel in deinen Kräften steht, nicht dagegen arbeiten. Wenn du recht überlegst, mußt du dir doch sagen, daß das, was du da schreibst, keinen Wert haben kann. Mich kennst du doch, dent' ich. Meinen Gottesglauben kann mir niemand abringen. Nichts kann mich von dem Wege drängen, den ich als den einzig wahren erkannt habe. —“

Josa wollte sprechen — „Nein — bitte — erst — laß — noch einen Augenblick, ich meine, wenn du über meine Festigkeit noch nicht ganz sicher warst, so sage ich es dir jetzt. Dein Schreiben hat keinen Zweck — ganz nutzlos, darüber noch ein Wort zu verlieren. Du selbst aber schadest dir nur durch das hartnäckige Festklammern an solch wahnwitzige Gedanken. Du hinderst damit nur deinen Glaubensdrang, der früher oder später wieder durchbrechen muß. Der Drang, einen Gott zu lieben, vor ihm zu knien, denn der Drang ist jedem Menschen angeboren. Darum habe ich auch nicht Sorge, das muß wieder kommen, das ist nur momentane Verirrung. Aber du darfst dich nicht sträuben, es muß dir doch selbst wohl tun, schneller aus den Wirren herauszukommen. Dies Grübeln und Aufbauen von Vernunftgründen, überlaß das denen, die sich dazu berufen glauben. Das sind diese Hochmutsmenschen, die sich in kindischem Vermessen an ewige Rätsel wagen.“

Josa wurde unruhiger, sie hatte das Medaillon an ihrer Uhrkette mit dem Taschentuch abgerieben und auf- und zugedrückt. Er, halb komisch scherzend, faßte sie an der Schulter und schüttelte sie leicht:

„Du, hör mal, die Sache schien mir schon damals nicht so ganz geheuer, als du mir vom Pfauenhof schriebst, daß der Doktor — der Doktor, wie heißt er doch — na, es ist ja egal, daß der wieder zurückgekommen wäre. Na, dann wird sie mir doch nicht ganz heil zurückkommen, dachte ich. Und daß du im Briefwechsel mit ihm stehst, jetzt kann ich's ja sagen,

es wollte mir nie recht behagen. Solchen Verkehr mußt du vor allem jetzt zuerst vermeiden. Dieser Doktor scheint mir auch einer von denen zu sein, die glauben, wenn sie mit dem Mikroskop die Wunder der Schöpfung etwas genauer sehen, sie hätten Anfang und Ende gefunden. Statt daß die Wissenschaft sie gottesfürchtiger machen sollte, werden sie hochmütig und dünken sich klüger als ein Gott, und wer weiß was. — Du tust mir nun den Gefallen und läßt alles andere sein, folgst nur meiner Führung. Willst du?”

Josa war gereizt, daß er ihre Überzeugung ganz übersah, und verletzt durch die Geringschätzung, mit der er von Doktor Wicking sprach. Ihre Gedanken kräftigten sich an der Erinnerung der Macht, die Doktor Wickings Lehre auf sie ausgeübt. Sie erstarrte in harter Begeisterung für ihre Ansichten, die Mächtigkeit ihrer Aufgabe schwellte sie und verdrängte alle anderen Gefühle. Sie erhob sich und trocknete mit dem Taschentuch Lippen und Schläfe.

Er sank tief in das Polster zurück, die Finger über den Knien gefaltet, den Bart an die Brust gepreßt. Er sah sie nicht mehr erwartend an. Ihr Schweigen hatte ihm geantwortet.

Eine grauengeägte Stille fauste im Zimmer. Diese Unheimlichkeit machte Josa hilflos. Die Luft umpreßte sie enger. Sie sehnte sich mit flatternder Angst nach Erlösung. Ihre Nerven schmerzten hart und straff, wie auf das Rad geflochten. Eine Erschütterung, und alles mußte schrill zerspringen. Sie be-reute, jauchzte, stöhnte und weidete sich an dieser Spannung, alles, in jäh fliegender Wechsel.

Ohne Überlegung, nur um etwas zu tun, für sich, für ihn, legte sie die Hände auf seine Schulter. Er blickte nicht auf. Eine steile Furche drängte sich zwischen seinen Brauen zusammen. Sie zog die Hände wieder zurück.

Er tat ihr leid, und doch sprach sie jetzt nicht schonend, die trotzgehärteten Gedanken waren stärker als die Trauer um ihn und ihre Liebe. Ihre Stimme warf die Worte wie schroffe Steine vor ihn hin. Je mehr es sie schmerzte, daß sie ihn quälte, desto unbe-

dachter, wirrer von Verzweiflung und rücksichtsloser kantete sich ihre Rede:

„— — Ich bin überzeugt. Fest von allem überzeugt, was ich dort schreibe. Und das ist keine angelernte Überzeugung, als Kind zweifelte ich schon. Und dann später immer wieder. Aber jetzt freue ich mich, ich habe Klarheit. Du kannst und darfst nicht verlangen, daß ich das aufgeben soll. Es ist ganz unmöglich. Das sind ja nicht fremde Ansichten, Auswendiggelerntes, das sich verwischt; das kann man nicht mehr hergeben. So wenig, wie ich meinen Arm losreißen kann. Das ist mir auch eingewachsen. Das kann ich nicht mehr von mir trennen. — Siehst du, am Anfang glaubte ich auch, das Buch würde ich für dich schreiben. Aber du verstehst mich nicht, und wirst mich nie verstehen, das ist unmöglich, das habe ich eingesehen.

Aber die anderen, die mich verstehen, für die schreibe ich jetzt —“

Er hob den Kopf. Sie merkte nicht das gesteigerte Zittern der Wimpern und sein dumpfes Stauen. Sie las mit dem Munde in entfesselter Hast die jagenden Worte von ihren Gedanken.

„— — diesen anderen soll es nützen. Ich habe lange gekämpft, bis ich das erreicht habe, was ich jetzt weiß. Wo ich nun helfen kann, werde ich helfen. Solchen, die wankend zwischen Religion und Atheismus stehen, für die will ich schreiben. Sie wollen auch ruhig werden, Ruhe will ich ihnen geben, so wie ich sie jetzt habe.“

Theodor war aufgestanden. Jetzt erst merkte sie die Veränderung. Sein Gesicht leuchtete wie von gelbem Feuer beschienen, Bart und Haare drohend dunkel.

„Du willst das veröffentlichen?“ Er jagte die Worte wie erstickenden Rauch von sich.

Josa wurde in ihrem Gedankenstrom zurückgeworfen. Sie stockte. Sie fühlte das Grauen, das sie entfesseln würde. Knapp an der Entscheidung begann ihr Wille zu stottern.

Er sah sie nicht an. Den Blick am Boden schritt er zum Fenstertisch. Sie verstand sofort. Empörung

flog auf. Sie eilte ihm nach und riß das Manuskript an sich:

„Nein — ich will nicht! Das sollst du mir nicht auch noch nehmen.“

Er, wie erwachend:

„Aber Josa — um Gottes willen — du weißt nicht, was du tust!“

Sie hatte wirklich im Augenblick nichts Bestimmtes gewußt.

Hätte er zuerst zugegriffen, sie würde ihm das Heft gelassen haben, es war das der letzte Widerstand gewesen, dessen ihr Wille fähig. Aber nun als sie die Blätter in den Händen fühlte, trankte sie von neuem die Flut der darin aufgestauten Begeisterung und trieb sie zur steilsten Entschlossenheit.

Er fuhr nervös durch sein Haar. Er schluckte einige Male, und die Nasenflügel zitterten:

„Ich — es handelt sich nun nicht mehr, ob du mir das antust. Das ist mir jetzt gleich. Ich liebe meinen Gott mehr als die Menschen. Nur für ihn spreche ich jetzt. Dies Buch darf nicht in die Welt. Und auch mein Haus soll rein bleiben. Das ist alles Unrat. Wirf das Buch fort. Im Namen des Herrn befehle ich es. Du wirst das Buch fortwerfen, Josa!“

Josa lehnte am Spiegeltisch, das Heft in beiden Händen auf dem Rücken. Die Erregung klemmte ihren Hals, Schultern und Arme in gespanntem Schmerz. Ihre Knie begannen zu zittern. Sie stemmte die Fußspitzen auf die Diele, um aufrecht zu bleiben. Sie hatte sich gegen den niedern Silberschrank gepreßt, dessen Türe von selbst aufgegangen war; nun versuchte sie, sich hochzurichten:

„Theodor —“ ihre Brust schütterte, und aus ihren Augen quollen Tränen — „ich — kann nicht.“

Sie klammerte sich an den Rand der Schranktüre und schlug mit der Stirn an die Kante.

Er kam, faßte sie behutsam am Arm und führte sie zum Sofa. Sie fühlte sich so wohl, so schlaff, so umfriedet von seiner Güte. Sie fiel erschöpft auf das Polster. Er hob ihr die Füße hinauf und schob ihr die Kissen zurecht:

„Ruhe dich aus. Du bist jetzt zu aufgeregt. Wenn du zur Ruhe gekommen, wird sich wohl alles geben.“

Sie nickte leise mit geschlossenen Augen. Nicht als Antwort, mehr um ihre eigenen schmerzenden Gedanken zu besänftigen. —

Dann lag sie eine Stunde allein.

Sie preßte immer das Taschentuch an die Augen, aber sie konnte nicht weinen. Beim Niederlegen hatte sie das Manuskript unter ihren Arm geschoben. Sie zog es höher, unter die Schläfe, strich auf dem glatten Umschlag auf und nieder und lauschte dem Knistern ihrer Haare. Allmählich wurde sie ruhiger, sinnender. Eine lange Zeit lag sie unbeweglich. Dann erhob sie sich, rieb fröstelnd die Hände und ging fast leicht und unbefangen durch das Zimmer. An der Diele hob sie eine Stecknadel auf. Im Weitergehen stach sie sich in die Hand. Die Finger waren taub. Sie stach wieder, ein feiner Blutpunkt kam, aber sie fühlte nichts. Ein Lachen ritzte ihr Gesicht, als ob ein weher Sprung feines Glas splittert. Dann warf sie die Nadel fort. Sie wickelte sich in ein Tuch und suchte Briespapier, und dann setzte sie sich zum Schreiben.

Eine Weile sah sie sich im Zimmer um. Das lag alles in kühler stechender Klarheit. Alles unberührt. Nichts wallte und pochte mit dem entschlossen geballten Gedanken, der in ihr wach geworden.

„— . — nicht wahr, Sie verstehen mich? Es gibt nur einen Menschen, von dem ich weiß, daß er mich ganz versteht. Ich sage Ihnen das offen, und Sie müssen dabei vollständig vergessen, daß es eine Frau ist, die Ihnen dies sagt. Nach dem, was sich heute ereignete, habe ich nur zwischen zwei Möglichkeiten zu wählen. Bleiben kann ich nicht. Ich bin fest entschlossen, sofort zu gehen, entweder in das Nichts zurück, oder — lassen Sie mich noch offener sein und vergessen Sie noch mehr, daß ich eine Frau bin — wenn Sie mir versprechen könnten, ein Bruder zu werden, wie ich Ihre Schwester sein möchte! — Wenn wir vereint arbeiten und streben könnten in einem idealen Verhältnis, wie es die Welt mit ihren häß-

lichen Vorurteilen noch nicht kannte, — — das wäre die andere, die letzte Möglichkeit.“ — — — — —

*

Fünfz, sechs, siebenstöckige Häuser. Eiserne Balkons, welche über die ganze Frontlänge schnurren. Riesige Goldlettern wie Trompetenstöße: Pension Fischer, Pension Pikand, Pension Virard, Boret, Bosvard! Auf leeren Seitenflächen quer zur Höhe: „boulangerie“, „Horlogerie!“ Am Kai Hotelpaläste, ganze Ketten. Dann die Rhone, dies Märchenwasser, dies Gemisch von Mondnachtblau und Pfauengrün. Breite, flache Brücken, qualmende Dampfer, Zischen, Pfauchen, hohles Tuten. An Ecken, Plätzen kokette bunte Zeitungskioske. Schilder, Firmen, ein Klettern und Schreien bis über die Dächer. Und draußen die Wasserebene, der See mit seinen Silberzähnen, seinen glasklaren Indigoaugen. Segelboote wie Schmetterlinge, und noch weiter, fern über den ernsten Savoyernbergen, der Montblanc — ein Marmor Sarkophag, in ewigem Schweigen den Himmel stützend.

Dies — Genf.

Und Josa war in Genf.

Ihrem Briefe an Doktor Wicking jagte eine Depesche nach. Sie wartete nicht auf Antwort, sie reiste sofort.

Mit Theodor sprach sie nicht mehr. Sie schrieb kurz nieder, daß Trennung die einzige Lösung dieses Konfliktes wäre. Dann reiste sie ab.

Doktor Wicking hatte sie in Genf am Bahnhof empfangen und ihr schweigend die Hand gedrückt. Im Hotel hatte sie ihm nochmals alles erzählt. Er hoffte, daß alles noch gut würde. Das reizte sie fast. Sie sagte, daß sie ihr Buch weiterzuschreiben gedächte. Er hatte nur genickt. Das wäre das beste, dabei lerne sie sich am besten kennen. Dann hatte er mit einem karikierenden Humor, den Josa sonst nie an ihm gekannt, von gleichgültigen Dingen begonnen.

Er half ihr eine Pension suchen, und immer wieder flatterte durch seine Reden diese Champagnerfröhlich-

keit, die alle Worte Grimassen reißen läßt und ihnen Clownkappen überstülpt.

Josa hatte sich das Wiedersehen anders gedacht. Dramatischer. Er kniend vor ihren Leiden, sorgsam Teppiche über Schärpen und Stachel ihrer Vergangenheit breitend, gebeugte Ehrfurcht, Bewunderung für ihre Wunden, und atemlose Aufopferung für die Gegenwart.

Von all diesem war nichts. Er schien durchaus nicht von der Bedeutung, welche die Trennung von ihrem Manne nach sich zog, durchdrungen zu sein. Er plauderte mit oberflächlicher Harmlosigkeit zu ihr, so wie man auf Kranke einspricht, um durch mutwillige Gespräche den Ernst ihrer Lage fortzutauschen.

Allmählich sträubte sie sich nicht mehr gegen diese Art. Sie war überzeugt, wenn er erst die Festigkeit ihres Entschlusses eingesehen, mußte dieser tändelnde Ton wieder dem Ernst weichen, den sie so sehr an ihm schätzte.

In der ersten Zeit vermied es Josa ängstlich, allein zu sein. Die Stille war ihr wie eine helle verstörte Nacht. Die Erinnerungen schossen mit irrem Fluge auf, und sie duckte sich erschreckt.

Sie sagte sich, daß das, was sie getan, geschehen mußte. Daß es für sie und Theodor nur diesen einen Ausweg zur Befreiung gegeben. Daß er sich sicher wohl dabei fühle und glücklicher als in diesem immerwährend wühlenden Zwist. — Aber es nützte nichts. Eine ägende Angst hatte sich in ihrer Brust festgesogen. Das hemmte mit würgendem Druck den Blutlauf, den Atem, alle Bewegungen. Sie fühlte sich nur noch mit Anstrengung leben.

So schreckhaft war sie geworden. Das Klingeln im Hause, das Öffnen der Türe, ein Brief, alles Mögliche schnitt mit jähem Griff ihre Kraft ab und stürzte sie wie von Turmhöhe nieder. Oft mit einem grellen Ruck gelähmt, — erst allmählich sammelten sich dann wieder die versprengten Kräfte.

In den ersten Wochen sah sie überall Theodor. Auf der Straße, in den Anlagen, auf der Treppe, und in der Nacht, wenn sie mit einem Male wach lag, so

wach als hätte sie gar nicht geschlafen, hörte sie seinen Atem in der Zimmerecke. Dann fror sie und fühlte im Genick warmen Schweiß.

Das Manuskript lag unberührt in ihrem Koffer. Sie scheute sich, ihre Gedanken vorzuholen. Sie waren noch besudelt von ächzendem Blut. Kampfblut, das ihre Freiheit ertrozt hatte.

Um sich zu vergessen, versuchte Josa mit anderen zu fühlen, in andere einzudringen. In der Pension Jacques war man eine lebhaftes Gesellschaft. Jeder hatte seine Eigenart. Ein schielender Bulgare, der der alten Mademoiselle Jacques, der Dame des Hauses, den Hof machte; den Mademoiselle Olivier, ebenfalls eine Dame höheren Alters, nicht leiden mochte, weil er die besten Bratenbissen und den meisten Wein erhielt. Dann ein junger Mann, der auf einem deutschen Konservatorium Musik studiert hatte, der aber am Sterbette seinem Vater versprechen mußte, die Musik aufzugeben, Geschäftsmann zu werden. Der nun jedermann klagte, daß er in dem Genfer Bankhause einschlafe. Eine junge Pariserin, die von Polen schwärmte und von Pasteur, der sie vom Tode gerettet haben sollte. Zwei deutsche Schweizer, die in einer Uhrmacherschule lernten, von denen der eine stets leise pffte und der andere stotterte und spuckte.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt. Zuerst war es Josa reizvoll, die verschiedenen Menschen zu belauschen und sich selbst mit Fragen und Blicken befühlen zu lassen. Aber es lenkte nur kurze Zeit ab. Die Flut der eigenen Empfindungen war so bis ins Innerste aufgejagt, das ließ sich nicht dämmen, das wälzte sich heran und preßte alles andere rücksichtslos nieder.

Dieser Zustand wurde unerträglich. Wenn sie nur eine Sehnsucht hätte! Aber da war auch nichts, keine Hoffnung, keine Erwartung; alles war gekommen wie sie es gewollt. Nun sie Freiheit zum Arbeiten hatte, fehlte ihr die Leidenschaft, das Herzpochen nach einem Ziel.

Mit Doktor Wicking kam sie täglich zusammen. Er zeigte ihr die Stadt, oder sie saßen oben auf dem Balkon, er erzählte die Tagesneuigkeiten, aus der Zei-

tung, aus seinen Arbeiten, aber sie fühlte, wie seine Worte mit erzwungener Blindheit in weitem Bogen um das gingen, was sie beide am lebhaftesten bedachten und verschwiegen. Er fragte sie nie nach dem Manuscript. Er berührte nie die Gedanken, die eigentlich die Grundlage ihrer Freundschaft waren. Das gab ihrem beiderseitigen Benehmen scheue Verschleierung und hinderte das Überströmen vertraulicher Wärme. —

Es wurde im Kalender Frühling. Draußen merkte man noch nichts. Der März war pfauchend wie ein Kettenhund, der April griesgrämig. Das Wetter blieb tagelang dasselbe. Als ob die Welt stehen geblieben wäre und sich besinnen müsse, was sie wollte. Die Beleuchtung war an jedem Tag zur selben Stunde genau dieselbe, dieselbe blasser Ausdruckslosigkeit. Kein Licht, kein Schatten. Graue gefühlslere Stimmung. Josa sehnte sich fast die Augen blind nach Wechsel und Sonnenschein. — Plötzlich ein blauer Tag. Und dann noch einer. Man atmete. Das kam erlösend. Aber nicht lange, dann wieder schwere dunkle Stunden. Wolkenkolosse wälzten sich über das Blau. Der Sturm keifte. Die Luft floh und prallte zur Erde.

Aber das war doch Abwechslung. Man hörte die Natur noch leben. Nicht jene Ruhe, in der jeder Atemzug am Boden schlich.

Dann eines Morgens alles Sonne, alles blau. In gleichgültiger Deutlichkeit, als wäre es nie anders gewesen. Die Strahlen standen steil auf der Erde. In der Stille schwoh allmählich eine ausdringliche Hitze.

Das grelle Licht tat Josa wohl. Es war ein noch stärkerer Reiz als ihre herzschnürenden Gedanken. Sie begann unter den lärmenden Farben aufzuwachen. Sie trank begierig die Farbenüppigkeit, die über Land und See und Bergen blühte. Wenn das Grün und das Blau und das Rot ihr im Auge brannten, fühlte sie sich satt gestärkt. Nur in der toten Einsamkeit ihres Zimmers schwohlen die quälenden Gedanken aschfahl wie vorher. —

Eines Spätnachmittags war Josa mit Doktor Wicking

auf den kleinen Salbe gestiegen. Oben in Monnetier hatte sie ein savoyardischer Hochzeitzug aufgehalten. Sie merkten plötzlich, der Himmel hatte sich bedeckt, es war schnell dämmerig geworden.

Sie waren noch oben zwischen den spärlich bewachsenen Böschungen, da zuckte eine gelber Schein auf. Noch einer und noch einer — Wetterleuchten. Bald hier, bald dort. Gedankenschnell. Drei Lichtmeere zu gleicher Zeit. Es griff jäh über den Horizont, flammerte einen zitternden Moment blendend am Himmel und stürzte zusammen. Bläulich gelb, fahlgrün, rosigviolett, aber alles stier, groß wie das Auge eines Wahnsinnigen.

Sie schritten schneller. Je tiefer, desto brütender die Luft und die Stille. Mit jedem Flammenschlag flohen verstörte Lichter vor ihnen her, umzingelten die Laubmassen, zerfleischten die Dämmerung.

Josa blieb bewundernd stehen, auch Doktor Wicking, aber dann trieb er zur Eile.

„Wir müssen unten sein, ehe der Regen kommt. Sonst werden die Steine glatt. Dann ist es in der Nacht gefährlich.“

Der schmale Stufenweg, der flimmernde Granit, die flackernden Schatten machten Josa schwindlig. Sie glitt einige Male aus und lachte etwas gereizt:

„Ich komme kaum noch weiter.“

Er sagte, sie solle die Hände auf seine Schulter legen, die Augen schließen und ihm ruhig folgen.

Es war fast völlig dunkel geworden. Die Flammen zerrten gieriger an der Nacht. In den Bergen gork ein röchelndes Grollen. In der fiebernden Helle stieg ein Wolkenqualm über den Bergkamm.

Josa konnte die Augen nicht schließen. Es lag solch fesselnde Erregung in diesem atemlosen Auf- und Niederschrillen von Tag und Nacht. Sie sah über Doktor Wickings Schulter, dabei geriet sie wieder ins Stolpern. Er wandt sich rasch und hielt sie an den Armen. Im selben Augenblick barst die Nacht, ein Krachen, drei, vier Schläge, die Luft rasselte, knackte, der Boden schütterte, es war, als spalte sich der Berg.

Josa hielt sich fest an ihn: „Das ist ja furchtbar!“

Aber sie fürchtete sich nicht. Sie wäre gern stehen geblieben und hätte weiter gelauscht.

„Es wird noch alles gut. Wir sind gleich unten. Ist Ihnen noch schwindlig?“

„Nein.“

Das Laub knirschte. Die Luft begann zu kreisen, ein wimmernder Wind flog über ihre Köpfe. Ein leises Picken, die ersten Tropfen sprangen ihnen in den Nacken.

„Kommen Sie, so geht es besser.“ Er schob seine rechte Hand unter ihrem Arme durch und faßte sie fest um die Hüften:

„Halten Sie sich, Sie können nicht fallen.“

Nun jagte er mit ihr hinunter. Mit der freien Hand in das Gebüsch, an die Felsen greifend, sich immer einen Schwung gebend. Zuerst versuchte Josa mit den Füßen an der Erde zu bleiben, dann, wie er schneller raste, fand sie keinen Boden mehr. Sie umklammerte mit der einen Hand seinen Hals, mit der andern seine Schulter. Zweige schlugen ihr ins Gesicht, und sie drängte den Kopf an seine Brust. Der Wind jagte ihnen immer schwerere Tropfen nach. Sie sog den laufeuchten Dunst, der aus seinem nassen Rock quoll. Sein Springen stieß sie ruckweise mit dem Mund an das warme Tuch.

Seine festgepreßte Hand um ihre Hüfte, die steilgeschwollenen Armmuskeln, die hochgezogene Schulter, in diesem harten Krampf, der sich um sie spannte, lag solch wilde angstgedrängte Anstrengung. Es war ein reiches Bewußtsein, daß dies ihr galt, diese hochgestemimte Kraft für ihren Körper kämpfte.

Daß es Doktor Wicking war, daran dachte sie im Augenblick nicht. Mit zugepreßten Augen wühlte sie sich in das lauschige Behagen der Sicherheit. Wie aus einem Versteck horchte sie auf seine klatschenden Schritte, das prasselnde Laub, auf das Fluten in den Bergen. Sie verfolgte durch die leise geöffneten Wimpern das Wüten des Lichtes, und das Aufschreien der gezeißelten Nacht. Die Stöße wurden milder, sein Schritt langsamer, da erwachte sie. Er ließ sie auf den Boden gleiten.

„Schon unten?“ Es entfuhr ihr unwillkürlich.

Er nickte, wollte sprechen, aber er hatte keinen Atem. Er sog mit geöffnetem Munde nach Luft, seine Brust stieß auf und nieder. Dann überfiel ihn ein Hustenkrampf. Josa klagte und befürchtete, daß er sich geschadet habe. Er antwortete nicht und hielt das Taschentuch vor den Mund. Dann keuchte er einige Worte: — „der — Zug — gleich“ und deutete nach der Richtung des Bahnhofes von Beriers.

Sie gingen rasch durch das Dorf und konnten eben noch in die Waggonen steigen. Sie sah erst jetzt, wie bleich er war. Die Augen geschlossen, das Kinn, die Backenknochen spitzer, und unter den Wimpern und an den Schläfen graue Tiefen. Die Schultern zitterten, und er hielt die Hand an die pochenden Halsadern.

Es war stumpfer Dunst im Wagen. Josa öffnete das Fenster. Er nickte leise dankend. Dann griff er plötzlich nach dem Taschentuch. Ein kurzer, knirschender Husten — sie schauerte:

„Blut?!“

Er schüttelte abwehrend den Kopf. Aber sie hatte es gesehen. Es drängte sich fast schwarz durch das weiße Tuch. Er nahm den Hut ab und legte ihn neben sich. Schweiß stand ihm auf der Stirn, sein Haar klebte an den Schläfen und zitterte im Luftzug. Josa schloß wieder das Fenster. Die Erregung zuckte um ihre Mundwinkel, sie mußte fast lachen vor Entsetzen. Er wollte sprechen, sie fühlte, daß er sie beruhigen wollte, und bat ihn, sich nicht anzustrengen.

Dann lehnte sie sich in den stoßenden und schütternden Sitz zurück.

Wenn er sterben würde? Sie hatte noch kaum an diese Möglichkeit gedacht. Vorhin sie so ruhig und bequem in seinem Arm, und er todwund, ringend mit der entsetzlichen Nacht. Sie kam sich schuldig vor. Sie griff nach seiner Hand: „Sie dürfen nicht sterben.“

Er verstand sie nicht gleich in dem Rassel der Räder und machte eine fragende Bewegung mit dem Kopf. Aber sie konnte das nicht sofort noch einmal sagen. Indessen hatte er aus dem zerflatterten Klang den Sinn begriffen, und wehrte wieder ab, diesmal

übermütig belustigt. Nun konnte sie es wiederholen, noch schwermütiger und noch inniger: „Nicht sterben.“

Er steckte das Taschentuch ein. Rückte vor, strich über ihre Hand und hielt sie in seinen beiden Händen. Sie starrten hinaus. Laternen, erleuchtete Fenster. Baumsilhouetten flogen vorüber und manchmal krampfte noch den Himmel ein jäher Lichtstoß. Eingehüllt in das Klirren und Poltern und Zischen des Zuges sank Josa wieder in wunschlose Ruhe. Mit weit geöffneten Augen ließ sie sich von ihr in Träume singen. Sie fühlte nur das weiche pochende Blut seiner Hände, und die Wärme, die aus jeder Pore strömte. Sonst hatte sie alles vergessen, sich und ihn und die Welt.

Josa arbeitete wieder. Einige Tage nach jenem Ausfluge, als sie sich eines Abends auskleidete, drängte sich ihr eine neugierige Sehnsucht nach ihren Gedanken auf. Sie holte das Manuskript. Sie las. Und blieb grübelnd in der Sofaecke, bis sie vor Müdigkeit fror. Es war ihr fast unangenehm, daß sie schlafen mußte. An den nächsten Tagen begann sie mit Eifer zu schreiben.

Seit jenem Abend war eine Schwüle in ihre Freundschaft zu Doktor Wicking gekommen. Sie wußte, daß sie ihn anders liebte, wie vorher. Dies sagte Verstehen und Zusammenschmelzen ihrer beiderseitigen Ansichten hatte das Blut begehrend entzündet, in den Adern rauschte es und wollte in Purpur und Flammen überschäumen.

Es war natürlich. Es hatte so kommen müssen. Eine murmelnde Ahnung war schon gekommen, als sie zu ihm geflüchtet und von Idealfreundschaft gesprochen. Schon damals. Aber sie hatte ihr den Mund zugehalten, und sie mit der ekstatischen Phrase von einer Liebe wie Schwester und Bruder überschrien. —

Wochen waren vergangen. Josa arbeitete mit drängelndem Eifer. Mit zärtlicher Sorgfalt prüfte und sondierte sie alle Worte, in welche sie ihre Gedanken meißelte. Diese Gedanken waren in ihm geboren. Alle Kraft, die sie ihnen zuwandte, sollte mit Wärme von seiner Wärme pulsieren.

Einmal las sie ihm einen Teil vor. Er blieb noch eine lange Weile wie ein Knäuel zusammengekauert, das Kinn auf die Hand gestützt, an seinem Bart kauend und mit den Fingerknöcheln über die Unterlippe reibend.

Sie kannte das so gut an ihm. So blieb er, wenn er sich in einen Gedanken tief eingearbeitet, und sich nicht trennen konnte. Schon diese Stellung war ihr Lob genug für ihre Arbeit.

Von da ab war eine leise gehärtete Zurückhaltung in der Art, wie er mit ihr sprach, wie er ihr die Hand reichte, in allem eine ernste sich neigende Achtung. Erst war sie verblüfft. Dann schien es ihr lächerlich, sie suchte mit Scherzen abzuwehren, aber ihr Sträuben änderte nichts. Sie glaubte, er bewundere ihre Klugheit, ihren Scharfsinn, in die Bewunderung mische sich Scheu. Sie sagte ihm, ihre Arbeit baue sie nur auf seinen Ansichten auf, seine Anschauungen, seine Gedanken füge sie zusammen, um sie der Welt in bequem verständlicher Form zu zeigen. Auch das vermochte nichts. Sie vermochte ihn nicht mehr zu sich zu ziehen. Er hatte mit seiner Zurückhaltung einen fühlen Ring um sie gelegt, den er nicht überschritt, und aus dem sie selbst nicht zu ihm gelangen konnte. Sie hatte so viel von ihrer Arbeit erwartet! Das letzte, was ihrer Freundschaft fehlte, das heiße Aufschnelles und Ineinanderstürzen ihrer Wärme — und nun — diese sich steifende Fremdheit, deren Ursprung sie nicht ergründen konnte. —

Gegen Ende des Sommers.

Ihr Buch war beendet. An einem hellen Abend las sie ihm in den einsamen Anlagen an der Arve den Schluß vor. Auf dem Heimwege war er nachdenklich. Vor ihrer Wohnung meinte er, das Buch halte er noch nicht für ganz abgeschlossen. Sie habe alles logisch entwickelt, vom Keim der frühesten Religion bis zum allmählichen Aufbau der Lehre vom Christentum, dann den Atheismus, und daß die Religion noch nicht zerstört werden dürfe, da die Menschen zur Selbstbeherrschung noch nicht reif seien. Aber sie müsse noch von der Nächstenliebe sprechen. Daß wir in ihr uns

selbst lieben, um durch augenblickliche Entsagung und nachträgliche Befriedigung zuzuwenden.

Sie bat ihn, mit hinaufzukommen, ihr das weiter zu erklären. Er überlegte einen Augenblick: „Heute noch nicht.“

Aber dann, wie sie sich wunderte: „Warum nicht heute?!“

„Nun gut, es kann auch heute sein.“

Dann ging er mit ihr. Es war schon dunkel im Treppenhaufe. Mademoiselle öffnete: das Mädchen habe vor fünf Minuten die Lampe in Frau Bogts Zimmer getragen.

Aber die Lampe rauchte, und das Zimmer war voll Qualm. Mademoiselle riß Fenster und Thüre auf. Bat, man möge zu ihr in den Salon kommen, es werde gleich serviert. Mit ihrer umklammernden Liebesswürdigkeit lud sie Doktor Wicking zum Abendessen ein. So kamen sie nicht dazu, weiterzusprechen. Nach dem Abendessen war Monsieur Tabonniere gebeten, auf seiner Violine vorzuspielen. Man setzte sich wieder in den Salon. Die Pariserin wollte, daß er im Dunkeln spiele. Mademoiselle schickte das Mädchen mit den Lampen hinaus.

Eine gelbliche Dämmerung schwamm in dem Zimmer. Josa saß am Ende einer Chaiselongue. Sie hörte das Spiel kaum. Sie saß still mit ihren Gedanken, die Musik umwölbte ihre Einsamkeit.

Plötzlich ein Riß. Sie wurde wie hineingeschleudert. Doktor Wicking hatte sich neben sie gesetzt. Seine Finger berührten ihre Hand. Sie bewegte sich nicht. Er saß ganz nah, seinen Arm auf die Chaiselonguelehne gestützt. Sein Atem wärmte ihr Haar. Nun begann ein leises wechselndes Rosen. Sie hob ihre Hand und berührte die seine und ließ sich dann wieder von ihm streicheln. Und um sie gähnte die wirre, von der Musik geblendete Stille. Schwüles, versengtes Rosenholz, betäubender Scharlach, und darinnen wühlten die Töne mit weißen, grinsenden Dolchen.

Ihr Kopf rauschte. Sie preßte die Zähne zusammen, um nicht zu zittern. Mademoiselle Jacques flüsterte ihr etwas über die Musik zu. Sie nickte und ant-

wortete sehr langsam und sehr genau. Aber ihre Worte waren doch gleichsam geborsten. Jeder Nerv horchte nach jener Wärme hin, die von ihm strömte. Zuletzt drückte er noch mit weichem Umfassen ihre Hand. Es war wie eine Umarmung ihres ganzen Körpers. Dann wurde geklatscht, man trennte sich.

Der nächste Tag ein Sonntag. — Pension Jacques lag in der zweiten Etage des Eckhauses am Platz „du rond point“ und des Boulevard „des philosophes“. Eine reiche Aussicht auf den bewegten Platz. Vorn die graugrüne Wiesenfläche des Plain palais, dahinter schwarze Baumgruppen und weiter violett und silbergrau die zerrinnende Ferne. Bei klarem Wetter ganz nah der schneegeäderte Jurazug. Bog man sich über den Balkon, nach links, hob sich dicht, zum Greifen nah, über den glimmernden Schieferdachern mit ihren grünglasigen Oberlichtkasten und der Unruhe vielarmiger, geweihartiger Kaminröhren, der „große Sa-lève“.

Die Balkontüren zu Josas Wohnzimmer waren weit geöffnet. Ein Sonnendreieck streckte sich über die Schwelle. Die Tulpen des Teppichs spien wildes Rot, über den Fäden der schwarzen Kante Frischlimmer. Tiefer im Zimmer lagen die Farben trocken und stumpf. Zimmetrot, Sandgelb und welke braune und grüne Töne.

Draußen hing die grüne Persienne schräg tief bis über das Gelände. Nur durch die Löcher der Gurten spritzte das Licht.

Josa im Schaukelstuhl. Sie stemmte die Füße gegen die Balkonbrüstung. Hatte das Kinn auf die Knie herabgebeugt und starrte durch das staubige, gerankte Eisen hinunter auf den weißen Platz.

Nachmittag: und sie erwartete Doktor Wicking. Den ganzen Tag hatte ihre Sehnsucht den Stunden vor-
ausgegriffen und ihr den Augenblick mühsam herangezerrt, wo sie ihn wiedersehen und sprechen sollte. Sie wußte, was kommen mußte, sie schloß die Augen, die Gedanken frohen ins Blut und wühlten wieder

jene rotsaufende Blut auf, die alle Sinne in ägendem Narzissennebel erstickte.

Sie spähte unter den vibrierenden Wimpern nach der Straße. Dann bog sie mit der Fußspitze die grün-lila Blütenballen des Floß beiseite. Unten breite graublendende Asphalttrottoirs. Nur wenige Leute. Bläuliche Schatten, Neze der Ahornbäume. Das Grün schon saftlos gerunzelt, von müdem Olivebraun.

Nicola — Nicola — la — la — la!

Tosa lachte still.

Das war der Papagei des Herrn aus Sumatra unten im Parterre.

Sie war jetzt nicht mehr mit ihren Gedanken ganz allein. Sie erhob sich. Der Schaukelstuhl fiel zurück, an die Wand, und feiner Mörtel rieselte auf den Blechboden.

Dann stand sie im Zimmer vor dem Kaminspiegel.

Sie war seit zwei, drei Jahren schöner geworden. Sie wußte es. Um den Nasenrücken legte sich die Haut knapper. Das Oval nicht mehr eirund, eine leise schwingende Senkung unter den Backenknochen, ein leises gespanntes Niederdrücken der Mundwinkel und der matte violette Halbmond unter den Wimpern gaben dem Gesicht eine reichere Nuancierung. Und dann noch ein Schwellen und Zusammendrängen der Brauen zu einer nach innen tastenden Falte, das auch, das machte ihre Züge beherrscher, vom Denken geschärfter.

Sie steckte die Schildpattnadeln im Haare fester. Plötzlich lief sie auf den Zehenspitzen wieder zur Balkontüre. Bückte sich. Lachte leise. Und kam wieder zurück. Sie hatte geglaubt auf dem Trottoir seinen Schritt zu hören.

Das Warten war so fesselnd. Durchaus nicht langweilig. Man lebte schon halb im Genuß. Die Gedanken hatten ihre Fühler in die nächsten Sekunden eingesogen, nur der Körper blieb noch plump zurück.

Sie ging durch das Zimmer und strich mit dem Zeigefinger über die hellen, elfenbeinfarbigten Sessel, mit den eingewebten blauen Palmzweigen und blauen Kolibris. Sie tippte auf den Fächer der kleinen ver-

goldeten Porzellan-chinesin. Eine Weile balancierte das, sie tippte wieder, immer wieder. Zuletzt im Takte einer Melodie. Dann sang sie zwischen den Zähnen. Dazwischen wälzten sich ihre Gedanken im Kern des Empfindens um Doktor Wicking, nur die Ausläufer streiften halbwach die Umgebung.

Neulich hörte er mit ihr Coquelin. Sie hatte ihn noch nie so herzlich lachen sehen. Er hatte lebhaft mit seinen großen weichen Händen geklatscht. Sie versuchte es auch. Sie sah wieder das Theater mit den braungoldenen Logen, den Vorhang, zwei Säulen gemalt, aufgespannte Teppiche, darunter in der Mitte eine Landschaft vom See und Montblanc.

Der Tempelchor aus Aida fiel ihr ein. Sie hob erst die Arme, die Hände geschmeidig gesenkt, den Oberkörper wiegend. Sie griff nach zwei japanischen Fächern hinter dem Spiegel. Summte den weichen müden Gebetsang und senkte dabei die Fächer auf und nieder. Mit schleifendem, stockendem Gang bewegte sie sich durchs Zimmer immer auf dem Zickzack des Parketts. Ein Blinken im Spiegel hemmte sie. Sie blieb stehen, betrachtete vorsichtig ihre Hand, zog den Trauring ab, trug ihn in das Schlafzimmer.

Es klingelte. Sie schreckte auf. Sie warf den Ring in eine Schmuckschale. Die Hände griffen den Kommodenrand, der Kopf horchte nach rückwärts.

Nichts. Eine fremde Stimme. Besuch für den Bulgaren. Sie ging wieder hinaus, direkt auf den Balkon.

Schon halb vier.

Sie rieb die Hände und drehte an der Stelle, wo der Ring gefessen.

Wenn er unwohl geworden? Sollte sie zu ihm schicken? Noch einmal wollte sie bis ans Ende des Boulevards sehen. — Sie bog sich über das warme Geländer.

Lauter gleichgültige Menschen. Die eine Seite des Platzes schon im Schatten, die andere grell beleuchtet. Der Lichtstrom fiel steil an ihr nieder und preßte dünne, knappe Linien unter die Gesimse. Die Häuser mit den trägen Jalousien von oben bis unten leer und

monoton geglättet. Oben dicht an den Dachkanten ein steifblauer Himmel, ebenes Blau.

Sie las der Reihe nach die Schilder der Magazine. Stiere lettern auf schwarzem Grunde. Die Töne eines Klaviers träufelten aus irgendeinem Stockwerk. Triller, Läufe, immer dasselbe. Sperlinge keiften, einige Peitschen klatschten. Wagen mit gestreiften Sonnendächern aus Leinwand, Leute darin mit gierig suchenden Augen und abgejagten Gesichtern, Vergnügungsreisende.

Mademoiselle Jacques kam vom andern Ende des Balkons. In der Hand, mit dem Fettereisen am Geseil, den wedelnden Palmfächer, den sie im Sommer nur nachts fortlegte. Sie hielt zwei Briefe hoch. Ihre blauen Perläuglein zwinkerten vergnügt zwischen rothigen Fettpolstern.

Josa wußte, er hat geschrieben.

Mademoiselle neckte von weitem: „Was bekomme ich, was bekomme ich, wenn ich Ihnen was bringe?“

„Herzlichen Dank!“ Josa lachte knapp und ungeduldig.

Mademoiselles rechte Wange noch rot vom Mittagsschlaf, mit der eingepreßten Struktur der Schlummerrolle. Sie war wie immer echauffiert. Sie knickte geziert, erschöpft in den Schaukelstuhl. Sie gab die Briefe noch nicht frei: „Nein, nein, nein, — hören Sie erst. Denken Sie, Coisette vergaß um zwölf Uhr den Briefkasten zu öffnen. Mir fällt es vorhin ein. Ach, denk' ich, was wird die arme Madame Bogt warten! Sie lauern doch täglich auf Nachrichten von Ihrer Frau Schwägerin. So sind diese Mädchen. Man muß überall selbst sein. Ich lief also gleich selbst hinunter. Sie hat ihren Sonntag heute. Aber ich werde es ihr sagen. Auf nichts kann man sich verlassen, immer hat man seinen Ärger.“ —

Josa hatte seine Handschrift erkannt. Sie machte sich los und las in ihrem Zimmer.

Er konnte nicht kommen. Er mußte wegen einer wichtigen Angelegenheit heute morgen nach Lausanne fahren. Er komme zum Abend zurück. Würde sich erlauben, sie nochmals aufzusuchen.

Josa war etwas gelähmt von dem Unerwarteten. Daß er nach Lausanne mußte, überraschte sie nicht. Er hatte dort den Verleger seines botanischen Werkes. Also irgendeine Besprechung.

Allmählich sammelte sie sich wieder. Sie holte einen kleinen Portemonnaiekalender und suchte die Züge von Lausanne auf. — Gegen zehn Uhr der nächste. Nein, da kam noch einer um sieben. — Eine Weile überlegte sie noch und suchte ihn in den Bergstraßen Laussannes. Dann dachte sie an den zweiten Brief.

Martin schrieb. Die Kinder seien wohl. Martha könne sich immer noch nicht vom Scharlach erholen, das sie von den Kindern bekommen hatte. Sie sei recht schwächlich, doch immerhin um vieles besser . . .

Nun begann wieder das Warten. Das Grübeln begann sie zu quälen. Ihre Gedanken liefen in einem Kreise. Wenn sie sich weglief, kam sie doch stets wieder auf sich zurück. Sie beobachtete kurze Zeit eine junge Russin in rotem Fetz, die drüben auf dem Balkon Zigaretten rauchte. Später kam eine Savoyardengruppe. Harfen- und Violinspieler. Josa warf einige Franken hinunter. Da spielten sie ihr fast eine Stunde.

Allmählich wurde die Sonne gelber. Mücken wirbelten wie Staub in der Luft. Die Schatten schoben sich bleischwer über den Platz.

Doktor Wicking war nicht um sieben gekommen. Nach dem Abendessen ging Josa aus dem Speisezimmer den Balkon entlang und überlegte, ob er nun um zehn kommen würde, da stand er unter der Balkontüre ihres Zimmers.

Sie erschrak nicht. Die Plögllichkeit warf nur alles Empfinden in ihr zurück. Sie begrüßte ihn gefühlloser. Von der Überraschung geblendet.

Das Mädchen habe ihn eben erst eingelassen. Er warte kaum einige Sekunden. Er habe gesagt, man solle sie nicht beim Essen stören.

Sie hatten sich über den Schaukelstuhl die Hände gereicht. Die Persienne hing noch über das Geländer. Er mußte sich bücken, während er sprach.

Dann traten sie in das dämmerige Zimmer.

Ob sie seinen Brief erhalten habe?

Josa stolperte im Sprechen. Sie sagte Dinge, die sie eigentlich nicht sagen wollte. Daß sie sich sehr nach ihm gesehnt habe. Daß sie ihn auf alle Fälle noch um zehn erwartet hätte.

„Ich kam um halb acht mit dem Dampfschiff. Ich richtete es so ein. Ich wollte gern mit Ihnen noch einiges besprechen.“

Josa zog am zweiten Fenster die Jalousie hoch.

Seine Stimme hatte den eingedrückten Klang, womit er gewöhnlich eine Erregung zur Gleichgültigkeit zwang. Sie konnte kaum die Nase der Schnur finden. Er mußte helfen.

Jetzt würde es sich entscheiden. So nah dem ersehnten Augenblick, begann in ihr ein zitternd wohligeß Neugefühl zu pochen. Die nächste Minute mußte die Sehnsucht sprengen. Die Erfüllung in glühender Röte aufbersten.

Es tat ihr fast weh, sich von dem liebgewordenen Sehnen zu trennen. Sie war der Sättigung schon wieder vorausgesprungen und stellte sich bereits das öde Behagen einer verdauenden Zufriedenheit vor.

Sie versuchte das Sehnen noch auszukosten. Sie tat, als überhöre sie, daß er sie sprechen wollte. Erzählte entlegene Dinge. Von Martin, den Kindern, vom Pfauenhof. —

Doktor Wicking hatte sich in einen Sessel ans Fenster gesetzt. Josa stand noch unschlüssig. Dies Ineinander von Hell und Dunkel rings legte sich lau und sanft um ihren Blick. Die Farben alle mit dumpfem Staub belegt. Rot war braunschwarz, und blaßblau weißlich. Das Scharfe und Harte zerging in unklare Weichheit.

„Ich — wollte — doch — etwas tun?“ Josa sagte es gedehnt und sich langsam behorchend. Dabei dachte sie an den Wirbel, der bald diese Ruhe hier aufwühlen mußte. Aber sie drängte mehr von ihm fort als zu ihm. — Er schlug die Füße übereinander, und der Sessel schüttelte.

„Wollten Sie vielleicht Licht machen?“

„Ja, ja.“ Aber sie wollte es nicht. Sie suchte die

Streichhölzer. Er stand auf und gab ihr die seinigen. Die Lampen waren nicht da. Sie zündete eine Klavierkerze an.

Sie lachte: „Das genügt uns, nicht wahr?“

Sie gab ihm die Streichholzschachtel, und er behielt ihre Hand. Er führte sie zum Sessel. Es rieselte ihr ein Sternschauer vor den Augen.

Es klopfte. Das Mädchen stellte die Lampen auf den Kamin.

Goldleisten, Glasfunken, Spiegelleuchten, glasierte Kacheln, hochpolierte Holzteile, alles sprang plötzlich lärmend in das Zimmer. In diesem Schrillen aufgeregter Reflexe fiel die stockende Befangenheit von Josa. Die Nerven vibrierten ungeduldiger, die Sehnsucht reckte die heißen zitternden Müstern, alles an ihr schlürfte lechzendes Verlangen.

Sie waren allein.

Er saß neben ihr, tiefer auf der niederen Fensterbank:

„Wozu lange Umschweife, ich war heute in Lausanne, um mir eine Wohnung zu suchen.“

Er legte sich eine Gardinenfalte über das Knie und glättete sie. Josa sah nur diese gelbe Hand, diese runden stumpfen Nägel.

Sie wartete auf diese Hand. Es schlug schon wieder diese Brandwelle über sie zusammen. Diesmal nicht die Hand allein — sein Arm, seine Brust, seine Lippen, alles Fleisch, alle Wärme an ihm — in einem Flammenstrudel sollte es sie einsaugen.

Vor dem Hochstürmen und Niederstürzen ihres Blutes hörte sie kaum seine Stimme.

Oh, nur Wärme — nur seine Wärme! —

Er sah auf.

Sie griff mit der Hand unter die Armlehne, in den Behang der seidenen Schnüre, um das Zittern zu verbergen. Aber auch ihre Schultern, ihr Kinn schütterten ruckweise.

Er bog sich näher und suchte ihre Hand:

„Ich weiß es, es wird schwer sein. Aber nur für den Anfang, denk' ich. Sie wußten wohl wie ich, diese Trennung mußte kommen. Es geht nicht, es

darf nicht weiter sein. Wir müssen entsagen.“ In seiner Stimme begann Mitleid überzuschwellen. „Wir müssen. Und Sie werden es ruhig nehmen. Sie sind stark. Sie werden es können.“

Josa hatte allmählich gehört, ganz allmählich. Doch seine Worte sanken weß ab. Jedes Verstehen wurde niedergestoßen von dem Tauchzen, das auf Funkenrädern in ihr wirbelte.

Er tastete auch nach ihrer andern Hand: „Helfen Sie mir. Seien sie tapfer. Wir müssen es gemeinsam tragen. Ich leide sehr.“ Er drückte leise die Lippen auf ihre Hand und wollte sich erheben.

Josa bei dieser Berührung wie in einem Qualm süß ägender Düfte. Es schwoll; es gor. Es brandete. Ein tolles Kreisen, glühende Nebel, Tuberosen, Jasmin — sie drängt vor, ihren Oberkörper — seine Brust an ihre Knie — ihr Kopf auf seine Schulter. Die Seide des Kleides knirscht. Sie — vom Stuhl — auf den Boden — auf seine Hände.

Ihre Nägel drängen in seine Handfläche. Sie wühlt ihre Lippen in seinen Hals, in seinen Mund, in die Winkel der Augen, in seine Haare.

Und sie entfesselte ihn. Erschüttert schlürfte er zum ersten Male den Duft, der aus gesprengten Rosen stürzt. —

Dann lehnten sie matt Schläfe an Schläfe. Eine lange Weile. Endlich zog er behutsam, aber entschieden ihre Arme von seinem Nacken. Stand auf, und Josa erhob sich mit ihm.

Er drängte sie in den Sessel nieder und schritt durch das Zimmer. Sie legte die Wange auf das Seidenpolster. Das Licht am Klavier flackerte bei seinem Gehen. Sein Schatten schrumpfte und dehnte sich über die Wände und deckte Glanzlinien und geschliffene Ecken und Kanten.

Sie wußte, jetzt in der Erschöpfung schwellen die betäubten Gedanken in ihm herrisch höher. Die Besinnung drängte sich wieder zwischen sie. Er mußte von neuem von der Trennung beginnen. Aber sie würde sich sträuben und widersetzen.

Er stand an der Balkontüre. Sie erinnerte sich,

vorhin die italienische Kapelle von Toskana gehört zu haben. Jetzt mußte Pause sein. Es war so still. Sie hörte das Picken ihrer Taschenuhr und das Zischen der Lampen. Ihre Gedanken glätteten sich an dieser Ruhe.

Er kam zurück. Er lehnte sich an den Kamin Sims. Erst hustete er, dann: Er halte sich jetzt, nachdem sie ihm ihre Liebe gezeigt, erst recht stark, das zu tun, was sie glücklich machen sollte.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Er blieb unbeweglich: „Ich halte die Trennung immer noch für geboten —“

Sie richtete sich auf, ihr Gesicht lachte und ihre Stimme schluchzte vor Erregung: „Das glaubst du nicht. Nein, sagen Sie sich doch so etwas nicht vor. Nein, nein, nein. Eine Trennung! Jetzt, Sie wissen doch alles! Wie können Sie mich noch so quälen?“

„Wir haben es uns schwerer gemacht. Aber es muß sein.“ Aber in seinen starren Worten suchte doch leise am Grunde die Wehmut.

An sie klammerte sich Josa:

„Lassen Sie sich doch sagen, das ist doch unmöglich. Ein Weiterleben allein, was sollen wir allein? Du willst es auch nicht. Nein. Warum denn auch? Es hindert uns ja nichts.“

Er kam näher. Sie fühlte seine Hand hinter ihr auf der Sessellehne.

Ob sie nicht mehr an ihren Mann denke? Er habe gehofft, sie werde ihm doch noch einmal die Ruhe wiedergeben.

Sie sah langsam über ihre Schulter zu ihm auf. Die Brauen stemmten eine Falte in ihre Stirn, sie schüttelte den Kopf: „Das geht nicht mehr. Das kann ich nicht.“

„Doch, Sie können, wenn Sie wollen.“

Ihr Blick öffnete sich weit zu einer erstaunenden Frage.

Er wischte sich mit dem Taschentuch den Bart und hustete leicht:

„Sie haben Ihr Buch jetzt beendet. Betrachten Sie das Manuskript als eine Gedankenarbeit, die Ihnen

in Selbstbeobachtung und dem Klarwerden über solche wichtige Probleme genügend genützt hat. Verzichten Sie, das Buch der Welt zu geben. Geben Sie Ihrem Manne die Ruhe wieder.“

Sie drehte am Finger an der Stelle, wo ihr Trauring gefessen:

„Ich soll wieder zu ihm gehen?!“

„Nein, das nicht. Das rate ich nicht. Damit würde auf die Dauer niemandem genützt sein. Sie sollen ihm nur in dem einen nachgeben. Dies Buch. Sagen Sie, Sie hätten sich besonnen. Er will ja nur dies eine von Ihnen.“

Sie warf den Kopf in den Nacken, und ihre Haltung wurde steiler:

„Das ist es, das ist es, — daß er nur dies will. — Dies eine gerade!“

Eine Weile war es dunkel still im Zimmer. Dann faßte Wicking leise ihren Kopf und bog ihn sacht zu sich nach rückwärts über die Sessellehne. Er streichelte ihre Stirn.

„Neulich sprach ich über den Schluß Ihrer Arbeit. Über die Nächstenliebe. Ich meine, sobald wir die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode aufgegeben haben, sollten wir all unsere Kraft diesem Leben zuwenden, nicht in pessimistische Resignation verfallen. Wir sollen ‚leben dem Leben zuliebe‘, das ist für mich kurz gesagt die Nächstenliebe. Wer den Mitmenschen nützt, nützt damit sich am meisten in echoender Rückwirkung. — — Josa —“ er sah ihr innig ins Auge —. „Sie lieben Ihren Mann noch. Ich weiß es. Nicht alles an ihm. Aber — Sie schätzen ihn doch. Sie können ihm nicht für immer weh tun?!“

— — — Ja, sie liebe ihn noch. Sie sei in marterndem Zwist. Sie liebe beide. — Und könne keinem gehören!

Sie preßte die Hände vor das Gesicht. Ihre Schultern zuckten. Ihr Kopf zuckte. Durch ihre Finger drängten Tränen.

Wicking nickte und streichelte beruhigend ihr Haar.

Draußen am Balkonende frähte Mademoiselles dünne Stimme, und dann das geduckte Lachen des Vulgaren.

Vom Toskana klinkerten die Harfen herüber. Sie und da ein kurzes Tuten der Dampfstraßenbahn.

Wickling schloß die Balkontüre und zog die Vorhänge zu. Dann kam er wieder zu ihr:

„Ich wußte es. Jetzt werden Sie verstehen, warum ich auf eine Trennung dringe. Unser Zusammenleben würde nie ein volles Glück sein. Daß wir unsere Liebe auf der zerstörten Liebe eines anderen aufbauen, muß uns mit der Zeit verhängnisvoll werden. Vorwürfe kommen. Es geht nicht. Ganz können wir uns nicht von dem eingespinsten Gerechtigkeitsgefühl losmachen. Das drängt sich doch allmählich durch. Es drängt sich dann zwischen uns. Neue Qualen, neue Foltern. Sehen Sie, auf dem Pfauenhofe liebt man Sie immer noch sehr. Gehen Sie zu Ihrem Bruder. Dort finden Sie wenigstens ein friedliches Genießen. Damals wollten Sie Ihrer Arbeit wegen nicht zu Frau Martha. Jetzt fällt das alles. Sie sind mit Ihren Gedanken im klaren, niemand kann Sie reizen oder beeinflussen. — Tun Sie es. Es ist gewiß das Beste für alle Teile.“

Josa sah langsam zu ihm auf. An ihren Wimpern noch die Tränen, um die Mundwinkel ein leeres erschöpftes Lächeln. Wimmernde Entsagung krümmte sich in diesem Lächeln.

Er richtete sich auf. Er zog seine Uhrkette straff und lockerte den Rockknöpfe. Sie wußte, daß er nun gehen würde, und erhob sich.

„Ich reise morgen nachmittag, Josa, du schreibst mir vielleicht, zu was du dich entschließt.“ Und als Tränen auf seine Hand fielen, bittend: „Mach es uns nicht wieder schwer.“

„Nie — nie — nie dich wiedersehen!“ Sie umframpfte ihn. Sie tobten noch einmal in Küffen. Dann ging er.

Und sie blieb steif, mit geschlossenen Augen in der Mitte des Zimmers. Die Korridortüre fiel ins Schloß.

Eine greisenhafte Schwäche schmerzte in ihren Füßen. Sie stützte sich wie eine Kranke von Sessel zu Sessel. Ihre Gelenke, ihr Genick, ihre Hände wie feuchtes, kaltes Blei. Die Luft wie Rauch. Ihr Atem kämpfte. Das würgte und knirschte und wollte sich bäumen.

Sie tastete zum Tisch. Auf die Kante gestützt, starrte sie mit hohlen Augen durch das helle Zimmer.

Auf dem Kamin säckelte noch die kleine Chinesin von der Erschütterung, da er die Türe geschlossen. Als sie in der steifen Puppe noch Leben von seinem Leben schwingen sah, warf sie die Arme über den Tisch, schlug mit der Stirn auf die Platte und brach in stoßendes Schluchzen aus.

Nun war sie ganz allein. —



In den nächsten Tagen und Wochen wälzte Josa ihren Gram im Herzen hin und her. Sie befühlte ihn von allen Seiten. Es wurde zum wollüstigen Behagen, den Schmerz laut schreien zu lassen. Sie peinigete sich, bis die Wunden, trocken und ausgepreßt, kein Blut mehr hatten.

Dann ruhte sie und lauschte dem linden, schleichen- den Heilen. Eine blaue Stille wölbte sich über ihr. Sie kniete entsagungsvoll nieder.

Ihre Handlungen alle in zermalmter Gefügigkeit. Sie hatte weder Haß noch Liebe. Ihr Leben schien stumm wie die zertretenen, flaglosen Steine.

Aber sie freute sich dieser Gefühllosigkeit. So immer bleiben. Stumm, in steilem Aufrechtstehen gegen alle Eindrücke. Ohne Erwarten, ohne Enttäuschung. So wie Funke an Funke, die weißen, unberührten Sterne. Fern, entrückt allem Leid, aller Lust. Hoch über dem Flammengeprassel, dem gierigen Feuerrausen der Welt. Ein Fortschweben, auf in hohle, urweite Nacht, in die leere Unergründlichkeit. Immer zurückweichender, immer tiefer die Erde, eine mächtige Scheibe aus blassem, gelbem Silber. Immer insichkriechender, immer kleiner. Dann endlich die ungeheuere, schwarze, marmorschwarze Stille, eine Stille, die glatt und blank und kühl geschliffen. Und sie gebannt in dieses Welt- schlundschweigen. — Sie schauerte. Sie prallte zurück. Die Sehnsucht schleuderte sie nieder. Sie knickte zusammen. Stürzte zur Erde. O hunderttausendmal

lieber zerdolcht von Leid und Liebe, als in diesem
Nagen und Saugen lechzender Einsamkeiten. — — —

Es kamen die feuchten, umflorten Novembertage mit
ihrer schleichenden Poesie. Es wurde spät hell. Die
Dämmerung kauerte tagsüber in den Ecken. Keine
Sonne. Kein Glanz. Kein Schatten. Müdes, schläf-
riges Milchlicht. —

Die Berge kamen wochenlang nicht zum Vorschein.
Kotiger Qualm kroch über die Dächer. Am Abend
die nassen Straßen, wie chinesischer Lack mit goldnen
Lachen, und die Menschen wandende Silhouetten.

Täglich dasselbe graue einsame Bild. Und täglich
grauer und einsamer. —

Und dann am Vorlehten des Monats kam die Todes-
nachricht aus Würzburg. Martha war gestorben.

Am selben Abend packte Josa ihre Koffer. Am
nächsten Morgen wollte sie zu Martin. Bis jetzt hatte
sie sich von Genf noch nicht trennen können. Hier
war sie Doktor Wicking noch nahe. Den See, die
Berge zu sehen, den Namen seiner Stadt täglich zu
hören. Es war da in allem ein Gedanke, ein Herz-
zucken von ihm. Aber nun mit der Zeit hatte sich das
vibrierende Sehnen gestumpft. Zwischen Gegenwart
und Erinnerung legte sich ein immer unbeweglicheres,
breites Schweigen. Und aus den braunen, fauligen
Nesten verwester Hoffnungen lugten junge durchsichtige
Keime. — —

Bis Mitternacht hatte sie mit der Pension Jacques
Abschied feiern müssen. Dann saß sie allein in ihrem
zermühlten Zimmer am Kamin auf ihrem zusammen-
gerollten Plaid. Sie hielt den Wecker in der Hand
und zog ihn auf. Die breiten, goldnen Flammen
schaufelten stoßweise braunrote Lohen in das Zimmer.
Dann zerfnallten Funkenhiebe auf dem Messing des
Weckers, und die Seide ihres Kleides schrie auf.

Sie streichelte den moderweichen Stoff dieses Kleides.
Sie liebte es sehr. Die Taille, der Rock von einem
mehltaugigen Graugrün. Wie zerfallene Birkenasche
und tageslichtgeblendete Katzenaugen, aber beide Far-
ben, grau und grün, unter einer dumpfweichen Schim-

melschicht. Die Seide der bauschigen Ärmel und des Stuarttragens von fleischigem Kupfer mit haarscharfen frigelnden Feueradern. Nur in den Schatten und Faltenbrüchen glimmend. Auf den Schwellungen mit samtnem Pudersilber bestäubt. Über dem Ganzen lag die Schwermut des reifebleichen Sommers. Unter den zögernden Farben pochte ein zurückgedrängtes Schluchzen.

Sie strich immer wieder über den Stoff. Das schmiegte sich wie Daunen, wie Schmetterlingsflügel. Der Pfauenhof, der Steinbruch, wo sich auf den Kanten der Quader die weißen und dottergelben Schmetterlinge sonnten. Und dann auf den Rhabarberstauden im unteren Garten. Da auch. Dann stand sie im wühlenden Grübeln oben im grünen Zimmer, wo sie mit Theodor die erste Nacht ihrer Ehe verbracht hatte. Nun wurde es Leipzig. Weihnachten wirbelte seinen Schimmer aus Schaufenstern über die Straße. Dann zu Hause. Die Lampe mit dem Sonnenblumenschirm. An der Decke ein wirbelndes Lichtrad gerade über dem Zylinder. Das schnurrte, und die Gedanken rollten sich so behaglich an ihm ab. Und von draußen durch die Doppelfenster schwirrte das Straßengeräusch wie feines, singendes Geläute. Und diese schlaftrunkenen Dezembermorgen. Das gähnte und streckte sich und konnte kaum erwachen. Man trat mit dem Licht in die trägen, stillen Zimmer. Die Luft war da noch geknetet vom Atmen und Sprechen. Und alles wie am Abend vorher. Die Zeitungen auf dem Tisch, die verschüttete Asche, das Feuerzeug, die Stühle, als ob man eben noch gegessen und geplaudert. Gar nicht als ob Stunden vergangen wären. Und draußen der Himmel von schwächtigem Elfenbeingelb, und drüben die Häuser in sich gekauert, und die Träume hingen noch blaugrau über ihnen. Überall raunten und ficherten Märchen, und durch die weichbeschnittene Stadt schlich flüsternde Christfestheimlichkeit.

Es knackte in der Ecke. Josa sah sich nicht um. Sie wußte, daß es das Schloß des Korbkoffers war. Aber ihre Träume hatten sich umgesehen und waren zerstoßen, und sie saß allein am Kamin. Einen Augen-

blick nur, dann schluchzte eine jähe, wilde Sehnsucht auf.

Sie stellte den Becker an die Erde. Zerrte sich einen kleinen schwarzen Handkoffer heran und holte aus der Briefmappe Theodors Bild. Diese warmen, schweren Augen! Wie hatte sie nur diese Augen vergessen können! Sie versuchte, sich seine Stimme vorzustellen. Es gelang ihr nicht. Aber seine Gesichtsfarbe, das Neigen des Kopfes, den Gang.

Das Kaminfeuer fächelte blutbraune Schatten und rotgelbes Licht über das Bild. Es war, als ob es sich bewege. Sie sah ihn näherkommen. Sie umfassen. Sie suchte seinen Kuß. Die warmen Lippen, die sie nur durch das trockene, elastische Warthaar fühlte.

Sie preßte das Bild an die Lippen. Und rieb ihre Wange an seiner Glätte. Sie drängte es dicht vor die Augen, sie sprach es an, und plauderte und lachte und weinte, bis sie es vor Tränen nicht mehr sah, dann wärmte sie es an ihren geschlossenen Augen.

Und sie griff in die Winkel ihrer Erinnerung und holte alles vor, was ehemals Theodor gehörte. Und die zuckende Sehnsucht warf sich schluchzend darüber, bis es wieder zu pulsen begann und sich zu recken und das Herz zu schütteln, das es so lange schmachten und verkümmern ließ. — — — — —

Am nächsten Morgen reiste Josa nach Leipzig. Viel war der Zug eingeschneit. Sie kam erst am zweiten Tage, am Spätnachmittag in Leipzig an. — Wilde Ahnungen peitschten sie. Wenn Theodor krank. Oder gar tot. Mit Selbstgeißelung zerfetzte sie sich die Freude der Erwartung. — — —

Endlich an der Haustüre. Sie blieb einen Augenblick stehen. Im Treppenhaufe schwankte die Hauslampe noch an den Ketten. Sie mußte eben angezündet worden sein.

Josa stockte. Es gor wie prickelnde Blasen in ihr auf. Es stach ägend mit dünnen Lanzetten in die geschwollenen Adern ihres Mutes.

Diese wiegenden Bewegungen der Lampe drückten eine ekelfade Gleichgültigkeit aus. Sie sah genau das

lange Gesicht schablonenhafter Alltäglichkeit. Diese Lampe wurde Abend für Abend von demselben Dienstmädchen angezündet und Abend für Abend um zehn Uhr ausgeschraubt. Wie sie das so genau kannte, diese endlose, öde Schnur, die durch alle Stunden rollte und allem seine Richtung gab. Die schillernden, farbenfröhlichen Traumblasen in ihr waren zersprungen. Das Gerippe der alten, dürrten Verhältnisse stand duftlos, starr vor ihr. Struppige Ecken und Kanten und all die weichen, wehenden Schleier, die Erinnerung und Ferne darumgesponnen, fortgeflogen.

Zagend schritt sie hinauf. Die Namen an den Entreeüren der Stockwerke belebten sie wieder. Sie ertrugen es auch, alle diese anderen da drinnen. Es mußte doch nicht zu schlimm sein.

Die Aufwartefrau kannte Josa nicht, und sie mußte als ihr eigener Besuch in ihren Salon eintreten, Theodor war in der Abendkirche.

Sie ging durch die Zimmer. Im Schlafzimmer stellte sie ein Paar Stiefel von ihm in den Schrank. Hing ein Handtuch auf, das an der Erde lag. Sie las ihr Monogramm an der Kante, da wurde sie wieder frischer und kräftiger.

Dann war Theodor gekommen. Er hatte wild in ihren Armen geschluchzt. Und sie blieben lange schweigend in Tränen und Küssen.

Er sah gelb und schmal aus. Der Bart dichter, mehr bis unter die Backenknochen gewachsen und ungepflegter. Die Falte zwischen den Brauen war auch grauer und steiler geworden. Er hatte sich angewöhnt, mit dem Handrücken über die Schläfen zu streichen. Er sagte, er habe keine Schmerzen dort, nur wie Spinnweben hänge es manchmal über den Adern.

Als sie beide ruhiger geworden, sagte ihm Josa, sie wollten nicht mehr von dem Vergangenen sprechen. Sie wolle versuchen, zufrieden und nach seinem Wunsche neben ihm zu leben.

Er antwortete nicht. Sein Auge glasig, steif wie in ein Grab starrend. Sein gehärteter Ernst schlug mit dumpfem Echo in Josa an und weckte dieselben hoffnungslos gebeugten Gedanken:

Es ist unmöglich! —

Und es war unmöglich. — Einige Monate lebten sie zusammen. Aber keiner von ihnen konnte es vermeiden, daß mit der Alltäglichkeit kleine Verstimmungen aufzuckten. Pfeilgefechte entgegengesetzter Meinungen. Urtheile, die gar nicht ausgesprochen wurden, die aber einer dem andern aus den Gedanken las. Wenn auch Josa bei den Gebeten zu den Mahlzeiten mit zu beten schien, das Bewußtsein, daß sie nur für ihn die Hände falte, spannte in Theodor allmählich die erste stachelnde Reizung. Dann die Umgebung, die Gesellschaft, die Kirche, das alles trieb in die Stille zwischen ihnen feuerrote Gistdornen. Sie fühlten, wie jeder allmählich wieder die Fühler der Annäherung erschlaffen ließ, wie jeder hinter dem Wall seiner Ansichten kauerte und den andern lauernd im Auge hielt.

Jeder ballte sich immer fester in sich, und wenn sie aneinander stießen, schlugen die Funken immer störrischer. Josa begann Vergleiche zwischen Theodor und Doktor Wicking anzustellen. Und da sie ihn in das Profil des andern drängen wollte, fühlte sie nur noch verletzender und rauher sein Anderssein. Sie zerbiß sich selbst mit Vorwürfen, aber die Unzufriedenheit ließ sich nicht säumen. Es stemmte sich ein zu hartstirniges Sträuben einem Verstehen mit Theodor entgegen. —

Im Januar kam ein Brief. Doktor Wicking schrieb, wie er sich über ihre Heimkehr freue, mit ihr hoffe, und von Herzen Glück wünsche. Er selbst fühle sich ausnehmend frisch und wohl. Seine „Desmidiaceen“ waren in Genf von der Universität preisgekrönt worden. Er machte jetzt eine Reise nach Südfrankreich.

Acht Tage später kam ein Brief von Mademoiselle Jacques, der ihr seinen Tod anzeigte. —

Josa bekam einen Lachkrampf. Sie lachte, daß ihr Nacken steif wurde und sie sich die Zunge blutig biß. Theodor und die Aufwartefrau mußten sie halten. Dann sank sie schlaff wie mit gebrochenen Knochen zusammen und schlief ein, und schlief eine Nacht und einen ganzen Tag. Darauf war sie ganz still und

ging schweigend umher. Man hatte sie anziehen müssen und ihr das Essen aufnötigen. Sie fragte und sprach nicht und tat auch nichts. Sie saß oder stand mit dem Kopf an die Wand gelehnt und immer an ihrem Trauring drehend.

Theodor sagte ihr nicht, daß ihr Haar an der rechten Schläfe silbern geworden war. Aber am vierten Tage hatte sie wieder zu sprechen begonnen, und am Nachmittag fand er sie, die Arme auf den Toilettentisch gestützt, und leise weinend. In ihrem Schoße lag ein Handspiegel, und ihre Tränen fielen auf das Glas. —

Theodor war milder und ging behutsamer und nachsichtiger um ihre fremde Gedankenwelt. Das nahm ihrem Verhältniß das Verachtungs- und Zorngeächte. Sie behandelten sich gegenseitig wie Kranke. Sie deuteten nur schweigend auf ihre Wunden. Nickten besorgt und berührten nur Dinge, die außer der Empfindungssphäre ihres Schmerzes lagen. — — — —

Die ersten fallenden Lüfte wankten auf. Die Menschenherzen krochen hervor und liefen hinaus und suchten den Frühling. Sie wunderten sich, daß noch kein Grün jauchzte. Sie überlegten, wie lange es noch dauern könne, und die Hoffnung füllte ihnen die Farbenleere mit Türkisen und Smaragden. Aber wenn die Sonne untergegangen und wieder alles leer und kühl und dunkel geworden, dann schlichen sie fröstelnd nach Hause, und die graue Enttäuschung streute Asche auf ihre Wünsche.

Eines Abends war Josa auf den Boden gegangen und hatte die Pelze in die Koffer gelegt. In Schwefel und Veilchen und Purpur brannte ein Sonnenuntergang über den Dächern. Die Telephondrähte glühend, und durch den Rauch über den Kaminen biß sich das hitzige Weinlicht mit blendenden Zähnen, biß grell in die blanken Dachscheiben und qualmte wie Blutstaub in die kleine Kammer. Josa stand am Fenster und wärmte ihre Augen an den Farben. Dann streichelte sie die rotgeblendete Wand, und zum ersten Male lächelte sie wieder.

Von nun ab saß sie öfters am Abend dort oben auf

dem knarrenden Korbkoffer, auf dessen zerschlissemem Wachstuch noch die Post- und Hotelzettel klebten: Genève — Bâle —; Hôtel des Alpes; — — Würzburg —.

Und bei dem Naphthalingeruch, der von den Pelzen aus dem Koffer drang, dachte es sich so gut an den Pfauenhof. Dann sah sie zuerst die ausgestopften Eulen und Geier Martins oben im kleinen Saal. Und dann ging sie an alle lieben Plätze der Heimat und dabei starrte sie über die Stadt draußen, wie unter ihr die Nacht aus den Straßen froh und das Tageslicht bis zum letzten Tropfen erwürgte.

Und dann die gelassene beschwichtigte Dämmerung, das tat wohl, und aus feinen, ganz fernen verästelten Adern sickerten zarte Erinnerungen. Und sie legten sich warm an ihr Herz und kosten es.

Kühle Sommermorgen, wo der Himmel wie Kristall und die Erde grün schäumend. Und Lerchen aus dem Blau Perlen streuten. Und Wald und Wiesen sich in Liedern wiegten. — Dann Herbst, müdes Auflösen. Regenfunkeln in bleicher Luft. Schlappe Farben, knirschendes Laub. Schwache duftlose Tage mit großen, feuchten Augen und die leeren Hände voll Tränen.

Eines Abends küßten sich Josa und Theodor und besprachen, ihre Qual zu brechen. Sie wollten getrennt leben. Josa bei Martin auf dem Pfauenhofe. Er würde sie besuchen, wenn sie Sehnsucht nach ihm habe. Ganz konnten sie sich nie entbehren, das hatten sie beide eingesehen. So würde es am besten sein. —

*

Nun ist es Sommer. Die Luft lau. Wolken treiben am Himmel. Zehn Sekunden Sonnenschein, fünf Sekunden Schatten. Der Himmel lacht und schließt plötzlich wieder die Augen.

Im Garten am Berghange tropfen die schwarzblauen Rosen. Die Gerste liegt geschnitten in halben Schichten. Der Roggen steht noch hoch, und die Grannen weht ein Lusthauch.

Josa steht unten im Garten. Ihr rostfarbenes Kleid

flammt aus dem Grün der Farrenfächer und der Rhabarberstauden. Sie hat den Arm voll wilder Weinranken und die Hand vor die Sonne, und lacht zur Mauer hinauf. Auf der Terrassenbrüstung liegen die Zwillinge und blasen Seifenkugeln. Das schwebt wie große funkelnde Augen durch die Luft. Einige fallen ihr aufs Haar, auf die Schultern, in die Ranken und zerspringen.

Später steht sie im Bohnzimmer. Faltet rotes und grünes Seidenpapier für die Blumenstöcke. Sie erwartet morgen Theodor.

In den Vasen stoben Rosen. Meerschäumgelbe und weiße, und violett-purpurne. Einige zerstreut auf dem Klavier, den Konsolen, den Gesimsen. Sie schlingt die Ranken über die Bilder, den Wandschirm, die Etagères und quer gespannt über die Ecken.

Dann zieht sie die Stiefeletten aus, steigt auf das Sofa und wirft das Grün über die „Rhythia“ und die Hängelampe.

Sie setzt sich und sieht rund um. Die Blicke klettern mit den Ranken über Wände, Bilder, Möbel. Kühler, bitterer Saftgeruch schärft allmählich die Luft. Mit einem Male beginnt alles so feierlich zu werden. Die Gezwungenheit fremder neuer Formen und Linien spreizt sich. Dabei drängt etwas gewaltsam Andächtiges aus den geschmückten Möbeln. — Sie will alles wieder herunterreißen. Dann besinnt sie sich und geht fort.

Im Korridor riecht es nach Branntwein und Knasterdunst. In der Küche hört sie den alten Sepper ächzen. Ein Blinder aus Hockberg, der Freitag abend die Essenreste im Pfauenhofe holt.

Zwischen den Scheunen kommt ihr Martin entgegen. Im blauen Arbeitskittel. In der Hand einen Riemen, an der andern zerrt er die Diana mit sich. Er ist noch rot und zorngedunsen. Der Hund hat einen Hasen gehegt. Er hat ihn geprügelt und flucht über die Canaille. Aber dabei lacht er doch bis in die Stirnwinkel.

Josa geht den Berg hinauf. Martin ruft ihr nach, sie soll sich oben die neue Bank ansehen. Josa nickt,

aber sie hat ihn nicht recht verstanden, der Truthahn schrie dazwischen.

Sie steigt den Hang hinauf. Rings auf den Höhen wechseln weißliche Kornfelder und wasserblaue Klee- streifen und wie Goldschaum die Weinberge. Es liegt viel Emsigkeit in diesen geschäftig bunten Flecken. Josa geht durch den Akazienwald. Dahinter im Baum- land an einer Bergstufe findet sie die neue Bank. Jetzt weiß sie, was Martin meinte.

Josa will sich setzen. Aber neben der Bank ein grauer Federhaufen. Ein Geier hat eine Taube zer- rissen. Das stört sie. Sie geht einige Schritte wei- ter, breitet ihr Taschentuch ins Gras und setzt sich.

Drüben gleitet die Sonnenscheibe hinter blaue Wol- kendämme. Der Himmel weit geöffnet, in ewiger Ferne eine seltsame Welt. Durchsichtige Gletscher- rücken. Schwellend, gehäuft voll rosigen Flieder, grüne Malven. Bernsteinadern krampften sich darüber. Aus Rissen und Buchten stürzten Strahlenkeile wie steile Säulen aus Perlmutter. Und in den Wolfengründen gor grünes Gold und zerstäubte zum veilchenrosigen Zenith. Allmählich kroch aschiger Moder über die Silberblüten. Ein Granatlicht ballte sich. Über dem Waldsaum, den Bergflächen, wirbelte es wie Graphit- staub vor Flammen. Aber das Rot stöhnte immer rasender, Blut floss über Himmel und Erde. Es tränkte die grauen Weinbergmauern, bräunte das Grün, und zerfleischte mit wilden, flackernden Rüssen das Laub.

Unten zwischen Schlehdornen kniete der blinde Sepper, raufte Gras und stopfte es in einen Sack. Er sprach fortwährend. Und kniff die toten Augen zu, als wolle er einen Blick hervorpressen.

Da kam ein stilles, ernstes Glück über Josa. Sie trank und trank, bis die Dämmerung aufrauchte. Dann erhob sie sich und schritt hinunter. Und hinter ihr schlug die Dunkelheit zusammen.

Raubmenschen

Einer von Kennewarts Romanen

Kennewart

Kennewart war ein Mann, der Ende des neunzehnten Jahrhunderts und noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts eine gewichtige Rolle an allen europäischen Fürstenhöfen spielte, — man könnte ihn eine europäische Geheimgröße nennen.

Kennewart wurde jahrelang von Hof zu Hof gesandt, von Staatsmann zu Staatsmann, und er hielt das intime Netz der Privatverbindungen höchster Kreise in seiner Hand. Bismarck nennt ihn unter verschiedenen Namen in seinen Memoiren. Mir wurde er zufällig unter dem Pseudonym „Kennewart“ bekannt.

Kein schriftstellernder Europäer war in die damaligen europäischen Zustände so eingeweiht wie Kennewart, keinem seiner schreibenden Zeitgenossen wurde Europa durch sein Schicksal so von allen Seiten beleuchtet wie ihm.

„Man kann nicht bloß hellsehend, sondern auch hellhörend sein,“ sagte er, als er in Mexiko weilte und zum erstenmal vom Kontinent Europa durch ein Weltmeer getrennt war und sich dort in eine Mexikanerin verliebte, deren Stimme er reden hörte, auch wenn sie schwieg und ihn küßte. In Mexiko und in der Liebe zu dieser Ausländerin, zu einer Fremden aus einer fremden Rasse und einem fremden Erdteil, entdeckte Kennewart zum erstenmal den Europäer in sich, und er gewann jenseits des Atlants, getrennt von „Mutter Europa“, zum erstenmal einen Überblick über den alten Heimatkontinent.

„Raubmenschen“, dieser erste seiner Romane handelt von der Zuneigung und Leidenschaft zu drei Frauen, deren Seelen ihm auf der mexikanischen Reise nach einander vertraut werden.

Kennewart, der die europäischen Höfe gut und gemüthlich kannte, wie ein starker Raucher seine verschiedenen Pfeifen, er, der allen Großen und allem Großen seiner Zeit begegnet war und nicht bloß den Ideen, sondern auch allem Lebendigen tief nachgeföhlt hatte, — dieser Mann war außerhalb der Hofreise und außerhalb der Kabinette Europas so gut wie gar nicht bekannt. Nie ist er im Volke genannt worden, nie im Volk gesehen oder geföhlt worden. Er reiste in den europäischen und außereuropäischen Ländern wie ein Unsichtbarer, stets darauf bedacht, seine Person unansehnlich und unauffällig zu machen. Es war mir besonders interessant, aus seinen Briefen und seinen Schriften festzustellen, daß von allen Frauen, die ihm nahestanden, nicht eine jemals den wahren Begriff von seinem diplomatischen Beruf erhielt, noch Einblick in seine Geheimnisse bekam.

Die Frauen der Welt hielten ihn für einen Weltbummler, für einen Lebemann. Einigen galt er als fabelhaft reich, anderen als Bankrotteur oder Hasardspieler. Den ernstesten unter den Frauen galt er höchstens als ein Privatgelehrter oder als ein künstlerischer Schwärmer.

Er selbst gab sich auf seinen Geheimreisen am liebsten als Mitglied irgendeiner geographischen Gesellschaft aus, der Berliner oder der Londoner, in deren Auftrag er unterwegs zu sein vorgab, was ihm, wie mir scheint, auch blindlings geglaubt wurde. Auch gab er manchmal vor, im Auftrage eines Museums zu reisen, um in irgendeiner Welthauptstadt ein Gemälde zu besichtigen, mit dessen Ankauf sich das betreffende Museum augenblicklich befasse. Kennewart war, wie es die Zeitrichtung damals mit sich brachte, auch künstlerisch vielseitig interessiert und stand in persönlichem Verkehr mit den größten Künstlern seiner Tage.

Es ist erstaunlich, aus den aufgezeichneten Romanen zu ersehen, wieviel Zeit der sehr ernste junge Diplomat neben seinen hohen Tagesaufgaben noch seinen Herzensleidenschaften einräumte. Ähnlich erstaunlich, wie daß der große Maler Rubens, welcher Gesandter und Diplomat war, mit seinem künstlerischen Nachlaß

viele Museumsfäle anfüllen konnte. Wenn man alles drucken wollte, was Kennewart an vertraulichen Erlebnissen aufgezeichnet hat, könnte man eine kleine Bibliothek füllen.

Von Kennewarts Betrachtungen über Europa, die ab und zu den Faden der romantischen Begebenheiten interessiert unterbrechen, habe ich einige mit in die Romane aufgenommen. Gerade diese Europaüberblicke, sagte ich mir, zeigen ihn, den Völkerkenner, und diese Beobachtungen und Vergleiche sind, sozusagen, der massive Rahmen um jene romantischen Begegnungen und Abenteuer, mit denen Kennewart von seinem Schicksal so reichlich versorgt wurde.

Ich schrieb diese Einführung, um Kennewart dem Leser vorzustellen, da er sich in seinem Roman nicht selbst vorstellt, sondern dort nur als fertiger Weltbetrachter und Welterleber auftritt.

„Man muß sich von vornherein gegen alles wehren, auch gegen Schwerter, die noch in der Scheide stecken, gegen Kugeln, die noch nicht gegossen sind, und gegen Verräther, die erst noch geboren werden,“ behauptet Kennewart einmal in einem seiner Romane.

Eine Begegnung am Atlant

Den Atlantischen Ozean sah ich zum erstenmal von dem kleinen Bretagnedorf Pouldu.

Ich fuhr von einer unbedeutenden französischen Bahnstation in einem Einspanner auf einer freideweissen Landstrasse nach dem Dorf; es war im Mai. Grüner Roggen und braune gedüngte baumlose Felder lagen am Straßenrand; ich reckte den Hals im Wagen von Minute zu Minute länger und suchte unterm wolkenleeren Himmel im Westen den Atlantischen Ozean.

Die Räder knatterten auf der beschotterten Strasse. Platte Felder, wilde Hecken und Gedorn und ein paar freisende Windmühlen waren stundenlang am Weg, aber kein Ozean.

Ich wurde ungeduldig; als hätte mir jemand Geld und Hoffnungen gestohlen, so fühlte ich eine öde Enttäuschung in mein Blut einziehen, öde wie die kaltschneisse endlose Landstrasse.

„Wo ist das Meer?“ hatte ich den Kutscher öfters gefragt. Der hörte mich nicht; die Wagenräder rasselten, und der Wagen knatterte in allen Fugen.

Im Westen mußte das Meer sein, der Atlant, den ich so sehr ersehnte, der große Wassergott Okeanos.

Hinter den Feldern im Westen stieg allmählich eine Helle in den Himmelsraum, — die wurde heller als der Tag auf der Landstrasse, und die Erdstreifen voll grünem Roggen und Dung schienen sich zu verdunkeln; das Grün des Roggens wurde schwefelgrün, wie von einem Gewitterstrahl beleuchtet, der Tag aber, der weißer als die Sonne aus der Erddiefe in der Ferne hinter dem verdunkelten Feldrand heraufschien, strahlte in den Himmel und beleuchtete einige Wolken von

unten heller, als es die Sonne von oben tat. Die Erdrinde, voll von Feldern und Hecken, schien zwischen zwei Sonnen wie eine dunkle Kruste gelagert. Eine Sonne der Tiefe schien gegen die Sonne der Höhe einen Lichtkampf aufzunehmen.

Noch flogen im Westen wenig Singvögel aus den Hecken, und eine unheimliche großartige Stille lag dort in den Feldern. Diese Stille schien wie ein luftleerer Riesenraum das Land voll Roggen verschlucken zu wollen.

Die Riesenstille des Atlant und das Blendlicht des Atlant, das in den Wolken spiegelte, Stille und Blendlicht kamen mir vom Wasserkörper des Gottes Okeanos zuerst entgegen, beide ungeheuerlich wie große ungeheuerliche Gesten eines unsichtbaren Giganten.

Dann zackte sich das Erdreich in der Ferne; zwischen einer Bodensenkung in den Feldern schien von einem Felsvorsprung zu einem andern ein dünnes Seil gespannt zu sein, und auf dem Seil balancierte eine riesige weißfeurige Spinne. Sie hing mit weißen erregten Füßen an dem Seil, und dieses schien leicht zu schwanken. „Der Atlant,“ sagte der Kutscher und wendete sich auf dem Bock nach mir um und deutete mit seiner Zigarre auf das Seil und auf die Riesenspinne.

Dann verschwand das Ganze, und ich begriff: ich hatte für einen Augenblick die Meerlinie als ein Seil und die Wasserspiegelung als eine weiße Spinne und den Atlant gleich einem Gespenst auftauchen und verschwinden sehen.

Dann bekam ich nach einer Weile eine lange ferne Mauer im Westen zu sehen, eine graue, gläserne Mauer.

„Der Atlant,“ sagte wieder der Kutscher, als ich fragte.

Die Straße ging an einer großen Windmühle vorüber, an eidottergelben blühenden Rapsfeldern, die so nüchtern gelb waren, daß ich meinen nüchternen Reisemagen noch hohler und nüchterner fühlte; ein paar riesige Bäume standen wie schiefgewehrte Schilfhalme schräg auf dem horizontalen dunkeln Acker, als beuge eine unsichtbare Hand die großen Bäume. Und auch

hier fühlte ich an den schiefen Stämmen die Kraft des Atlant, vor dessen Sturmlungen diese Bäume sich ihr Leben lang nicht aufzurichten trauten. Auch wenn der glänzende Gott Okeanos mit glattem Wasserkörper in der Sonne schlief, blieben die Bäume in langen Reihen wie in einer ewigen Flucht, vor der Sturm-macht des Gottes entsetzt, mit fliehender Astbewegung und schiefgebeugten Kronen und Stämmen, gleich einem Haufen fortstürzender Riesen. Und es malten sich die Gebärden der gequälten Bäume schreckerregend auch in der Windstille, wie umklammert von den toten Grimassen verschollener wilder Ozeannächte; als hätten erhenkte Riesen, deren Leiber von den schiefen Bäumen später abgeschnitten worden wären, die Bäume im Todeskampf verdreht und zur Erde gebogen.

Die große Windmühle, an der ich zuletzt, ehe ich die ersten Häuser von Pouldu erreichte, vorüberkam, ging ihren Geistergang langsam in der Spätnachmittags-luft, langsam, wie ein Rieseninsekt, das sich überschlug sich aufrichtete und wieder überschlug. Und gerade unter den kreiselnden Armen der in die Luft fechten-den Mühlenfigur hielt der Kutscher einen Augenblick meinen Wagen an. Er rief ein paar Worte über eine Dornenhecke, dahinter die unglücklichen verstürmten schrägen Baumungeheuer dunkel vor dem Ozeanlicht standen. Das Ozeanlicht, das, weiß am dunkeln Feldrand, wie aus einer Versenkung herauf an die Bäume, an die Wolken, und von unten an die Blätter der Rotdornhecken schien, beleuchtete eine Frauengestalt. Die wurde von dem Licht in die Länge gezogen, von dem unheimlichen Licht, das aus den Ackerfurchen aufzustrahlen schien wie das lange Licht eines Scheinwerfers, der aus irgendeiner Erdspalte von unten in den Himmel strahlt.

Die langgezogene weibliche Gestalt rief dem Kutscher eine Antwort zurück. Ihr langer Schatten kam zuerst in meinen offenen Wagen über das Feld zu mir her. Als die Frauengestalt noch weit entfernt im Feld heranlief, eilte ihr Schatten schon, gleich einem der schräggestellten ungeheuern Bäume, weit übers Feld voraus.

Eine junge Dame stand dann nach einer Weile

atemlos am Wagen, trat auf das Trittbrett und saß dann neben mir. Der Wagen fuhr mit uns beiden weiter, ohne daß die Dame mich begrüßt hätte; kaum daß sie mit dem Gesicht dem Kutscher zugewandt hatte, ehe sie eingestiegen war.

Ich rückte ebenso weit von ihr weg, wie sie von mir. Sie lehnte in der einen Wagenecke, ich in der andern. Die Räder rasselten wieder ohrenbetäubend, und der Wagen hopste über die Steine.

Ich überlegte indessen, wie das möglich sei, daß eine Dame in Frankreich einen grauen deutschen Rodenmantel tragen könne. Natürlich mußte dies eine deutsche Dame sein; wahrscheinlich eine Malerin aus der Künstlergesellschaft, die sich aus ganz Europa jahraus, jahrein in Pouldu, Concarnot und andern bretonischen Küstendörfern zusammenfindet. Am ersten Bauernhof des Dorfes Pouldu, das eiseubewachsen in einer Bodensenkung, tiefer als die Roggenfelder, lag, sollte der Kutscher halten und für die Dame einen Brief, den sie aus dem Rodenmantel zog, in den Dorfbriefkasten werfen. Ich bot mich an, den Brief dem Kutscher auf den Vock zu reichen, wurde aber von zwei mißtrauischen jungen Mädchenaugen leicht dankend abgewiesen und zog mich wieder in meine Wagenecke zurück.

Zwischen Efeuauern der grün eingewickelten Bauerngehöfte, an kleinem Gartengemäuer vorüber, daran sich grunzende Schweine rieben, vorbei an wütend klaffenden Hofhunden, bog der Wagen talabwärts, an einem Acker voll blühender Obstbäume entlang, und hielt vor dem letzten, einzelstehenden Dorfhaus, dem einzigen Gasthaus von Pouldu.

Ich stieg aus und wollte der Dame im Rodenmantel beim Aussteigen helfen, aber sie sprang auf der andern Wagenseite ohne Hilfe ab und lief in das Haus, wie eine, die hier bekannt und zu Hause ist.

Das weißgetünchte, einstöckige einsame Gasthaus, an der vom Staub ebenfalls weißgetünchten Landstraße, schien mit seinen sechs menschenleeren Fenstern und seiner totenstillen Haustüre wie in einem Winkel am Ende der Welt zu liegen.

Ah, dachte ich, die Stille des Atlant und der weiße Widerschein des Giganten, der immer noch unsichtbar bleibt, wohnen auch hinter den sechs Fenstern des Gasthofes und sitzen kalkhell an der Landstraße. Und das kleine Gasthaus, das so weiß leuchtete wie vorhin die weiße Spinne an dem Seil, und das keinen Laut von sich gab, gefiel mir gut und lockte mich anheimelnd. Vorhin, als — wie der Anfang eines Romanes — das mystische Mädchen im Lodemantel in meinen Wagen gestiegen war, hatte ich meine Sehnsucht nach dem Atlant für Augenblicke vergessen; jetzt kam, gleich einer zurückgewichenen Flutwelle, die Sehnsucht, den Atlant zu schauen, groß und mächtig wieder; ich wollte mir gar keine Zeit nehmen, in das Gasthaus zu gehen, und ließ nur mein Gepäck hineintragen.

Unter der Haustür waren zwei Dienstboten erschienen, in Bretonentracht, schwarz gekleidet wie Nonnen, mit weißen, platten, engansitzenden Häubchen auf dem Kopf. Unter den weißen Leinwandkapseln der Hauben verschwanden Haar und Ohren, und jedes Dienstboten Gesicht saß eingerahmt, wie in einem weißen Joch. Das schwarze Samtmieder reichte den Mädchen wie ein Panzer bis an den Hals. Schwarze Ärmel und schwarze Röcke mit schwarzen, breiten Samtstreifen am Rand verfinsterten die Tracht und die Gesichter, die jung sein sollten; diese Gesichter hatten einen blutleeren Schein, als strahlten sie nur kahle Nüchternheit und kahle Hausorgen aus.

Ich fragte die beiden einfältigen schwarzen Gestalten nach dem Wege zum Meer.

Die beiden Schwarzen standen oben auf den drei Treppenstufen der Haustüre und begannen bei meiner Frage mit ihren Armen, wie zwei kleine Windmühlen, vor dem weißen gekalkten Haus umherzufuchteln. Die eine deutete eifrig nach Westen und Norden, die andere nach Osten und Süden, als wäre das große Meer überall, als wäre es, wie der Himmel, sogar über dem Hausdach, dicht vor uns und dicht hinter allen Dingen. Ich genierte mich, daß beide Frauen das Meer in den Taschen zu haben schienen, und daß

sie taten, als schwämmen Haus, Landstraße, Dorf und Hecken mitten im Atlant, indessen ich das ersehnte Wasserungeheuer doch durchaus noch nirgends entdecken konnte. Wenn ich auf die Düne wolle, müsse ich mich über einen kleinen Fluß, quer über der Straße am Ende eines Steinfeldes übersetzen lassen, drüben seien dann Düne und Meer; wolle ich aber an das Felsenufer auf die Klippenküste, so müsse ich den Dorfweg zurück und zu den alten grotesken Baumstämmen gehen, dann stünde ich hoch über dem Meer auf einer senkrechten Felswand. Soviel begriff ich endlich, als die suchtelnden Arme der Mägde sich senkten und nur die Worte alleine übrigblieben, so daß die Wege ans Meer sich klärten: der Atlant war hier wie ein Gott überall.

Eine der schwarzen Frauen schrie einen Mann herbei; der setzte mich im Kahn über den schmalen Fuß, dessen Wasser flach wie ein breiter Riesbach zwischen den Dünen stand.

Ich sollte drüben immer am Fluß im Sand entlang gehen, dann käme ich zum Meer.

Ich watete in dem weißgelben Sande; der war wie ein beweglicher Gummi und hob und senkte sich unter meinen Füßen, so daß ich glaubte, niemals von der Stelle zu kommen. Meine Sehnsucht nach dem Atlant wurde wieder ungeduldig, aber der Sand unter meinen Sohlen war noch ungeduldiger als alle Sehnsucht und erstickte meine Eile und war, als wollte er mich wie ein Brei einsaugen. Ich wurde in den Knien müde und wollte mich setzen; da kam ein erstickender Bromgeruch zu mir, der Dunst von faulendem Tang, der urgründige Atem des Meeres. Ein schauerlicher Geruch von Fäulnis und Verwesung verbreitete sich, als käme mit ihm der Schauer aller, die jemals ertrunken sind, über den Lebenden.

Ich hörte das ziehende Waschen und regelmäßige Arbeiten langer Strandwellen. Mir war, als käme ich in die Nähe eines riesigen Uhrwerkes, in dem Räder, Spiralfedern und Hebel arbeiteten, Zahnräder rastlos kreiselten, rastlos sich um Achsen drehten und schnurrten, hasteten, schwirrten. Dann kam ich über

die letzten Sandhügel. Da war eben die Sonne im Nebel untergegangen, und vor mir lag ein weites Wasser bis an den fernsten Erdrand wie ein bewegliches Schieferfeld, dunkel, von beweglichen langen, weißen Adern durchzogen, aufblitzenden weißen Adern, die draußen weiße Sprünge rissen und einander verfolgten.

Der Atlant war das nicht; das vor mir war ein einfacher Meeresanblick, wie ich ihn oft erlebt habe, — so dachte ich. Der Atlant muß mehr sein, nicht bloß ein Wasserfeld, das zuckt und kriecht und rauscht; der Atlant muß mehr sein.

Ist das seine ganze Arbeit? dachte ich verächtlich und betrachtete den braunen Tangrand, der sich auf Meilen an den grauen Sandhügeln hinzog. Und ich betrachtete die immer wiederkehrenden langen Glasscheiben der an den Tang sich heranschiebenden flachen Ebbewellen und hörte auf das Zerbrechen der Wasserscheiben, die wie knirschender Glassand wurden und weißen Schaum ausschütteten; und ich sah jeder Welle zu, die bis an die Sandhügel in das Land hinein Schaum blies, und ich fand nichts Riesenhaftes an dieser Arbeit.

Ich fühlte mich betrogen. Salzluft, Tang, Sand, Dünenwellen und graues Meer bis an den Horizont hatte ich schon oft gesehen. Wo blieb mein Atlant, den ich ersehnte? Enttäuscht kehrte ich im grauen monotonen Abendlicht dem Wasserfelde den Rücken und sah nach Osten in die Sandwelt. Die grauen mannshohen Sandhügel lagen lichtlos, von Abenddämmerung verschleiert, und die Sandwellen waren geheimnisvoll menschenleer und baumleer, wie ein Land, das nie eine Menschenstimme gehört hätte, und das nicht wußte, was Wachstum und Vergänglichkeit sind. Ewig unvergänglich, grau und zeitlos lag die Sandwelt wie ein Geisterland sanft und lautlos in der Totenstille.

Ich ärgerte mich jetzt nicht mehr, wenn mir der Sandboden unter den Füßen kreiselte und meine Schritte von dem dichten, weichen, samteneu Sand gleichsam zum Niederlegen eingeladen wurden. Ich ging auf dem welligen grauen und beweglichen Samt

und hörte eine Lerche am Himmel fideln; sie hatte sich aus den Dünen gehoben und jubilierte in den Abend.

Dann wurde plötzlich aus dem Sand heraus laut gelacht. Eine Flötenmelodie begleitete mit kindlichem Getute die Lerche am Himmel; in einer Sandgrube entdeckte ich fünf Bauernkinder, Knaben und Mädchen, die im Kreise zusammengekauert saßen und sicherten und sich wälzten und den figelten, der vergebens ernstlich die Flöte spielen wollte.

Ich störte das Kindertreiben kaum mit einem neugierigen Blick.

Aber alle Kinder duckten sich mit einem Mal und schrien: „Sie kommt, pst, pst, sie ist es, sie kommt!“

Ich sehe nichts und denke, die Kinder spielen ein Versteckspiel, und ich stapfe vorüber.

Ich wandere weiter durch den beweglichen unruhigen Sand, der mich nicht aufrecht gehen läßt, mich bei jedem Schritt umstoßen möchte. Wie ich von dem unsicheren Boden aufsehe, kommt mir lautlos eine Gestalt entgegen: die junge Dame im Rodenmantel. Sie geht barfuß und trägt ihre Stiefel in der Hand. Ihr Mantel ist offen; ich sehe ihr hellblaues Sommerkleid. Kaum erblickt sie mich, da wickelt sie den Mantel um sich und wendet sich ohne Gruß in die einsamen Sandhügel nach der Seite hin.

Sie scheint barfuß den beweglichen Sand besser beherrschen zu können als ich; sie wankt bei keinem Schritt. Ihr Gesicht leuchtet weiß wie Papier in der Abenddämmerung. Sie trägt das weiße Gesicht etwas hochmütig feierlich, wie ein Priester, der am Altar dem Volk die blendend weiße Oblate einer Hostie zeigt.

Hinter dem Mädchen, aus den Dünen, steigt der Vollmond, wie ein zweites weißes Gesicht, das dort begraben gewesen, das sich aufrichtete und dem Mädchen folgte.

Ich weiß nicht, warum ich plötzlich die Dünenhügel traurig wie Gräberreihen eines Kirchhofs fand. Das Mädchen, als es vorhin neben mir im Wagen gesessen, hatte mir den Eindruck von Lebensfülle, Kraft

und Sicherheit gegeben. Ihr Kopf war von dunklem Haar gekrönt. Ihre Lippen waren von jungem, üppigem Blut belebt. Schultern und Büste rund und geschmeidig, als trügen sie gut ein hochpochendes Herz. Nur ihren blaugrauen Augen war ein fliehender Blick eigen. Der war manchmal gequält wie die Haltung der zur Seite gebogenen Bäume an der Küste des Atlant.

Jetzt in der abendstillen Düne, wo die Dämmerung den üppigen Körper des Mädchens grau verflüchtigt zeigte, war es mir, als hätten ihre scheu ausweichenden Augen von ihrem ganzen Körper Besitz genommen, als strebe sie einsamen Selbstgesprächen nach und handle dem Willen ihres üppigen Blutes zuwider und verbreite rings um sich endlose Traurigkeiten.

Ich hörte dann hinter den Sandhaufen wieder die Kinderflöte spielen und wünschte der scheuen jungen Dame, daß sie wenigstens gut Freund mit den Kindern wäre. Dann vergaß ich sie über meinen eigenen Gedanken, kam zum Fluß und zum Kahn zurück, ließ mich zum Gasthaus übersetzen und fand im Eßzimmer meinen Teller und mein Besteck neben die einer englischen Malerin aus London gelegt. Mir gegenüber saßen zwei junge amerikanische Maler, von denen der eine in braunem Manchestersamt, der andere in grauem Manchestersamt gekleidet war. Es wurde lärmend gegessen, lärmend gelacht und gewitzelt, und mit der gleichen lärmenden Energie wurde über Sportballspiele, Baden und Angeln, über Dlfarbenmanieren, Modelle und Kunstausstellungen verhandelt, — über alle Themen gleichmäßig heftig, als wäre die Kunst ein Sport und der Sport eine Kunst.

Neben der englischen Malerin war ein Stuhl am Eßtisch freigeblieben und ein Gedeck unbenützt, und als die Maler und ich unsere Servietten fortlegten und wir vom Tisch aufstanden, sagte einer der Herren: „Die Österreicherin ist nicht zu Tisch gekommen!“

Die Engländerin lachte und meinte: „Die Österreicherin ist ein kurioses Mädchen. Sie geht immer noch abends im Mondschein auf der Düne spazieren und kann nie zur rechten Zeit zu Tisch kommen.“

„Sie scheint keinen Hunger zu haben,“ sagte ich, „denn ich begegnete ihr eben; sie muß sich eben erst zur Düne haben übersehen lassen.“

„Sie ist ein kurioses Mädchen,“ wiederholte die Londonerin und forderte die beiden Amerikaner und mich zum Ballspiel auf.

In Ermangelung eines Tennisplatzes war ein Ballspiel eigener Art von den Amerikanern erfunden worden, das auf der Landstraße, bei zwei Scheunen neben dem Gasthaus, gespielt wurde. Der geworfene Ball mußte von einer Scheunenwand zur andern Scheunenwand klatschen, und die Wucht des Werfens an die Wand war die Hauptsache dieses wenig geistreichen Ballspieles. Sich vor Faulheit zu schützen, sich Bewegung zu machen vor und nach den Mahlzeiten, war der energische Zweck dieses Spieles. Rassen, die nicht das Phantasiespiel des Nachdenkens und des Sichversenkens in die schweigende Welt und in sich selbst als Lebenskunst gelernt haben, dachte ich, fürchten sich vor der Einsamkeit mit ihrem Ich wie vor einem Gespenst.

Ich spielte mit den Ausländern ihr heftiges Ballspiel und wunderte mich über den Aufwand an Energie und Eifer, der ihnen fast die Arme und Beine vom Leibe riß, wenn sie zum Ballwurf ausholten. Manchmal sehnte ich mich aber von den wahnsinnigen amerikanischen und englischen Gliedmaßen und dem wichtig aufklatschenden Ball fort, über den kleinen Fluß hinüber auf die sandgraue, wellige Düne, wo der Mond einem Mädchen nachging und Kinder Sandnester gruben und Flöte bliesen und das Abendschweigen alle Gedanken heiligte.

Trotzdem fesselten die schreienden, tobenden Amerikaner und die sich männlich energisch gebärdende Londonerin meine Augen und Ohren wie ein Schauspiel, das durch Lärm alle Sinne hypnotisiert; denn die Menschenstimmen schallten zwischen den Scheunenwänden auf der abendlichen Landstraße doppelt laut; es war, als jage eine Meute Hunde mit Gecläff eine Kage.

Mitten in diesem Lärm hörte ich nach einer Weile,

wie über mir im ersten Stock des Gasthauses ein Fenster klirrend geschlossen wurde; und als die Amerikaner sahen, daß ich zu jenem Fenster hinausschaute, sagten sie wie aus einem Mund:

„Ah, die Österreicherin ist von ihrem Mondspaziergang nach Hause gekommen.“

Ich weiß dann nicht, warum ich mich beinah schämte, weiter unter den lärmenden Ballspielern zu bleiben und als ein Lärmer unter den sechs Fenstern auf der Landstraße zu toben.

Auch die Ausländer ließen plötzlich vom Spiel mit der jähen, abbrechenden Art, die nur Engländern und Amerikanern eigen ist. Dann sagten sich die Ballspieler „Gute Nacht“.

Eine Weile später stand ich oben an meinem Zimmerfenster, und unten lag die grau eingesponnene Landstraße. Der Mond stieg langsam auf die Scheunendächer, und ich wünschte mir, daß die Österreicherin neben mir im Nachbarzimmer schnarchen oder husten oder seufzen möchte, damit ich nach dem bestialischen ausländischen Geschrei wieder etwas primitiv Menschliches meinen Ohren zur Beruhigung geben könnte. Aber kein Laut drang aus dem Nebenzimmer, und meine kalkweißen Zimmerwände sahen mich in der Mondbläue endlos leer an wie Sanddünen.

Doch nicht lange danach, als ich meinen Kopf auf das Bettkissen legte und mein Blut sich vom Ballspiel beruhigt hatte, begann ein fremdartiges Geräusch, wie ein fernes Bienensummen, wie ein surrendes Uhrwerk im Kopfkissen.

Ich richtete mich auf, aber das Geräusch war dann nicht mehr zu spüren. Es war leer und still im Zimmer.

Ich drehte mein Kopfkissen mehrmals um und dachte, die Leinwand sei zu kalt und verursache mir Ohrensausen. Immer, wenn ich mich hinlegte, sumnte das Kissen, und wenn ich mich aufrichtete, war es still im Zimmer. Da kam ich auf den Einfall, mein Ohr an die gekalkte Wand zu legen. Auch die Wand sumnte. Ich stand auf und legte mein Ohr an den Spiegel, an den Schrank, auf die Tischplatte. Alle

Dinge im Zimmer hatten eine Stimme bekommen, als hörte ich ihre Selbstgespräche, sobald mein Ohr sie berührte. Alles Holz, alles Glas, alle Wände und die Leinwand und die Bettfedern in den Kissen, alle sprachen, wenn ich ihnen mit dem Ohr nah kam, als wäre in allen toten Dingen ein Blutkreislauf. — Dann verstand ich plötzlich mit einem wohligen Schauer dieses Geheimnis. Es war, fernher geleitet, die Stimme des Atlant. Die war durch die Erde in alle Erd Dinge gedrungen; der Atlant telephonierte mir durch die Erdleitung in mein Ohr. Der Atlant, den meine Augen heute noch nicht als Riesen hatten entdecken können, streckte sich mit Stimme und Bewegung riesig durch die Erddecke unter dem Hause fort und wiegte das Blut in meinem Leib und das Ohr auf dem Kopfkissen. Nun wußte ich: der Atlant war so mächtig, daß auch die Augen ihn nicht gleich zum erstenmal, wenn sie vor ihn traten, erfassen konnten; es brauchte Tage und Nächte, bis einem sein ungeheurer Anblick bewußt wurde.

Man stand vor dem Atlant wie vor einem Gott. Man war dicht bei ihm und sah ihn nicht; er kam erst stückweise an, drang ruckweise zur Erkenntnis. Erst teilte er sich den Ohren und dem Blute mit, ehe er sich den Augen hingab. Der Atlant ist wie die Seele eines scheuen Mädchens, ist wie Liebe unfassbar, auch wenn man Wand an Wand mit ihm wohnt.

Ich begann, von der Stimme des Atlant umsummt, einzuschlafen und hörte halb im Schlaf, wie im Nebenzimmer ein Fenster geöffnet wurde.

Sie sucht wie ich den Atlant, dachte ich einschlafend und sah das blasser Mädchen im Geist, mondweiß wie mein Kopfkissen, und sah sie halb im Traum drüben in ihrem Zimmer am Fenster stehen und das Scheunendach über der mond hellen Landstraße betrachten. Sie sucht wie ich den Atlant. Sie hat seine Stimme auf ihrem Kopfkissen gehört, und sie ist jetzt aufgestanden und sucht wie ich den Atlant.

Sie sucht wie du den Atlant, wiederholte mein summendes Kopfkissen während der ganzen Nacht

und sumimte den Saß durch meinen Schlaf bis zum Morgen. —

Der nächste Morgen rollte wie eine gelbe Goldkugel durch das Fenster, und allen Wänden und allen Dingen schienen gelbe luftige Kanarienvogelfedern zu wachsen. Es war, als könnten die Wände wie Kanarienvögel zwitschern, so froh, gelb glänzend und schallend hub der Tag an.

An diesem Morgen, als ich den Atlant wieder suchte, ging ich nicht über den kleinen Fluß zur Düne hinüber. Ich ging diesseits über den Kies und über Muschelboden am Flußufer entlang, vorbei an einer gewaltigen uralten schwarzblättrigen Eiche und dann auf einem Felsenpfad in die Klippenwelt hinauf. Die war wie aus rotem und braunem Kupfer geschmiedet, als läge hier eine Welt zu Schlacken zerschmolzen, brandfarben dicht bei einer riesigen blauen Flamme; dieses blaue Feuer schien an den brandbraunen Felsen mit Schmelzglut zu lecken. Jene gasblaue Feuerwelt war der morgendliche Atlant. Feuerblau wie eine geschlängelte Flammenzunge lief der Fluß drunten zwischen der goldsandigen, gelben flachen Düne in das Land. Dieses war im Hintergrund mit blühenden, weiß und rosig getupften Obstbäumen umstellt, und das weiße Gasthaus mit seinen sechs Fenstern glänzte an der weißen Landstraße, und dahinter im tiefsten Land lag ein graublauer Waldsaum, Wald hinter Wald.

Alles, was der Mensch sich landschaftlich Schönes wünschen konnte, war hier versammelt: grüne Roggenfelder auf dem Klippenplateau, lauschige Dorfhäuser, sonnenhelle Dünen, finster abstürzende, von Stürmen geschwärzte Klippenmauern. Und hinter den fernen Dorfhäusern blühen in weißem und rosigem Schaum die Obstbäume und sahen wie Scharen tanzender Mädchen aus, Mädchen in rosigen Ballkleidern auf grünen Feldern. Ach, käme doch einer der Bäume im blühenden Kleid als Mädchen verwandelt zu mir! dachte ich und sah mich einsam in der atlantischen Morgenwelt vor der feuerblauen Meeresflamme stehen und fühlte mein Herz trotzig wie eine

Welschnuß und hart und wünschte blühende Frauenwärme herbei, allmächtige Liebeswärme, die vom Himmel auf mich wie der Morgen fallen sollte, und die mich blenden sollte, wie der allmächtige, unendliche, rauschende, feuerblaue Wasserriese, der dicht bei der goldgelben Düne turmtief unter der Klippenwand lag.

Ich sah von der Klippe oben das weiße und blaue Mosaik der flachen Meereswellen, das sich verschob und ans gelbe Sandland antrieb, das Kommen und Gehen der Dünenbrandung; aber ich konnte das Schäumen der einzelnen Wellen hier oben nicht hören. Ich stand nur mitten in einem unendlichen Stimmenrauschen, das wie ein unterirdisches Getöse aus dem Atlant aufstieg, und das im Himmel wiederschallte und vom Land zurückhallte, so daß ich nicht wußte, woher die Stimme kam. Es konnte auch das Sonnenlicht, das runde, am blauen Morgenhimmel sein, das wie ein Riesengong im Weltraum dröhnte. Oder war es die Sehnsucht in meinem Herzen, die an meine Einsamkeit, wie an eine Trommel, donnernd anschlug. Oder ging irgendwo um mich herum, mitten vor dem blaufeuerigen Morgenmeer, vor dem morgengoldigen Dünenstrand, oder oben auf den Roggenfeldern, auf den grüspangrünen Wiesen, ein Mensch, dessen Schritte vor Traurigkeit auf der Erde und im Himmel widerhallten, und dessen Herz wilder verbrannt war von Leidenschaft als die zerbeulten rostroten und rauchschwarzen Klippentknochen. Diese Morgenwelt schien götterglänzend und irrsinnig zugleich, von blauem, ewigem, mörderischem Feuer und steinernen irdischen Grimassen angefüllt.

Ich ging über das wurzelbraune, alte, verdorrte Heidekraut der Klippenrippen und fand nach einer Weile im Sonnenschein die lange sonnenweiße Mauer einer Meerbeobachtungsstation. In der Ferne tiefer im Land standen die Reihen der verrenten Riesebäume aufgestellt, die ich gestern nachmittag vom Wagen aus bestaunt hatte, und ich entdeckte auf der Wiese einen großen Malerschirm, wie eine weiße Zeltkuppel am Rand eines grünen Roggenfeldes aufgespannt.

Unter dem weißen Schirm konnte entweder einer der Amerikaner oder die Londonerin oder die Österreicherin sitzen. Der Schirm stand schief; ich sah die Füße einer Staffelei und die Ecke einer Rahmenleinwand silberig-grau in der Sonne blitzen.

Ich bückte mich und pflückte ein paar feuerblaue Kornblumen aus dem grünen Roggen. Die sahen aus, als habe der Atlant draußen blaue Tropfen in die Klippenfelder gespritzt, und die Blumen waren so ernst, fast schwarzblau, als ich sie vom grünen Feld trennte und in der Hand trug, als wären sie die Blicke einer tiefen Traurigkeit, die an den Feldern hier vorübergeschritten sei.

Ab und zu Kornblumen pflückend oder einen von der Salzluft des Meeres halbtauben Schmetterling oder Käfer von einer grünen Roggenähre abstreifend, kam ich dem großen weißen Malerschirm immer näher.

Da fuhr ein Windstoß vom Meer auf. Der Schirm bog sich zur Seite und schwankte, als ob er fortfliegen wolle. Ich trat hin und sah, daß der Feldstuhl unter dem Schirm leer, daß die Malleinwand unbenützt und ein Kasten mit Farben und Bleistiften bei dem Windstoß vom Malstuhl gefallen war. Der Kasten war aufgegangen; einige Tuben und Pinsel und Bleistifte lagen am Boden verstreut. Ich sammelte die Dinge, legte sie in den Kasten und schloß den Deckel. Dann ging ich weiter und wunderte mich.

Aber ich konnte nicht sehr weit gehen. Ich mußte mich nach fünfzig Schritten auf einen Klippenstein setzen und den Malerschirm, die Staffelei und den Stuhl bewachen, als hätte ich die Pflicht, diese Dinge mit meinem Müßiggang vor dem frischen arbeitenden Wind, vor dem arbeitenden blaueurigen Meerespiegel und vor Himmel und Sonne zu beschützen.

Ich saß, bis es Mittag wurde und die Sonne senkrecht auf meine Knie brannte. Dann trollte ich mich, von Lust und Licht und Warten und Müßiggang erschöpft und unerquickt und verfolgt von Heeren verliebter Wahnvorstellungen, zurück über die Felder, den Fluß entlang zum Gasthof. Ich kam zu spät zu Tisch, alle Gedecke waren abgeräumt, alle andern

hatten Brot, Fleisch und Wein genossen. Auch der Platz der Österreicherin lag voll Brotkrumen, und Weinflecken auf dem Tischtuche zeigten, daß die junge Dame dagewesen war, indessen ich wie ein totes Ding im Feld über Heidekraut und Klippensteinen bei schlummernden Eidechsen über feuerblauen Wünschen gebrütet hatte, unwirklicher als dumpfe Hitzewolken, die am Himmelsrand liegen.

In den Nachmittagsstunden besuchte ich einen berühmten französischen Maler, der als seltsamer Kauz und Sonderling abseits von der Pariser Malerwelt in Poulbu in einem versteckten Bauernhause wohnt, wo er Bauernmädchen als Madonnen malt und alte Fischer und junge Matrosen als Heilige. Seine Bilder sind meistens nicht größer als der Deckel einer Zigarrenkiste und auf Holz gemalt.

Bei diesem Maler traf ich die junge Österreicherin auf der Treppe. Sie ging auf der schmalen Holzstiege an mir vorbei und grüßte mich zum erstenmal. Ihre Augen schienen ganz vertraut und natürlich geworden und hatten die Weltfluchtunruhe verloren. Auf der dämmerigen Leiterstiege des Bauernhauses, in dem der berühmte Maler B. sich eingenistet hatte, schien sie gut bekannt, denn sie machte mir Platz wie eine, die im Hause zu Hause wäre und mich als einen Gast bei sich betrachtete. Diese flüchtige Begegnung machte uns plötzlich zu guten Bekannten. Und am nächsten Morgen, als wir uns zufällig auf der morgengelben Sanddüne im blauen Dzeanlicht trafen und auch ich barfuß und mit den Stiefeln in der Hand ging, grüßten wir uns wieder und besprachen eingehend den feinen Sand unter den Füßen, und wie notwendig es sei, ohne Stiefel zu gehen. Die junge Dame war im Gesicht wunderbar rosig und weiß zugleich, wie ein Ei, das man vor die Sonne hält. Auch ihre nackten Füße gingen unterm regengrauen Rodemantel weiß im Sande, leuchtender fast als die weißen Kalkmuscheln, die auf den gelben Sandkristallen blizend, offen lagen.

Dieses junge Mädchen war im Morgen wie ein Stück vom Morgen selbst, so frisch, lebenverheißend,

anmutig und stark, und ihr junger Leib erschien mir wie ein Krug, der am Brunnen überfließt, und der wartet, daß ihn jemand heimhole.

Sie setzte sich auf einen Sandhügel, und ich saß einige Schritte vor ihr; wir hörten die Wellen hundert Meter von uns poltern, horchten auf dieses Anrennen und Verzischen des Meeres, das sich anhörte, als ob kaltes Wasser auf eine heiße Herdplatte ruckweise ausgegossen würde und ruckweise aufzischte, aufbrauste, stürbe und verdampfte.

Wir saßen still vor dem Gedröhne des Atlant, vor der Ehrlichkeit eines ungeheuern Elementes, das sich einseitig hartnäckig behauptete. In der Nähe des Mädchens, zu zweien, schien mir das Meer kaum wie eine Handvoll Wasser, denn des Mädchens Blut und mein Blut war ein größeres Meer, ein Atlant von Blut, der durchs Weltall zog, und der noch über die Sonne hinaus hoch in dem kupfervitriolblauen Morgenäther vor meinen Augen wogte.

Wir sprachen ein wenig von Gemälden, von dem Maler, den ich gestern besucht hatte, von seinen Madonna's und Heiligen. Und immer zischte in der Nähe die dunkle dampfende Riesenherdplatte des Atlant um unsere Worte wie eine Riesenleidenschaft. Die Morgensonne heizte den flüchtigen mehligten Dünenand, auf dem wir saßen, und der unter der Hand, die ihn berührte, leicht beweglich fortrieselte, wie der Sand einer Sanduhr. Aber unsere Worte waren so unnütz wie die Sandhaufen, wie die nie endenden, verzischenden, meilenlangen Wellengänge des Atlant vor uns; wir blieben beide nicht mit Worten und nicht mit unseren Gedanken aneinander haften. Mir schien: was wir sprachen, sagte jeder von uns zu sich. Es war, als löschte der geschlechtslose ungeheure Wassergott, vor dessen meilengroßem Angesicht wir hier auf der Düne saßen, alle Geschlechtsunterschiede im Blute aus und ließe unirdisch die Seelen zueinander reden, unsinnlich, ohne Erhizung, ohne Annäherung; gleichmäßig, wie der Pulstakt des Wellenschlages, einförmig ohne Erregung, wie die Ede des Dünenandes, in der jedes Sandforn billionenmal dasselbe Gesicht zeigt, wie die

Billionen mal Billionen Wassertropfen des Atlant stets das gleiche Gesicht zeigen.

Vor diesem Riesenmeer, das tagelang gewandert war und dicht bei uns seine Wasserwalzen landete, vor der ungeheuerlichen Geduld, mit der dieses Meer Millionen Jahre schon rauschte und echote und sich an den Sand wälzte, erlosch das Ichbewußtsein des Weibes und des Mannes. Und mit Schrecken, halb in Trauer und halb in Resignation, ließ ich vom Meer, vom Atlant, meine Augen hypnotisieren, so daß sie bald das junge Weib nicht mehr ansahen, so daß sie wie Fischeaugen ausdruckslos wurden, so daß sie hinausschwammen in die unsinnliche Ferne des Meerhorizontes, als wäre ich ein Badender, der von der Strömung widerstandslos in den Atlant gezogen würde, und dem das Ufer verschwände, und dem die Landlinie dünn wie ein Faden würde, den er kaum noch sähe.

Unser gegenseitiges Interesse riß in diesem Augenblick ab. Ich sagte, daß ich mein Skizzenbuch im Hotel holen wolle, und daß ich heute morgen gerne zeichnen würde, aber vergessen hätte, Bleistifte einzukaufen. Sie sagte, daß sie jetzt Briefe schreiben müsse; sie habe Bleistifte bei sich. Und sie empfahl mir eindringlichst eine neue Art Kohlenbleistift, Graphitkarbon, und schenkte mir ein Exemplar dieser neuen Bleistiftsorte. Dann trennten wir uns. Sie ging in die Dünen, ich am Fluß entlang zurück zum Gasthof.

Ich fühlte: sie und ich, wir waren von diesem Augenblick für einander zu guten Bekannten herabgesunken. Das fesselnde leidenschaftliche Betrachten, mit dem wir uns einander genähert und uns gesucht hatten, war vom Atlant verschlungen worden. Sie war für diesen Morgen Brieffschreiberin, ich Zeichner geworden. Und wir würden dies jetzt immer bleiben, fortgesetzt bleiben. So oft wir uns trafen, würde sie daran denken, Briefe schreiben zu müssen, indes ich dann vom Zeichnen reden würde, und wir würden uns beide nur dann einigen können, wenn wir vom Graphitkarbonstift sprächen.

Ich drehte das Geschenk der jungen Dame in meiner Hand hin und her.

Halb schien mir der Bleistift wie ein Clown, der mit schlechtem Wiß auf die Düne gekommen wäre, um sich über mich lustig zu machen, über mich und über alle Sehnsucht. Halb erschien mir der Stift wie die junge Dame selbst, die hinter den Sanddünen, barfuß weiterwandernd, verschwunden war. Mir war, als habe sich der junge, lebensvolle Mädchenkörper in einen hageren Bleistift aus Zedernholz und Graphitkarbon verwandelt. Und nie mehr könnte ich dies ändern und nie mehr den Bleistift in ein Mädchen zurückverwandeln, — das fühlte ich mit Sicherheit, mit Deutlichkeit, so sicher und deutlich, wie ich jetzt wußte, daß der Atlant alltäglich und unverschiebbar hier Millionen Jahre schon die Menschen verzaubert hatte.

Der Atlant war an allem schuld. Der alte Zauberer, — hatte der nicht stets Menschen verhexen können? Menschen werden Bestien, wenn der Atlant will, hatte mir gestern die Londonerin erzählt. Vor dreißig Jahren, wenn die großen Weinkaufsfahrtschiffe, von Bordeaux kommend, um nach England zu wandern, hier vor Pouldu vorüberzogen, hatten die Leute nachts einer Kuh eine Laterne unter den Bauch gebunden und diese auf dem Felsenplateau entlang getrieben, so daß die Schiffe sich im Kurs irrten und auf die Klippen auffuhren. Und wenn morgens von den gestrandeten Wracks die Leichen und die Weinfässer herbeischwammen, hatten die Leute nicht erst die Fässer von der Düne heimgeworfen, sondern gleich neben den Leichen den Fässern den Boden durchgeschlagen und kopfüber die Fässer ausgekostet. Am Abend hatte dann die ganze Dorfbevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, in Rotweinspfützen und im Rausche schwimmend, auf den Dünen steif und starr betrunken gelegen.

Heute hatte mir der Zauberer Atlant ein junges Mädchen in einen Bleistift verwandelt. Aber ich wußte nicht, daß er mich selbst am nächsten Tag in ein Käuzchen verwandeln würde, in eine Eule, die

nicht ins Licht sehen kann, die nur abends lebendig wird.

Als ich ins Gasthaus zum Mittagessen kam, erschien niemand beim Essen.

Die Londonerin und der eine Amerikaner waren, weil es morgen Sonntag war, nach Concarneau zum Besuch anderer Künstler gefahren. Beim Gasthof im Baumgarten hing heute an einem Seil ein nasser, frischgewaschener grauer Manchesteranzug. Und die Kellnerin sagte, der andere Amerikaner würde nicht zu Tisch kommen, da sein einziger Anzug gewaschen worden sei und am Seil in der Sonne trocknen müsse; der Herr liege deshalb zu Bett und warte auf seinen Anzug und müsse im Bett essen.

Ich saß also allein bei Tisch. Die Österreicherin kam auch nicht. Vielleicht hatte sie den berühmten Maler wieder besucht, der am Dorfsende in einem Bauernhof wohnte, oder sie war auf der Düne geblieben, die sie so liebte. Ich fragte die Kellnerin, was es am Sonntag im Lande Festliches gebe, und sie erzählte mir, daß im Wald ein ländliches Vogelfest stattfinden würde. Aus vielen Ortschaften brächten morgen die Bauern gefangene junge Amseln, Meisen, junge Raben und Eulen in Käfigen auf einen Waldplatz. Die Vögel würden dort verkauft, damit man sie dann fliegen lassen könne. — Dies Vogelfest war ein alter Bretonenbrauch; ich beschloß, am nächsten Mittag vom Atlant fort in den Wald zu fahren.

Am nächsten Nachmittag, als ich in den Wagen stieg, ließ ich durch das Dienstmädchen im Zimmer der Österreicherin anfragen, ob die junge Dame Lust hätte, mit mir zum Waldfest zu fahren.

Sie erschien am Fenster und sagte, sie habe noch rasch einen Brief zu beenden; aber wenn ich warten könnte, würde sie mitkommen.

Sie kam dann, und ich glaubte, da es schönes Wetter war, würde sie heute ohne Rodenmantel im hellen Kleid erscheinen. Aber sie war wie immer im Rodenmantel und schien sich um meinethwillen keine Mühe wegen ihrer Kleidung machen zu wollen. Ich

dachte: vielleicht hat sie, wie der Amerikaner, nur ein Kleid und will es durch den Rodenmantel schonen.

„Es ist so staubig hier auf den Landstraßen,“ sagte sie, als sie am Wagen erschien. „Ich hoffe, es stört Sie nicht, daß ich immer im Mantel bin, aber ich lege ihn nicht gern ab.“ Und sie wurde leicht rot, wie von den roten Polstern des Wagens beschienen.

Ich sagte ihr, ich hätte den Rodenmantel gern, weil er mich an meine bayerische Heimat erinnere.

Dann fuhren wir; und unterwegs am Dorfsende stieg sie einen Augenblick aus und warf ihren Brief in den Kasten.

Es war, als habe sie mit diesem Brief eine Last von sich abgeworfen. Sie atmete auf und war gesprächig, wurde munter und aufmerksam für alle Dinge am Wege. Sie winkte mit dem Taschentuch zu den Fenstern des berühmten Malers hinauf, als wir an seinem grüneingehegten Bauernhaus vorbeifuhren. Sie erzählte mir von Landpartien in Oesterreich und von Münchener Malschulen und lebte besonders fröhlich auf, als wir in den frischen, grünbewimpelten Maienwald unter Buchen und Eichen kamen und an lauschigen Waldplätzen vorbeifuhren.

Bald glaubte sie unter den Bauerngesichtern, die wir überholten, und die alle zum Vogelfest wanderten, bekannte Gesichter aus Deutschland zu erkennen, und manchmal lachte sie und meinte, eine ihrer kleinen Schwestern unter den Bauernkindern zu sehen. Des Waldes grüne Säle, die sich aneinanderreiheten, wurden ihr zu einem deutschen Familienhaus. Und als wir ganz tief zu den grünen Gewölben des Waldinnern hinkamen und die Erinnerung an den Atlant weit zurückblieb und die lauschige Waldenge voll Farrenkraut, voll Maiglöckchenblätter, voll blauer Waldglöckchenblumen den Blick an die nächste Nähe fesselte und nicht ins Unbegrenzte hinausgeschleuderte, wie der Atlant es täglich tat, da wurde des Mädchens Stimme immer inniger. Ihre Gedanken wurden zu warmen Blicken, mit denen sie alles teilnehmend und bewundernd betrachtete; und es schien, als wolle sie ein paar Augenblicke später im Wagen den grauen Rodenmantel,

der ihr von den Schultern rutschte, ablegen und ganz uneingewickelt, ohne Mantel und ohne Überlegung, der Waldwelt gehören.

Da hielt der Wagen. Unter fernen Büschen sah man viele Schultern, Köpfe und Beine von schwarzgekleidetem Bauernvolk, und auf der Waldstraße vor uns reihete sich, mit Laubwerk geschmückt, Wagen an Wagen, die aus umliegenden Bezirksstädten die Honoratioren hergefahren hatten.

Viel Pferdegestampf und Kutscherstimmen und dazwischen Mädchengelächter und das Gezwitzcher von hunderten eingesperrter Waldbögel drängte sich aus dem Waldinnern und auf der Waldstraße zu einem sonntäglichen Festgeräusch zusammen. Der ganze Wald schien zu wandern und sich zu drehen, denn viele Schatten von Menschen bewegten sich hinter den sonnenhellen Buchenzweigen und hinter den grauen Buchenstämmen. Und besonders wurde das Gezwitzcher und Gefrächze und Gepiepse von tausend Vogelstimmen immer lauter, als wir an die Waldblichtung kamen, wo gleich kleinen Holzgitterwänden tausend einfache Rohrkäfige übereinandergestellt waren, darinnen das Gehüpf und Gezeter von grauen und schwarzen kleinen Vögeln eine ungeduldige Unruhe hervorbrachte, als wäre der Wald hier an dieser Stelle, im Kreise dieser Rohrkäfigmauer, irrsinnig, geschwäzig und todesängstlich geworden. Die Füße der flatternden scheuen Vögel, ihre Schnäbel und ihr Gefieder schlugen an die Holzgitter der kleinen engen Käfige, und es war eine Qual, die Fluchtversuche zu sehen, das verzweifelte Rütteln an den Rohrstäben, daran die Schnäbel sich blutig hackten und die Flügel sich die Federn zerschlugen. Viele kleine Vögel saßen völlig erschöpft da, zerzaust, eingeschüchtert, den Kopf in einer Ecke des Käfigs versteckt und im Angstfieber unausgesetzt zitternd; und ihre Augen, die kleinen schwarzen Stecknadelköpfe, waren von der Lichthaut bläulich verschlossen, als hätten sie sich aus Scheu vor den Menschenungeheuern freiwillig in die Nacht des Nichts begeben und erwarteten hungrig und vor Schreck gelähmt den Tod. Es roch nach Vogelfedern und Vogelmist, und das Ge-

zeter der aufgeschreckten gefangenen Vögel nahm kein Ende.

Die junge Dame an meiner Seite zog ihren Rodemantel enger um ihre Schultern; sie wurde plötzlich vor all den wilden kleinen Gefangenen totenstill. Sie sagte lange Zeit kein Wort. Sie ging nur ernst von Käfig zu Käfig und schien als Malerin die Stellungen der ängstlich zusammengekauerten Vögel zu beobachten und schien keinen Sinn für das Leid der Tiere zu haben.

Als ich endlich vorschlug, ich wollte ein paar Vögel kaufen und sie fliegen lassen, sagte sie ruhig: „Kaufen ja, aber nicht fliegen lassen. Wozu sollen die Vögel frei sein! Solange die Tiere leben, sind sie so wenig frei wie wir Menschen. Man müßte die Vögel alle töten, — das wäre Freiheit! Die einzige wahre Freiheit ist der Tod. Finden Sie das nicht auch?“

Ich schaute verwundert die plötzlich bläulichen Lippen der Dame an und das von den Buchenblättern grün beschienene Gesicht. Und ich dachte nicht nach über das, was sie gesagt hatte; ich mußte nur denken: Die Dame sieht so totenbleich und glasgrün im Gesicht aus, als wäre der Wald ein grünes Aquariumwasser, auf dessen Grunde sie und ich hier gehen. — Und die Buchenstämme erschienen mir wie große Schlauchstengel von ungeheuren Meerblumen. Ich mußte an den Atlant und an viele Ertrunkene denken und an Wracks, die auf dem Meeresgrund lagen, und daran, daß ich heute im Hof des Gasthauses in Pouldu in der Hofecke, wo geschichtetes Brennholz lag, viele Schiffstüren und Schiffsplanken, auf denen Nummern und Namen standen, betrachtet hatte, — Reste gestrandeter Dampfer. Es war kaum zwei Stunden her, daß ich das im Gasthof gesehen hatte, und ich war über die Wrackreste gar nicht erstaunt gewesen. Jetzt erst, zwei Stunden später, kam der Schreck über den Anblick des Strandgutes in mein Bewußtsein. Mitten im Wald, im Grünen und im Waldgeruch und Waldgeblüh mußte ich an die Schrecken des Atlant denken, an die Ungeheuerlichkeiten der Todesängste von strandenden Menschen, die das Meer nachts in den

Stürmen scheu, irrsinnig und gelähmt, halb hoffend, halb verzweifelt, in den Gittern seiner Wellen gefangen hält, — das Meer, das mit den Todesgeängstigten spielt wie der Mensch mit den gefangenen und zu Tode verzweifelten kleinen Vögeln.

„Überall hier ist der Atlant. Sogar in den Wäldern rollt er hinter einem her mit seinen Erinnerungen,“ sagte ich zu der jungen Dame. „Ich bin müde von dem Riesen; ich liebe diese Gegend nicht; ich sehne mich nach dem Innern des Landes, wo der Atlant nicht nachkommen kann, der unheimliche Quäler und der ungebändigte Barbar.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte die junge Dame, „wie kann ein Mann so mitleidig mit den Tieren und den Menschen sein; Männer sind doch eigentlich niemals mitleidig. Sie sind der erste Mann, von dem ich höre, daß er den Atlant nicht mag. Es ist seltsam: wenn ich aufrichtig bin, so mag ich den Atlant auch nicht. Ich fühle mich drinnen in den Ländern, hinter Wäldern, Äckern und Gärten, wohler. Aber daß ein Mann dasselbe fühlt, hätte ich nicht gedacht. Ich dachte, Sie müßten, als einer aus dem starken, tyrannischen Geschlecht, den Kampf mit Riesen aufnehmen und herausfordern.“

Ich kaufte, ohne daran zu denken, was ich kaufte, einen kleinen, groben, plump aussehenden Vogel; der war von der Größe einer Wachtel und hatte einen Schnabel wie eine Falke. Und ich überlegte dabei, warum die junge Dame das Meer aufgesucht hätte, wenn sie Gärten mehr liebte als den Atlant.

„Ich fühle mich dem Leben gegenüber nicht wohl als Tyrann,“ antwortete ich ihr, indem ich noch überlegte. „Tyrannen sind Unglücks- und Unheilstifter glaube ich; die Tyrannen haben sich überlebt. Die Männer unserer Zeit genießen nicht mehr gern ihren Eigenwillen des Eigenwillens halber. Das taten die Männer der alten Zeiten. Der heutige Mann erkennt den Weltallwillen als seinen Willen an. Und wenn die Frau dasselbe tut, so finden sich Mann und Frau ohne Tyrannei in gutem Einvernehmen zusammen.“

Die junge Dame wurde plötzlich bleich wie das

fahle Wintergras, das vom Vorjahr noch stellenweise welk um die bleichgrünen Maiglöckchenblätter am Waldboden hing. Sie verlangte zum Wagen zurück. Sie sprach nichts mehr. Wir setzten uns wieder in den Wagen, und ich betrachtete den kleinen Vogel, den ich im Käfig auf meinen Knien hielt. Der Vogel hatte die Augen fest geschlossen, und sein Kopf war ein Büschel von grauen Federn. Man sah nicht einmal die Augendeckel; es war, als ob der junge Vogel ein runder Wollknäuel wäre. Er saß tot, zusammengekauert wie eine Kugel und teilnahmslos in einem Winkel des winzigen Rohrkäfigs.

Die Festmusik spielte jetzt einen altmodischen Bretonentanz, und wie schwarze Kreisel drehten sich die nonnenhaft düster gekleideten Bauernpaare auf dem Waldplatz; es war, als tanze man zu einem Begräbnis. Wie eine Schar rothäckiger Nonnen standen die zuschauenden Bauernmädchen unter den Waldbäumen und verdüsterten mit ihren schwarzen Klostertrachten das Sonnenlicht am Waldboden; und mit ihren weißen Krankenwärterinnenhauben gingen sie neben den schwarzgekleideten Burschen her wie Heiligenköpfe auf mittelalterlichen Holzschnitten. Ich fühlte, wie das Meer hier Frauen und Männer um Jahrhunderte zurückhielt, und wie das Meersalz die Gedanken zäh, eigensinnig und starrköpfig machte, den Frauen und den Männern im Land keine Freiheit gab, sondern ihnen eine ewige tyrannische Grenze setzte. Es war, als stünde der Atlant gleich einer unübersteigbaren Mauer vor den Stirnen hier am Land und machte alle Menschen zeitlebens zu Gefangenen, die in einem Gefängnishof in täglichem Kreisgang gehen, und die allmählich die Welt da draußen aus ihrem Bewußtsein verlieren und beim Anblick der ewig hohen Mauer verdüstert und verblödet werden.

Dann trabte das Pferd mit uns fort, und die Wagenräder rollten von dem Waldfest weg, das keinem Fest, sondern einer Folterkammer glich, in der die besten Geister der Luft, die kleinen Vögel des Himmels, tausend Angste ausstanden. Wir fuhren nach Westen durch den Wald hinaus, und der Schein des

Meeres kam uns schon tief im Wald glänzend unter den Bäumen entgegen, als führen wir auf eine lichterzuckende Kristallwelt zu, als bauten sich draußen durchsichtige Gebirge von Gläsern und Prismen auf. Auf viele Meilen sichtbar, schossen aus dem Atlant hohe Lichtbündel. Als der Wagen aus dem Wald auf die Landstraße rollte, wurde unser Pferd am Wagen winziger als eine braune Ameise, verkleinert von den hochgeschwungenen, blendenden Riesenfackeln, die der Atlant hoch in den Aether schleuderte. Es war, als sei das ganze Meer zu einer weißen explodierenden Sonne geworden, deren gezackte Korona mit weißglühenden Strahlenhörnern auf Meilen hinaus in die Himmelshöhe stieß. Das Licht hatte die Wassermauer verschlungen. Es schien, als wäre am Rande der Erde eine feurige Jenseitswelt gelandet, die eine Steigerung alles irdischen Lebens mit sich brachte. Und der Enthusiasmus, der allem Licht eigen ist, kam unserem Wagen vom Meer her entgegen wie ein großer Riesengott, der die Herzen aufregte mit grundloser Tätigkeit. Kein Mißtrauen, keine alten Vorurteile hielten stand vor dem blendenden Enthusiasmus des zu Feuer gewordenen abendlichen Ozeans. Und auch dem Pferd am Wagen, so schien es mir, waren unter der Weißglut des Lichtes die Hufe weggeschmolzen, und es wollte sich wieder wild und ungebändigt fühlen wie einst seine Ahnen auf den Steppen.

Verückt und hypnotisiert vom Meereslicht und erschreckt von den Sprüngen des Wagenpferdes, fragte mich die junge Dame, ob wir nicht aussteigen und, statt auf der Landstraße zu fahren, den Wiesenweg durch die Roggenfelder gehen wollten. Mir war es sehr recht. Ich ging gern dem lockenden Riesenfeuer des Atlant entgegen. Geblendet wie von großen zuckenden Scheinwerfern, gingen wir dann nebeneinander mit gesenktem Kopf und gesenkten Blicken auf einem engen Feldweg zwischen Rotdornhecken und kamen zu den grotesken, alten schiefgestellten Baumungeheuern. Bald aber war es uns nicht mehr möglich, an den riesigen Blendspiegel des Meeres auf diesem Wege näher heranzugehen.

Es war, als sollten uns die Augen getötet werden von den langen Lichtnadeln, die auch noch durch die Rotdornhecken schossen.

So setzten wir uns auf eine Rasenböschung in der Nähe der wunderlichen Bäume, von denen jeder aussah, als hätte er vielgestaltige Abenteuer erlebt.

Wir mußten erst nicht, was wir reden sollten, denn die Lichtmassen hatten unsere Gedanken nach allen Richtungen auseinander gesprengt.

„Ach, wenn die Welt doch nicht so schön wäre!“ sagte plötzlich unvermittelt der rote junge Mund des Mädchens. Und ihre beiden Hände fuhren streichelnd über die kleinen weißen Sternblumen und über die blauen Glockenblumen im Grase.

Als sie das sagte, war eben mit einem Ruck der letzte Schein der Sonne im Meer hinter uns untergegangen. Die grüne Welt stand im Schatten, und der Abend floss gleichsam in dunkeln feuchten Flecken aus den Hecken über das Roggenfeld vor uns. Vom Tag war nur noch eine Wolke von Wärme übrig. Die war wie ein lüsterner Geist, der umginge und sich einen Leib suchte, in den er hineinfahren wollte. Und der Taudunst, der plötzlich aus den Rotdornhecken kam, roch gleich einem alkoholischen Getränk, als gärten jetzt die Wurzeln in der Humuserde stärker als die Blüten in der Luft.

Unwillkürlich dämpfte ich meine Stimme, weil alles im Abend so unterirdisch wurde, und weil es war, als müßten auch die Menschen mit den Farben im Erddunkel versinken.

„Würden Sie sich vor dem Sterben fürchten?“ fragte plötzlich noch unvermittelter die junge Dame. „O nein,“ sagte sie weiter, „ich weiß: euch Männern ist alles so einfach. Leben und Sterben ist euch wie Zeitunglesen und Geldausgeben.“

Sie lachte gereizt, und ihr Gesicht wurde abenteuerlich. Sie hatte die eine Schulter hochgezogen und den Kopf darauf gelegt, als lehnte sie sich an einen fremden Menschen.

Für ein paar Sekunden blieb ihre Haltung etwas verwildert und grotesk, wie die verrenkten Bäume

vor uns am Heckenweg. Ein paar Haarsträhnen hatten sich beim Fahren im Wagen hinter ihrem Ohr gelöst und hingen auf ihren Rücken herab, ohne daß sie es wußte.

„Mit wem sprechen Sie?“ fragte ich teilnehmend. „Sie sprechen im Geist mit jemand, der nicht anwesend ist.“

Sie biß sich plötzlich auf die Lippen und antwortete nicht, nach einer Weile schüttelte sie heftig den Kopf, als habe sich ihr jemand aus den dunkeln Hecken unsichtbar genähert, und sie müsse ihn abweisen.

Bei dem Kopfschütteln glitt eine ihrer Schildpatthaarnadeln auf ihre Schulter und fiel ins Gras. Mit unheimlicher Ruhe wendete sie den Kopf nach der hingefallenen Nadel. Sie betrachtete die Nadel, ohne die Hand zu rühren, und ihr Mund wurde verächtlich, und sie sah auf die Nadel herab, als wollte sie sagen: Ich tröge jetzt auch aller Unordnung. Ich habe alles verloren, ich habe nichts mehr zu verlieren.

Ich erschrak beinahe vor der Aufrichtigkeit dieses Mädchens, das hier im Abend mit sich selbst Abrechnung zu halten schien. Sie starrte immer noch auf die Haarnadel im Gras, wie in einen Abgrund. Sie war in einem jener unheimlichen Seelenzustände, darin die kleinsten Dinge sich in Gespenster zu verwandeln scheinen und die Seele dem Irrsinn nahe ist. Jetzt seufzte sie ein paarmal, und plötzlich griffen ihre beiden Hände in das Gras und rissen Grasbüschel aus, als ob diese kleinen schmalen Hände die große Erde schütteln wollten. Und es wurde mir klar: dieses Mädchen neben mir war das Opfer einer gigantischen Verzweiflung. Ich versuchte, ihre eine Hand zu fassen und sie zu streicheln. Die Hand war wie die Kralle eines kleinen Vogels, war plötzlich wie vom Schrecken abgemagert und fühlte sich knöcherner an, als ich es mir vorgestellt hatte.

„Sprechen Sie sich aus! Sie haben ein großes Leid. Reden Sie sich das Herz frei!“ bat ich sie.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!“ rief sie. Und sie entzog mir die Hand und vergrub das Gesicht in ihre

beiden Hände. Und dann sagte sie dumpf: „Mir kann keine Aussprache mehr helfen.“

Und das Mädchen sprach aus der Dämmerung zu mir mit der Stimme eines reifen Weibes, das auf ein ausgelebtes Leben zurückschaut. Eine Weile war es dann still. Der Ozean rollte und hämmerte in der Ferne, als wäre ein lautarbeitendes Eisenwerk in der Nähe, wo Stahlhämmer dröhnten; und das klang vernichtend und donnernd, als ob da am Untergang der Erde geschmiedet würde und am Untergang alles Fleisches.

„Jetzt ist es genug,“ sagte sie plötzlich mit einem raschen Entschluß. Und ich sah, wie ihre dunkle Silhouette nach der Nadel im dunkeln Gras griff. Sie steckte ihr Haar zurecht, erhob sich, zog den Rodemantel enger um die Schultern, und mit wiedergewonnener Würde sagte sie: „Der Atlant macht irrsinnig; es ist, als ob er einem Tiefen einreden wollte, die die Alltagswelt gar nicht hat. Vorhin war er wie ein Feuerfest und prahlte mit Herrlichkeit und war nur ein Blendwerk; jetzt ist der Atlant ein Schatzten geworden. Hören Sie nur! Er tobt wie eine Hölle, die einer im Herzen getragen und von sich geworfen hat.“

Jetzt sprach in der Dunkelheit nicht mehr ein Mädchen, keine reife Frau, kein Mensch mehr zu mir. Es war ein Atom des alles durchdringenden Weltgeistes, das hier neben dem Atlant eine Stimme bekommen hatte, ein Wesen, das wie der Geist einer Toten aus dem Abenddunkel redete.

„Wie kann ein junges Mädchen, das jung, schön und gesund ist, die Welt und die Zukunft so argwöhnisch betrachten,“ sagte ich und versuchte ein wenig zu scherzen. Ich war aufgestanden und sah mich neben ihr, die zu einem Schatten geworden war, und die mir bei den zu Schatten gewordenen Hecken und Baumstämmen wie ein Stück der Feldebäume oder der schwarzen Hecke vorkam. Als wäre sie im Felde gewachsen und lebte wie ein schwarzer Ast Tag und Nacht unter freiem Himmel, so frei hatte sie sich von allen irdischen Grenzen fortgeredet. Mir schien, ihre Traurigkeit wäre schwarz übers Land geflossen und ihr Leid hätte

eine Nacht vor meine Augen und über das Roggenfeld und über den Himmel gelegt. Und in ihr grenzenloses Leid hinein glänzten nur ganz von ferne die Sternbilder der Fixsterne.

Ich wollte meinen Arm um sie legen, so wie das Dunkel alle Gegenstände zu Geschwistern macht und Arm in Arm mit Bäumen, Menschen und Feldern geht. Aber ich fand sie im Dunkeln nicht. Ich tastete an eine Baumrinde und stach mir einen Dorn der Hecke unter den Nagel meines Zeigefingers. Der blizartige Schmerz, der mich durchzuckte, als die Hecke nach mir gestochen hatte, machte mich plötzlich nüchtern und vertrieb den Scherz, mit dem ich das Unglück des Mädchens von mir hatte fernhalten wollen.

Ich fühlte, daß ein so großes Leid, wie es diese Frau trug, erregend und erschütternd war gleich der Liebe, die sie einem Mann hätte bieten können. Und ich wollte meine ganze Zuneignung diesem Schmerz widmen und mit dem Mädchen der Traurigkeit huldigen, wie ich vorher gern ihrer Jugend und Schönheit gehuldigt hätte.

Ich enthielt mich jeder oberflächlichen Bemerkung und ging an ihrer Seite. Unsere Schritte waren lautlos im abendnassen Gras und im mehligem Wegsand, und manchmal streifte ein Ast voll Blätter unsere Wangen, und die Blätter waren naß, als weinten die Sterne über diesem Mädchen in das Gras und in die Heckenblätter, weil das Mädchen selbst nicht weinte.

Während ich einem tiefhängenden Ast auswich, streifte mein Gesicht in der Dunkelheit ihr Ohr; und nach dieser Berührung verhüllte sich meine Besinnung wieder. Ich begann zu zittern und sehnte mich, dieses jugendliche traurige Geschöpf an mich zu ziehen und ihm und mir den Schmerzbrand, den seine Seele verbreitete, mit Küssen zu ersticken. Es wäre dann alles so einfach gewesen, dachte ich mir. Fühlt sie sich verlassen, ist sie einsam, und sehnen wir uns beide nach Liebe, nach dem feuerhellen Atlant der Liebe, wie er uns heute aus dem Wagen in die Felder gelockt hat, dann sollten wir jetzt nicht in der verfinsterten Nacht-

welt gehen und uns an Trauer und Dornen stechen. Wir sollten uns die lichterhelle Liebe erschaffen, sollten uns einander in die Arme nehmen und unsere jungen Glieder Feuer fangen lassen am entzündeten und verliebten Blut.

Dann würde die Nacht von einem Horizont zum andern aufbrennen und uns verbrennen mit Blut und Genuß, und aus Leid würde Seligkeit wachsen, Lebensfreude, die mit donnernden Füßen ankommen würde, wie jetzt der nahe, laut aufstampfende Atlant.

Die unreifen Roggenähren rochen nach kräftigem Erbsaft, die Rotdornheckenblüten dunsteten wie Wein, der verschüttet am Wege strömte; und aus Bauerngehöften, die irgendwo in Efeu eingewickelt hinter fernen Hecken lagen, kam der warme Geruch von Tieren und Herdfeuern. Wie der inbrünstige Atem alles Irdischen strich er durch die kühlen Blätter der Hecke, an der wir entlang gingen.

Da wimmerte nicht weit von uns aus einem Bauerngehöft hinter einer Hecke eine winzige Kinderstimme. Die winselte wie ein kleines gequältes Käzchen und nälste wie ein jammernder, dünnstimmiger Greis und war nicht zu beruhigen. Und man hörte am Laut, daß das Kind gewiegt und geschaukelt wurde, und daß es wahrscheinlich im Arm einer Mutter lag und vielleicht die Brust haben wollte, aber fassungslos quälte und alle Lebensnot in seine Stimme legte.

„Ein Kind,“ sagte das junge Mädchen neben mir, und ich fühlte im Dunkel, daß es stehen blieb und horchte.

„D ich bin so froh, daß Sie wieder reden,“ entfuhr es mir. „Ich bin wie erlöst von Ihrer Stimme, als ob es wieder hell würde,“ sagte ich aufrichtig.

„Ja, ich bin auch erlöst,“ sagte sie, „ich habe meine Traurigkeit überwunden. Die Kinderstimme ist mir wie liebliche Musik. Alle Verzweiflung schweigt, wenn ich bedenke, daß ich bald Mutter werde, — ehe das Jahr vergeht.“ Sie sprach wie zu sich selbst, als hätte sie sich den Satz nachts im Dunkeln an ihrem Schlafzimmerfenster, wenn der Atlant donnerte, hundertmal wiederholt. Und sie hörte den Satz jetzt kaum, als sie ihn zu mir sagte.

Aber ich wurde wie verwandelt von dieser Aufklärung. Ich weiß nicht mehr, was ich ihr antwortete. Ich glaube, ich sagte, daß ich das ganz selbstverständlich fände, daß sie ein Kind erwarte.

Dann bot ich ihr meinen Arm an, um die junge Mutter im Dunkeln zu stützen, damit sie nicht stolpere und sich und ihre Leibesfrucht verlege. Eine Madonnaheiligkeit umgab plötzlich dies junge Weib an meiner Seite. — Sie legte ihre Hand in meinen Arm und ließ sich führen, als ob ich der Vater ihres Kindes wäre.

Der Mond ging wie eine Lampenglocke aus Milchglas über dem Schornstein eines niederen Bauerngehöftes auf und beleuchtete jede Strohspitze des mit trockenem Dünengras bedeckten Daches. Feierlichkeit und Friede strahlten von dem Mond dort oben am strohgepolsterten Hausdach auf und herab. Es war, als stiege das Gestirn behäbig, gütig und sanft, wie der verkörperte freundliche Familiensinn, aus dem Schornstein der Bauernhütte. Dickbackig sah mich der Nachtkamerad an, wie das gutgenährte Gesicht eines Wickelfindes in weißen Rissen.

„Ich brauche Sie wohl nicht zu bitten, daß Sie mein Geheimnis keinem verraten. Ich bin, um mit meinem Geheimnis allein zu sein, von Paris an den Atlant gereist. Hier lebe ich in selbstgewählter Verbannung. Aber bitte, vergessen Sie es, wenn Sie noch länger hier bleiben, und wenn wir uns morgen wieder sprechen. Vergessen Sie es, wie ich heute erst irrsinnig verzweifelt war und dann irrsinnig aufrichtig wurde.“

Sie reichte mir die kleine, kühle Knochenhand, die mich wieder durch ihre Fleischlosigkeit erstaunte, die immer so rund und voll ausah, und sich doch wie die Hand einer Gestorbenen wächsern und knöchern anfaßte. Dann trennten wir uns im Ausgang des Gasthofes. Sie ging in ihr Zimmer, und ich suchte mein Zimmer auf. Und als ich die Thür schloß, war mir, als schließe ich einen Donner von Ereignissen hinaus, eine Reihenfolge von gewitterwolkigen Augenblicken, die ich in den Ohren noch wie ein Dröhnen

fühlte; als wäre ich an diesem Nachmittag über den ganzen Atlant hin und zurück und kreuz und quer zwischen lautsprechenden Brandungen gereist.

Mein mondhelles Zimmer umgab mich so licht, als ob es mit dem Phosphor aller schwülen Gedanken angefüllt wäre, als leuchte von der Decke und von den kalkweißen leeren Wänden blauglimmendes nächtliches Meerleuchten. Ich setzte mich auf einen Stuhl mitten im Mondschein und ließ das Zimmer wie ein Schiff schaukeln; und mein Kopf schwamm mir wie eine Nuß auf und ab auf den Ereignissen des Nachmittags und des Abends. Ein raschelndes Geräusch am runden Tische in der Zimmermitte weckte meine abwesenden Augen. Ich erkannte die Umrisse des kleinen Bogelkäfigs, den ich dem Rutscher anvertraut hatte, als das junge Mädchen und ich auf der Heimfahrt vom Waldfest draußen vor Pouldu den Wagen verlassen hatten. Die kleine junge Eule war wach geworden und sehnte sich nun in der Nacht nach Freiheit.

Manche Menschen werden wie die Eulen nur im Dunkeln wach und aufrichtig, sagte ich zu mir und zündete ein Streichholz an und beleuchtete den Bogelbauer. Mit mächtigen schwarzen Kugelaugen sah sich der dicke Eulenkopf nach mir um. Die Eule spitzte ihre Federohren wie eine Katze und sah mich an und sperrte hungrig den Schnabel auf. Ich nahm rohes Fleisch, das man mir auf einen Teller neben den Käfig gestellt hatte, und fütterte dann, als das Streichholz erlosch, im Mondschein die Eule wie ein Kind.

Mutter, hat sie gesagt, wird sie, ehe das Jahr vergeht. Mutter, überlegte ich. Und warum hatte sie das Gras ausgerissen und verzweifelt den Erdboden mit ihren schmalen Händen geschüttelt? Ein Mann, an den sie täglich Briefe schreibt, die sie draußen in dem Briefkasten am Dorfsende in den Kasten wirft, kann nicht schuld an ihrer Verzweiflung sein. Denn dann würde sie nicht täglich schreiben, wenn er sie verlassen hätte. Wahrscheinlich ist die Furcht vor den Eltern, vor den Anstandsgesetzen, vor der Heimat der Grund dieser Verzweiflung; die Furcht vor Nahrungsforgen

vielleicht auch. Diese kleine Eule hier im Käfig mußte jetzt ja auch verhungern, weil man sie von ihrer Mutter aus dem Nest genommen hat. Sie kann sich kein Fressen suchen. Wenn ich sie jetzt im Mond fliegen lasse, muß sie verhungern und wird von den Ragen auf dem Scheunendach geholt.

Das arme Mädchen mußte sich freiwillig hier an den Atlant in die Verbannung geben, mußte fliehen vor den grausamen Vorurteilen widernatürlicher Gesellschaftsgesetze! Wer darf einem Menschenherzen, wenn es liebt, ein Gesetz zur Hemmung der Liebe entgegensetzen? Wer darf so frevelnd sein, den Göttern der Liebe Geduld zu predigen, — Geduld, bis Heirats-scheine, Verlobungsanzeigen und Standesamtsbewilligung, Aussteuer, Möbel und Wohnung angeschafft sind. Darf die Liebe nicht aufblühen über Nacht wie Roggen und Rotdornhecken im Mai? Darf die Liebe nicht eines Abends über zwei Menschen kommen wie ein Sonnenuntergangsfeuer über den Atlant? Wie die Wärmewolke, die im Abenddunkel alle Wollust vom Tag in die Nacht hinüberträgt? Muß ich da erst Kreis-regierungsstempel, Stempelmarken und Zeugenunterschriften abwarten? Aller Triumph der Gottheit Liebe wird gebrochen, wenn die Liebe nicht heimlich, göttlich überraschend und nicht selig unerwartet zwei Menschen hinter den Maienhecken und im Abendtau überraschen darf. Ahnt die Menschheit nicht, daß sie die besten aus ihrer Gesellschaft verstößt, wenn sie impulsive, göttlich feurige Menschen zu kühlen Lebensrechnern umwandeln will? Wenn die Menschheit die Impulse nicht als Naturwillen und Gotteswillen betrachtet, wird aus dem freien, herrlichen Menschengeschlecht ein unfreies, berechnendes Ameisenhaufengeschlecht erwachsen, Ameisen, — denen die Regelung der Ameiseneierschutzfrage höher steht als die freie impulsive Zuchtwahlfrage der liebesheiligen Augenblicke. —

Ich zündete ein Streichholz an: da saß die kleine Eule satt und zufrieden im Käfig auf meinem Schoß. Ich hatte sie ebenso gut gefüttert und hütete sie vielleicht noch besser als ihr Eulenvater und ihre Eulenu-mutter, die sie nicht genügend vor den Nesträubern

geschützt hatten. Ohne Vater und Mutter könnte man zur Not weiterleben und aufwachsen; ob man auch ohne die Liebe der Geliebten satt und zufrieden leben kann, — das wissen wenige kurz und bündig zu beantworten. Das muß sich jeder selbst und nur für sich beantworten; und keiner darf Richter sein über seine impulsiven Nachbarn.

Als ich den Eulentisch auf den Tisch stellte und endlich eine Kerze anzündete, da fand ich einen Brief und ein Telegramm auf dem Tisch, die ich vorher nicht bemerkt hatte.

Der Brief war eine längst ersehnte Antwort und das Telegramm gleichfalls: ich sollte als Abgesandter einer geographischen Gesellschaft eine Reise nach Mexiko antreten; mein Schiffsplatz auf einem Dampfer der Bremer Norddeutschen-Lloydlinie war schon bestellt, ich durfte diesen Dampfer, der Southampton anlief, in den nächsten Tagen schon erwarten und mußte schleunigst zu diesem Zweck über St. Malo über den Kanal nach England reisen.

Also, der Atlantik sollte mich aufnehmen! Wäre ich heute abend in ewigem Feuer aufgegangen, so hätte mich das ewige Wasser nicht forttragen dürfen, dachte ich. So aber würde es gut sein, auf die unendlichen Wassermeilen hinauszuziehen, — besser, als hier am Ufer einer Begegnung nachzuhängen, die mich mehr erschütterte, mehr als es wahrscheinlich alle atlantischen Sturmnächte würden fertigbringen können. —

Am nächsten Tag hing ein wasserreicher Himmel draußen vor den Fenstern. Ich wanderte, ehe es zu regnen begann, noch einmal ans Meer; der Himmel hatte wie ein graues Löschpapier die Atlantikgrenzlinie in sich aufgesogen, und nur die weißen Schaumränder unten an den Klippenrändern zeigten in ihrer Beleuchtung, daß der Nebelhimmel einen großen lebenden Meerkörper einhüllte, der an den Rändern der Ufer zuckte und sich unter dem Nebel kommend und gehend krampfte.

Dann schossen die Wasser vom Himmel, als wären Wasserfälle in den Wolken, die senkrecht über die Landschaft stürzten. Die Zimmer im Gasthof wurden

dunkel, und der Sturzregen spülte an den Scheiben wie der Wellenschlag eines Meeres herab. —

Bei Tisch erschienen alle, selbst die Österreicherin aß nicht auf ihrem Zimmer. Sie saß beim Essen im Rodenmantel und mit dem Strandhut auf dem Kopf und fragte mich über den Bleistift aus, ob ich gut mit dem Karbonbleistift zeichnen könnte; und ihre Augen waren lebhaft erregt, wie das schallende Regenwasser, das draußen rund um das Haus tanzte und hallte.

Bei dem Wassergebrauch mußten alle sich lebhafter zuschreien, und die Wolkendunkelheit im Zimmer gab den Menschen ein unerwartetes Zusammengehörigkeitsgefühl. Denn die Regenfinsternis, die immer dunkler vom Atlant her über die überschwemmte Landstraße heraufzog, war wie der Anfang einer drohenden Katastrophe aufregend und machte alle Zungen geschwägig.

Man erzählte von Hochfluten, die so plötzlich hereingebrochen wären, daß in knapp einer Stunde das Wasser vom Meer her den Fluß ins Dorf getrieben hätte und im Gasthaus alle Zimmer unten hätten geräumt werden müssen. Und man zeigte sich im Esszimmer die dunkeln Wasserflecken an den gefalsten Wänden, die angaben, wie hoch das Wasser beim letzten Unwetter gestiegen war, — so hoch, daß die Seefische zu den Fenstern aus und eingeschwommen waren und sich in Eßtischhöhe im Zimmer getummelt hatten.

Ich erzählte darauf, daß ich am nächsten Morgen abreisen wollte: nach England, und dann über den Atlant nach Newyork und Mexiko. Und ich scherzte und meinte, der Atlant würde hoffentlich nicht vor meiner Abreise ins Haus hereinbrechen; ich wollte ihm ja gern schleunigst entgegenreisen, damit er nicht Lust bekäme, mich hier im Hause persönlich abzuholen.

Nun begann ein großes Hallo unter den amerikanischen Malern darüber, daß ich nach den Vereinigten Staaten reisen wollte. Und die Engländerin war erfreut, daß ich zuerst nach ihrer Inselheimat

fahren würde. Die Österreicherin war eine Weile still. Dann sah sie satt und scheinbar zufrieden vom Essen und von ihrem Teller auf, und ich mußte an die verlassene kleine Eule denken, die auf meinem Zimmer stand. Wir sahen uns beide einen Augenblick durchdringend und abschiednehmend an.

Da fragte sie mich schon: „Und wenn Sie abreisen, darf ich Ihre kleine junge Eule in mein Zimmer nehmen und sie füttern?“

Sie hat mehr Mutterinstinkt als Liebesinstinkt, dachte ich beruhigt und gab ihr mit Freuden die verlassene Eule. —

Am nächsten Morgen, als noch alles schlief und auch der Regen ruhte, sollte ich in dem Wagen, der mich vor drei Tagen auf dem Windmühlenweg an den Atlant gebracht hatte, nach Pouldu fahren.

Als ich mein Zimmer in der Morgendämmerung verließ, fand ich außen an meiner Tür mit Kreide große Buchstaben angeschrieben, die sagten: „Lebewohl und glückliche Reise über den Atlant nach Mexiko!“ Und die Engländerin und die Amerikaner hatten sich auf dem Türbrett großzügig unterschrieben.

Daß ich unter den langen weißen Kreidebuchstaben auf dem braunen Türbrett den Namen der Österreicherin nicht fand, stimmte mich etwas kopfhängerisch. Während in der alten dunkeln Bretagneküche unten im Haus ein Reisigfeuer pfachte, das meinen Morgenkaffee kochen sollte, ging ich im weißgetünchten Korridor auf und ab und betrachtete mit Behmut den europäischen Gasthof, den ich jetzt mit mexikanischen Hotels vertauschen mußte. Das ganze Haus war weißgetüncht und alle Treppen voll weißer Tünchflecken, da das Gasthaus sich für die Sommerzeit zum Empfang der Badegäste vorbereitete. Im Hof besah ich mir nochmals die aufgestapelten Planken, Türen und Türrahmen, — Überreste untergegangener Dampfer, die, als Strandgut angeschwemmt, hier aufgespeichert lagen wie Brocken, die dem alles zerkauenden Meer aus dem Maul gefallen waren. Ich sah im Geist die Klippen draußen, das Felsenufer des Atlant, das wie ein Riesenkiefer aufgesperrt lag, und sah die

Wellenfläche wie einen gähnenden glänzenden Schlund, der stündlich bereit lag, Weltteile und jeden Abend die Sonne zu verschlingen.

So verschlang mich jetzt das Leben draußen und trieb mich von der dreitägigen Begegnung am Atlant, von dem jungen Weib für immer fort. Und wir würden vielleicht kaum jemals eine Nachricht voneinander empfangen und weniger von den Schicksalen des andern erfahren, als man von untergegangenen Schiffen erfährt.

Ich stieg in meinen Wagen, der mit mir auf die Flussfähre fuhr, um überzusetzen, da ich diesmal eine andere Bahnstation als die, an der ich angekommen war, erreichen mußte, um mich nach St. Malo zu finden.

Die Morgendämmerung machte den sonst feuerblauen kleinen Fluß grau, und Wolken hingen einförmig wie dumpfe Matragen am Himmel und sperrten die Welt ein; die lange Düne lag wie ein Haufen Spinnweben in den Morgendünsten.

Ich sah mich auf dem Fluß nochmals nach dem Gasthaus um, das stand wie ein weißer Dominostein mit seinen sechs schwarzen Fensteraugen an der Landstraße. An einem der Fenster aber winkte ein kleiner weißer Fleck. Es war eine Hand mit einem Taschentuch, die da winkte, aber das Gesicht konnte ich nicht erkennen; es war von der Zimmerdämmerung beschattet.

Ich winkte mit meinem Taschentuch zurück. Dann rollte der Wagen mit mir in den Wald. Fluß, Gasthaus und dahinter die Küstenplateaus verschwanden.

Gewöhnlich, simpel und unsagbar dürstig empfand ich Wald, Felder und das Innere des Landes, als ich mich von der Gewalt des atlantischen Riesen und von der Gewalt der anziehenden Begegnung getrennt sah.

Viele Monate später, als mich in Mexiko nur noch der Graphitkarbonstift an die junge Dame am Atlant erinnerte und mich eine Wasserflut von tausenden Seemeilen von Europa und der Küste der Bretagne trennte, erhielt ich eines Tages von der Londonerin

einen kurzen Brief, worin sie mir mittheilte, daß die Österreicherin sich in Paris erschossen habe.

Ich hatte mich also getäuscht, dachte ich, als ich mich vom Schrecken dieser Nachricht etwas erholt hatte. Ich täuschte mich, als ich bei dem lebensvollen jungen Weibe mehr Mutterinstinkt als Liebesinstinkt voraussetzte. Denn die Londonerin schrieb, sie habe gehört, ein junger Pole, der in Paris der Geliebte der Österreicherin gewesen, habe die Dame aus Furcht vor dem Skandal verlassen, und sie selbst habe aus Sehnsucht nach dem Geliebten und aus Angst vor der Schande den Tod gesucht. Der Mutterinstinkt hatte sie nicht am Leben erhalten können, und sie hatte sich in sich selbst getäuscht, als sie an jenem Mondscheinabend bei dem Bauernhaus, in dem das Kind wimmerte, zu mir sagte: „Alle Verzweiflung schweigt, wenn ich bedenke, daß ich Mutter werde, ehe dies Jahr vergeht.“

Nun war sie eine Tote geworden, ehe das Jahr vergangen war; und ich hatte das Gefühl, als ob sie von der Küste fort, stehenden Fußes auf den Atlant hinaus gewandert sei, ruhelos suchend nach der großen unvergänglichen Liebe, die unter allen Meeren der Welt das endloseste und tiefste sein soll, — so wie sie gläubig am Atlant auf den Dünen es sich geträumt hatte, als die Kinderflöte im Sand mit der Lerche im Abend um die Wette musizierte und der Vollmond ihr nachging, der so weiß war wie ihr bleicher Anbeter jetzt, — der Tod.

2

Raubmenschen

Der Dampfer „Prinzregent“ vom Norddeutschen Lloyd war auf dem Wege nach Newyork.

Nun endlich hatte ich den langersehnten Atlant am Tage unter meinen Stiefelsohlen und nachts unter meinem schmalen Kabinenkopfkissen. Die ungeheure graue schwankende Wasserlinse hob und senkte sich draußen vor den Kabinenfenstern, als wäre rundum

ein unermessliches unterirdisches Wasserbeben, das nie endete. Und der große Lloydampfer erschien mir wie ein wanderndes Riesenschneckenhaus, das viele hunderte Menschen forttrug.

Immer fand ich: nirgends vergift man die Vergangenheit schneller als auf dem sich fortwährend verwandelnden Meer, und nirgends träumt es sich angenehmer von der Zukunft als auf einem vorwärts stampfenden Lloydampfer. So vergaß ich auch schnell die Begegnung am Atlant, die mir unauslöschlich ins Gedächtnis und ins Gefühl geprägt erschienen waren, noch in Southhampton, ehe ich mich auf dem Amerika-boat einschiffte. Das Gesicht der jungen Dame im Rodenmantel zerschmolz wie gewärmtes Wachs in meiner Vorstellung, und ich konnte es auf dem Atlant nicht mehr fest in seine sicheren Züge prägen. Alles, was ich zuletzt erlebt hatte, verließ mich wie der gewaltige Rauch aus den Schloten des Dampfers, der sich unförmig ballte, tief sank und als undurchsichtiger Kohlennebel hinter dem Schiff zurückblieb.

Mit dieser Begegnung am Atlant ist für mich natürlich keine große Leidenschaft verbunden gewesen, sagte ich mir, sonst würde das Erinnerungsgefühl in mir größer als der Atlant sein, sonst würde das Meer meine Sinne und meine Seele nicht berauschen, sonst würde ich taub sein gegen Wasser, Luft und Wanderlust, gegen Zukunft und Gegenwart und würde den Atlant als den grauen Rodenmantel der jungen Künstlerin ansehen, die Abendsonne als den runden Kopf der Dame und den Abendhimmel als den großen Malerschirm, unter dem sie immer auf den Klippen von Pouldu gefessen und gemalt hatte.

Mir war aber bald alle Rückerinnerung auf der schwanken Wassermasse verloren. Das quallenweiche Meer und der breite Wolkenhimmel darüber erschienen mir an grauen Regentagen zusammen wie der immense Magensack eines vorweltlichen Tieres, und das Schiff schwamm wie ein Happen zwischen den schlappen und knetenden Wolken und Wellen. Der Atlant fesselte alle meine Aufmerksamkeit; er gab meinen Sinnen festlich gruselige Vorstellungen.

Am Schiffsgeländer, wenn die Wellen wie grüne Glasgehäuse sich aufbliesen und zerplatzten, mußte ich mir sagen, daß ich tausende von Metern hoch über einem Abgrund wanderte, wie ein Seiltänzer auf einem Drahtseil, das zwischen dem Gletscher der Jungfrau und dem Montblanc gespannt wäre, und daß unter mir das Tal, das unendlich tiefe Tal des Atlant läge. So tief war der Abgrund, daß die Sonne durch das glashelle Wasser nicht mehr hinunterscheinen konnte und dort unten Fische ohne Augen in ewiger Blindheit lebten. Der Atlant beschäftigt den Neuling unausgesetzt.

Mit Bewunderung staunte man immer wieder, und erwartete zuerst fast in jeder Stunde einmal, daß das schwere massive Schiff, das mit arbeitenden Eisenmaschinen angefüllt ist, senkrecht untersinken und der Luft unterzutauchen nachgeben würde, und man beobachtete fast unglaublich, daß es wie ein korrekter Schwimmer ewig auf der Oberfläche des Meeres blieb, ohne Laune, ohne Ausruhen, und daß es scheinbar ohne Schwergewicht auf den Wellenwalzen fort-rannte.

An der Tafel im Speisesaal saß ich neben dem Schiffsarzt, der ein Münchener war, und der es sich, ebenso wie die Schiffsoffiziere und der Kapitän, angelegen sein ließ, die Herren und Damen bei guter Reiselaune zu halten und die Gesundheit der Seereisen zu loben; er wiederholte immer, daß die Reise über den Atlant als eine Nervenkur angesehen werden mußte, — etwas, was ich gar nicht verstehen konnte. Denn es gibt für schwache Nerven wohl nichts Aufregenderes, als das Bewußtsein unzählbaren Elementen auf Gnade und Ungnade für Tage und Nächte preisgegeben zu sein. Was hilft da die gute Luft, die man preist, und mag sie auch noch so bazillenfrem sein, wenn einen die Seeangst einmal packt, — die Angst vor dem ewig sich hin und her wälzenden Rücken des Atlant und die Angst vor dem Hohlraum darüber, vor dem Orkanloch, zu dem der Himmel jeden Augenblick werden kann, wenn er sich wie ein spitzer Trichter über dem Schiff oder am Horizont hin verengt, ver-

dunkelt von Wolkenqualm, daraus der Sturm wie eine gigantische Bestie aus einer Höhle heraus heult, so daß das Schiff mit allen Tauen und Rahen zu winseln beginnt wie ein getretener Hund!

Auch die Seetüchtigen, die Engländer und Amerikaner wurden, wenn ein Sturm zu lange tobte, ein wenig gelb im Gesicht, als wäre gelber Senf statt Blut in ihren Adern. Und nun erst die Deutschen! Die waren bald alle gelbgrün. Keine Dame erschien mehr an der Tafel, als der Sturm drei Tage dauerte. Nur eine amerikanische Journalistin, eine vielgereiste und kaltblütige, fescbe Dame, blieb an der lückenhaften langen Tafel als einzige Frau neben dem Kapitän sitzen, und sie ließ sich bei jeder Mahlzeit von allen Herren wegen ihrer Standhaftigkeit beloben und erschien auch stets in einer andern Toilette, in der sie leuchtete, nagelneu und in der Ferne wirkend. Trotz Sturmgepolter, trotz Salzregen und Wellenstürzen, die das Deck wuschen, ging diese einzige Gesunde nach Tisch mit uns auf die Deckpromenaden und lachte alle Gelächter jener andern Damen, die unten in ihren Kabinen krank lagen, und redete alle Gespräche, die die andern Damen nicht reden durften, so daß sie zuletzt auch den seetüchtigen Männern schlimmer erschien als der Sturmanfall und unbequemer den Gesunden als die Seekrankheit den Kranken.

„Immer gibt es so eine auf allen Meeren,“ sagte der Kapitän zu mir, „und sie werfen immer triumphierende Blicke umher, daß einem bei ihren Blicken ist, als flöge einem lästiger Kohlenstaub ins Auge. Und wenn sie sich einem Mann anschließen, sind sie so lustig und kühl ins Leere strebend wie ein Kinderluftballon, den man sich im Knopfloch festbindet, und der gar nichts mit der Erde zu schaffen hat.“

Neben meiner Kabine war die Kabine eines Ehepaares, junger Leute, die in der Schiffsliste als „aus Paris“ kommend eingeschrieben waren und als Beruf „artistes“ in dem Schiffsbuch angegeben hatten.

„Artistes“, sagte der erste Offizier, „das können Zirkusleute, Varietéleute oder Jahrmarktsleute sein. Die Dame und der Herr sehen aber gar nicht danach aus.“

„D ja,“ meinte der Münchner Arzt, „die Dame hat ihr Haar gefärbt, das sieht man auf eine Meile.“

„Solche gelbe Haare habe ich oft bei Engländerinnen gesehen,“ behauptete der Schiffsoffizier. „Sehen Sie sich nur die Wimpern und die Schläfenhaare der Dame an, die sind ebenso auffallend blond und nicht gefärbt.“

„Fragen wir doch den Ehegemahl,“ schlug ich scherzend vor, „oder die Dame selbst, ob ihre Haare gefärbt sind.“

„Wenn Sie die Dame zu fragen wagen, ob ihr Haar gefärbt ist, spendiere ich drei Flaschen Champagner,“ sagte der Kapitän, der eben auf dem Deck an uns vorbeiging und dem Rest des Gespräches zugehört hatte.

„D, das ist alles gar nicht nötig,“ rief die nie ausbleibende amerikanische Journalistin durch das runde Kabinfenster des Rauchsalons. „Ich habe die Dame bereits gestern interviewt. Sie färbt ihr Haar, sie hat es mir eingestanden. Sie kommt deshalb bei Regenwetter nicht auf Deck, weil dann die Farbe abgeht.“

Und wieder sandte die übergesunde Amerikanerin ihre Triumphblicke auf uns alle, denn ihr amerikanisches Haar war echt und färbte nicht ab; sonst wäre sie nicht im Unwetter täglich auf Deck gekommen. Dies riefen ihre Augen in allen Sprachen durch den Sturm-
lärm.

Nach diesem Gespräch vergaß ich die blonde Artistin nicht mehr und suchte sie an sturmfreien Tagen überall auf dem Deck. Ihren Mann, einen zarten, kleinen jungen Mann, beachtete ich erst gar nicht. Ich fand nur, seinem Aussehen nach hätte er gar nichts in Amerika zu suchen, denn er schaute viel zu verträumt und ein wenig langweilig vor sich hin. Wie hätte ich ahnen können, daß diese beiden später in meinem Leben einen Platz einnehmen würden, noch viel wichtiger als der, den in diesem Augenblick der Atlant in mir eingenommen hatte.

Nie vorher in meinem Leben hatte ich Europa verlassen, und ich wußte nicht, ob ich etwas verlieren oder vermissen würde, wenn ich die Kontinente wechselte. Vorläufig fühlte ich nur eine Neugier vor dem großen

Unbekannten, vor Amerika, und vor den neuen Schiffsalen, die mich dort erwarten würden.

Ich hatte mir niemals klar gemacht, daß ich Europäer war; bisher, wenn ich in Europa nach Rußland, Italien, Norwegen oder Frankreich und England gereist war, hatte ich nur gewußt und überall empfunden, daß ich geborener Deutscher war, — aber als Europäer hatte ich mich nur gefühlt, wenn ich zufällig einmal in Berlin oder Paris einen Amerikaner sprach, oder wenn ich einen Atlas aufschlug und die Erdteile mit dem Zeigefinger bereiste. Nun aber, je näher wir mit dem „Prinzregent“ ans Ziel kamen, desto unsicherer wurde ich vor dem großen Kontinent, der mich erwartete; und um dem Riesenerdteil ein Gleichgewicht an Selbstbewußtsein entgegenzusetzen, genügte es nicht mehr, daß man sich im stillen einen Deutschen nannte. Man mußte zu größeren Überblicken greifen und sich als Europäer fühlen, — nur so konnte man vor dem unermesslichen Einheitsland noch einiges Persönlichkeitsgefühl bewahren. Sonst würde man sich verschluckt gefühlt haben wie eine verlorene Boje im Atlant, sagte ich mir.

Einen Tag vor Newyork fühlten wir eisige Luft; und da es Mitte Juni war, fürchtete der Kapitän, wir würden schwimmenden Eisfeldern begegnen, die sich um diese Jahreszeit in den nördlichen Eismeeren loslösen und mit der Strömung südwärts der amerikanischen Küste entlang treiben.

Die Gefahr ist dann die, daß ein Schiff von solchen Eisflächen weit südwärts geschleppt werden kann und seinen Kurs aufgeben muß.

Das Wort „Eisberge“ brachte alle Passagiere auf Deck; und da der Sturm sich gelegt hatte und nur ein feiner Nebel fiel, erschienen alle Damen wieder. Auch die Dame mit dem gefärbten gelben Haar erschien an der Seite ihres Mannes, der noch kleiner und noch unscheinbarer neben der schönen, großen, elastischen Gestalt einherging.

Ich verwünschte im stillen die Journalistin, die mir verraten hatte, daß das Haar der schönen jungen Frau gefärbt sei. Denn ohne diesen Verrat hätte man dies seidige, feuergoldene Haar recht gut für

echtes Blond halten können, wenn es auch als ein sehr seltenes, kostbares Goldblond jedem sofort glücklich auffallen mußte. So aber, da die blonde Dame es der interviewenden Amerikanerin selber eingestanden hatte, daß sie sich das Gold mit Pariser Tinktur ins Haar färbe, hatte dies Goldblond, wenn es auch noch so natürlich schien, keinen nachhaltigen Reiz für meine Bewunderung. Denn ich mußte dabei immer die triumphierenden Augen der Amerikanerin sehen, die ihren Spottblick öffentlich vor allen Herren hinter dem Rücken der Dame über jenes Haar gleiten ließ.

Es regnete fein; und die Reisemützen tief in die Stirn gezogen, die Kragenmäntel aufgeschlagen, standen überall auf Deck Herren mit Feldstechern umher und suchten den Horizont nach Eisbergen ab.

Man erwartete bei jeder Kopfwendung, daß einer rufen würde: „Eisberg in Sicht!“

„Und dieses nennen Sie eine nervenberuhigende Fahrt, Herr Doktor?“ hörte ich den kleinen Mann der blondgefärbten Dame auf Deutsch zum Schiffsarzt sagen. „Erst Sturm, dann jeden Morgen, Mittag und Abend die gräßlich nervenerschütternden Trompetensignale der Stewards auf den Schiffspromenaden! Meine Frau bekommt immer einen Nervenschock, wenn der Trompeter mit seinem schmetternden Blechinstrument am Kabinenfenster vorbeigeht. Und nun, da der Sturm vorbei ist, stehen uns noch Eisberge zur Nervenglättung bevor?“

Der Münchner Arzt wußte nicht, was er sagen sollte. Er lachte und berief sich fortgesetzt auf Sauerstoff und Bazillenreinheit und auf das gute Essen, das wie in einem Hotel allererster Klasse wäre! Dann lief er davon und ließ den kopfgeschüttelnden jungen Mann stehen.

Der junge Artist und ich, wir sahen einander einen Augenblick an. Er schaute dann verächtlich lächelnd dem eiligen Doktor nach, und ich lachte auch. Damit war eine leichte Anknüpfung zwischen uns entstanden, ohne daß wir dies beabsichtigt hatten. Die junge Artistenfrau aber sah ins Meer, geradeaus; ihr Blick blieb eisig unberührt. Sie stand da, als reise sie als

einzigster Passagier ganz allein auf dem großen Schiff über den großen Atlant in das große Amerika, und ihr starrer Blick war so frostig, als könne er Eisberge erschaffen, wenn er wollte. Wie kann nur eine so hünenhafte und sichtbar großzügig und heroisch angelegte Frau an solche kleinliche Mittel wie das Färben ihres jungen Haares denken? mußte ich mich wieder fragen. — Ja, wäre sie älter und schon etwas grau gewesen, dann hätte ich diese weibliche Schwäche verstanden; aber so schien es mir lächerlich. Und trotzdem, je länger ich sie auf die Haarfarbe hin ansah, desto weniger konnte ich mir denken, daß sie mit einer andern, weniger goldenen Farbe so schön gewesen wäre. So heroisch, wie sie jetzt aussah, — dazu paßte das auffallende Goldblond, das im grauen Nebel immer noch leuchtete, als wäre es von Hochsommersonne durchtränkt, und das einem mitten auf dem Atlant, sogar mitten in der Regenstimmung, die Freude irdischer Erntetage, den Juli mit goldenem Roggen und senkrechter Sonne und den Oktober mit Rheinwein in schweren Humpen kräftig und großzügig vor die fünf Sinne hinstellte.

„Ich glaube, daß die Blonde eine große Opernsängerin ist,“ sagte der Kapitän zu mir, als ich ihn etwas später auf der Kommandobrücke besuchte und er meinen Augen folgte, die überall dem goldenen Heldinnenkopf der Artistin nachsahen. „Sie ist jedenfalls nicht alltäglich,“ meinte der erste Steuermann. Auch der Mann, der das Rad zwischen seinen Fäusten drehte, strich sich einen Augenblick den Schnurrbartspitzel und rückte seine Schultern männlich zurecht, als er der Dame drunten auf dem Deck nachsah, die ihren Kopf leuchtend wie einen goldenen Helm trug.

„Und ihr Mann zählt gar nicht mit,“ meinte der derbe Steuermann lachend, über die Schulter, zum Kapitän. Und ich fand das auch.

Wenn es eine Frau fertig bringt, die Aufmerksamkeit eines ganzen Dampfers vom Kapitän und von den Passagieren an bis zur Mannschaft zu erwecken, dann geht es doch nicht ganz mit natürlichen Dingen zu, dachte ich bei mir; und diese auffallende

Frau fing an, mir ein wenig unheimlich zu werden. Aber ich hatte nicht lange Zeit, mich eingehender mit den beiden Artisten zu beschäftigen. Am nächsten Mittag sollten wir schon in Newyork einlaufen. Beim üblichen Kapitänessen und dem darauffolgenden Abschiedsball am Vorabend der Ankunft blieben die Artisten unsichtbar. Sie erschienen erst wieder am nächsten Morgen, als draußen bei Coney Island der Lotse und der Hafenarzt auf den Dampfer kamen und ein paar Zeitungsjungen mit auf Deck kletterten, die den Passagieren riesige Newyorker Tageblätter verkauften.

Dies war der erste amerikanische Willkommgruß: Zeitungen!

Fünf Minuten später gab es von den Passagieren nicht einen, der nicht hinter dem Newyork-Herald, der Morning Post, der Brooklyn Times, dem Philadelphia Speaker und so weiter verschwunden gewesen wäre, mit Ausnahme des Artistenpaares, das am Geländer stand und dort streitend eine Sprache sprach, die mir Holländisch oder Böhmisches zu sein schien. Ich stand mit dem Rücken gegen sie; plötzlich schwiegen beide auffallend schnell, so daß ich unwillkürlich meinen Kopf nach dem Paar umwenden mußte, — und da sah ich, daß die blonde Dame weinte, daß die Tränen von ihren Wangen rollten, und daß der junge Mann mit seiner krampfhaft geballten, auffallend kleinen Männerhand dem Schiffsgeländer einen leichten Stoß gab, als wolle er damit das Schiff rascher vorwärts und aus einer peinlichen Situation fortreiben.

Das ist vielleicht ein Mädchenverkäufer, dachte ich, — irgend so ein schwarzhaariger Rumäne, Bulgare, Kroate oder Serbe, dieser junge schmalschulterige und unsichere Mann. Er war zu ungeduldig und zu verschwiegen zugleich und zu hitzig, um bloß ein Deutscher zu sein. Will er gar die Blonde in Newyork verkaufen, weil sie weint und aussieht, als würde sie von einem tragischen Schicksal über den Atlant geschleppt? Und ich lachte innerlich über diesen meinen plumpen Gedanken.

Die beiden Leuten wurden mir immer interessanter. In demselben Augenblick schmetterte das Trompetensignal, das zum letzten Mittagessen rief. Alle Zeitungen raschelten, und alle Köpfe der Passagiere erschienen wieder auf dem Schiff, mit Gesichtern, teils vom Lesen abwesend gemacht, teils erregt und gesprächig, als ob alle vom Lande aufs Schiff zurückkehrten.

Man setzte sich zu Tisch, die Damen waren vollzählig und schon in Straßentoiletten mit Sommerhüten auf den Köpfen. Nur die blonde Artistin hatte noch immer ihr warmes haselnußfarbened Reisekleid aus Manchestersamt an und hatte keine Promenadetoilette für Newyork angelegt.

„Die wird es aber warm kriegen im Samtkleid auf dem Newyorker siedendheißen Sommerpflaster,“ flüsterte mir der Münchner Arzt bei Tisch ins Ohr, mit einem spöttischen Blick auf die Blonde, die uns gegenüber neben dem ersten Offizier saß.

Sie sah noch etwas verweint aus; aber der junge Chemann war kaltblütig wie immer und beachtete es nicht, daß die Hand seiner Frau zitterte, wenn sie das Glas hob.

„Der Kerl ist empörend kaltblütig, der Mann von der Blonden,“ sagte ich leise zum Doktor. „Ich halte ihn für einen Mädchenhändler.“

„Um Gottes willen, sagen Sie das nicht laut!“ flüsterte der Doktor und klapperte heftig mit Messer und Gabel. „Dieser Mensch hört und sieht alles. Er ist mir unheimlich, wenn ich ihn auch nicht gerade für einen Mädchenhändler halten möchte.“

Ehe man noch das Dessert auftrug und die siebzehn Mann starke Hauskapelle des Dampfers Abschiedsstücke im Vorsaal des Speisesaales spielte, erhoben sich viele Passagiere, um die Einfahrt in den Hudsonriver zu sehen und das gigantische Newyork.

Der Doktor begleitete mich auf Deck und erklärte mir die Lage der Weltstadt.

Wir passierten eben die eiserne Freiheitsstatue, dahinter mit bläulichem Ton das Meer und die Küstensilhouette in silberblauem Metallglanz des Mittagslichtes uns blendete.

Die Riesenstatue sah wie eine kleine Bleisfigur mitten in den Riesenlinien von Meerfläche und Küstenflächen aus. Wie eine Nippfigur auf einer bronzenen Tisplatte. Der Doktor erklärte mir:

„Millionen Vögel schlagen sich jedes Jahr die Köpfe an der elektrischen Laterne der Freiheitsstatue entzwei, hunderte liegen jeden Morgen am Sockel unten tot.“

Ich stand noch und staunte und beklagte im Geiste die armen Vögel.

„Wissen Sie, was ich eben erlebt habe?“ hörte ich plötzlich neben mir den ersten Offizier zum Doktor sagen. „Die Blonde bekam, als sie aufgestanden waren, einen Weinframpf, und ihr Mann mußte sie vom Tisch fort in die Kabine begleiten. Er blieb aber nicht lange vom Tisch fort, sondern kam bald zurück und war durch diesen Zwischenfall wie verwandelt. Er begann gesprächig zu erzählen, daß seine Frau Amerika und Newyork hasse und es nicht erwarten könne, bis sie nach Mexiko kämen. Als sie hörte, daß wir jetzt nach Newyork kommen, wollte sie gar nicht in die Stadt, sondern sofort aufs nächste Schiff und nach Mexiko weiter, und ihr Mann konnte sie kaum beruhigen und kaum überzeugen, daß sie drei Tage bleiben müßten, da das nächste Schiff nach Vera Cruz erst am Donnerstag von Newyork abgeht.“

„Ach, da bekommen Sie ja weitere blonde Reisegesellschaft bis Mexiko,“ rief mich der Doktor an.

Aber ich hatte jetzt keine Zeit und hörte nur halb hin, — ich mußte Newyork erwarten. Und das Leiden der amerikahassenden Europäerin interessierte mich augenblicklich gar nicht. Der erste Offizier sprach weiter: „Es ist ganz unmöglich, daß die beiden rätselhaften Menschen Artisten sind. Als ich ihn danach fragte, lächelte der junge Mann hochmütig, als wollte er sagen: Sie verstehen ja auf diesem Schiff doch nicht, was ich bin.“

Der Offizier wurde jetzt gerufen und lief fort. Der Doktor sagte zu mir: „Am Ende ist er Arzt wie ich und will das gelbe Fieber in Mexiko studieren. Er

könnte gut ein Arzt sein. Er hat neulich ausgezeichnete Sachen über Therapie gesagt."

Ich sah mit dem Fernglas über den Meerarm und hörte nur mit einem Ohr die Neuigkeiten über die beiden Artisten an.

Unregelmäßig hoch in die Luft geschossen, erschienen in der Ferne Reihen von seltsamen viereckigen hohen Schornsteinen, wie ich sie in solcher Breite und Höhe vorher nirgends auf der Welt gesehen hatte.

"Was ist das?" fragte ich ahnungslos den Doktor.

Er lachte. "Die Wolkenfräher," rief er dann. "Wer das noch nie gesehen hat, glaubt nicht, daß Neuyork einen solchen Eindruck machen kann. Sieht es nicht verrückt aus, dieses Neuyork?"

Ich konnte nicht antworten. Ich schüttelte nur staunend den Kopf. Meine gewaltigsten Vorstellungen von der Wolkenfräherstadt waren hier überboten.

Diese Bauten dort in der Ferne waren wie ein regelmäßiger vorweltlicher Wald, der senkrecht in die Luft ragte. Dann, als die Fensterreihen erschienen, die nicht in die Breite, aber wie an Leiterspießen in die Höhe gereiht waren, da wurde mir, als käme ich nach Babylon, aber ein Babylon, wo nicht nur ein Turmbau, sondern hunderte von Turmbauten in den Himmel wollten.

Im Mittagsdunst glitzerten, noch viel höher als die höchsten Turmbauten im blauen Sommertagbrodem in der Ferne, in blaugrauer Höhe ein paar Drähte.

"Was Sie dort im Himmel zwischen den zwei gelblichen Hitzwolken für Drähte halten," sagte der Doktor, "das ist das massiv eiserne Gerüst der riesigen Brooklynbrücke, die über den Meerarm geht. Darüber laufen Eisenbahnzüge, Lastwagen und Passagiere in drei Etagen übereinander."

"Es sieht ja nur wie ein paar Drähte aus, hoch in der Luft," konnte ich nur staunend stottern und war sprachlos und hatte vor den ungeheuren Massen, die einem beim Eingang nach Neuyork auf die Nerven fielen, nur den Ausruf übrig: "Doktor, und eine

Reise zwischen Bremen und Neuyork nennen Sie eine Nervenkur?“ Kein Europäer, der nicht hier war, hat eine Ahnung davon, wieviel Nervenkraft er sich allein für den Anblick von Neuyork mitnehmen muß. Schwache Nerven halten diesen Anblick gar nicht aus und beginnen vor dem alles Menschliche und alles Europäische überbietenden und fast gruseligen Anblick dieser Gigantenstadt zu verzagen.

London, Paris, Petersburg, Rom, Berlin und Wien sehen ja wie das künstliche Hirtendörflein Trianon der Marie Antoinette daneben aus. Nirgends in Europa stehen einem die Haare so vor Staunen und Schrecken zu Berg wie hier vor dem unheimlich riesenhaften Neuyork.

Über diesem Staunen, erfüllt von den unerwarteten und nie erlebten Eindrücken, vergaß ich im Trubel der Landung sogar, dem plötzlich vielbeschäftigten Doktor Lebewohl zu sagen. Auch das Artistenpaar hatte ich vor dem Kolos Neuyork, ebenso wie den Atlant und wie die ganze Seefahrt, im Handumdrehen aus dem Gesicht verloren. Als ich dann den Fuß von der Landungsbrücke setzte und im Zollhaus der Docks von Hoboken die neue Welt, den gewaltigen und selbstbewußten Kontinent, betrat, war ich sofort willig mehr Amerikaner als Europäer geworden.

Drei Tage hatte ich Zeit, mir Wolfenkrager, Brooklynbrücke, Zentralkpark und Hudsonriver in der Nähe anzusehen. Innen in der Stadt hatten die Straßen, die, eingefast von den himmelhohen Häusern, wie enge Gassen wirkten, etwas sehr Gemütliches, und das Gigantische, das die Silhouette Neuyorks vom Meer aus einflößte, war im Stadttinnern nicht mehr beklemmend. Die neuzeitliche, eilige, fast lautlose Verkehrsart, die nirgends durch altmodische Einrichtungen und nirgends von schwerfälligen Traditionen gehemmt war, gab dem Neuling den Eindruck großer intelligenter Leichtigkeit, Zweckmäßigkeit und materieller Gediegenheit. Überall eilten, wie schnelle Schatten, Eisenbahnzüge durch die Luft, elektrische Tramcars gingen fast ohne Geräusch und Autos mit

Gummireifen wie auf Teppichen. Pferde sah man kaum noch in dem Zentralpark, nirgends Hunde oder Sperlinge oder gar Kanarienvögel wie im guten Dorf Europa, da drüben über dem Wasser.

Sehr überlegen, dachte und sprach ich schon am ersten Abend zu mir über Europa, als ob ich ein Stockamerikaner von Geburt wäre, und als ob ich mich schämen müßte, ein bäuerischer Europäer zu sein.

Ich hatte eine verheiratete Schwester in Philadelphia, die ich am nächsten Nachmittag auf ein paar Stunden besuchte. Als ich eine ihrer Töchter, die Griechisch und Latein wie ein Junge studierte, fragte: „Willst du mich nicht mal nächstes Jahr in Europa besuchen?“, da antwortete mir die junge Amerikanerin: „Ach Dufel, komm doch lieber dann wieder zu uns herüber. Was soll ich denn da drüben in dem altmodischen Europa! Bei uns ist doch alles viel neuer.“

Das altmodische Europa da drüben ...!

Als ich am Abend wieder von Philadelphia nach Newyork zurückfuhr, riefen die Eisenbahnräder unausgesetzt im Takt: „Das altmodische Europa da drüben! Das altmodische Europa da drüben!“ ...

Aber am dritten Tag atmete ich doch bei dem Gedanken angenehm auf, jetzt einen Dampfer nach Savannah und Vera Cruz besteigen zu können und nach dem heißen Asphaltpflaster und nach der Strenge der künstlichen Millionenstadt das natürliche Meer wieder sehen zu dürfen und Meerluft einatmen zu können, glücklich wie eine freie Wolke.

Vor allem jagte mich der Zahlenspuh aus Newyork. Fortwährend wurde man von Zahlen tyrannisiert; und daran, daß ich mich nicht an das Behalten von hunderterlei Zahlen gewöhnen konnte, erkannte ich mich doch immer wieder als unbeholfenen Europäer dem zahlenliebenden Amerikaner gegenüber.

Fragte ich nach einer Schiffsbagentur, nach einem Magazin, nach einer Firma, so hieß es immer ungefähr so: 164. Straße, 52. Block, Hausnummer 3978, Telephon 71—63—29, Lift 16, in der 34. Etage. Wehe, wenn eine Ziffer einer Nummer dir entfiel! Fragtest

du zum zweitenmal, wurden dir von neuem wieder alle acht Zahlen heruntergeschnurrt mit einer Schnelligkeit, als ob ein Blitzzug mit einer Reihe glitzernder Fenster dir vor der Nase davonföhre.

Ich verließ also, zur Weiterfahrt nach Mexiko gerüstet, Neuyork aufatmend wie ein Bauer, der sich ein paar Stadttage geleistet hat und jetzt zum Misthaufen heimkehren darf. Und dabei war ich seit Jahren in Berlin, Paris und London zu Hause wie ein Stallhase in seinem Stall. Aber Amerika und die amerikanische Milliardenstadt Neuyork waren mir so neu, als ob ich ein einfältiger Hinterwäldler wäre, der vorher nie seinen Dachstuhl verlassen hätte.

Ich war im „Hollandhouse“ in der Fifth Avenue abgestiegen. Diese Straße, die auch die Millionärstraße benannt ist, war mitten in Neuyork immer noch eine der verhältnismäßig stillsten Straßen, da dort nur Autos und keine Hochbahnen rannten. Ich verließ am dritten Tag nach dem Lunch das Hotel, um noch einen Spaziergang auf dem Broadway zu machen, denn ich mußte erst am Spätmittag am Hafen sein, wo mein Schiff nach Mexiko abging.

Der Straßenasphalt brannte mich durch meine Stiefelsohlen, so heiß war er; und wie die gespannte Atmosphäre in einem Hochofen stand strahlende Hitze zwischen den Häuserblöcken. Ich hatte in den Zeitungen eben erst gelesen, daß hier täglich Hunderte von Personen am Hitzschlag starben, und daß Hunderte von Menschen nachts vor Hitze nicht in ihren Wohnungen, sondern auf den Dächern, auf den Hudsonflußdampfern und auf den Bänken in den Squares schlafen mußten. Die Hitze strahlte jetzt auf mich, um zwei Uhr nachmittag, von vier Seiten: von dem Sonnenbrodem am Himmel herunter, senkrecht herauf vom gespannt heißen Asphalt und links und rechts aus den riesigen Steinprismen der an zwanzig und dreißig Stockwerke hohen, glühendheißen Mauermassen.

Man fühlte sich von jedem Haus heiß angehaucht, als wäre es mit flüssigem, weißglühendem Stahl angefüllt, und als könnten sich die Blutmassen durch die

Myriaden von weißblendenden Fenstern jeden Augenblick über einen ergießen. Ich konnte kaum atmen: die Luft brannte mir in den Lungen wie der Asphalt unter den Stiefeln.

Ich hatte den Broadway noch nicht erreicht, da schien es mir, als schloße man droben über den dreißig Stockwerken der Häuser den Himmel mit schwarzen Eisendeckeln zu, mit Deckeltüren, wuchtig wie an eisernen Tresoren.

Es waren Gewitterwolken, die sich so tief in die Straßen senkten, daß die obersten Stockwerke in dem dämonisch dunkeln Qualm aussahen, als sollten alle Menschen, die dort oben wohnen, vom Himmel erstickt werden.

Ich erreichte dann beklommen den Broadway und stand einen Augenblick vor der Office des Newyork-Herald und sah den hinter mächtigen Glasscheiben arbeitenden Riesenrotationspressen zu, die mächtige Bänderrollen von Papier zu verschlingen schienen, und die in ihrem Papierhunger wie fressende eiserne Ungeheuer mit kauenden Metallzähnen hinter den Spiegelscheiben der Schaufenster Meilen von breiten Papierstreifen unausgesetzt in sich hineinschluckten.

Zugleich flog über mir im Dunkel des Himmels ein blauer Blitz nach dem andern durch die Wolken und beleuchtete kraß die Schnellpressen vor mir, so daß die Stahlräder und Stahlzylinder der Maschinen aussahen, als ob sie beim Papierkauen Funken spien.

Es regnete nicht, es donnerte auch noch nicht; um so heißer war es jetzt in den Straßen, deren Luftlücken droben von Elektrizitätsmassen wie verstopft schienen.

Ich überlegte eben, daß ich, wenn ich nicht auch einem Hitzschlag erliegen wollte, wie Tausende täglich in Amerika, wohl besser täte, ein Automobil zu nehmen und nach dem Hafen zu fahren, damit ich aus den Hochglutspannungen der Dreißigstockhäuser in eine leichtere Atmosphäre käme.

Da wurde mir im Rücken heiß, als wenn mir mein Rock am lebendigen Leib hell aufbrannte. Ich sehe zugleich alle Maschinen hinter dem Spiegelglas

weiß werden, als würden sie zu Aluminium, und waren doch eben noch dunkler Stahl gewesen. Ich habe keine Zeit, mich umzuwenden. Die Spiegelscheibe zerplatzt mit einem Klang, als zerspringe ein Instrument, dem alle Saiten plakten, und das von Schellen-gerassel begleitet wurde. Ich fühle: es geschieht etwas Grauenhaftes. Den Kopf über die Schulter zurückgewandt, sehe ich hinter mir große weiße Flammen fortzugen, verstehe aber nicht gleich, woher die Flammen kommen, die wie wogende Reihen weißer Fahnen durch die Luft jagen.

Da packt mich ein Arm, und es zieht mich mit einem Ruck ein Mensch zu sich.

Ach, die blonde Dame! riefen plötzlich meine Augen meinem Herzen zu. Die blonde Dame stand neben mir. Aber ihr Gesicht entsetzte mich, als ich es dicht in der Nähe sah: es war blaurot wie die Kropfhaut eines Truthahnes. Ich hörte Männer, die riefen: „Kurzschluß! Die Hochbahn brennt!“ —

Dann weiß ich nicht mehr, wie alle Ereignisse der Reihe nach folgten; und oft habe ich mich seitdem besonnen, um mir den Gang der Erlebnisse klar zu machen. Ich höre immer nur Hilsegeschrei, Hilserufe aus der Höhe, von der Seite, aus der Tiefe, und sehe die Augen der Blonden, die sich mit beiden Händen, während ihre Augen wie zwei Kreisel vor mir tanzen, an meinem Spazierstock krampfhaft festhält, so daß ich nicht weiter gehen kann, ohne meinen Stock in ihren Händen zu lassen. Menschen in Arbeitskitteln und nach Druckerschwärze riechend, Metall- und Maschinengeruch, vermischt mit einem ägenden Schwefelgestank, waren plötzlich rings um mich und die blonde Dame, die an meinem Stock zerrte; dabei klingelte es fortwährend in den Lüften. Ich begriff nicht gleich, daß tausend Fensterscheiben plakten, sondern glaubte einen Augenblick, es klingelten mit Schellen behangene Zirkuspferde, oder Schlitten-geklingel würde irgendwo als Reklame nachgeahmt. Ich dachte und verstand nur, daß entweder ich oder die ganze Stadt um mich plötzlich vor Hitze wahnsinnig geworden sei.

Die Blonde erzählte mir später oft, wenn wir diesen Schreckensaugenblick besprachen, daß ich immer gerufen hätte: „Davon wird es nicht besser! Lassen Sie doch meinen Stock los! Davon wird es nicht besser!“

Ich weiß nicht, ob ich das sagte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich begriff, daß ein mächtiger Kurzschlußbrand entlang der ganzen elektrischen Hochbahn, deren Damm auf der andern Seite der Straße lag, entstanden war. Elektrische Stichflammen von der Größe riesiger Geisire fuhren wie blendende Strudel dort oben vom Bahndamm in die Lüfte. Zugleich sah ich einen brennenden, menschengefüllten Zug in der Ferne stillstehen; sah die Waggon, aus denen rote und gelbe Brandfeuer und Rauch quollen und Menschen wie Akrobaten sprangen, — springende Menschen, die aus der Ferne anzusehen waren wie Rudel von dressierten Flöhen, die vom haushohen weißlohenden Bahnkörper in die Straße hüpfen, um wie kleine schwarze Kleiderbündel auf dem weißen Asphalt liegen zu bleiben.

Dann weiß ich nur noch, daß ich zu den leblosen Kleiderbündeln eilen wollte, daß aber die Blonde rief: „Sehen Sie denn nicht? Der Asphalt beginnt zu rauchen! Alles brennt! Ach, wenn ich doch bei meinem Mann wäre! Ach, mein Herr, ich will nicht ohne meinen Mann sterben! Ich will nicht — ich will nicht sterben!“

Das erweichte meinen Willen, der durchaus zu den regungslosen Menschenkörpern wollte. Ich begriff, daß hier keine Zeit zum Helfen war. Ich sah, daß das brennende Metall der Bahnschienen schmelzend von dem Bahndamm in weißdampfenden Bächen auf die Straßen rieselte und den Asphalt in Brand setzte, der sich plötzlich schwarzqualmend wie die Haut eines lebenden Tieres in der Hitze zu krümmen begann und zu prasseln.

Ein, zwei, zehn Menschen, blutüberstömte Gesichter, eine Frau in Trauer, deren schwarzer Trauerschleier gelbes Feuer gefangen hatte, stürzten heulend wie Irrsinnige in die nächsten Häuser. Und immer noch

sah ich in der Ferne Gestalten vom Fahrdamm hüpfen. Immer, wenn der Rauch sich zur Seite bog, sah ich mit hochgehobenen Armen Hüpfende, die sich in der Luft überschlugen.

Ich hatte von der plötzlich totstummen Blonden kein Wort mehr gehört. Um uns klingelten Glascherben. Ich ließ ihr meinen Stock, den sie festhielt, und riß sie am Handgelenk vorwärts. Dabei mußte ich deutlich an ein Bild aus der Doréschen Bibel denken: die Flucht Loths aus dem brennenden Sodom. Die wahnwitzig weißen Flammensächer fuhren droben auf der Hochbahn immer noch wie weiße Serpentintänzerrinnen unheimlich vorbei, und die tausend Glascherben, die aus den Häusern oben herabstürzten, von den elektrischen Flammen wie zu Staub und Mosaiksteinchen zermalmt, überschütteten uns beide auf unserer Flucht, aber der Schreck hatte uns wie immun gegen jede Verletzung gemacht. Ich lief vom Bahndamm mit der Blonden im Arm in eine Seitenstraße, wo Reihen von Autos eingepfercht standen und tausende von Menschenköpfen, durch weiße Feuer beleuchtet, uns Platz machten.

Raum waren wir gerettet, kaum saßen wir in einem Auto, so fiel die Blonde bleich in die Lederkissen zurück, schloß die Augen und sagte: „Ich habe ja nie nach Newyork gewollt. Habe ich es nicht immer gesagt: ich hasse diese gräßliche Elektrizität, diese unnatürlichen, gräßlichen Maschinen. Aber du willst es ja nicht glauben, du wolltest es ja mir nie glauben, wenn ich's immer sagte, daß mir dies Maschinenleben heutzutage unheimlich ist. O, wären wir doch nie in dieser furchtbaren Stadt ans Land gestiegen!“

Dann öffnete sie die Augen, sah mich groß an, schloß die Augen wieder und murmelte wie eine Betrunkene: „Bringen Sie mich zu meinem Mann! Ich will nicht ohne meinen Mann sterben. Ich will zu meinem Mann!“

Dann wurde sie still. Ich weiß nicht: wurde sie ohnmächtig, oder war sie eingeschlafen vor Erschöpfung, — das konnte ich nicht erkennen, denn ich hatte

in meinem Leben noch nie eine ohnmächtige Frau gesehen.

Ich verhielt mich still, als ob ich nicht existierte, mußte nur mitten im Schreck einen Augenblick lächeln, weil die Dame meinen Stock immer noch krampfhaft in beiden Händen hielt.

Ich hatte das Auto nach dem Hafen beordert, zu jenem Dock, von dem mein Dampfer nach Mexiko abfuhr; denn ich erinnerte mich plötzlich wieder, daß der Doktor gesagt hatte, das Artistenpaar würde am dritten Tag nach Mexiko reisen. Also käme der Mann, wenn er nicht auf der Hochbahn verunglückt wäre, sicher dorthin aufs Schiff, da es nur noch ein paar Stunden bis zur Abfahrt waren und es meines Wissens keinen andern Dampfer gab, der heute nach Mexiko fuhr.

Aber wenn der Mann der Dame auf einem andern Dampfer wäre, — was dann? fragte ich mich und betrachtete die geschlossenen Augen der halbtoten Dame, wie um sie mit meinen Blicken zu kräftigen. In Angst, daß sie am Ende vor Schreck irrsinnig würde und mir während der Fahrt aus dem saufenden Auto spränge, behielt ich die Regungslose in strenger Beobachtung und dachte dabei: Das alles kann ebenso gut ein Alpdruck, ein Traum sein. Vielleicht wache ich auf, vielleicht bin ich durch einen Hitzschlag ohnmächtig umgefallen und sehe eine gigantische Fieberphantasie für Wirklichkeit an, während ich doch auf einer Unfallstation liege. Auf der langen Fahrt zum Hafen wurden uns bereits Extrablätter von Zeitungsjungen ins Auto geworfen. Wo die so schnell herkommen, weiß der Himmel. Ich las die großen Lettern: „Die Hochbahn brennt auf Meilen, zehn Züge stehen in Flammen. Ursache: Kurzschluß. Enorme Flammen eilen auf dem Hochdamm dem Bahnkörper entlang und schmelzen die Schienen. Viele Leute stürzten sich aus den Hochbahnzügen auf die Straßen hinunter. Hunderte Tote und Verwundete.“ Da hatte ich es gedruckt, schwarz auf weiß vor meinen Augen. In ein paar nüchternen Sätzen hintelegraphiert und gedruckt, — das gigantische Ereignis, dessen Zeuge

ich eben gewesen war. Ein anderes Auto jagte uns in der Hafenstraße entgegen und hätte uns beinahe angerannt. Drinnen erblickte ich den Mann der blonden Dame, der auch schon ein Extrablatt in den Händen hielt und wahrscheinlich ein Auto genommen hatte, um seine Frau zu suchen.

Er erkannte sofort den hellblonden Kopf seiner Frau. Ich ließ halten. Er nickte mir nur zu; er verstand gleich alles, wir drückten uns kaum die Hände. Er stieg zu seiner Frau ein, und ich hörte nur, wie er das Dock und das Schiff nannte, das nach Mexiko gehen sollte, und das auch mein Schiff war. Dann fausten beide davon.

Ich nahm sein Auto, um zum „Hollandhouse“ zurück zu eilen und meine Koffer zu holen. Ich stellte mir im Geist das Bild der Dhmächtigen noch einmal vor. Die Dame hatte fast verständnislos nur die Augenwimpern etwas geöffnet. Sie lächelte nur ein wenig, als sie ihren Mann sprechen hörte. Ich hatte nicht gewagt, sie aufzuwecken. Denn sie schien ganz schwach und einer Dhmacht nah zu sein.

Als ich zum Hotel fuhr, bemerkte ich unterwegs, daß ich der blonden Dame meinen Spazierstock gelassen hatte. Und ich mußte lächeln und nochmals das Extrablatt durchlesen, um mir zu bestätigen, daß ich nicht nur von diesem Schrecken träumte. — — —

Am nächsten Morgen, als ich auf dem Dampfer „Florida“ in meinem Kabinenbett aufwachte und zu dem runden Fenster hinaussah, waren wir längst viele hundert Seemeilen von Newyork entfernt und gingen draußen im Meer südwärts und sahen die amerikanische Küste nur noch wie einen dunkelblauen Faden im Westen über dem Wasserraum.

Ich hatte am Abend vorher, als ich mich auf der „Florida“ einschiffte, keine Lust gehabt, nach dem Nachmittagschrecken Menschen zu sehen; ich dachte mir auch, daß wahrscheinlich das Artistenpaar, ebenso wie ich, der Ruhe bedürftig sein würde. Ich legte mich in meine Kabine und erwachte morgens in den Kleidern auf meinem Bett. So tief hatte mich die Erschöpfung und Ermattung in einen schweren Schlaf

taub hingeworfen, daß ich weder das Lichten der Anker, noch das Glockenzeichen zum Abendessen gehört hatte und auch nachts nichts von mir wußte und erstaunt war, mich des Morgens angekleidet im Bett zu finden.

Ich erinnerte mich beim Erwachen zuerst nur noch an die vielen Ambulanzautos der Rotekreuzvereine, die mir bei der Rückfahrt zum Hollandhouse in allen Straßen in langen Zügen begegnet waren, und die in mir den Eindruck hinterlassen hatten, als sei in Newyork plötzlich binnen einer Stunde eine Epidemie ausgebrochen. Mein Auto hatte zur Rückfahrt in die Stadt die doppelte Zeit gebraucht, da es wegen der vielen Krankenwagen, die uns begegneten, nicht schnell fahren durfte. Und der Karbolgeruch, der sich in kurzer Zeit durch die Newyorker Straßen verbreitete, haftete jetzt, am nächsten Morgen noch an meinen Kleidern, wie ein letztes Anhängsel von jenen Schreckensminuten, das mich weit hinaus auf die See begleitete.

Neun Tage sollte die Seefahrt dauern. Am siebenten Tag sollten wir Havanna anlaufen, am achten Progreso in Yucatan und am neunten Tag Vera Cruz in Mexiko.

Jetzt lagen also sieben Seetage ohne Haltestation vor mir, — so rechnete ich eben aus.

Da klopfte es an meine Kabinentür. Ein Negerkopf mit einer Stewardmütze schob sich durch die Türspalte und grinste und blähte die Nasenlöcher. Er sah aus wie der Kopf eines jungen Rhinoceros, das mich anblinzelte.

„Haben Master ausgeschlafen?“

„Bringen Sie mir Tee!“

„O Master, es ist sieben Uhr nachmittag und bald Dinerzeit!“

Ich betrachtete verblüfft meine Uhr, welche still stand und auf acht zeigte, — was ich für acht Uhr morgens gehalten hatte.

„Alle Leute sind heute spät aufgestanden, viele sind krank vom Schrecken gestern in Newyork; der Master wissen doch. Ich wollte nur sehen, ob der Master auch krank ist,“ sagte der einsichtsvolle Schwarze.

Ich hatte also fast vierundzwanzig Stunden hintereinander in den Kleidern geschlafen, ohne es zu wissen, und sah mich noch immer von Schreckensbildern umgeben, sobald ich die Lider einen Augenblick schloß.

Der erste Seetag war also ohne Bewußtsein für mich vergangen, und ich hatte nur noch sechs Tage Fahrt, bis wir den Hafen von Havanna anlaufen würden und keine sieben Tage mehr, wie ich eben, ehe der Negerboy kam, ausgerechnet hatte.

Die sechs Tage bis Havanna vergingen mir beinahe ebenso unbewußt wie dieser erste Tag, den ich im Schlaf zugebracht hatte.

Das Artistenpaar hielt sich seltsamerweise, beinahe wie verschämt, von mir fern. Nur bei den Mahlzeiten sah ich die beiden am entgegengesetzten Ende des Tisches.

Die Dame trug jetzt nicht mehr ihr eng anliegendes Manchestersamtkleid, sondern ein faltenreiches, maigrünes Kleid, das durchaus nicht nach der herrschenden Damenmode zugeschnitten war; es fiel wie ein Babykleid ohne Taille lose an den Hüften herab und war, wie ein Kleid aus der Zeit der Königin Luise, von einer grünen Seidenschärpe hoch unter der Brust zusammengehalten.

Wie ich es fertig brachte, dem Ehepaar beinahe fünf Tage lang auf dem schmalen und nicht sehr großen Dampfer nicht zu begegnen, blieb mir täglich ein Rätsel. Ich begriff nur, daß die Dame sich wahrscheinlich wegen des Schreckes in Newyork und der grotesken Situation dabei nachträglich schämte, und daß beide mir heimlich auswichen, ohne daß ich es bemerkte; denn ich wich ihnen niemals aus. Aber auch ich suchte sie nicht auf, nachdem sich beide rasch vom Tisch erhoben hatten, als ich mich ihnen bei meiner ersten Mahlzeit nach dem Dessert genähert hatte, um mich nach dem Befinden der schönen Blondin zu erkundigen.

Wenn ich auf meinem Deckstuhl lag und las oder träumte, sah ich beide immer nur weit in der Ferne am entgegengesetzten Ende des Bootes auftauchen und verschwinden. Auch sagte mir der Negerboy,

der Mann der Dame hätte seinen und seiner Frau Tischplatz am Tafelende gewählt, nachdem er vorher die Passagiernamen, die in einzelnen geschriebenen Karten bei jedem Kuvert lagen, sorgfältig durchgelesen hätte.

Der Mann ist eifersüchtig, oder er hat ein Geheimnis, dachte ich mir oft; aber ich kümmerte mich nicht länger um die beiden, bis ein neuer Zufall mir die blonde Dame, ähnlich wie das erstemal, noch vor Havanna und auf diesem Schiff in die Arme trieb.

Aber ehe das geschah, begab sich eine Weile vorher eine Einleitung. Die wurde hervorgerufen durch die auffallende Gesellschaft von Passagieren erster Kajüte auf diesem Dampfer, in deren Mitte ich mir hier täglich vorkam wie ein Detektiv unter Gaunern. Denn das Schiff mit dieser niegesehenen Welt, die da nach Mexiko reiste, erschien mir bald wie eine wandernde Hochstaplerburg.

Am zweiten Tag auf See begann bereits die Wärme des Südens sich über das Wasser zu breiten, und man konnte glauben, das Meer sei eine unendliche Herdplatte, die unterirdisch sanft und langsam angeheizt würde, und alle Kleider am Leib wurden einem unbequem.

Beim Lunch sagte der Kapitän, neben dem ich während der ganzen Reise saß, zu mir: „Donnerwetter, die verfluchten Kerle können nicht mal, wenn sie sich zu Tisch setzen, einen Kragen anziehen; wenn solche Leute erster Klasse reisen, sollten sie sich auch erstklassig benehmen können.“ Und dann fügte er verächtlich hinzu: „Spanische Schweine!“ Das wurde von dem ehrlichen Amerikaner so laut gesagt, daß jeder bis ans Tischende den ganzen Satz gut verstehen konnte. Und ich war erstaunt, daß keiner der indirekt Angeredeten aufsprang und den Kapitän aus seinem eigenen Eßsaal hinauswarf.

Ich betrachtete da zum erstenmal die Reisewelt um mich näher und kam mir vor, als ob man mich, im Vergleich zu den Passagieren des strammen, tadellosen Norddeutschen Lloyd dampfers, aus einem Offizierskasino auf einen Kehrichthaufen befördert hätte.

Nicht der Dampfer, nicht der kleine schmale Eßsaal oder die Bedienung gaben mir diese Empfindung, sondern das höchst unklare Reisepublikum, das diesen Dampfer anfüllte wie ein Haufen unangenehmer Bettinsekten und sich dazu halb frech, halb räuberisch, halb zuchthäuslerisch, halb verwildert und halb komisch ernst benahm.

Der Kapitän hielt sich zu mir und ich mich zu ihm, da er aus der Schiffsliste wußte, daß ich aus Deutschland kam, also kein „Spanisches Schwein“ war, und weil er außerdem sah, daß ich bei Tisch einen Kragen trug, und schließlich, weil er mit diesen Goldschmugglerbanden und offenkundigen Straßenräubern nichts zu tun haben wollte.

Das Wort „Raubmenschen“ tauchte mir gleich nach dem Mittagessen auf, als ich mich in den schmalen und mit Bambusstrohbänken ausgestatteten Rauchsalon setzte, ein Buch in der Hand hielt und lesen oder schlafen wollte. Ich saß noch keine zehn Sekunden in meiner Ecke und schaute durch das Fenster und in den Rauch meiner Zigarre, da tauchten drei Typen vor mir auf, die vorher mit zwei anderen halbleise verhandelt hatten. Jeder von ihnen hielt ein Paket Spielfarten in den Händen, dessen Blätter er zwischen den Fingern geräuschvoll schnurren ließ. Jeder einzelne ging mit den Karten in der Hand an mir noch einmal vorbei, pffif oder sumnte eine Melodie, spuckte durch die offene Rauchsalontür schallend aufs Deck hinaus, ging dann an den Tisch zu den zwei andern, machte ihnen Zeichen und kam nervös wieder, um mich von neuem zu umkreisen, wie eine Brummfliege, die sich niedersetzen möchte, aber noch nicht sicher ist, ob man nicht vielleicht nach ihr schlägt.

Endlich kommt ein großer, langer Mensch, schon grauköpfig, mit einem blauen Pincenez im Gesicht, das schlaff auf seinem vertrunkenen Nasenzipfel saß, vom Deck draußen herein, blättert in einer alten Zeitung, sieht mich über die Zeitung einen Augenblick an und tritt direkt auf mich zu. Den Hut im Nacken, ohne zu grüßen, ohne sich vorzustellen, fragt er, über die Zeitung schauend: „Sie sind Spanier? Sprechen

Sie Englisch? — Die Herren dort lassen fragen, ob Sie mit ihnen Karten spielen wollen?"

Ich sagte, daß ich nicht Karten spielte, und rührte mich nicht hinter meiner Zigarre, doch fügte ich unvorsichtigerweise hinzu: „Ich kenne die Herren nicht.“

Sofort, wie auf einen Signalpfeiff, standen die drei andern, die nicht mehr mit den Kartenspielen lärmten, — als wenn sie alle lautlos auf meine Antwort gewartet hätten, — neben dem langen Grauen; ihre Augen glänzten wie Wolfsaugen hinter Menageriegeittern, als warteten sie nur auf ein neues Signal, um mich ganz zu umzingeln. . .

„O well, Sie können das Spiel schnell lernen! Die drei Herren machen sich ein Vergnügen daraus, es Ihnen zu lehren. Sie tun ja doch nichts. Man muß sich auf der Seereise unterhalten, sonst wird man seefrank. Sie sehen übrigens sehr gelangweilt aus. Also, hopp, kommen Sie und spielen Sie. Man spielt, wenn Sie wollen, zuerst nicht zu hoch; dann später wird man sehen! Sie können Ihr ganzes Reise-geld von Europa nach Mexiko in einem Nachmittag zurückgewinnen. Come along, lassen Sie die Herren, die sich für ihr Vergnügen interessieren, nicht herumstehen! Sie wußten nicht, ob Sie vielleicht nur spanisch sprechen, oder nur Deutsch, wir haben gedacht, dem Äußeren nach, daß Sie ein Spanier sind. Aber an Ihrem Akzent verstehe ich jetzt, Sie sind kein Spanier und auch kein Amerikaner . . .“

Als ich mich noch immer nicht rühre, und da der Mensch mir ansah, daß ich eine Abweisung auf den Lippen bereit hatte, sobald er in seinem Wortschwall aussetzen würde, schwägt er unverfroren, unverschämt weiter, indessen er mit langen Armen sich einen Klappstuhl herbeilangt, ohne mich mit den Blicken hinter seinem wackeligen, blauen Pincenez aus den Augen zu lassen, und immer sprechend dirigiert er mit den langen Beinen zwei von den Kartenwölfen auf meine Bank hinter meinem Tisch. Der dritte holt sich gleichfalls mit dem stummen gelenklockeren Handgriff eines begabten Taschendiebes einen Stuhl, die zwei neben mir ließen sofort wieder die Karten laut und unge-

duldig durch ihre Finger schnurren, — und nun sitzen plötzlich drei Kerle um mich, und ich in meiner Ecke an der Wand bin eingeschlossen, so daß ich meinen Weg entweder über den Tisch oder unter dem Tisch durch nehmen muß, sobald ich meine Absicht kundgegeben habe, daß ich nichts mit der Aufdringlichkeit dieser Herrschaften zu tun haben will.

„Was tun Sie oder wollen Sie eigentlich in Mexiko?“ schwägt der graue Lango mit gelenkiger Zunge weiter, gelenkiger noch als die unangenehm geschmeidigen Hände der andern, denen man ansah, daß sie den Bauernfang mit den Karten als jahrelangen Beruf gewandt und begierig trieben.

„Sie reisen natürlich, weil Sie Geld haben?“ fuhr es ihm ungeschickt eilfertig und geläufig aus dem Mund, aber er schickte flugs ein paar Sätze hinterher, um die unkluge Direktheit der Frage zu verwischen. „Ich meine, weil es keinen Europäer gibt, der ohne Geld über den Atlant kommen darf, denn wir Amerikaner lassen jetzt keinen mehr zu uns, der nicht nachweisen kann, daß er sich erhalten kann.“

Nun fing der Vorsitzende des Kartenkollegiums, der mich so offenkundig plump und naiv und großsprecherisch mit Beschlag belegt hatte, an, mich zu belustigen. Ich sagte mir auch, es wäre besser, scheinbar gute Miene zu dem insamen Spiel der abgefeymten Kartenräuber zu machen, denn auf diesem Schiff könnte ich dieser Gesellschaft, die alle untereinander wie durch unterirdische Gänge verbunden schienen, bis zur Ankunft in Mexiko kaum mehr ausweichen. Auch hatte ich beobachtet, wie noch einige grinsende Typen draußen am Fenster des Rauchsalons gleich Wachtposten auf und ab gingen.

Die Kleider aller dieser Gentlemen waren abgenüßt, das Schuhwerk schlecht, die Wäsche befudelt und der Hals natürlich in der Hitze fragenlos; einige waren mehrere Tage nicht rasiert. — Ich fragte mich: Wie kommt diese Menschengruppe dazu, das teure Billett nach Mexiko erster Klasse bezahlen zu können! Alle diese Beobachtungen blizten mir wie Wetterleuchten durch das dunkle ungemütliche Gefühl, das ich in der Umgebung dieser Individuen empfand.

„Was tun Sie eigentlich alle in Mexiko?“ fragte ich scheinbar harmlos zurück, ohne mich in meiner Ecke zu rühren und ohne irgendeine Frage des Vandenführers beantwortet zu haben.

„O wir!“ grinsten alle zusammen.

„Business! Verstehen Sie: Geschäft! Geschäft!“ riefen sie mir alle zugleich entgegen. Nur der blaubebrillte Häuptling schwieg und benützte die Sekunden, wo die andern schrieten, um sich über die Absicht meiner Frage in seinem verblüfften Gehirn zu orientieren.

Er begriff, daß ich nach dieser Umkehrung des Frage- spießes eigentlich in unbequemer Weise gewandter und strategischer war, als er mir zugetraut hätte. Er hielt auch den Überfall für heute für ungenügend und wollte sich keine offene Abweisung holen; darum war er dankbar, daß er meine Frage jetzt vorteilhaft von seiner Seite als eine Anknüpfung auffassen konnte. Er erhob sich plötzlich und sagte ganz unvermittelt zu den anderen Herren:

„Seht ihr denn nicht, daß der Herr ein Buch neben sich liegen hat! Es scheint mir ein gelehrter Herr zu sein, alle Deutschen sind gelehrte Herren!“

Da mußte ich unmerklich hinter meiner Zigarre lachen.

„Damit Sie sehen, daß wir Amerikaner aber ebenso guterzogene Gentlemen sind wie die Herren Europäer, wollen wir Sie heute nicht weiter stören. Wenn Sie lesen wollen, hätten Sie das sofort sagen müssen; wir Amerikaner würden das gleich gesagt haben. Kommt, Boys!“ rief er den anderen kommandierend zu. Und ohne den Hut zu rücken, grußlos, wie die Gesellschaft gekommen war, drehte sie sich plötzlich nach der Türe. Als wollten sie mir die Aussicht dorthin verbarrikadieren, standen sie breitrückig unter der Türöffnung.

Ich hatte aber genug gesehen, um zu wissen, was draußen vorging. Die Wachpatrouille der Hochstapler draußen hatte nämlich inzwischen auch einen Raubzug auf dem Deck in Szene gesetzt; und sie hatten einen harmloseren Menschen als mich auch richtig fest unter den Arm genommen und wollten ihn eben halb über-

redend, halb gewaltsam zum Kartenspiel in den Rauchsalon schleppen.

Es war ein junger lebenslustiger Holländer, der mit seiner Mutter nach Mexiko fuhr, um eine Erbschaft anzutreten. Er hatte eine Zuckerfabrik von einem Verwandten geerbt, — dies hörte ich später von der Mutter selbst. Noch ehe wir in Vera Cruz ankamen, stürzte sich dann der junge Mann ins Meer. Die Raubmenschen hatten ihm im Kartenspiel eine Geldsumme, die er zum Unterhalt für seine Mutter und als Betriebskapital der Zuckerfabrik auf der Brust verwahrte, in raschen Raten abgenommen. Nachdem sie ihn erst ein paar Tage scheinbar Glück haben und in kleinen Einsätzen hatten Gewinner sein lassen, steigerten sie am letzten Tag die Einsätze aufs höchste und nahmen ihm das ganze Geld seiner Mutter ab.

Sie schenkten ihm während des Spiels Whisky in Massen ein, so daß das Gehirn des jungen Mannes erhitzt, überreizt und nach jedem Verlust noch gieriger und verstandloser wurde, bis er eines Nachts aufsprang und sich, da ihn auch niemand zurückhielt, über das Schiffsgeländer stürzte.

Gesehen hatte es niemand, daß er freiwillig den Tod gesucht hatte. Die Bande behauptete es, aber der Kapitän vermutete sogar, daß die Räubergesellschaft den jungen Mann im trunkenen Zustand, nachdem er von den Falschspielern geplündert war, über Bord geworfen hätte.

Im Augenblick, wo mich die Kerle verließen und, wie auf ein neues Signal hin, die Thür des Rauchsalons verstellten, begriff ich, daß sie mit den Kollegen draußen einen Augenblick überlegen wollten, ob es gut sei, die Ausplünderung des Holländers hier vor mir im Salon zu beginnen, oder ob es besser sei, nach einem unauffälligeren Platz auf dem Schiffsdeck zu suchen.

Die draußen aber, die sich wahrscheinlich durch Gespräche mit dem jungen Mann gründlich vergewissert hatten, daß er ein guter Fang war, schoben, in der Aussicht auf glänzenden Gewinn, ihr geködetes Opfer durch die Reihe der Kollegen; und ziemlich rücksichts-

los und gleichgültig, ob sie mich dadurch verjagten oder nicht, ließen sich alle lärmend und sich mit Wizen anstachelnd und gar keine Notiz mehr von mir nehmend, mit dem jungen Holländer, drei Tische von mir entfernt, zum Spiel nieder.

Ich öffnete das Buch vor mir, stellte mich lesend, bis die Gesellschaft am Kartentisch lautlos wurde und so vertieft in ihrem Spiel lebte, daß ich wagen konnte, unauffällig den Rauchraum zu verlassen.

Ich sprach noch vor dem Diner den Kapitän und befragte ihn über diese Menschen. Er zuckte die Schultern. „Ja,“ sagte er, „die meisten von ihnen schmuggeln Goldstaub, eingenäht in ihre Kleider, von Mexiko nach Newyork und reisen mehrmals im Jahr diesen Weg. Wenn sie sich auf dem Dampfer mit nichts anderm als nur mit Falschspielen befassen, kann man nichts machen; eine Schiffspolizei gibt es nicht, die das Spielen beaufsichtigt, und diese Leute spielen meist so verschmißt, und es sind so viele, die da zusammenstecken, daß man ein ganzes Stadtviertel in Newyork und in der Hauptstadt Mexiko in die Luft sprengen müßte, um ein wenig unter dieser Sippe aufzuräumen. Sie plündern die Reisenden mit dem Kartenspiel, die als reiche Leute Mexiko verlassen und mit Vermögen in den Taschen heimkehren, und rupfen die Gimpel, die mit dem Rest ihres Vermögens nach Mexiko reisen, und die sich dort aufs Abenteuern verlegen wollen; sie schonen keinen, der sich mit ihnen ins Kartenspielen einläßt.“

„Ja, und das dürfen diese Banden so offen auf Ihrem Schiff, Kapitän? Falschspielen?!“

„Bedenken Sie, mein Herr, wir sind nicht im schnüffelnden Polizeihundland Europa. Sie sind hier auf diesem Schiff in den waghalsig freien Vereinigten Staaten; und wenn einer hier seinen Kabinenplatz bezahlt hat, dann habe ich ihm nicht in die Karten zu gucken. Das Schiff ist nicht mein Schiff. Ich bin von einer Schiffsgesellschaft als Kapitän angestellt und habe nichts anderes zu tun, als meine Passagiere und meinen Kargo sicher von Hafen zu Hafen zu befördern.

Sie sind alle erwachsene Menschen und können sich selber helfen. Jeder achtet in Amerika auf seine Haut; und wer es nicht tut, der ist ein Esel, und dem gebührt, daß ihm die andern die Haut nicht schonen, wenn ihm nichts an sich selber liegt.“

Natürlich, ganz recht...! Ich hatte ja vergessen, daß ich unter Republikanern war, seit ich den Atlant gekreuzt hatte, sozusagen am Urquell der Republik. Ich zuckte meinerseits auch die Schultern und ließ den Kapitän stehen.

Nach einer Weile, wahrscheinlich um mich diesen überseeischen Zuständen wohlgesinnter zu stimmen, kam der Kapitän an meinen Deckstuhl, auf dem ich lag und las, und brachte mir in der Hand einen schönen lebenden silberblanken Fisch, der feine seltsame lange bläuliche Flossen hatte, die den Flügeln einer Schwalbe ähnelten.

„Ein fliegender Fisch,“ rief er mir zu. „Eben flog ein ganzes Rudel über das Schiff, und einer ist auf Deck gefallen. Haben Sie schon mal einen solchen Fisch gegessen? — Nicht? — Ich schicke den Fisch zum Koch hinunter, und heute abend sollen Sie ihn kosten, er schmeckt ausgezeichnet.“ Der Kapitän lachte und trollte sich wieder auf seine Kommandobrücke zurück.

Von diesem Nachmittag an hielt ich mich meist in meinem Deckstuhl ausgestreckt, und wenn einer der Spielerfürsten an mir vorüberwanderte, schloß ich wie schlafend die Augen. Anders konnte ich diese Gewalttätigen nicht von mir halten. Oft hätte ich gern gewußt, ob das Artistenpaar auch in irgendeiner Beziehung zu diesen Raubmenschen stünde. Ich fragte einmal den Kapitän, ob er die blonde Dame und ihren Mann schon öfters nach Mexiko gefahren habe, aber er kannte sie beide nicht. Er taxierte sie für Vergnügungsreisende. Aber das konnte ich nicht glauben.

Am Nachmittag, der dem Tag der Ankunft in Havana vorausging, saß ich wieder in meiner schattigen Ecke hinter den Kabinen und fächelte mir mit einem Buch Luft zu, denn es war schon tropisch heiß.

Da höre ich ein seltsames Pfeifen, zugleich das

Läuten einer Schiffsglocke und das Tuten von kleinen Signaltrumpeten.

Ein paar Matrosen, die eben über meinem Kopf eine Segelleinwand festknüpften, und ein paar andere, die das messingne Schiffsgeländer für die Ankunft in Havanna blank putzten, und in meiner Nähe hantierten, fuhren mit den Köpfen herum, wurden blaß und ließen alles liegen und rannten fort, dem Signal nach.

Ein paar Matrosen, die unten an der äußeren Schiffswand das Schiff mit Elfarbe weißten, kamen auf Deck geflattert und fragten mich, ob ich das Feuersignal gehört hätte. Dann, ehe ich antworten konnte, waren beide verschwunden.

„Feuer!“ hörte ich noch ein paar Stimmen rufen. Zugleich sah ich die Köpfe der vielen Kartenspieler, die sich unter der Rauchzimmertür zeigten und lachten; dann winkte mir der lange Graue vertraulich aus der Ferne zu, so, als ob wir stündlich im Gespräch miteinander stünden, und rief: „Feueralarm, aber blinder Alarm. Es ist nur eine Übung der Mannschaft!“

Ich nickte und setzte mich beruhigt wieder auf meinen Stuhl.

Ich sah nach einer Weile die Matrosen mit blanken Messinghelmen auf dem Kopf, als Feuerwehrmänner gekleidet, an langen Wasserschläuchen zerren, die sie rund um das Deck schleiften.

Auf der Brücke kommandierte der erste Steueremann, lebhaft gestikulierend und immer mit der Alarmpfeife in der Hand, und an den verschiedenen Schiffsenden antworteten ihm die Signaltuten der behelmten Matrosen; an einer Pumpe, deren Hebelarme sechs Mann auf und nieder stießen, war die Hauptmannschaft versammelt.

Da kommt eilig um die Kabinenecke die blonde Dame. Sie bemerkt die Schläuche, die quer über dem Deck liegen, nicht. Ich springe auf, da ich sehe, daß sie stolpert, und ich fange sie mit beiden Armen, so daß sie im Fallen mit ihren Händen an meiner Uhrkette einen Halt sucht und nun vor mir in die Knie

sinkt. Aber sie hatte sich doch den Fuß beim Fall etwas verstaucht; und als ich ihr aufhalf, mußte sie sich auf meinen Deckstuhl setzen: sie konnte nicht sofort mit dem schmerzenden Fuß auftreten.

„O, brennt es wirklich?“ fragte sie, und dabei mußte sie diesmal etwas lachen, weil es nun zum zweitenmal war, daß uns die Furcht vor einer Katastrophe einander in die Arme geführt hatte.

Ich beruhigte sie, und sie erzählte, daß ihr Mann unten in der Kabine Briefe schreibe, und daß sie der Feuerlärm und die fürchterlich frechen Gesichter der Leute im Spielzimmer aus ihrem Deckstuhl aufgescheucht hätten. Und dann beeilte sie sich und stand auf und hinkte leicht, duldete es aber nicht, daß ich sie zur Schiffstreppe führte.

Sie sagte mir keinen Dank für die Rettung in Newyork, auch jetzt keinen Dank dafür, daß ich sie aufgefangen hatte. Sie hatte es nur eilig, von mir fortzukommen, als wäre ihr verboten, mit einem anderen Menschen als mit ihrem kleinen Gemahl zu sprechen.

Sie ist wie ein fliegender Fisch, dachte ich, unbeholfen, wenn ihr etwas zustößt, und allgeschwind, wenn sie wieder fortschnellen kann, und sie ist sicher auch so wohlgeschmeckend wie ein fliegender Fisch, wenn man sie kochen machen könnte!

Seit ich ihre Hände an meiner Uhrkette gefühlt hatte, konnte ich an diesem Nachmittag stundenlang mit meiner Uhrkette spielen, ohne an etwas Bestimmtes zu denken. Es war mir dann nur, als ob ich nicht mit der Goldkette spielte, sondern mit ein paar Frauenhänden.

Ich erwachte aus einem Halbschlummer und wußte, daß ich lebhaft von der Blonden geträumt hatte, aber den Traum selbst konnte ich in meiner Erinnerung nicht festhalten. Ich fühlte nur, daß ich mich langsam verlieben würde. Welcher Unsinn, sagte ich zu mir! Sie ist glücklich verheiratet. Es ist ein Unsinn, sich in das Glück anderer zu mischen; es ist infam, gemein, unsittlich, unverständlich, hinterlistig, eines Mannes von Charakter unwürdig. Es bringt nur Un-

ruhe, bringt schlechte Träume, macht ungesundes Blut, stört den Magen, die Nieren, das Herz und macht, daß die beste Zigarre nicht mehr schmeckt. Aber es schien, als ob die schwimmende Hochstaplerburg mich auch zum Hochstapler umwandeln wollte.

Ich konnte nicht anders: ich mußte meine Schritte noch am selben Abend mehrmals nach dem andern Ende des Schiffes lenken, mußte die blonde Dame umkreisen, wie mich die Falschspieler ein paar Tage umkreist hatten. Ich stand schon nahe bei ihr am Geländer des Schiffes, ausgerüstet mit aller Frechheit, die einen Ungeduldigen, einen von erwachender Leidenschaft ruhelos gewordenen Menschen unheimlich und räuberisch und teuflisch und komisch machen kann. Da trat jemand neben mich und sagte: „Guten Abend!“ Es war der junge Mann der Blonden. Er hielt mir meinen Spazierstock hin und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Frau trug mir schon lange auf, Ihnen Ihren Stock zurückzugeben. Ich fand noch keine Gelegenheit: Sie lasen immer, und ich muß sagen, ich bin auch etwas eingeschüchtert durch Ihre Kameraden hier, so daß ich es von Tag zu Tag verschob, mich bei Ihnen für die Hilfe, die Sie meiner Frau in Newyork gaben, zu bedanken.“

„O, o, o,“ konnte ich nur sagen, dann mußte ich über das Wort „Kameraden“ nachdenken. Der Mann, dessen Frau ich eben im Geist wie ein Seeräuber raubte, war kein gewöhnlicher Mensch, er war etwas befremdlich Neues, Unerklärliches für mich. Er hatte sanfte, unendlich ruhige Augen, und jetzt, wo ich mich im Geist vor ihm wegen der beabsichtigten Entführung seiner blonden Frau schuldig fühlte, sah ich ihn ganz anders als auf dem Atlantdampfer „Prinzregent“. Wahrscheinlich waren meine Augen durch die Erlebnisse der letzten Tage, durch den Todeschreck in Newyork, durch den Ekel vor den Falschspielern, tieffehend und ernster geworden, vielleicht auch ernster durch die Leidenschaft, die eben in mir für die Frau des kleinen Mannes aufkeimte, und ernster durch ein wenig Schuldbewußtsein, das ich dem Mann gegenüber empfand, weil ich meine Uhrkette in Gedanken

stundenlang wie die Hände seiner blonden Gattin gestreichelt hatte.

Der Mann hielt dann plötzlich seinen Feldstecher vor die Augen und betrachtete die ferne dunkle Linie am abendlichen Horizont, die die Küste von Nordamerika war, an welcher wir nun fünf Tage schon entlang reisten.

„Präriebrand, Präriebrände,“ sagte er und gab mir das Glas zum Hineinsehen.

Rotfeurige gelbe Striche, darüber sich schwarze Linien streckten, wahrscheinlich die Rauchlinien in der Luft und Feuerlinien im Gras, standen auf Meilen dort an der Küste von Norden nach Süden.

Während ich noch durch den Feldstecher sah, sagte mein Gehirn zu mir unaufhörlich: „Ihre Kameraden“, und ich fragte mich: sollten damit die Kerle gemeint sein, diese Falschspieler, die Raubmenschen?

Ich wurde bei diesem Gedanken an solche „Kameraden“ in die beste Laune versetzt, gab den Feldstecher lachend zurück und sagte dem kleinen Herrn gerade heraus:

„Haben Sie sich deshalb von mir so fern gehalten, weil Sie die Räuber dort im Rauchsalon für meine Kameraden hielten? Ich nehme Ihnen das übrigens gar nicht übel; denn da Sie sich so entfernt von mir hielten, glaubte ich wiederum, daß Sie selbst zu diesen Leuten gehörten.“

Wir lachten beide herzlich. Und nun war Freundschaft geschlossen, besonders, als sich mir die mystischen Artisten noch im Laufe dieses Abends beim Zusammensitzen unter dem Sternhimmel als zwei europamüde studierte junge Leute vorstellten. Er war ein junger Astronom. Sie war eine junge Holländerin, hatte in Paris Musik studiert und den jungen Deutschen, der zu Besuch bei Flammarion in Paris weilte, im Hause dieses Astronomen kennen gelernt. Die beiden waren jetzt eben erst neu in England getraut und wollten über Mexiko nach Texas reisen, um dort die großen amerikanischen Sternwarten zu besuchen. Sie hatten nebenbei den kühnen Gedanken, wenn es ihnen in Mexiko gefallen würde, dort aus eigenen

Mitteln eine Sternwarte zu bauen. In Mexiko, begünstigt von dem ewig klaren Himmel der Tropenzone, versprach sich der junge Astronom im jugendlichen Enthusiasmus, mit einer jungen schönen Frau an der Seite alle Einsamkeiten und Unbilden des fremden Kontinents leicht zu ertragen und sein ganzes Leben bei der Himmelsbeobachtung auf einer einsamen, selbst gebauten Sternwarte im Innern von Mexiko verbringen zu können.

Mir war, als wären die Sterne alle über dem wandernden Schiff jetzt auf einmal zu hübschen, unschuldigen Kinderge Gesichtern geworden. Wie ich dem jungen Ehepaar auf Deck in der Nacht gegenüber saß und mich wieder in der Nähe anständiger und wohl-erzogener Menschen fühlte, schien mir das schwüle Schiffsdeck wie von einer frischen Brise reingefegt; Mexiko, vor dem mir schon gegraut hatte, wurde mir wieder lieb, und ich sah es wie mit den Augen der beiden träumenden Menschen an und sah die alten edlen Kulturen der Tolteken und der Azteken vor mir aufsteigen. Mir war, als verwandle die Gegenwart dieser ernst Strebsamen eine Räuberhöhle in einen Tempel.

Auch am nächsten Tag, als ich mit der blonden Dame sprach, fühlte ich mich vor ihrer Wohlerzogtheit nur als ein wohlerzogener Kamerad ihrer Gedanken, und nicht als ein brünstig und heimlich Begehrender. — Und wer hat das fertig gebracht, fragte ich mich, wer konnte die heimliche Sinnenlust in offene Seelenlust verwandeln? Nur die Raubmenschen sind daran schuld, mußte ich mir antworten.

„Ihre Kameraden,“ hatte der junge Mann zu mir gesagt, als er mir meinen Stock reichte, und er hatte dies instinktiv richtig gesagt; denn ich war in derselben Sekunde, da er mich anredete, in meiner Seele und in meinem Herzen ein Raubmensch gewesen, wenn auch nur für Sekunden, — ein Raubmensch oder Raubtier, so wie die Haifische da unten, die jetzt in der Nähe von Havanna in dunkeln Umrissen unter dem Wasser unser Schiff umkreisten, und von denen man erzählt, daß sie Reisenden oder rudern-

den Matrosen beim Aussteigen einen unvorsichtig über den Bootsrand ausgestreckten Arm abgebissen hätten, indem sich eines der Ungeheuer unversehens über die Oberfläche des Wassers aufschleunigen ließ. Wie dieses gruselige Bild, so stand im Rückblick meine eigene Begierde vor mir, die Raubgier in mir, die um die junge Frau gekreist war, und die sich gerade angeschickt hatte, über die Oberfläche aufzuschleunigen, um ein Stück von der Ahnungslosen an sich zu reißen.

„Ihre Kameraden.“ Dieses Wort war ein Spiegel, in den ich plötzlich hineinsah, und in dem ich meine Raubmenschenhaltung wahrte, weil das Wort unschuldig ahnungslos und unbewußt in der Abenddämmerung aus dem Munde des Mannes klang, des glücklichen jungen Mannes, dem mein Raubanfall gegolten hatte.

„Aber wie kommt es,“ hatte ich das junge Ehepaar noch an jenem Abend gefragt, „daß Sie sich als Artisten in das Schiffsbuch des ‚Prinzregent‘ eingeschrieben hatten, so daß die Offiziere und der Doktor Sie als zum Varieté oder Zirkus gehörig betrachteten?“

Mit seiner eigentümlich melancholischen und verträumten Stimme sagte da der junge Astronom und streifte dabei mit einem lächelnden Blick seine Frau:

„Wir haben es wohl bemerkt, daß alle Leute auf dem ‚Prinzregent‘ uns mit forschendem Blick beargwöhnten, konnten aber nicht verstehen, was diese Blicke hinter uns suchten. Da mir meine Pläne mit der Sternwarte heilig sind und ich sie vor der Ausfuhrung nicht jedem Nächsten vertrauen wollte, und da wir uns nicht gerne unterwegs über den Zweck unserer Reise nach Mexiko ausforschen lassen wollten, habe ich es vermieden, mich als Astronom einzuschreiben. Weil nun meine Frau Musikerin ist und wir eben aus Paris kamen, wo das Wort Artist auf den Künstler im echten Sinn angewendet wird, schrieb ich ganz harmlos das Wort Artist hinter unsern Namen, um uns als Vergnügungsreisende, vielleicht als ein Malerpaar, welches Studienreisen

machen will, auszugeben. Ich habe bei meinem langen Aufenthalt in Paris ganz vergessen, daß das Wort Artist in Deutschland eine Zweideutigkeit enthält und sowohl Künstler ernster als auch leichter Art bezeichnet.“

Nach dieser Erklärung des jungen Astronomen, hat nächst dem Wort „Kamerad“ uns jetzt das Wort „Artist“ in den letzten Reisetagen zwischen Havanna und Vera Cruz viel Stoff zum Lachen gegeben. Und wir wurden besonders durch das Spielen mit diesen Worten immer vertrauter miteinander.

Auch den Raubmenschen, die uns noch immer auf diesem Dampfer umgaben, habe ich es noch fortgesetzt zu verdanken, daß meine Freundschaft mit dem Ehepaar herzlich und dauernd wurde, weil uns jene abenteuerliche Umgebung enger zueinander drängte.

Einmal, zwei Tage ehe wir nach Mexiko kamen, als wir draußen vor Yucatan bei Progreso Anker geworfen hatten und die junge blonde Frau neben mir am Schiffsgeländer lehnte und ins Wasser hinunter sah und neben uns ein paar Matrosen sich den Spaß machten, die Haifische, die unser Schiff umkreisten, mit leeren Sardinienbüchsen und mit Drangenschalen zu füttern, da mußte ich plötzlich wieder das starkgoldene Haar der Holländerin bewundern. Es hob sich wie getriebenes buckeliges Gold von der dumpfgrünen Meeresfläche ab und war auf dem von weißen Segeltüchern und weißgetünchten Wänden freidig hellen Schiffsverdeck von so auffallender gelber Gegenwart, daß ich nicht umhin konnte, auszurufen:

„Ihr Haar, gnädige Frau, ist goldrot wie die Drangenschalen, die da unten im grünen Meer schwimmen!“ Zugleich fiel mir schreckhaft ein, daß das Haar gefärbt sei, was ja damals die amerikanische Journalistin auf dem „Prinzregent“ behauptet hatte. Aber es war zu spät. Ich konnte das Gespräch nicht mehr von dem heikeln und mir peinlichen Thema ablenken.

Schon sah die blonde Dame mich schnell an. Ich fühlte, was mir selten in meinem Leben passiert, daß das Blut mir in den Kopf schoß, und wußte, daß ich jetzt auf dem Schiffsdeck unter meinem weißen Segeltuchhut mit feuerrotem Gesicht vor ihr stand.

„Sie werden ja so rot,“ rief sie lachend, „als ob Sie etwas anderes hätten sagen wollen? Meinen Sie nicht auch, daß meine Haare gefärbt sind? O, bitte, fragen Sie nur ruhig! Ich bin es schon so gewohnt, immer gefragt zu werden, mit welcher Tinktur ich mein Haar färbe. Auf dem letzten Dampfer, dem ‚Prinzregent‘, kam sogar eine Amerikanerin, eine Journalistin, in meine Kabine, um mich über mein Haar zu interviewen. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, die Dame etwas an der Nase zu führen und habe ihr, als sie mit Notizblock und Füllfeder vor mir saß, die unglaublichsten Pariser Tinkturen diktiert, die ich täglich vom Morgen bis zum Abend anwenden mußte, um mein Haar bei Farbe zu erhalten. Als Dreingabe zu ihrer Zudringlichkeit machte jene Amerikanerin am Schluß des Interviews noch die Bemerkung:

„Die Europäerinnen müssen viel Zeit haben, wenn sie dafür Sorge tragen müssen, daß sie nicht abfärben.“

Ich antwortete ihr daraufhin noch etwas boshafter:

„Ich finde, die Amerikanerinnen müssen noch mehr Zeit haben, wenn sie alle Geheimmittel Europas kennen lernen wollen und alle Menschen, um sich selbst zu verschöneren, erst interviewen müssen.“ Sie ging von mir in dem festen Glauben, daß ich gefärbtes Haar habe, und verstand gar nicht, daß ich mich im geheimen gründlich über sie belustigt hatte. Ich bin aber sicher: sie ist sofort auf dem ganzen Schiff herumgegangen und hat es allen Herren und auch Ihnen erzählt, daß ich mein Haar färbe.“

„Ja, das ist wahr, das tat sie,“ mußte ich bestätigen, „aber niemand hat es geglaubt, daß Ihr Haar, gnädige Frau, nicht natürlich wäre. Denn Ihr Gesichtsausdruck ist immer viel zu wahr, als daß Sie Ihr Haar lügen lassen könnten.“

„O,“ fuhr sie erbittert fort, „ich hasse Amerika. Wenn mich auch das Gespräch mit der Amerikanerin belustigte, während ich sprach, war ich doch hinterher sehr aufgeregt über die inquisitorische Art jener Dame, die aus einem Lande kam, wo man immer mit dem Wort Freiheit prökt, und wo kein Privatleben ge-

schont wird, keine Intimität, die jedem Gebildeten doch die höchste Freiheit bedeutet. Ich habe an demselben Tag noch krampfhaft weinen müssen; und an dem Tag, da wir in Newyork landeten, wollte ich gar nicht ans Land gehen, so nervös war ich gemacht von der Zudringlichkeit der Journalistin. Dieses Land, scheint mir, erzeugt nur Raubmenschen, wie Sie die Spieler hier nennen, die das Schiff unsicher machen während der ganzen Fahrt. Und ist nicht das Riesenunglück in Newyork, die brennende Hochbahn, wie ein gigantisches Raubtier über uns hergefallen? Oh, mein Herr, ich glaube, nur hier im Süden läßt sich Amerika ertragen, wo die versöhnlichere Sonne wärmere Menschen erzeugt.“ Und dann fuhr sie eifrig fort: „Ich freue mich so unendlich, wenn mein Mann und ich erst in einem stillen Land auf einer Berganhöhe bei unserer Sternwarte wohnen werden und ich das ganze Maschinendasein Europas und Amerikas über dem paradiesischen Dasein vergessen darf. Ich werde meine Violine spielen; und wenn mein Mann ruhig arbeiten kann, wird uns in Mexiko nichts mehr fehlen. Und wir werden dann glücklich sein in der selbstgewählten Einsamkeit, so glücklich, wie es einst die ersten Menschen waren.“

Ich antwortete nichts, um nicht die schöne Frau in ihrer schönen Schwärmerei zu stören. Ich sah nur hinunter auf das graugrüne Meerwasser, wo hie und da unter der Oberfläche ein dunkler, breiter Schatten, der Körper eines sich tummelnden Haifisches, am Schiff entlangglitt.

Raubtiere und Raubmenschen, dachte ich, umgeben uns überall, auch in der Einsamkeit, offenkundige und heimliche.

Als das Schiff am nächsten Nachmittag in Vera-Cruz landete, wo wir am Kai durch die Drogengerüche, durch Scharen blaueingepackter Zuckerhüte gingen, vorbei an den Haufen praller Kaffeesäcke und entlang an Wänden aufgestapelter goldbrauner Tabakbündel, und das kleine Hafenstädtchen mit den weißen niederen Häusern hell am Meer lag und aussah, als wäre es aus weißen Stücken Würfelzucker aufgebaut, — da

wollte ich eben der Dame und ihrem Mann sagen: „Wenn dieses ganze heiße Land, die Tierra caliente, voll so guter Menschen ist wie voll guter süßer Gerüche hier am Hafen, dann kann ich mir schon ein seliges Einsamkeitsleben für Sie beide hier im Innern des Landes vorstellen.“

Aber ich mußte mit dem Satz an mich halten, denn die junge Frau war ebenso wie ich vom ersten Schritt in das Land begeistert und fragte mich in einer Gedankenverbindung, die ihre Violine, ihre Einsamkeit und ihr Glück betraf, echt fraulich mitten unter Kaffee, Zucker, Tabak und Drogen:

„Kennen Sie vielleicht die Apollohymne, die man in Delphi ausgegraben hat? Sie ist auf einen Stein gemeißelt, und die Franzosen, die jetzt die Ausgrabungen in Delphi leiten, haben sie eben erst entdeckt. Mein Professor, der mir in Paris Harmonielehre gab, hat mir eine Abschrift davon besorgt und als Abschiedsgeschenk mitgegeben. Er hat mir die Apollohymne vorgespielt. Sie ist wundervoll und im Fünfvierteltakt geschrieben, was sehr selten ist. Wenn Sie uns auf unserer Sternwarte besuchen, werde ich sie bis dahin gelernt haben und sie Ihnen vorspielen.“

Während sie noch sprach, waren wir aus dem Hafen um eine Ecke gebogen, und zu gleicher Zeit mußten wir alle drei, ihr Mann, sie und ich, uns die Nase zuhalten, denn ein pestilenzialischer Gestank wehte uns aus den offenen Gassen der holperig gepflasterten Straßen entgegen, — so scharf, so faulig und so fieberverpestet, daß wir den Atem anhalten mußten und kaum weitergehen konnten.

Und nicht genug damit, — wir zögerten plötzlich auch weiterzugehen bei dem überraschenden und ungekannten Anblick von Hunderten von Nasgeiern, die alle Dächer die lange Straße hinauf dunkel säumten. Erschreckend war der Anblick der kahlen Schädel und nackten Hälse dieser schwarzen Riesenvögel. Einige hopsten in den Gassen und suchten mit ihren hakigen Schnäbeln nach Abfällen. Sie waren groß wie ausgewachsene Adler und schauten ebenso furchtbar drein. Drei, vier zankten sich mitten auf der Straße, be-

anspruchten die ganze Straßenbreite für sich, schlugen mit den Flügeln um sich und freischten dazu ohrenbetäubend und gellend. Andere schwangen sich von den Dächern herab, als wollten sie uns hinterrücks überfallen. Andere flatterten, die Luft peitschend, daß es sauste, die lange Straße hinauf, die leer im Mittaglicht lag, nur auf den Gesimsen der flachen Dächer waren die Straßen belebt von den langen schwarzen Zeilen der menschengroßen Vögel, die unruhig ruckten, sich stießen und aufkrächzten. Es schien, als wäre die weiße Stadt ausgestorben und nur von schwarzen Nasgeiern bevölkert.

Haifische im Meere, Nasgeier in den Küsten und Fiebergestank auf der Erde, — ich glaube, in dieser Raubwelt wird sich schwer der Friede zu einer Apollohymne finden, dachte ich. Aber ich sagte nichts, sondern trat hinter das schweigende Ehepaar und schritt auf schmutzigen, glitschigen Stufen in ein kleines französisches Hotel hinein; das Haus war uns vom Kapitän empfohlen worden.

An meiner Schulter vorüber flog, ehe ich noch in der Türe war, durch das offene Speisezimmerfenster im Parterre ein Kotelettknochen in die Gassenmitte hinaus, und wie unter einem schwarzen Unwetter verfinsterte sich der Mittagshimmel, und mit höllischem Gefrächz stürzte ein schwarzer Knäuel von ungefähr fünfzig Riesenvögeln auf den armseligen Knochen. Eine wilde Balgerei, bei der die schwarzen Federn vor den weißen Häuserwänden in die Luft stoben, brach hinter mir los. Im Hausgang des kleinen Hotels kam ich mir dann vor, als hätte ich mich aus einer Schlägerei gerettet.

Während die junge Frau vorausging, flüsterte mir der Astronom ins Ohr:

„Es sieht nicht nach Apollohymnen hier aus, — Raubwelt überall.“ — Nach Tisch ließ ich mich in ein Gastzimmer führen, um etwas auszuruhen, und als ich mich im Zimmer umsah, bemerkte ich eine dünne Sandschicht auf der Tischdecke, eine Sandschicht auf den Plüschmöbeln, grauen Sand, fein wie Streusand, überall. Ich schlug das Moskitoneß am Bett zurück, da

sah ich auch das weiße Bett von einer grauen Sandschicht bedeckt. Der Zimmerboy erklärte mir, daß am Vormittag ein Sturmwind gewesen sei, und daß der Dünenand bei solchem Sturm durch die geschlossenen Fenster und geschlossenen Türen in alle Häuser in Vera-Cruz eindringe.

In demselben Augenblick hörte ich im Nebenzimmer, in welches sich das Ehepaar begeben hatte, um auszuruhen, ein leises Lamentieren, und dann kam der junge Astronom an die geschlossene Verbindungstür und rief mir durch das Türbrett zu:

„Denken Sie doch! Als wir eben unser Gepäck bekommen und meine Frau ihren Violinkasten aufmacht, ist der ganze Kasten voll von roten Ameisen. Die haben sich auf der Reise über das Kolophonium hergemacht, haben den ganzen Vorrat von Darmsaiten angenagt, und das dünne Holz der schönen Violine selbst ist in dem heißen Lagerraum auf der Seereise gesprungen. Das Instrument, das teure Instrument, ist unbrauchbar . . .“ Ich hörte die junge Frau drüben leise weinen und sich die Nase schnauben.

Raubwelt überall! Das war der Empfang in der Tierra caliente.

3

Tierra caliente

Der junge Astronom und seine Frau wollten, wie ich, nach der Hauptstadt Mexiko. Um ein Uhr mittags saßen wir an der Station von Vera-Cruz in den Waggonen, von welchen es zwei Klassen gibt: eine, in der die Indianer reisen, und eine für die Europäer.

Die letzten Abkömmlinge der Azteken gingen auf dem Bahnsteig umher, in weißen Hosen und in einem weißen Hemd, das sie über den Hosen um die Hüften zusammenknoten, so daß der weiße Knoten vorn am Leib sitzt. Sie haben große breitrandige Sombreros auf aus weißem Stroh, in der Form von großen breiten Zuckerhüten, mit breitem Strohrand.

Sie tragen die „Zerape“, eine Wolldecke, bei kühlem Wetter über den Schultern. Dies ist ein gewebter, meist grellfarbig quergestreifter Teppichstoff oder auch nur eine rote Flanelldecke, in deren Mitte ein Schliß ist, durch den sie den Kopf stecken, so daß der Stoff als ein Mantel vorn senkrecht wie ein Brett über die Brust und rückwärts senkrecht über den Rücken herabhängt. Alle Indianer gingen barfuß und ihre Hautfarbe ähnelte dem Erdton von irdenen gebrannten Töpfen.

Diese groteske Welt der Indianer, die mit ihren spitzen, hohen Hüten einer Herde altmodischer Zauberer glichen, wirkte befremdend, aber nicht so herausfordernd waghalsig wie im Europäerwaggon die Schar der reisenden Mexikaner, denen aus allen Taschen und aus den Gürteln die plumpen Kolben riesiger, in unserer modernen Zeit lächerlich aussehender Pistolen starrten. Im Nacken tragen sie mächtige Farmer-schlapphüte; und so sahen diese Menschengruppen im Waggon wie die Schauspieler in jenem Akt der Oper „Carmen“ aus, in dem die bis an die Zähne bewaffneten spanischen Schmuggler auftreten.

Uns, die wir als Neuzeitmenschen eben erst aus Ländern kamen, wo die Schaustellung von Waffen nur dem besoldeten Militär überlassen ist, wir Jüngsten, die wir schon den Spazierstock als ein Rudiment eines vergangenen Jahrhunderts betrachten, die höchstens in einer verborgenen Seitengasse eine kleine Schußwaffe in Westentaschenformat geheim bei uns tragen, — wir mußten immer wieder auf die mit Revolverkolben gespickten Wagentaschen und Ledergürtel der mitreisenden Männer schauen und wußten nicht, ob diese Waffenmaskerade nur harmlose Eitelkeit oder pulverstinkenden Ernst bedeute.

Der Astronom, seine Frau und ich, wir sahen uns an und redeten nur mit den Augen miteinander, indem wir uns mit langen Blicken auf die uns umgebenden Mordinstrumente und ihre Besitzer aufmerksam machten.

Der Zug stieg immer bergan, denn die Hauptstadt Mexiko liegt achttausend Fuß höher als Vera-Cruz.

Wir sollten am Abend auf halbem Weg in Orizaba ankommen, von wo der Zug in der Nacht nicht weiter ging. Alle Reisenden mußten dann dort übernachten und konnten am nächsten Vormittag erst weiterfahren, um abends in der Hauptstadt Mexiko anzukommen.

Draußen vor den Waggonfenstern stand jetzt stundenlang nur Urwald, monotones graugrünes Unterholz, trostlos, farblos. Keine farbigen Blumenmatten, nirgends eine einzige Blüte; nur ein meilenweites, eintöniges graues Blättermeer, hie und da unterbrochen von einem weitarmigen Riesenbaum, der sich über das Unterholz hob und auch keine andere Farbe als das freudlose Graugrün zeigte.

Gedrückt, als läge die Hitze wie ein Ballast sichtbar auf den Blattschichten, schoben sich die Wälder gleichwie die flachen Strandwellen eines grauen Blätterozeans an den langgedehnten Gebirgslinien hin. Der Zug mußte durch viele Tunnel, und die Bahn geht an Urwaldabgründen entlang, die alle von den regungslosen, starr stillhängenden blaugrauen Blättern und von wüstem Gestrüpp angefüllt sind.

An einer Station mit zwei, drei Häusern, die in zierlichen Kaffeepflanzungen und Zuckerrohrfeldern lagen, begann es zu regnen; dicke Tropfen fielen, wie Taubeneier groß. Und sofort dampften die vielen Wälder, als bestände der Boden aus überhitzten Herdplatten, auf denen der Regen sogleich zu Dampf würde. Die treibhauswarmen Nebelschwaden beklemmten unsern Atem. Wir mußten die Waggonfenster schließen und fuhren dann in einer blinden Nebelwelt, hörten nur an den Echos der rasselnden Eisenräder, daß wir an Gebirgswänden vorbeidonnerten, an hohlschallenden Abgründen und durch weißen, heißen Dampf, als hätte der Zug die Erde verlassen und führe in einem bodenlosen heißen Luftraum.

„Die Regenzeit hat angefangen. Gestern war der erste Regentag,“ sagte uns der Schaffner. „Nun wird es ununterbrochen drei Monate regnen, erst täglich eine Stunde, dann zwei, drei, vier, fünf Stunden. In den ersten Monaten der Regenzeit nimmt der

Regen stundenweise zu und in den letzten ebenso wieder stundenweise ab. Man weiß täglich ganz genau, wann der Regen beginnt, und wann er aufhört. Und wenn sich die Leute in der Hauptstadt Mexiko nachmittags besuchen wollen, fragen sie sich erst am Tag vorher:

„Ist es Ihnen angenehm, wenn ich eine Stunde vor oder nach dem Regen zu Ihnen komme?“ —

Wieder sahen wir drei uns mit den Augen an und sprachen schweigende Worte. Nur die junge Frau fing plötzlich hellauf zu lachen an und fand, wir Herren machten Gesichter, als wenn wir einem Begräbnis beimohnten, und nicht unsern Einzug hielten in ein neues Land.

Ich fühlte mich jetzt schon bei den beiden Eheleuten durch die schweigende europäische Zusammengehörigkeit wie ein altangestammtes Familienmitglied, wie ein Bruder oder Schwager. Und als wir so stundenlang hinter den erblindeten Fensterscheiben des Waggons beieinander saßen, nichts sahen und nur immer durch den Tropennebel fuhren, und als wir nacheinander zu gähnen begannen und einander immer wieder mit neuem Gähnen ansteckten, da entfuhr plötzlich dem jungen Astronom der Ausruf:

„Herrgott, hier in dem tropischen Nebelland werde ich ja nie einen Stern zu sehen bekommen! Ich wünschte, ich wäre wieder auf dem Schiff und führe nach Europa zurück!“

„Ich wünsche das nicht,“ sagte die junge Frau ein klein wenig trozig. „Ich bin froh, daß ich nach neuntägiger Seefahrt festes Land fühle. Ich bin lieber wieder in Wäldern als unter Haifischen, und überhaupt ist der Wechsel im Leben schön. Mir gefällt es sehr gut in Mexiko, wenn du mir in der Hauptstadt eine neue Violine kaufst, fehlt mir hier gar nichts; ich liebe diese unheimliche Treibhausluft, die einem das Gefühl gibt, als müßten hinter dem Nebel riesengroße, mächtige Blumenfelche stehen, die sich nicht rühren, und die wie die Götter des Landes sich von den Leuten besuchen lassen und anbeten.“

„Mir gefällt es hier nicht,“ antwortete ihr Mann.

„Ich wünschte, ich wäre wieder in Europa; ich glaube, ich sehe Europa nie mehr wieder.“

„Ach, warum sagst du das! Ich habe eben noch das Gefühl gehabt, als wäre Europa draußen manchmal da, wenn ich es wünsche und der Treibhausblumen müde bin; und wenn der Tropennebel einen Augenblick verfliegt, dann glaube ich immer: jetzt taucht vielleicht wieder eine europäische Stadt auf.“

„Du spielst mit der Wirklichkeit wie mit den Träumen; aber ich sehe immer nur Wirklichkeit, überall Wirklichkeit, die sich berechnen läßt, abmessen und addieren. Ihr Frauen seid glücklicher als wir Männer. Ihr seht einfach nicht, was ihr nicht sehen wollt, und damit basta.“

Ich hatte meine Augen geschlossen und hörte wie aus weiter Ferne das Gespräch der beiden und mischte mich nicht in den Meinungsaustrausch der Neuermählten.

Aber ich mußte im stillen dem jungen Astronomen recht geben. In diesem Tropenland, unter den Revolverträgern und unter den Indianern, die jeden Bahnsteig jeder Station, die wir durchfuhren, anfüllten, hatte auch ich das Gefühl, als ob Europa von der Erdfugel abgelöst sei, als ob eine geregelte europäische Welt gar nicht mehr existieren könnte; es ließen sich die beiden Kontinente Amerika und Europa gar nicht mehr miteinander vergleichen, so daß man ängstlich wurde und so wie der Astronom glauben konnte, Europa wäre niemals mehr zu erreichen.

„Jetzt schlafen sie drüben,“ hörte ich die junge Frau sagen. „Zu denken, daß wir hier immer dann Tag haben, wenn drüben Nacht ist, und daß mein Professor in Paris jetzt immer schläft, wenn ich seine Hymne, die Apollohymne, üben werde!“ Da mußte ich die Augen öffnen. Wir sahen uns wieder an und mußten alle drei in ein herzliches Lachen ausbrechen über den Gedanken der jungen Musikerin, die sich grämte, daß Europa samt dem Harmonieprofessor jedesmal schlafen würde, wenn sie die Apollohymne den Geistern der abwesenden Europäer vorspielen wollte.

„Oh!“ riefen wir dann alle drei zugleich bewundernd. Denn an der Station, wo eben der Zug hielt, stieg eine vornehme junge Dame ein, eine schöne Spanierin, und mit ihr kam ein älterer, schwarzgekleideter Abbé, der, sehr männlich, stattlich und selbstbewußt wie ein gewandter Kavalier, der Dame beim Einsteigen half und dann bei ihr saß und sich so lebhaft in spanischer Sprache mit ihr unterhielt, daß wir gähnenden drei das lebhafteste Paar um seine gute Unterhaltung und Laune beneideten.

„Eine entfernte Verwandte des Präsidenten der Republik Mexiko,“ flüsterte mir der Schaffner im Vorübergehen zu, „und ihr Beichtvater.“

Nun hatte ich keine Lust mehr, mit geschlossenen Augen in der Ecke zu lehnen. Das Gesicht dieser Dame leuchtete wie der vornehme Kelch einer Tropenblume, die jetzt aus dem Nebel draußen aufgetaucht wäre, und die Mexikanerin erschien mir wie eine Göttin des Landes, die die Blicke der Leute anbetend zu sich kommen ließe, so, wie es vorhin die junge Astronomenfrau schwärmerisch prophezeit hatte. —

Trotzdem ich wußte, daß ich unhöflich war, mußte ich die große Schönheit immer anstarren. Leider wird es nach sechs Uhr in den Tropen gleich dunkel; und dann konnte ich im schlecht erleuchteten Waggon die schöne Mexikanerin nur noch schwach sehen. Oft mußte ich jetzt im Halbdunkel beim Anblick der großzügigen Augenbrauen, die sich in dem südlichen blassen Gesicht gescheit und hochherzig wie zwei kleine Torbogen wölbten, an die intelligente Österreicherin im Rodenmantel drüben in Europa denken. Es war, als säßen die Augen jener blassen, werdenden jungen Mutter mir auch hier gegenüber. Es war eine ähnliche Sorge, ein ähnlich stark sich zusammenraffender Wille in dem Augenausdruck dieser jungen mexikanischen Dame, ähnlich dem Unglücksausdruck jener Frau im Rodenmantel, jenseits des Atlant. Vielleicht wären beide Zwillingsschwestern, eine jenseits, die andere diesseits des Meeres, Zwillingsschwestern eines und desselben Unglücks, oder einer und derselben verhängnisvollen Zukunft, dachte ich.

Ich konnte aber dabei nicht ahnen, daß ich wenige Monate später hier in Mexiko persönlich Zeuge des hereinbrechenden Unglücks sein sollte, welches diese junge Mexikanerin traf; und daß jenseits des Wassers die Dame im Rodenmantel in demselben Jahr wie diese Mexikanerin untergehen würde.

Wie ich noch über die Ähnlichkeiten, die ich entdeckt hatte, nachdachte, kam ein tiefes Seufzen von den Lippen der blonden Astronomenfrau, ein Seufzen, das klang, als ob ein Schlafender unter einem Traumalp gequält aufseufzen müsse.

Die junge Frau hatte die Augen seit einer Weile geschlossen und schlief, mit dem Kopf an die Schulter ihres Mannes gelehnt. Jetzt aber wachte sie auf, sah sich im Halbdunkel nach mir um und hatte einen weltfernen Ausdruck. „Ist etwas passiert?“ fragte sie mich leise, da sie sah, daß auch ihr Mann eingeschlafen war. „Sie machen ein so ernstes Gesicht, und ich habe eben geträumt, wir wären auf einem Schiff, das uns nach Europa zurücktrug, aber mein Mann wollte nicht warten, bis wir ans Ufer kamen, sondern er sprang ins Wasser und lief dem Schiff eilend über das Wasser voraus. Sie und ich standen nebeneinander auf der Schiffsbrücke und riefen ihm nach, er solle aufs Schiff kommen. Aber er hörte nicht und lief von uns fort, so daß ich ganz verzweifelt war. — Oh, ich bin so froh, daß nichts passiert ist, und daß er hier so ruhig schläft. Aber Sie sehen so ernst aus, als ob die Welt untergeht.“

Der Zug pffte jetzt grell, und die Hotelboys aus Orizaba sprangen, als der Zug in die Station einlief, von draußen in die Waggonen herein und riefen die Namen ihrer Hotels aus. Es war jetzt eine sternenhelle Tropennacht draußen.

Der Astronom wachte auf und freute sich über die Helle. Wir einigten uns mit einem Hotelboy über Zimmer in seinem Hotel. Erst hinterher fiel es mir ein, daß ich in dem Hotel, wo jene Mexikanerin abstieg, hätte Zimmer nehmen sollen.

„Sie ist bei einem Pferdekauf gewesen,“ erklärte mir der Schaffner, „sie hat sich auf einer befreundeten

ten Hazienda ein Reitpferd gekauft. In der Hauptstadt ist sie als eine der besten Reiterinnen bekannt.“

Bei der Ankunft in Drizaba, als das Astronomenpaar zum Hotel vorausging, blieb ich noch einen Augenblick zurück, um das Reitpferd, ein isabellenfarbenes Prachtthier, zu sehen, das man aus dem Güterwagen ausladen sollte. Die Spanierin und ihr Beichtvater standen nur ein paar Schritte von mir entfernt. Während die Arbeiter den Wagen des Pferdes aufschlossen, streichelte die Dame die Rüstern des Tieres, das den Kopf zu ihr heraustreckte.

Das Pferd wieherte. Der Abbé aber sagte rasch zu der Dame ins Ohr und sah nicht, daß ich hinter ihm stand: „Also, es ist bestimmt: wenn wir morgen abend in Mexiko ankommen, dann brechen Sie alle Beziehungen zu ihm ab. Ich werde ihn besuchen und ihm Ihre Absicht mitteilen. Fürchten Sie nichts!“

Der Abbé sprach laut, als ob er noch das Räder rasseln des Zuges in den Ohren hatte.

Nachdem ich so unfreiwillig eine intime Mitteilung gehört hatte, fürchtete ich, indiscret zu sein, wenn ich stehen bliebe, um das Pferd zu erwarten. Ich zog mich hinter dem Rücken der beiden lautlos zurück und eilte nach meinem Hotel, von einem Indianerburschen geführt. Der Indianer lief lautlos wie mein Schatten vor mir her, durch die mondhellen, todstillen Straßen des mitten in hohen Bergen gelegenen Städtchens Drizaba. Ich sah im Mondschein die weiße Zuckerspitze des beschneiten Kraters, des Drizaba Peak, und andere Kuppelberge voll Urwald, deren Blätterherden wie blaue Stahlpailletten im Licht glitzerten. Dazu hatte ich in den Ohren das Flügelwehen der Zikaden, der Milliarden Insekten in den Gärten und Feldern ringsum und um mich das Getrommel und Geschnarre riesiger Posaunenfrösche und das Geschwirr eifriger Käfer, die wie irrsinnig wild über die mondhelle Straße fortstürzten, als kämen sie verzückt von einem Bacchanal, und als wollten sie Menschen und Bäume und Häuser umrennen. Die Luft war angefüllt von den Säuredünsten großer Nachtblüten, und alle Bäume und Blüten mischten ihre Gerüche wie

zu einem nervenaufflachelnden berausenden Gebräu, das einen jeden überschwemmte, als wäre die Nacht bis hoch an die Sterne ein wollüstiges Bad, zusammengegossen aus elektrischen Blütenessenzen.

Die ersten Schritte in das aufgeregte tropische Nachtleben sind für den Europäer so befremdend, als ob ihm plötzlich alle Hirngespinnste einer sonst nur in der Phantasie existierenden Unterwelt entgegen kämen. Es scheint, als hätten sich alle Poren der Erde geöffnet und schickten Liebesseufzer und lüsterne Rufe und bestrickende Versprechungen und hitzige Beschwörungen in die Lüfte. Alle Verbote, alle Fesseln, die das Tageslicht und die Tagesymmetrie erfunden haben, müssen einer Verzückung weichen, die sich in den Tropen sofort mit der Dunkelheit einstellt. Jeden Abend, Sommer und Winter, wenn die Sonne um sechs Uhr untergegangen ist, eröffnet die tropische Nachtwelt ihr Riesenbacchanal, das deine fünf Sinne bestürmt, und das deine Tagesgedanken über den Haufen wirft mit den tausend wollüstigen Düften, mit den riesigen unruhigen Sternbildern, mit den Myriaden von Leuchtfliegen, die dich umkreisen, mit dem unterirdischen Gelächter unbekannter Nachtvögel und mit dem langgezogenen Geheul unbekannter Raubtiere, so daß der Verstand deiner fünf Sinne in einen Irrsinn gerät und du dich nach Betäubungen sehnst, die dir am Tage fern liegen.

Dieser mir unbekannte Reichtum der Tropennacht, den ich bisher nur vom Hörensagen her kannte, ließ mich in dieser Nacht im Hotel nicht schlafen. Die Zimmer in den mexikanischen Häusern haben keine Fenster nach der Straße, überhaupt keine Fenster. Sie führen in allen Etagen auf Veranden, die rund um eine Art Gartenhof liegen. Und jedes Zimmer erhält sein Licht nur durch die Tür, die von der Veranda hereinkommt.

Mein Zimmer lag im ersten Stock, und durch die Glastüre schien der Mond in das kalkweiße Gemach, Ich hatte die gläsernen Türflügel offen gelassen, und draußen lebte die laute Tropennacht. Mexikanische Nachtigallen, die unten im Hof in Käfigen an den

Wänden hingen, trompeteten und pfffen so laut wie Dampfer sirenen und Lokomotivenpfeifen. An einen Schlaf war schon des Lärmes wegen nicht zu denken. Aber hätte ich denken können, daß es für den Europäer überhaupt nur schlaflose Nächte in diesem Lande gibt, und daß ich nicht eher einen ruhigen Schlaf genießen würde, als bis ich wieder einen Dampfer zurück nach Europa bestiege?

Wir glauben immer, wir Neuzeitmenschen: wir nehmen ein Billett, kommen in ein Land, essen, schlafen, trinken dort und kommen wieder zurück. Aber wir bedenken nicht, daß uns kein Billett, keine Eisenbahn, kein Schiff in ein anderes Land bringen kann. Wir selbst, unser Körper, unsere gewohnte Art zu empfinden, unsere Art zu denken, — nichts von uns kommt jemals in einem fremden Land an.

Ich bin später nach dieser mexikanischen Reise auf vielen, vielen Schiffen und vielen, vielen Eisenbahnen nach vielen, vielen Ländern rund um die Erde gereist. Aber immer, wenn ich wieder in die Heimat komme, nach Europa zurück, dann weiß ich, daß ich nirgends war.

Wohl kommen mit unseren Kleidern unsere Knochen, unsere Muskeln, unser äußerlicher Apparat in fremden Ländern an, aber nicht unsere Denkkraft, nicht unsere Herzwelt, nicht die Jahrtausende von heimatlichem Vorleben, die wir im Blute haben.

Jedes neue Land benützt unseren körperlichen Apparat und beachtet nicht, was wir waren, und nicht, was wir sein wollen. Jedes fremde Land will uns vollständig zu etwas Neuem umwandeln, und es fragt uns nicht, ob wir dabei mittun wollen oder nicht, — es verwandelt uns. Es verwandelt das, was von uns an der fremden Küste angekommen ist, zuerst die Kleider, dann die Haut und den Leib, aber niemals die Herzwelt in uns. Jedes Land ist wie ein Theaterstück, das seine eigenen Rollen austheilt; und das Stück, das in der Heimat spielt, ist nicht dasselbe, das in Mexiko gespielt wird. Vieles, wovon ich hier schreibe, sagte ich mir in der Nacht meiner Ankunft, in der ersten Tropennacht meines Lebens. Ein Land hat

die Eigentümlichkeit, daß es nur Tragödien spielt, nur tragische Rollen ausstellt. Ein anderes Land spielt nur Idyllen, ein anderes liebt das große Pathos, ohne Intimität . . .

Mexiko ist tragisch gestimmt, mit einem Einschlag ins Dämonische, ins Phantastische, und immer mit der Endnote der Grausamkeit. Diese Erfahrung erlebte ich nicht an mir allein, sondern sie lag in der Luft des Landes, auf allen Gesichtern, in seiner Geschichte. Und ich habe niemals, in keinem Land der Welt wieder ein solch grimmiges Heimweh nach Europa empfunden, vom ersten bis zum letzten Tage, wie auf dem vulkanischen Boden Mexikos, wo täglich Erdbeben zittern, wo Städte plötzlich in einer Nacht untergehen, von deren Untergang nie die Kunde nach Europa kommt: wo sich gigantische Grausamkeiten abspielen, von denen Europa nichts ahnt und nichts erfährt.

Während meines kurzen Aufenthaltes von fünf Monaten war ich hier der Zeuge eines der unheimlichsten Dramen, das in engster Beziehung zu jener Verwandten des Präsidenten stand, die ich am ersten Tag in der Eisenbahn getroffen hatte, — eines Dramas, das seinen Abschluß vor Gericht fand, wobei vom Richter der Hauptstadt Mexiko zwanzig Todesurteile gesprochen werden mußten. Davon sollen die folgenden Kapitel handeln.

Heiße Erde — Tierra Caliente — nennt man den Landstrich, die Hitzezone, die von Vera-Cruz bis zur halben Weghöhe nach der Hauptstadt Mexiko hinaufreicht. Aber Tierra Caliente mußte ich für mich das ganze Land nennen. Denn nirgends auf der Welt brannte unter meinen Füßen der Boden so von Schrecken. Es ist, als hefte sich an jeden Fremdling hier in diesem alten Goldland der Fluch, den das Gold in sich trägt. Es scheint hier, als sei das unschuldig gemordete Blut der Azteken, welche der Goldgier der Europäer erlagen, heute noch nicht genügend gerächt, als verfolgte jeden Europäer hier die Rache des beleidigten uralten Volksgeistes dieses Landes. —

Die mexikanischen Nachtigallen johlten vor meiner Schlafzimmertür unterhalb der Veranda. Es schien mir plötzlich, als wären es nicht die Kehlen liebessehnstüchtiger Singvögel. Es klang, als wären die Vögel hier in diesem Lande zu spottenden Teufeln geworden, die den fremden Eindringling auspfeifen, — so höllisch war ihr Signalpfeifen. Und ich bedachte schlaflos, wieviel eingeborenes Leben einst von den europäischen Fremdlingen, den Spaniern, hier niedergemetzelt wurde, um Schiffsladungen von Goldbarren dem Lande zu rauben und nach Europa zu schicken. Darüber schrien heute noch die Nachtvögel.

In den Dschungeln des mexikanischen Urwaldes sollen sich noch große verschollene Aztekenstädte versteckt befinden, vom Blättermeer verschlungen; und Täler, in denen noch die reichsten Tempel und Schlösser der Landes Könige stehen, sollen von den Indianern zugemauert sein. Die Indianerinnen, die heute an den Stationen erschienen und schweigend auf einem grünen Blatt etwas gehacktes Fleisch oder ein paar dürftige Maiskuchen den Reisenden anboten, sahen verschlossen wie beleidigte Erzengel aus, arm wie darbenende Heilige. Ihre blauschwarzen Haare sind in der Mitte des Kopfes glatt gescheitelt, wie die Frisuren der italienischen Madonnen. Die blauen Leinwandtücher, in die die Indianerinnen den Körper einwickeln, sind schlicht und einfach und bescheiden. Die Frauen gehen an dem eisenstampfenden Bahnzug entlang, wie von ihrer Einfachheit und ihrer landeseingeborenen Natürlichkeit unsichtbar gemacht, und sind wehrlos adelig in der Haltung. Aber aus ihrem schwarzen, unergründlichen Auge sieht dich die Trauer eines ganzen Volkes an, eines Naturvolkes, das unter den Fremdlingen, die mit Eisen gegen das Gold kämpften, fremd im eigenen Mutterlande geworden ist. Es tat mir später hier täglich in der Seele weh, die im Boden eingewurzelten Indianervölker zu sehen, die von der Brutalität der Geschäftsgier des Europäers erstickt werden, und die einst ein Reich hatten, wo das Gold der Alltags Schmuck des Landes war; o, es war schmerzlich, die Schweigenden zu sehen, die

jetzt nur geduldet und geduldig neben den Schienengleisen der rasend reisenden Fremden leben, und die einst nichts Böses taten, als daß sie zufrieden lebten und die Europäer vor Hunderten von Jahren vertrauend und liebenswürdig empfingen.

Mir wurde unheimlich vor mir selbst. Ich schämte mich fast, daß ich einem Kontinent angehörte, aus dem alles Unglück und alle Ungerechtigkeit über das Land Mexiko und sein Volk gekommen war. Mir war vom ersten Tag bis zum letzten hier vor den alten Göttern des Landes unheimlich zumut, da ich wußte, daß sie alle hassten mußten, die aus Europa zu ihnen kamen. Und ich fühlte auch, wie mich Schrecken und Gefahren hier stündlich zu vernichten suchten, als ob Tag und Nacht die mexikanische Luft von Rachegeistern wimmelte.

Am nächsten Morgen, nach der ersten schlaflosen Nacht in dem schlaflosen Lande Mexiko, ehe die „messingblonde Frau“ (wie ich im Geist die Astromomenfrau immer nennen mußte) mit ihrem Mann und mir den Zug zur Hauptstadt Mexiko am Bahnhof von Orizaba bestieg, gab es noch eine aufregende Bahnhofsszene, in der die schöne Mexikanerin uns allen das Leben rettete.

Der Zug stand dampfend auf dem Schienengleise am Bahnsteig, wo viele Reisende sich mit ihrem Handgepäck drängten. Plötzlich entsteht ein Gemurmel. Ein paar gestikulierende Beamte rufen, ein paar Männer stoßen sich durch die drängenden Reisenden. Ich bemerke, daß die stillstehende Lokomotive auffallend viel Geräusch macht, und daß aus allen Fugen und Rieten sich Dampf herauspreßt; aber ich werde erst durch die blassen Menschen, die alle vom Zug fortdrängten, aufmerksam, daß Gefahr im Anzug ist.

Die junge Mexikanerin und der Abbé traten im gleichen Augenblick aus dem Wartesaal auf den Bahnsteig. Es hatte sich ein großer freier Raum vor dem Zug gebildet. Die Leute deuteten nur von fern auf die Lokomotive, die jetzt wie ein lebendes Wesen mit ihrem mächtigen Eisenleib zu zittern begann, als würde sie geschüttelt.

Der Lokomotivführer war nirgends zu sehen, und das Bahnpersonal war fortgestürzt, um Heizer und Lokomotivführer zu suchen, die sich wahrscheinlich in irgendeiner nahegelegenen Indianerkneipe betranken. Ich sehe, wie die Mexikanerin die Lokomotive betrachtet und einen Augenblick später dem Abbé ihre Handtasche und ihren Bambusfächer reicht; dann geht sie ruhig, mit den festen Augen einer Tierbändigerin, zu der heftig zitternden Maschine hin. Sie klettert hinauf, und — ich weiß nicht, welcher Schreckensruf mir plötzlich entfuhr. Ich rufe irgend etwas und springe zu ihr, um sie von der Lokomotive zu reißen, die jeden Augenblick explodieren kann, und deren Borderteil ab und zu bereits so heftig wie ein sich schüttelndes Tier auf den Schienen krampfhaft einige Zoll in die Höhe springt und dröhnend wieder niederfällt. Der Lärm des Dampfes war dabei ohrenbetäubend, und die Hitze des Maschineneisens und die Dampffschwaden, die die weiße Gebläsestrahlen nach allen Richtungen schossen, waren so heftig, daß ich nicht begreife, wie die junge Mexikanerin und ich nicht beide über und über verbrüht wurden.

Sie hatte aber, ehe ich sie noch faßte, die Ventile geöffnet, und aus dem überheizten Kessel stürzten befreit die Dampfsäulen. Ein paar Sekunden später klatschte der ganze Bahnhofsaal, der voll von flüchtenden Reisenden war, stürmisch Beifall.

„Wie konnten Sie das?“ fuhr ich sie mitten im Beifall an; und sie sah mich erstaunt an, wie eine Dame, die von einem scheuen Reitpferd springt und gar nichts von Furcht empfunden hat.

„Ich habe als junges Mädchen auf der Hazienda meines Vaters öfters die kleine Strecke der Lokalbahn mit dem Lokomotivführer zusammen auf der Maschine zurückgelegt.“ Sie lachte mich an, als hätte sie plötzlich entdeckt, daß es lustig wäre, mit mir zu plaudern. „Was war denn jetzt dabei? Das war gar nichts, das da; es war nur nötig, daß man die Ventile versetzte, — jetzt ist der Dampf draußen. Komisch war es, wie die Maschine hopste,“ so plauderte sie immer lachend, als wären wir alte Bekannte.

Dann saßen wir bald alle im Zug, und natürlich reisten wir bis zum Abend im gleichen Kupee, und ich hatte das Vergnügen nach dem Schrecken mit der jungen Mexikanerin zusammen zu sitzen und weiterplaudern zu dürfen. Nur die beiden alten Bekannten von mir, der Astronom und seine Frau, hatten sich etwas abseits gesetzt, und die messingblonde Frau schien mir immer ernster zu werden, je mehr wir uns der Hauptstadt Mexiko näherten, indessen ihr junger Gatte nervös und schweigsam in seinem Reiseführer durch Mexiko stundenlang blätterte, ohne viel zu lesen.

Noch ein kleiner Zwischenfall am Nachmittag beschloß die Kette der Überraschungen, die mir so reichlich vor der Ankunft in der Hauptstadt wurden, die aber nur erst das Präludium zu einem großen Konzert von aufregenden Zeiten für mich bedeuteten.

An einer Station, wo Mittag gegessen wurde, hatten sich einige Herren aus anderen Wagenabteilen zusammengetan, und ein paar kamen mit großen Sträußen aus Tropenblumen, weißen Tuberosen und rosa Gartenrosen zu der mutigen Mexikanerin, um ihr eigens den Dank aller Reisenden, mit echt spanischer Grandezza, wie ich dachte, auszudrücken. Diese Ovation war hier in Mexiko übrigens nicht so auffallend, wie es klingen mag, wenn man es in Europa wieder erzählt; denn die Station, an welcher Mittag gehalten wurde, war dafür bekannt, daß sich in der Nähe große Blumenplantagen befanden. Auch die andern Reisenden kauften radgroße weiße und rosa Tropensträuße, die man an den Decken der Waggons befestigte, und die während der Nachmittagsfahrt dann wie lebende Blumenbaldachine über den Köpfen der Damen schaukelten.

Während die Herren mit den Blumensträußen der Mexikanerin ihre Aufwartung machten, stand ich auf und schlenderte mit dem Abbé draußen auf dem Bahnsteig ein paarmal auf und ab; auf einmal fiel mir auf, daß unter jenen Herrn einer jener „Raubmenschen“, einer jener Kartenspieler, gewesen war, den ich nicht gleich wieder erkannt hatte. Der Abbé war wieder eingestiegen; und von einer plötzlichen

bangen Ahnung erfaßt, stand ich im Begriff ebenfalls wieder einzusteigen, als der Abbé schon seinen erschrockenen Kopf aus dem Rupeeefenster zu mir heraussteckte und rief: „Die Handtasche der Dame ist verschwunden!“ Ich weiß nicht mehr, warum ich instinktiv ans andere Ende des Waggons eilte und einen andern Weg zum Einsteigen wählte; mir war, als könnte ich den Dieb packen. Da ich sehr groß bin, konnte ich im Entlangeilen am Waggon in die Fenster schauen und bemerkte nun auch das Gesicht jenes verdächtigen Bekannten vom Schiff, der zugleich auch mich sah. Er steht drinnen im Mittelgang des Wagens. Wie ich eintrete, macht er mir Platz, grüßt plötzlich geschmeidig höflich und gleitet an mir vorüber hinaus. Da kommt auch schon der Abbé mir entgegen und deutet auf die Bank, welche jener Herr eben verlassen hat. Da stand dicht am Rupeeausgang die Tasche der Mexikanerin auf der Bank. Jener Mensch hatte sich wahrscheinlich von mir beobachtet gesehen und war geflohen, da es ihm nicht mehr möglich war, die Tasche weiter zu tragen. Als er den Abbé von der einen und mich von der andern Seite suchend eintreten sah, ließ er die Tasche stehen, als wenn sie ihn nichts anginge, und verließ den Wagen. Er war dann auch auf der Weiterfahrt nicht mehr zu entdecken.

„Die ganze Komödie mit der Überreichung des Buketts an die Dame war nur eine abgekartete Diebsgeschichte jener Gauner,“ sagte sofort der Abbé. „Man wollte die Aufmerksamkeit der Dame von ihrer Handtasche ablenken, da man uns heute wahrscheinlich auf der Wechselbank in Drizaba beobachtet hat, wo wir Geld erhoben. Das ist Mexiko!“ Und ahnungsvoll fügte der alte erfahrene Kirchenherr hinzu: „Wenn Sie lange hier sind, werden Sie vielleicht noch ganz andere Dinge erleben.“

Ich konnte aber freilich nicht ahnen — und er wahrscheinlich auch nicht, als er dies sagte, — daß derselbe freundliche Abbé bei diesen „ganz anderen Dingen“ wenige Monate später sein Leben einbüßen würde. —

Es war früher ein alter hartnäckiger Charakterzug bei mir, der sich jetzt aber mit dem Alter verloren hat, daß ich mich, wenn Frauen leidend aussahen, in meinem Herzen verpflichtet fühlte, mich ihnen zu nähern und sie zu lieben, ob ich wollte oder nicht, — und wenn ich damit auch einer anderen lachenden Dame, der ich eben noch großes Interesse gezeigt hatte, weh tat und sie vernachlässigte. So geschah es noch an diesem Nachmittag, daß ich mich wieder zu der messingblonden jungen Frau hinsetzen mußte, die so trübselig und totenstill in der Waggonette saß und in die öde Hochebenenlandschaft starrte, — in diese Landschaft, die draußen ohne Bäume und ohne Wälder nahe der Hauptstadt Mexiko nur mit steifstacheligen Agavenpflanzungen besetzt, vorüberflog. Die Agaven, die so starrsinnig in die leere Luft stachen wie Reihen von kaltbläulichen Eisblumen, die fleischige Körper bekommen hätten und regungslos mit den kalten ungeschlachteten Körpern nichts anzufangen wußten. Die arme Blonde sah aus, als wäre ihr europäisches Herz von dem neuen fremden Land so zerbrochen und von Ameisen so zernagt wie ihre arme europäische Violine im Geigenkasten, der bei ihrem Handgepäck oben im Neß des Waggons lag. Welch ein Kontrast, sagte ich mir: alle diese Kerle, die da um uns mit dickflobigen Pistolen im Gürtel reisen, und diese Europäerin, die eine Violine mit herüber in das Räuberland bringt, und die sich sehnt, eine Apollohymne zu erlernen! Europa ist so wunderbar sentimental, dachte ich. Alle anderen Erdteile, so schien es mir, müßten uns verlachen, weil bei uns das Leben zu einer zweitausendjährigen Apollohymne zurückkehren kann, zu einer ausgegrabenen Melodie, für die wir plötzlich eine Liebe empfinden können, eine Melodie, die unser Leben heute nicht hervorbringen kann, wegen der wir deshalb unser Leben, das diese Melodie nicht fertig bringt, beinah verachten können, auswandern und ruhelos werden und uns um zweitausend Jahre zurücksehnen können.

Es muß also etwas nicht richtig an unserer gegenwärtigen europäischen Völkermaschine sein, weil wir

uns immer nach alten Kulturen zurücksehnen. Kommt dieses Leiden vielleicht davon, daß wir staatliche Institute haben, die Gymnasien, welche es sich hauptsächlich zur Aufgabe machen, uns mit dem Seelenleben dieser alten heidnischen Kulturen bekannt zu machen? Was erlaubt sich da der Staat eigentlich für seltsame widerspruchsvolle Gewaltakte an unserer Jugend? Einerseits befürwortet er die Religion des Christen als das Staatsideal, andererseits zugleich das Seelen- und Geistesleben der vergangenen Heiden als Staatsideal! Wie kann denn da ein junger Mensch wissen, was Staat und Menschheit von ihm wollen, wenn er zwei einander ganz entgegengesetzten Idealen huldigen soll, dem christlichen und dem heidnischen zugleich? Denn sobald der Mensch das eine von den beiden Idealen, das Christusideal oder das Apolloideal, ernst nimmt, muß er dem andern Ideal vor den Kopf stoßen.

So ist es jetzt mir hier gegangen mit den beiden Damen. Die eine, die Schwärmerin für alte Kulturen, die Apolloidealistin, mußte ich beleidigen, wenn ich plötzlich die vom Abbé begleitete Mexikanerin, die eine gründliche Katholikin war, bevorzugte. So trieb ich für mich eine Art von Weltphilosophie und vermischte sie unklar mit meinen Liebesgefühlen.

Die Reiseermüdung tat außerdem ihr übriges bei den Damen und mir; und als der Zug am Abend in Mexiko einlief, war ich gleich den Damen in eine abgespannte und gegen die andern erkältete Stimmung geraten, so daß ein rasches, lautes, schallendes Abschiednehmen das augenblickliche Ende dieser Reise-romantik war, einer Romantik, die aber trotzdem hier auf dem Weg nur ihren Anfang, aber noch lange nicht ihr Ende für alle Beteiligten gefunden hatte. Ich tröstete mich einstweilen mit dem Betrachten der mexikanischen Indianer, die mich jetzt bei der Ankunft in der Stadt sehr unterhielten. Die Bevölkerung der Stadt bestand damals aus hunderttausend Europäern und dreihunderttausend Indianern.

„Wer lange lebt, lebt kurz,“ hatte unterwegs der Abbé zu mir gesagt, und ich mußte in Mexiko jetzt

täglich denken, daß das gar nicht auf mich paßte, denn es schien mir gleich am nächsten Morgen, als ich aufstand, eine Ewigkeit vergangen zu sein, seit ich in Mexiko war. Viel beschäftigten mich im Geist die drei verschiedenen Frauen, die ich in diesen letzten Tagen in mein Herz geschlossen hatte, und die mich abwechselnd an sich erinnerten. Es war als ob eine weibliche Schildwache die andere in der Nacht an meinem Bett ablöse, — so kam in jeder zweiten Stunde für eine Stunde eine andere der drei heimlichen Geliebten meines Herzens zu mir; bald war es die Österreicherin im Rodenmantel mit dem Graphitkarbon in der Hand, dann die Messingblonde mit der Violine und der Apollohymne und dann die Mexikanerin, bald zu Pferd und bald auf der dampfenden erhitzten Lokomotive.

Die dreihunderttausend Indianer haben es doch nicht fertig gebracht, mich sofort über die drei verschwundenen Frauen zu trösten, dachte ich eines Morgens, als es klopfte und ich die Glastür zur Veranda öffnete, wo vor mir eine junge Indianerin in blauem Leinenrock und schwarzem Kopfschal stand, auf dem Kopf einen großen flachen Strohkorb, bedeckt mit gelben Drangen und Bananen und rübenfarbenen Mangofrüchten.

Wie ein Stropfen lautlos sank die Erscheinung vor mir auf dem Boden ins Knie und lächelte unter ihrem flachen Fruchtkorb, wie unter einem flachen Hut, der mit goldgelben Früchten garniert wäre.

„Wie heißt du?“ fragte ich sie freundlich auf Spanisch, ohne zu bedenken, daß sie nicht sich, sondern ihre Früchte anbot.

„Angela,“ kam es an mein Ohr, als ob mich eine Hand streichele, — so dicht und nah ging mir diese Mädchenstimme über die Haut.

„Angelika?“ fragte ich sie.

„Angela,“ so streichelte sie mich nochmals mit der Stimme und hob jetzt ihren Fruchttellerkorb vom Kopf, um ihn vor sich aufs Knie zu legen, wo sie ihn wie eine kleine Tischplatte vor meine Knie hielt.

„Ich esse keine Früchte, Angela,“ sagte ich und

wappnete mich zum Widerstand gegen diese Stimme, die mit dem Wort „Angela“ das ganze Haus für mich schwankend, wie ein wiegendes Palmblatt machen konnte.

Ich war sehr einsam, und es kam mir der Gedanke, mir einen fröhlichen Tag zu machen und mit Angela, wenn sie wollte, Freundschaft zu schließen, vielleicht bis die Sonne unterginge, vielleicht noch länger.

„Angela, deine Früchte riechen sehr gut,“ fuhr ich fort. „Wenn ich sie auch nicht esse, so rieche ich sie doch sehr gern; stelle also den Korb mit den Früchten auf meinen Tisch.“

Angela hatte einzelne Mangos mit der Hand gestreichelt, als ob sie ihre Vorzüglichkeit andeuten wollte.

Daß ich die Früchte wollte, verstand sie, daß ich aber auch den Korb kaufen wollte, begriff sie nicht.

„Angela, willst du mit mir spazieren fahren?“ fragte ich die schöne vierzehnjährige, vollständig ausgewachsene und jungfräulich reife Indianerin.

Ich erwartete, daß sie verlegen lachen würde; aber ohne jede falsche Scham fragte mich Angela: „Wohin wünschen der Herr zu fahren?“

Das wußte ich wirklich noch nicht; ich hatte diese Antwort nicht im entferntesten erwartet. Aber ohne mein Erstaunen zu verraten, sagte ich und bedachte, daß ich ihr als einer frommen spanischen Katholikin wahrscheinlich eine große Freude bereiten würde (denn alle Indianer sind sehr fromm und sehr katholisch): „Fahren wir nach dem Wohlfahrtsort Guadalupe, wo das steinerne Schiff steht und die Kirche zur Heiligen Quelle ist.“

Angela nickte, lächelte und schwieg. Sie schien etwas nachdenklich und etwas fühler zu empfinden, aber ich begriff erst später, weshalb.

Ich ließ einen Wagen holen. Angela zog ihr großes dünnes, schwarzes Tuch über den Kopf und sah wie eine kleine Matrone mit braunem Gesicht aus dem schwarzen Schal. Sie stieg in den Wagen, war aber nicht zu bewegen, an meiner Seite Platz zu nehmen; sie setzte sich wie ein Diensthote auf den

schmalen Rücksitz und ließ mich allein den Platz im breiteren Wagenfond einnehmen. — Das ist gar nicht gemächlich, dachte ich, es sieht zwar besser aus, solange wir durch die belebten Straßen fahren, aber es ist zu viel Unterschied zwischen ihr und mir markiert, und das war nicht meine Absicht.

Raum hatte sich der Wagen vom Gartenhotel aus in Bewegung gesetzt, so mußte er zwischen Trambahnen, Reitern, Lastkarren, Mauleseln an einer Straßenbiegung warten.

Da legte Angela ihre Hand vorsichtig auf mein Knie und sagte: „Nach dem Museum!“ Aber wie hätte ich denn das sofort begreifen können, daß eine junge Indianerdame statt zur heiligen Jungfrau nach Guadalupe in ein Mißgeburtenkabinett gefahren zu werden wünscht.

Später habe ich allerdings erfahren, daß das naturwissenschaftliche Museum, wo Kälber mit zwei Köpfen, Hunde mit acht Beinen, Schweine mit einem Widderhorn an der Stirn und zusammengewachsene Kaninchen zu sehen sind, ein Ort schwärmerischer Verehrung für viele Indianer ist.

Wir fuhren also zum Museum. Angela saß im Wagen wie eine junge Dame, die zeitlebens gewöhnt ist, ihren Tageslauf in verschiedene Wagenfahrten einzuteilen; man konnte nicht denken, daß sie die Tochter eines Gärtnergehilfen aus dem La Viga-Kanal war, wo sich die schwimmenden Gärten der Stadt Mexiko befinden, und wo man mit den Booten ganze Tage zwischen Blumen- und Fruchtgärten fahren kann. Weil sie aber tägliche Bootsfahrten gewöhnt war, behielt sie auch ihre Ruhe beim Wagenfahren und wurde nicht unruhig, als wir zwischen Pferdeköpfen und Wagen auf der lebhaften Calle de San Francisco, der Hauptstraße der Stadt, dahinfuhren. Angela lächelte mich von Zeit zu Zeit an, wie eine, die ein Geheimnis hat, das sie aber erst später verraten will. Als wir beim Museum ausstiegen, lächelte sie wieder so eigen. Da saß ein junger Indianer am Tor, der hatte an dem einen halb abgestorbenen Arm, den er nackt zeigte, noch einen kleinen angewachsenen Arm hängen,

der ganz tot und verrunzelt war, so daß der junge Mann drei Arme besaß; aber nur ein Arm von den dreien war gesund, und mit diesem gesunden Arm hielt er abwechselnd bald den einen, bald den andern der beiden welken nackten Mißgeburtenarme den Vorübergehenden hin, damit man ihm ein Almosen gebe. Angela hat kaum den Wagen verlassen, so steht sie bei dem Indianer, und ich sehe, wie sie ihm die Silberdollar, die ich ihr für die Früchte gegeben hatte, einen nach dem andern, in die beiden welken toten Hände zählt. Damit aber nicht genug. Sie umschlang den abgemagerten Körper vor meinen Augen und sagte: „Mein lieber Paolo! Sieh, der Herr hier will uns noch viel mehr Geld geben, so daß wir sicher bald heiraten können.“

„Ja, das will ich,“ sagte ich rasch entschlossen, zog meine Brieftasche, reichte den beiden höflich einen Geldschein, schüttelte Angela freundlich die Hand, sprang in meinen Wagen, ließ die Indianerin hochbeglückt bei ihrem Bräutigam und fuhr schleunigst nach dem Schloß Chapultepec, da mir einfiel, daß ich heute dort noch einen Brief beim Präsidenten abholen könnte.

So ist Mexiko täglich, sagte ich mir auf der Heimfahrt. Es ist für den Europäer wie das Blendwerk eines Teufels; es leuchtet, strahlt, und jedes Gefühl hier verwandelt sich unter den Händen in Mißgeburten, wenn du es fassen willst.

Noch zwei Tage erschien Angela morgens an meiner Glastür: am ersten Morgen verkaufte sie mir rosa Rosen, denen ich zwar gleich ansah, daß sie künstlich gefärbt waren, die ich ihr aber doch abkaufte.

„Wem bringst du jetzt das Geld,“ fragte ich sie, „Paolo?“

Sie nickte sanft und etwas melancholisch. Ich weiß nicht, ob sie wieder eine Wagenfahrt ersehnte, oder ob ich nicht freundlich genug war. Am Abend war das Wasser im Wasserglas, in das ich die seltsam leuchtenden gelbrosa Rosen gestellt hatte, rosa, und die Rosen waren schneeweiß; das Wasser hatte die künstliche Farbe der gefärbten Rosen ausgesogen.

Am nächsten Morgen erschien Angela mit einem kleinen Käfig, darin ein feuerblauer Vogel flatterte.

Sie war schon etwas vertraulicher und sagte: „Sehr teuer!“

Ich zahlte „sehr teuer“, und sie ging, zufrieden, aber wiederum nachdenklich.

An demselben Abend hatte der Vogel sich in einem Wassernapf gebadet, und das Wasser war blau und der Vogel unscheinbar schwarz. Da er auch nicht sang, ließ ich ihn fliegen.

Gefärbte Rosen, gefärbte Vögel und Mißgeburten hatte Angela mir vor Augen geführt, — jene Angela, die mir mit ihrer Stimme im ersten Augenblick das Haus schwankend gemacht hatte wie ein Palmblatt.

Ich zog dann aus dem internationalen vornehmen Gartenhotel fort, weil es mir zu belebt wurde; es kamen zu viel amerikanische Reisegesellschaften dorthin; und in dem spanischen Hotel, in das ich übersiedelte, erschien Angela nicht mehr. Dafür begannen hier aber die tiefgehenden Verwicklungen, die mein Herz in Wallung bringen sollten. Es wäre mir ein leichtes gewesen, Wohnung und Gewohnheiten der Mexikanerin zu erforschen, um mich mit ihr vielleicht in neue Beziehung zu setzen. Ebenso wäre das Auffinden des Astronomehepaares mir in der Stadt Mexiko nicht schwer gefallen. Aber gerade, daß ich es in meiner Macht hatte, mich jeden Tag durch die Beziehungen, die mir hier zur Hand waren, den beiden romantischen Reisebekanntschaften wieder zu nähern, legte meine Abenteuerlust etwas lahm, und ich sagte mir (was ich mir zeitlebens immer wiederholte): was nicht zu mir kommt, vom Schicksal eingebracht, das macht mir keinen Spaß. Ich ließ es also auf mein gutes Glück ankommen und erwartete das Schicksal. Wenn ich auch in den freien Stunden, die mir neben meinen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich für die geographische Gesellschaft auszuführen hatte, an Einsamkeit litt, so rührte ich doch keinen Finger, um den beiden Frauen, die noch immer meine Phantasie beschäftigten, ein Lebenszeichen zu geben. Denn ich konnte ja mit Bestimmtheit annehmen, daß die Mexi-

fanerin sowohl, wie das Astronomehepaar vollauf mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt wären, und daß man dort gar nicht mehr an mich dachte und es wahrscheinlich sehr überflüssig finden würde, wenn ich von mir hören ließe.

Aber wenn man eifrige Empfindungen zu übersehen sucht, sind sie wie Quecksilber, das man in einen Sack steckt, und das doch überall seinen Ausweg findet. Weshalb begann ich mich plötzlich für Pferde zu interessieren? Ich weiß es nicht; ich tat es, ohne etwas Besonderes dabei zu wollen. Wahrscheinlich aber mit dem Untergrundgedanken, daß auch die schöne Mexikanerin für Pferde schwärmte. Offenkundig machte ich mir das aber gar nicht klar; das fiel mir erst ein, als ich durch dieses erwachte Pferdeinteresse wirklich mit jener Dame zusammengeführt wurde. Dann erst sah ich klar, ertappte ich mich auf einem Selbstbetrug und schämte mich vor meinem Unterbewußtsein, das mich heuchlerischen Gedanken auslieferte, die mich umgarnten, und die, ohne daß mein Bewußtsein eine Ahnung davon hatte, mich bestimmte Wege gehen hießen, die mich versteckter und unterdrückter Leidenschaft wehrlos preisgaben.

Ich hatte als Wohnung mit Absicht ein kleines spanisches Hotel in der Nähe der Hauptstraße, der Calle de San Francisco, gewählt und nahm meine Mahlzeiten theils dort, theils im Restaurant Français in derselben Straße ein. Die Hotelbesitzerin hatte die Gewohnheit, mehrmals in der Woche, wenn sie ihr Haar gewaschen hatte, auf der Veranda, die im ersten Stock innen im Hof des Hotels entlang lief, auf und ab zu gehen und ihr offenes nußbraunes Haar zu sonnen. Sie trug dann eine weiße Serviette auf dem Rücken und hatte ihr gebürstetes und frischgekämmtes Haar auf dieser Serviette liegen, damit das noch feuchte Haar ihr Kleid nicht am Rücken berühre. Mit südländischer Unbehindertheit ging sie so vor der Glastür meiner Zimmer, die gerade auf diese Veranda führten, auf und ab und dirigierte den Hausstand, die Boys, die im Eßsaal decken sollten, und die Mädchen, die nebenan die anderen Fremdenzimmer in Ordnung

brachten. Vom Vormittag bis gegen vier Uhr mittags hin war es jetzt täglich immer noch sehr schönes Wetter; der Regen begann erst gegen halb fünf Uhr und endete gegen halb sechs Uhr. Immer kam und ging an bestimmten Tagen der Schatten dieser Frau, die ihr offenes Haar draußen sonnte, stundenlang durch meine Zimmertür, glitt über mich hin und verschwand, kam zurück, glitt über mich hin und verschwand; und dieser Schatten, der in dem weißen hellen Zimmer das einzige Lebewesen neben mir war, wurde mir vertraut, wie einem, der sich einen Hund oder einen Papagei gezähmt hat, die Bewegungen des Tieres im stillen Zimmer vertraut werden.

Saß ich am Schreibtisch, so lief der Schatten über mein Schreibpapier und schrieb eine Geste über den Schreibtisch wie ein Arm, der mir das Papier weg-schöbe und mich auf anderes als aufs Schreiben aufmerksam machen wollte; ebenso schien mir, wenn ich im Schaukelstuhl lag und las, der weibliche Schatten das Buch von den Knien fortzuschieben; wenn ich auf dem Sofa oder im Bett lag und die Decke des Zimmers anstarrte, lief der Schatten über mich hin und zog mich aus dem Bett. — Das geht nicht länger, dachte ich eines Morgens. Die Frau draußen ist es nicht, die mich stört; ihr Schatten ist das auch nicht. Aber in ihrem Schatten müssen noch andere Frauenschatten sozusagen inkarniert sein, die sich verbündet haben, um mich aus diesem Haus in irgendeine Richtung zu ziehen. Just immer dann, wenn ich mit Schreiben und Lesen fertig bin und freie Zeit habe, kommt dieser weibliche Schatten herein, als wolle er mich abholen, irgendwohin, wenn ich nur wüßte, wohin? —

Eines Tages ließ ich mich auch wirklich empor-scheuchen, und sah auf und dachte: nun stehe ich auf. Es ist irgend jemand da in der Nähe, der mir den Schatten dieser Frau so herausfordernd hereinsendet. Ich setzte meinen Panamahut auf und nahm zur Vorsicht einen Schirm mit, da man ja nie weiß, wie lange man sich draußen auf der Straße aufhält, wenn man sich von einem weiblichen Schatten aufstöbern läßt.

Ich ging aber nicht direkt auf die Straße; ich ging die Veranda entlang auf das flache Dach des Hauses, das ein langes Gewölbe bildete und ein flaches Dach mit einer Brüstung oben hatte, von wo man auf die Straße hinunterschauen konnte.

Ich setzte mich oben mit einem Bein auf die Brüstung und schaute vorsichtig auf die Straße hinunter, wie einer, der eine Begegnung erwartet und sich nicht gleich zeigen will.

Unten rannten die weißgekleideten Indianer in Hemd und weißgrauer Hose mit weißen hohen Sombreros auf den Köpfen. Gerade wurden Maultiere, mit Säcken beladen, in langen Reihen vorübergeführt. Es gab viel Geschrei von den Treibern, und die Straße wogte unter mir von den weißen Säcken und von weißen Hüten. Das alles sah von oben aus wie ein weißer gequetschter Brei, der sich durch die schmale Gasse in weißen Klumpen langsam fortschob. Mitten in diesem klumpigen Weiß sehe ich drüben zwischen Maultieren eine Dame eingeklemmt, die sich nach einem Schirm bückt, der ihr in dem Gewühl entfallen ist. Die Dame zeigt mir, während sie sich beugt, ihr messingfarbenes Haar.

Die Frau des Astronomen!

Anstatt hinunterzulaufen, zog ich mich wie erschrocken vom Geländer des flachen Daches zurück. Ich blieb sitzen. Ganz still sah ich die Blumentöpfe mit ziegelroten Geranien an, die vor mir auf dem flachen Dach unordentlich in Gruppen standen, und ich rührte mich nicht. Es war nicht der gewöhnliche Schreck, der fröhliche, eines Wiedersehens; es war nicht der feige Schreck einer unangenehmen Überraschung. Es war ein unheimlicher Schreck, ein Schicksalsschuß, als würde eine Kanone von der Erde in den blauen Himmel abgeschossen, und die Bläue hallte nicht, war auch nicht verwundet, nicht verwundert, aber irgendwo angeschossen, irgendwo getroffen. Der Himmel weiß es nur selbst nicht, an welchem Fleck er getroffen ist, aber er spürt den Schuß durch und durch wie ein mächtiges Signal, das sagt, der Himmel müsse auf die Erde stürzen, es gebe keinen Abstand, keine Tren-

nung mehr zwischen Materie und Raum, beides habe sich vermischt und sei eins.

Ich saß und rührte mich nicht.

Und in mir dröhnte mein Blut und gab sich nicht zur Ruhe.

Nach einer Weile, wie ich noch gar nichts anderes dachte, als daß unten immer noch die weißen Säcke auf den Maultieren vorüberziehen mußten und die weißgekleideten Indianerscharen, und daß die Messingblonde sich vielleicht immer wieder bücken und ihren Schirm im Gedränge aufheben würde, da kam ein Schatten. Derselbe Schatten, der mich aus dem Zimmer getrieben hatte, ging über das flache Dach und die Geranien. In der Ferne stand auf dem Dach die Hotelbesitzerin und rief meinen Namen und sagte, eine Dame wünsche mich zu sprechen; und sie hob dabei eine Visitenkarte in die Luft, wie zum Zeichen, daß ich von der Brüstung zu ihr auf die Veranda kommen mußte.

„Ich komme,“ sagte ich nur. „Ich weiß.“

„O, Sie wissen es schon!“ sagte die Hotelfrau erstaunt, und dann fügte sie verstehend hinzu: „Ah! Sie haben die Dame kommen sehen.“

Ich sprang von der Brüstung über den Schatten der Hotelfrau, als dürfe ich nicht auf ihn treten, auf den lebendigen Boten der Messingblonden, — deshalb machte ich einen breiten Luftsprung.

Die Hotelfrau lächelte ein wenig, als wollte sie sagen: Ich kann mir denken, daß die blonde Dame einen Mann so lebendig macht, daß er Luftsprünge versucht. — Ein paar Minuten später ging ich neben der Astronomenfrau auf der Straße. Sie hatte mich gebeten, ihr einen Rat zu geben, aber sie hatte nicht in mein Zimmer treten wollen und hatte es auch im Sprechzimmer des Hotels, wo Gäste waren, nicht ruhig genug gefunden. Sie bat mich, mit ihr einen Spaziergang irgendwohin zu machen.

Als ob mir ein Kobold die Stimme nähme und für mich spräche, so entfuhr mir das Wort: „Wollen Sie vielleicht nach dem Museum, bitte?“

Raum hatte ich das gesagt, so hätte ich es zurück-

ziehen mögen, denn ich war noch nicht ernst genug gewesen, um zu verstehen, daß sie mir etwas sehr Ernstes mitzuteilen hatte. Ich war nun froh, daß nicht sie, sondern nur ich allein das Frivole dieser Frage begriff. Dafür wurde ich aber nun auch doppelt ernst und fast feierlich und nahm mir vor, der armen blassen und etwas verstörten jungen Frau nach Kräften zu helfen und zu raten.

„Seit einer Woche ungefähr gehe ich täglich vormittags im Sonnenschein, ehe der Regen beginnt, an Ihrem Hotel ein paarmal auf und ab und konnte mich doch nicht entschließen, so zudringlich zu sein, Sie aufzusuchen. Ich habe aber oft gedacht, wenn Sie oben in Ihrem Zimmer wären, müßten Sie es spüren, wie sehr ich wünschte, daß Sie aus dem Hotel heraustrreten möchten. Ich sah Sie immer im Geist mit Hut und Schirm in der Hand aus dem Gewölbe des Hoteltores treten.“

Ich schwieg und sagte nichts davon, daß mich ihr Schatten oben im Zimmer seit acht Tagen täglich aufsuchte. Ich war zu betroffen, und es wäre zu lächerlich gewesen, zu dem ernststen Gesicht der Blondin vom Schatten der Hotelfrau, die ihr Haar trocknete, zu sprechen; darum schwieg ich und ließ sie sich weiter erklären.

Aber schon nach ein paar Sätzen schwieg sie. Mir schien, es wollte etwas Schweres, das sie in sich trug, nicht über ihre Lippen kommen, und sie lenkte das Gespräch auf die Umgebung und damit von sich fort. Sie fragte mich, als wir über die Alameda, den großen Platz vor der Kathedrale, durch die kleinen Wege der grünen Anpflanzungen schritten, wo Indianer auf den Bänken lungerten, Zeitungsverkäufer und Eisverkäufer und Pastetenbäcker umherstanden und laut ihre Waren aussträhten, oder mit melodischen Rufen rhythmisch und einförmig zum Einkauf luden, — da fragte sie mich, ob ich wüßte, daß die Indianer zur Aztekenzeit hier rund um diesen Platz ihre Hauptgebäude gehabt hätten. Die Kathedrale sei der Tempel der Sonne gewesen, links davon die Tanzakademie, rechts die Musikakademie und an der vierten Seite der Königs-

palast. Und es sei damals Sitte gewesen, daß jeder Bürger sein Examen im Spielen irgendeines Musikinstrumentes ablegte, um die Bürgerrechte zu erlangen. Denn die Indianer seien ein sehr musikliebendes Volk gewesen.

Ich weiß nicht, warum ich, seit ich die junge Frau wiedersah, mehr zum Scherzen als zum Ernstsein aufgelegt war. Ich fragte sie:

„Gab es bei den Indianern auch eine solche Apollohymne, wie man sie jetzt ausgegraben hat?“ Das war kaum gesagt, da traf mich ein langer hilfloser Blick aus ihren zartblauen Augen. Sie nahm ihr Taschentuch, schnaubte sich die Nase, und ich sah, daß sie sich heimlich Tränen aus den Augen wischte.

Wir schwiegen dann beide, und sie mußte mich wohl für ganz herzlos halten, daß ich lachte, als wir an Paolo vorübergingen, der am Eingang zum Museum auf dem Pflaster mit seinen drei Armen bettelte. Denn Paolo lachte mich vergnügt an, und ich lachte in Erinnerung an Angela den dreiarmigen Bräutigam ebenfalls vergnügt an. Von meiner Bekanntschaft mit ihm, und daß mich seine Braut ihm vorgestellt hatte, konnte ich der Dame nicht erzählen, und es blieb ein Mißverständnis zwischen uns über mein Gelächter, das sie sich auch nicht erklären konnte, besonders da sie eben erst geweint hatte. So ist es aber meistens auf der Welt: wo zwei sich einander nähern wollen, spielt der Zufall mit Mißverständnissen wie ein Komiker, der Poffen reißt und Lachen und Tränen aus den Augen locken muß, wie ein Komiker, der eben erfahren hat, daß ihm sein Kind im Sterben liegt, und der doch, den Leuten zur Unterhaltung, lachen muß.

Wir betraten nicht das Vordergebäude des Museums, darin die Sammlungen und naturwissenschaftlichen Abteilungen mit den Mißgeburten ausgestellt sind. Wir durchschritten den Hof, der von grünen Palmen leuchtet, und betraten den langen roten Saal zu ebener Erde, wo die alten Steinfiguren, die Götter der Indianer, aufgestellt sind; die meisten davon hat man beim Bau der Kathedrale an der Alameda ausgegraben.

Die Figuren sind alle wie Spukgestalten, und als ob man sie nach den Bildern von Albmares, die einen in schweren Träumen bedrücken und erwürgen, in Stein gemeißelt hätte.

Die meisten haben gar keine menschlichen Körper. Manche Körper sind Bündel und Ornamente von zusammengewickelten Schlangenleibern. Der Kopf scheint nach einem nackten Affenschädel geformt zu sein; irgendwo erscheinen ein paar Hände über den Schlangenzubündeln, — Hände, die gleichfalls Schlangenköpfen ähneln.

Viele Götzen haben ihr Maul bis zum Nabel aufgerissen und sind aus lauter Vogelfederornamenten zusammengesetzt; manche stehen auf dem Kopf, mit einem Mühlstein als Bauch und die Füße in der Luft; so der Gott des Feuers. Der Gott des Wassers ist eine kleine zwergartige Gestalt, deren Kopf wie zwischen doppelten Schraubstöcken eingepreßt ist; der Gott des Todes hat riesige Kinnbacken und heißt Mictlantehctli. Vier riesige Schneidezähne starren aus seinem Maul; sein Bauch ist ein Kreis. Er hockt wie ein Frosch und hat keine Stirn; er ist aus einem großen runden Stein, gleich einem Mühlstein, herausgehauen.

Ein ebensolcher Riesenmühlstein, über und über mit eingeritzten Zeichnungen bedeckt, die indianische Krieger darstellen und Schlangen, Köcher, Pfeile und Federn, war einst der Altar für Menschenopfer gewesen und zeigte eine breite Rinne, in der jahrhundertlang das Menschenblut abgelaufen war. Diese tiefe Rinne, die sich das Blut durch die Zeichnungen gezogen hatte, entsetzte jeden Beschauer. Rings an den Wänden des blutrot getünchten Saales, der sein Licht nur durch die hohe Thür erhielt, die in den Garten hinausging, standen und hockten die grinsenden und verrenkten Gottheiten einer vergangenen Welt wie steingewordene Gespenster; und noch schauerlicher als alle Mißgeburten der Natur muteten den Europäer hier die Höllengeburten des indianischen Menschenherzens an, die da Stein geworden waren.

Wir hatten kaum den langen menschenleeren Saal, am indianischen Museumsdiener vorübergehend, be-

treten, da schritt die junge Frau auf die Hauptgötterfigur in der Mitte zu, deutete mit ihrem Schirm auf den Affenschädel, der, aus einem langen Knäuel herausgemeißelt, grauenhaft, hohläugig und unheimlich wie ein Schildkrötenkopf unter dem Schlangenvult vorstarrte, und sagte: „Dies ist die Welt, in der ich jetzt mein Leben verbringen werde!“

Was meinte sie nur! Ich begriff sie nicht und begriff nicht den hilflosen Blick und die von tiefem Schmerz aufgelöste Geste, mit der sie über alle die Götzenbilder zeigte.

Die Tränen stürzten ihr aus beiden Augen. Sie hielt das Taschentuch davor. Neben ihr stand der Gott aller Krankheiten, der hypnotisierend seine beiden Handflächen von sich streckt. Er ist eine kleine Gestalt mit mumienhaftem, schmalen, hohlwangigem Gesicht und trägt einen Schurz aus Schlangenhäuten um die Hüften. Der Götze ist aus weißem Stein gemeißelt; in den erhobenen Handflächen sollen früher Rubine gesteckt haben, welche mit ihrem roten Glanz die zu dem Gott Aufschauenden hypnotisieren. Ich fand die Blonde so hohlwangig wie diesen Gott.

„Sie sind krank?“ fragte ich teilnehmend.

„Ich weiß nicht. Riechen Sie nicht, daß dies ganze Land nach der Hölle riecht? Überall ist der vulkanische Brandgeruch, der einen verfolgt wie die Klageluft aus einer Brandruine.“

Und hier hat sich mein Mann zu bleiben vorgenommen! Und ich kann es ihm nicht ausreden. Ich versuche es auch gar nicht, weil er den Abscheu, den ich gegen dieses unheimliche Land empfinde, nicht mitempfindet. Er denkt nur an seine Sternwarte.“

„Hat er Ihnen keine neue Violine gekauft?“ fragte ich teilnehmend, wie man ein aufgeregtes Kind fragt.

„Ich will hier gar nicht Violine spielen; hierher paßt keine Violine, in diese Gespensterlust; ich will fort! Ich bitte Sie, besuchen Sie meinen Mann und überreden Sie ihn, daß er abreist! Ich werde todkrank hier; ich fühle es: dies Land ist mein Tod.“ Sie weinte schluchzend und sah auf und starrte auf ein tonnengroßes, steingemeißeltes Schlangenhaupt,

das nahe am Eingang lag. Das Schlangenhaupt hatte keine Augen, nur ein riesiges Maul, aus dem auf jeder Seite drei Giftzähne, größer als Elefantenzähne, über die Lippen ragten. Statt der Schuppen bogen sich riesige Federn über die Kopfhaut. Der Steinkolofß grinste und lachte, als habe er überall Augen, — entsetzliche, höhnische, unsichtbare Schlangenaugen, die nach allen Richtungen Blicke schossen.

„Ich werde Ihren Gemahl besuchen,“ sagte ich ernst. „Aber jetzt dürfen Sie nicht mehr weinen. Bedenken Sie doch, daß das alles nur tote Idole sind. Heutzutage ist das Land unter dem Präsidenten der Republik im Aufblühen, und man hat die Seen und Sümpfe um die Hauptstadt trocken gelegt, so daß wenig Fieberfälle vorkommen. Sie fürchten vielleicht das gelbe Fieber, und deshalb ist Ihnen unheimlich?“

„Ja, ich habe jeden Abend, wenn die Sonne untergeht, etwas Fieber; aber das geht immer vorüber. Davor fürchte ich mich nicht,“ sagte die Weinende und trocknete sich die Augen. „Verzeihen Sie nur, daß ich mich so kindisch benehme. Bitte, führen Sie mich jetzt zu einem Wagen! Ich will zu meinem Mann zurückfahren. Sagen Sie ihm aber, bitte, nichts davon, daß ich Sie bat, ihm vom Hierbleiben abzuraten. Er wollte jetzt jeden Tag um eine Audienz beim Präsidenten bitten, um wegen der Sternwarte eine Eingabe zu machen. Ich konnte ihn bisher immer noch davon abhalten.“

„Seien Sie unbesorgt! Ich werde Ihren Mann aufsuchen und mein möglichstes tun, ihm die Verhältnisse des Landes so zu schildern, daß er nicht daran denken wird, hier zu bleiben.“

„Bleiben Sie selbst noch lange in Mexiko?“ fragte sie mich plötzlich und betrachtete mich stark und auffallend forschend.

„Ich weiß noch nicht,“ sagte ich der Wahrheit gemäß, „wie lange mich meine Geschäfte noch hier halten werden. Wahrscheinlich bis Weihnachten! Jetzt ist es Juli, also ungefähr noch ein halbes Jahr.“

„Oh, so lange!“ entfuhr es ihr, und dann setzte sie

hastig hinzu: „Amüsieren Sie sich gut? Sehen Sie die schöne Mexikanerin öfters?“

Im gleichen Augenblick verließen wir das Museum, und ich winkte einem Kutscher. Da sagte die Blonde: „Nun, Sie grüßen sie gar nicht? Sehen Sie denn nicht? Dort ritt die Mexikanerin eben mit zwei Herren um die Ecke.“

„Ich habe sie nicht gesehen,“ sagte ich erstaunt und sah eben noch die Hinterteile von drei Pferden, die in der Nebenstraße schritten. „Ich habe die Mexikanerin nicht gesehen und nicht gesprochen, seit ich hier bin, nicht ein einziges Mal,“ versicherte ich. Die blonde Dame wollte eben in die vorfahrende Droschke steigen, doch sah sie sich nochmals nach mir um und sagte: „Dann wissen Sie gar nicht, daß sie jeden Tag mittags hier am Museum vorüberreitet? Das wissen Sie nicht?“ Und sie betrachtete mich ungläubig.

„Bei Gott, ich weiß nichts davon.“

Ich verstand nicht mehr, was sie sagte. Ich grüßte und verbeugte mich, und sie fuhr davon. Ich stand allein neben Paolo, der mir mit seinen drei Armen zuwinkte.

Was bedeutet diese Szene? fragte ich mich. Und laut wendete ich mich an die Mißgeburt und fragte: „Paolo, weißt du es?“

Der Indianer, der immer lustig war, grinste und fragte ebenso laut zurück: „Werden Sie auch bald geheiratet, mein Herr?“

Ich wurde sehr ernst, ich gab ihm ein Almosen und lachte nicht mehr; auf dem ganzen Wege blieb ich ernst.

Ich ging die San-Francisco-Straße entlang, wo die mexikanischen Herren in Trupps mit den Rücken an den Schaufenstern lehnen, sich unterhalten und die Wagen beobachten, die mit schönen Frauen vorüberfahren. Diese Straße ist eine große Juwelierstraße, Laden bei Laden voll Goldwaren, Silberwaren und Edelsteinen. Bankhäuser, elegante Restaurants und einige Toilettenladen für die Damenwelt glänzen mit ungeheuern Spiegelscheiben, und man glaubt in der Leipziger Straße in Berlin zu sein oder in der

Rue de la Paix in Paris oder in Regent-Street in London.

Vor einem Schaufenster blieb ich stehen. Da lagen, auf schwarzem Samt zu kleinen Hügeln geschichtet, Haufen ovaler Opalsteine, milchig und irisierend. Als schaue man das Licht gebrochen an einem Wintertag durch gefrorene weißmatte Fenster, so lagen die taubweißen Steine da auf dem schwarzen Samt.

Ah ja, dachte ich, ich habe es ganz vergessen: Mexiko ist ja nicht bloß das Land des Goldes, sondern auch das Land der Opale. Der Volksmund nennt den Opal einen Unglücksstein, und der Opal bringt dem, der einen solchen Stein trägt, Tränen, ebenso wie die Perlen. Ich sah die Steine eine Weile an und konnte nicht verstehen, warum sie mich so sehr beschäftigten und anzogen; dann fiel es mir ein: Die Augenäpfel der blonden Frau hatten einen so milchweißen und leicht irisierenden Schein wie die Opale, bald bläulich, bald grünlich und in der Sonne gelbrosa glitzernd. Mir war das besonders aufgefallen, als wir eben im blutroten Göttersaal gestanden und Tränen in den Frauenaugen geschwommen hatten; da sahen sie wie Opale aus. Ich trat in den Laden und wählte mir einen schönen weißen Stein mit leichten Rosafunken im Milchlicht und steckte ihn in meine Westentasche, um ihn zu Hause zu betrachten; und ich sagte mir dabei: Du kaufst dir vielleicht das Unglück ins Haus. Was tut's! Ich finde: es ist besser, Unglück zu fühlen, wenn man nicht Glück fühlt. Jedes Gefühl ist Leben; nur die Einsamkeit und die Gefühlsleere sind tödlich.

Ich versprach mir, am nächsten Morgen bestimmt das Hotel aufzusuchen, in dem der Astronom mit seiner Frau abgestiegen war. Aber am nächsten Morgen, als ich in meinem Hotel unter dem Torgewölbe auf einem der erhöhten Stiefelpuzerstühle saß, die da in langer Reihe standen, bedient von drei Indianerknaben, und als ich die Morgenzeitung aufschlug, fiel mir eine Annonce ins Auge: Ein schönes Pferd, das der Präsident der Republik nur ein paarmal auf der Jagd geritten hätte, stünde im Stall der Reitschule N. L. und wäre dort zu besichtigen und zu verkaufen.

— Ein Pferd wollte ich mir längst kaufen; als meine Stiefel blank gewichst waren, machte ich mich darum auf den Weg zur Reitschule und verschob den Besuch beim Astronomen auf den nächsten Tag.

Aber da ich den Besuch unterschlug, rächte sich mein Herz und redete mir unterwegs ohne Ende von der Blonden.

„Sehen Sie doch dieses traurige Land, das so trostlose, häßliche Götter erzeugt hat, und denken Sie dabei an Griechenland, wo nur Schönheit, menschliche Schönheit, in Stein gemeißelt, das Auge erfreut! Hier ist es, als ob die Menschen alles Unglück des Lebens, Gift, Erdbeben und Blutdurst, nicht bloß erleben, sondern auch anbeten müssen. Man betet, glaube ich, hier in Mexiko nur zum Gott des Unglücks und der Trauer und des Todes, und bei uns in Europa zum Gott des Lebens und der Freude und des Glückes.“

Mit einemmal war mir klar, wie recht diese Frau hatte, wie gut sie mit ein paar Worten dieses Land schilderte, das von fortwährenden Erdbeben heimgesucht, das gewöhnt ist, mehr auf das donnernde und grollende Erdinnere zu achten als auf die harmlose Sonne. Dieses Land, das das Gold aus seiner Erdtiefe den Generationen geschenkt und um der Goldklumpen willen seine Freiheit eingebüßt hatte, mußte dieser dämonischen, goldgiererzeugenden und ewig unsicher lebenden Erde mehr Aufmerksamkeit schenken als dem Himmel. Und falsche Schlangen, die bei dem falschen Golde in dem falschen unsicheren Erdinnern wohnten, jagten der Seele fortgesetzte Schrecken ein, so daß der Mensch hier gezwungen war, das Unglück als die Hauptmacht des Lebens anzusehen und anzubeten, da des Menschen Kraft nicht ausreichte, alles Unglück hier niederzutreten.

Während ich dieses dachte, ging ich durch die alkoholdunstigen, nach fauligem Pulquegetränk riechenden engen Straßen eines geschäftigen Stadtteils. Pulque, das Nationalgetränk, wird aus einer saftigen Agavepflanze mit Stechhebern gewonnen und hält sich nur achtundvierzig Stunden. Es ist ein weißlich milchiger

Saft, der stark berauscht und den Betrunkenen blutdürstig und sinnlos rasend machen kann. Jeden Morgen kommen aus den Agavenpflanzungen des Landes lange Extrazüge mit Wagenreihen voll Pulque in der Hauptstadt an; und wenn die frischen Fässer vor den offenen Barhallen der Straßen abgeladen werden, wird der übriggebliebene schlechtgewordene Pulquesaft, der durch zu starke Gärung ungenießbar wurde, auf die Straßendämme und in die Nebenstraßen gegossen. Wo sich die Pulquebarstuben für das Volk in langen Reihen befinden, stinken die Straßen den ganzen Tag nach dem fauligen, gärenden Milchsafte, der in weißlichen Bächen zwischen den Pflastersteinen und in den Gassen hinfließt.

Mit stieren Augen und gedunsenen Gesichtern wankten die trunkenen Indianer an mir vorbei. Ihre Augen waren von den Göttern des Trunkunglücks verdreht. Als ob ihnen eine unsichtbare Schlange um den Hals läge, die ihnen den Hals zuschnürte und das Blut im Hirn stockend machte, so gedunsen und atemringend tasteten sich bei jeder Bar ein paar Betrunkene an den Wänden entlang.

Die Reitschule mit ihren Stallungen lag in einer alten spanischen Klosterkirche; im Innern der runden Kirche war die Reitbahn, und in den früheren Zellen der Mönche standen die Pferde vor den Krippen. Der Besitzer war ein alter Österreicher. Er war ein Offizier jenes unglücklichen Kaisers Maximilian gewesen, den die Mexikaner absetzten und erschießen ließen, als sie die Republik einführten, die Klöster im Lande räumten und alle Mönche verjagten. Man zeigte mir hier einen kleinen, strammen Eisenschimmel, der blau-grau und roströtlich schimmerte, und der dem Präsidenten von einem Haziendabesitzer bei Gelegenheit einer der letzten Jagden geschenkt worden war. Es ist Sitte, bei jeder Jagdeinladung dem Präsidenten ein Pferd zum Geschenk zu machen. Der Präsident kann natürlich nicht alle Geschenke behalten; er reitet die Pferde einige Male und verschenkt sie dann oder läßt sie verkaufen.

Das muntere Pferdchen gefiel mir sehr gut, und

ich kaufte es. Ich beeilte mich, am nächsten Morgen im Reitanzug wiederzukommen, um es in der Reithahn für mich zuzureiten. Darüber vergaß ich ganz und gar, daß ich eigentlich den Astronomen besuchen sollte. Der Reiteifer, der mich in meiner freien Zeit jetzt in Anspruch nahm, ließ mich nicht mehr daran denken. Dazu kam noch, daß ich wichtige Besprechungen, Briefe und Arbeiten daheim im Hotel zu erledigen hatte, so daß meine freie Zeit mir täglich nur zu einer knappen Reitstunde reichte.

Da erhielt ich eines Morgens im Bett einen Brief. Die blonde Dame schrieb, ich möchte nicht mehr mit ihrem Mann von der Abreise sprechen. Sie fühle sich allmählich fähig, sich hier einzuleben. Sie zögen jetzt beide auf des Land, in ein Dorf bei San Juan, wo die Mond- und die Sonnenpyramiden seien; dort hoffe sie friedliches Landleben zu finden. Sie entschuldigte sich nochmals für die Stunden, da sie mich in so weinerlicher Weise in Anspruch habe nehmen müssen. Sie grüßte dann von sich und ihrem Mann, lud mich aber nicht ein, sie in San Juan zu besuchen.

Der Brief schien mir, trotzdem er einfach und sachlich lautete, doch, als wäre er von vergossenen Tränen feucht gewesen; es war in jeder Zeile ein Mollton, der Wehlaut eines wimmernden Weibes, das sich vernachlässigt fühlt von seinem Mann, von allen Freunden und von der übrigen Welt.

Ich werde sie später in San Juan besuchen; jetzt ist die Zeit noch nicht gekommen, sagte ich zu mir, fühlte dabei aber hellseherisch deutlich, daß ich einmal dieser Frau nachreisen würde und sie suchen und finden würde, wie eine Wünschelrute die verborgenste Quelle finden kann.

Wohl wußte ich jetzt von der Blonden, daß die schöne Mexikanerin jeden Mittag um zwölf Uhr am Museum vorüberritt, aber ich hatte doch nicht Lust, meinem Schicksal entgegenzulaufen. Ich ging nie mehr zum Museum. Ich hatte jetzt jeden Tag mein kleines Pferd, das „Stella“ hieß, eine Stunde lang in der Reithahn zugeritten. Es war eine lustige Stunde in

der dämmerigen alten Kapelle, deren Fenster von Spinnweben grau bepolstert waren, so daß immer Dämmerung dort herrschte, wenn auch draußen auf der Straße grell die Tropensonne brannte. Stundenlang ritt ich im Kreis über den weichen, mit Lohe hochbeschütteten Boden. Der Rittmeister, breitspurig in der Mitte der Bahn stehend, erzählte mir lange Geschichten vom mexikanischen Krieg aus der Zeit, da die Franzosen das Land verließen und den Kaiser Maximilian hilflos den Aufständischen preisgaben. „Es lebt noch eine außerordentlich schöne ältere Dame hier in der Stadt,“ sagte er eines Tages, „die verehrte den Kaiser sehr und versuchte alles, um ihn zu retten. Man sagte sogar, sie habe den Kaiser so geliebt, daß sie sich wie die Jungfrau Maria eines Tages befruchtet fühlte und eine Tochter geboren hätte, ohne von einem Mann berührt worden zu sein. Die Gelehrten sagen alle, es sei wohl möglich, daß eine Selbstbefruchtung stattfinden könne.“

„Ist die Tochter keine Mißgeburt geworden?“ fragte ich scherzend.

„O nein,“ sagte der Rittmeister, „sie ist eine der schönsten und angesehensten jungen Damen der Stadt und eine der besten Reiterinnen von ganz Mexiko.“

Ich dachte sofort an die schöne Mexikanerin. „Sie ist natürlich sehr fromm, wenn ihre Mutter in solch gewaltige Ekstase geraten konnte, daß sie behauptet, sich selbst befruchtet zu haben. Die Mutter und die Tochter müssen sehr religiös sein?“

„Das sind sie auch; ein Onkel der Tochter, ein Abbé, ein lieber älterer Herr, begleitet die junge Dame immer auf ihren Reisen. Er ist ihr Beichtvater und ist immer um sie. Sie ist jetzt mit dem Polizeipräsidenten verlobt, aber man sagt, die Verlobung soll nicht sehr glücklich sein. Man meint, sie wird die Verlobung wieder auflösen; der Onkel Abbé soll alles anstrengen, um ihr dazu zu helfen. Er ist sehr energisch und wird es durchsetzen.“

„Die Dame ist verlobt? Das wußte ich gar nicht.“

„Kennen Sie sie denn?“ fragte mich plötzlich der Rittmeister verwundert.

Ich konnte nicht antworten, da im gleichen Augenblick mein Sattelriemen platzte und ich beinahe samt dem Sattel vom Pferde geglitten wäre.

Später sprachen wir nicht mehr weiter. Ich war froh, daß ich nicht um zwölf Uhr Aufstellung am Museum genommen hatte, um die schöne Mexikanerin zu grüßen. Denn wenn sie verlobt war, wünschte ich sie nicht zu sehen. —

Der alte Österreicher stellte mir dann am nächsten Morgen einen Reitlehrer vor, der mir die Wege in der Umgebung von Mexiko zeigen sollte.

Es war ein prächtiger, blendender Vormittag. Wir ritten den breiten Weg nach Schloß Chapultepec, eine Triumphpromenade, die mit den bronzenen Standbildern zweier großer Indianerkönige beginnt, dann an unzähligen kleinen Büsten mexikanischer Feldherrn, Diplomaten und Helden und am Standbild des Kolumbus vorüberzieht. Immer von hohen Korkbäumen eingesäumt, zieht die Straße auf der Höhe hin, und diese ist draußen rundum am Horizont von unzähligen Kratern eingefaßt. Wie dunkelblaue Riesentöpfe stehen die Kraterkegel groß am Erdrand.

Nach einer Stunde Ritt erreicht man den Grashüpfelhügel, darauf das Schloß Chapultepec liegt. Das Schloß sieht aus wie ein riesiges weißes, flaches Dzeanschiff mit verschiedenen Verdecken übereinander. Die breiten offenen Veranden, die das Gebäude umgeben, wirken wie die weißen Promenaden eines Dampfers. Unten am Schloß, in einem Hain von Korkbäumen, steht noch der Riesenbaum, unter dem einst der Aztekenkönig Montezuma Gericht und Rat hielt.

Da es ringsum wenig Felder, nur Staub und grau-grüne Steppenflächen gab, ritten der Rittmeister und ich nicht mehr auf ebenem Weg weiter, sondern querfeldein. Als ob die Erde nur uns und den Pferden gehörte, so jagten wir meilenweit über staubiges Feld und über dürre Weiden. Nirgends war hier der Wollust des Reitens eine Grenze gezogen. Nichts stellte sich zuseiten des Weges auf, nur hie und da Erd-

hütten der Indianer aus ungebranntem grauem Lehm, gleich Maulwurfbauten, die grauen Erdwürfeln ohne Fenster gleichen, nur mit einer Thür und flachem Dach, und einem ein dunkles Gemach zeigen. Fast überall an der Türschwelle kauerte ein Weib, das Maisteig zu handgroßen Kuchen klatschte. Und immer hörte man, wenn man an eine Erdhütte kam, von weitem schon das rhythmische Teigklatschen. Kein Singvogel, kein Laut, keine Blume, nur graues, dürstiges Gras, Maisfelder oder Agavenpflanzungen, starr wie aus bläulichem Eisenblech, waren am Wege. Manchmal stürzten unsere Pferde bis an den Bauch in schlammige Erdlöcher, wenn die gedörrten Staubschichten durchbrachen, und das schwarze Morastwasser bespritzte uns bis an den Hals.

Als wir unsere Pferde heimwärts lenkten, lag das eisweiße Gebirgsmassiv des Popocatepetl und des Ixtaccihuatl unter dem Mittagshimmel wie ein bleiches Geisterpaar.

Wie getürmte weiße Gewitterwolken und nicht wie Eis und Stein lagerten diese Vulkane am fernen Erdrand, als könnten sie wachsen und verschwinden wie Wolken, je nach Laune. Wir kamen an großen Brandruinen vorbei, die hinter hohen Mauern schwarz in die Luft standen, und der Reitlehrer erzählte mir, daß dieses Haus ein Mädchenpensionat gewesen sei, daß aber vor Wochen sich die Söhne reicher Mexikaner in der Stadt zusammengetan und nachts das Kloster überfallen, die jungen Mädchen geraubt und die Nonnen verjagt hätten. Das verhaßte Schulhaus, das ihnen die jungen Mädchen aus der Stadt und aus ihren Augen entführt hatte, steckten sie noch in der Nacht in Brand. Man hielt zwar über die jungen Leute Gericht; da es aber lauter Söhne angesehener Familien waren, ließ man sie straflos. Doch wurde jeder von ihnen verpflichtet, das Mädchen, das er geraubt hatte, zu heiraten. Nur eine einzige hatte sich nicht rauben lassen. Sie war eine vorzügliche Reiterin, und als die jungen Männer nachts hereinbrachen, sprang sie auf ein Pferd und sprengte allein in die Nacht hinaus und in die Stadt zu ihrer Mutter.

„Ist das vielleicht die, welche jetzt mit dem Polizeipräsidenten verlobt ist?“

„Ja,“ sagte der Reitlehrer, „kennen Sie die junge Dame?“

Dieses Mal riß mein Sattelriemen nicht, und ich konnte nicht anders, als notgedrungen eine Antwort geben. Ich sagte scherzend und nach der Räubergeschichte zum Humor geneigt: wenn ich jetzt der Dame begegnen würde, so wollte ich gern mit dieser Reiterkünstlerin um die Wette reiten.

„O, wenn Sie die Dame sehen wollen, ist das sehr leicht. Sie reitet täglich um elf Uhr den Paseo hinunter nach Chapultepec hin und zurück.“

„Dann reiten wir jetzt nicht den Paseo zurück,“ sagte ich lachend und im Spaß, „denn es könnte sein, daß der Polizeipräsident neben ihr reitet, und das würde mich wütend machen.“

Der Reitlehrer sah mich einen Augenblick von der Seite an und sagte dann: „Ach, will die junge Dame Ihre Wege ihre Verlobung mit dem Polizeipräsidenten lösen?“

Er ist doch zu naiv, der junge Herr, dachte ich. Aber ich fand es plötzlich gar nicht unmöglich, daß sich hier in Mexiko Dinge ereignen könnten, von denen ich mir in Europa nichts hätte träumen lassen.

Ich nickte nicht, aber mein Pferd hatte mir im Reiten einen Stoß gegeben, so daß es aussah, als ob ich zustimmend nickte. Und ich sah aus dem respektvollen Blick des Reitlehrers, daß er mich für denjenigen hielt, den ganz Mexiko beneiden würde, wenn die Verlobung des Polizeipräsidenten gelöst wäre. —

Seit diesem ersten Ausritt wußte ich nun mit Bestimmtheit, daß mir täglich auf dem Paseo oder auf anderen Wegen unter den Reitern, die da allmorgendlich ihren Spazierritt machten, auch die schöne Mexikanerin begegnen könnte. Trotzdem ich immer an sie dachte, wenn ich die Hotelstreppe hinunterschritt, und auch noch, wenn ich dem Indianer, der mir das Pferd morgens am Hotelvorhof vorführte, die Zügel abnahm, so hatte ich sie fast ebenso schnell vergessen, wenn ich einmal im Sattel saß und den Tumult der

Marktstraßen und das Morgengewühl hinter mir hatte und in den breiten Promenadenweg des Paseo einritt.

Nach ein paar Tagen merkte ich, daß meine „Stella“ die Gewohnheit hatte, vor Straßenwalzen zu scheuen, ebenso vor Rohren, die man zu Kanalisationszwecken an mancher Wegkreuzung hingelegt hatte. Ach, dachte ich mir, ich sehe schon, wie ich mich blamieren werde. Sicher kommt, wenn ich eben von ferne die Mexikanerin zum erstenmal sehen werde, eine unglückselige Dampfwalze um die Ecke, oder es liegt ein Kanalrohr am Weggraben.

So ähnlich kam es auch, nur noch schlimmer.

Eines Mittags sehe ich in der Ferne, als ich vom Schloß Chapultepec zur Stadt reite, eine Staubwolke. Ich war eben vom Pferd gestiegen, um mir einen Sporn fester zu schnallen, der sich nach dreistündigem Ritt gelockert hatte. Mein Pferd, das ruhig neben mir steht, schnuppert plötzlich in die Luft. Ich höre ein fernes Donnern, als ob ein Eisenbahnzug hinter der nächsten Agavenhecke herankäme. Da haut meine Stella ihre Hinterhufe in die Luft und fliegt über den Weg querfeldein davon, und ich sehe ihr nach.

Was ist das? Scheut das Pferd vor einem Eisenbahnzug, den ich nicht sehe, oder ist eine Schlange in der Nähe? Vorhin, als ich an einer Hecke vorbeiritt, hatte sich das Pferd gebäumd und geschnuppert. Es mußte da wahrscheinlich eine große Schlange im Gebüsch gelegen haben. Ich schaue meinem Tiere nach und rufe. Da sprengt die Staubwolke, die ich vorher gesehen hatte, heran. Ich sehe grau in grau einen Reiter und eine Reiterin; das Pferd der Dame ist scheu, und sie selbst hängt nur halb im Sattel. Der Herr bemüht sich vergeblich, die Zügel ihres Pferdes zu fassen, um das Tier zum Stehen zu bringen, und er hängt auch halb aus dem Sattel. Die beiden sind vorüber und lassen mich in einer Wolke blind und grau von Staub zurück.

Als der Dunst um mich sich legt, sehe ich in der Ferne einen Indianer, der von einem Maultier gesprungen ist, mir mein Pferd eingefangen hat und es mir entgegenführt.

Eine Stunde später, als ich ins Hotel komme, fragt man mich, ob ich das Erdbeben bemerkt hätte. Alle Hängelampen im Haus hätten geschaufelt, und Bilder wären von den Wänden gefallen; einige Leute wären auch erschrocken auf die Straße gestürzt, andere hätten aber kaum etwas gemerkt. Man war nur ängstlicher als sonst, da vor vier Wochen eine ganze Stadt in einem Augenblick mit Tausenden von Menschen eingestürzt war, und da man befürchtete, Ähnliches könne jeden Augenblick der Hauptstadt Mexiko auch drohen.

Ich dachte nochmals zurück an das unterirdische Donnern, das ich draußen auf der Ebene gehört, und das ich für einen Eisenbahnzug gehalten hatte. Ich erinnerte mich wieder, daß mir, ehe das Donnern in der Erde begonnen hatte und ehe mein Pferd den Hinterleib in die Luft geworfen hatte und quersfeldein gestürzt war, die seltsame Totenstille in der Luft unbewußt aufgefallen war.

Der Feuergott Chac Mol und die Erdgöttin Coatlicue, die bei den fernen Kratertöpfen hockten, hätten jemand verflucht, und die Kinnladen der Erdgöttin und die Kinnladen des Feuergottes hätten dabei geknirscht, sagten die Indianer. — Ich saß im Speisesaal des Hotels, wo ich, verspätet und als einzelner Gast, mir das Essen nachservieren ließ. Der Indianerboy glitt eifrig wie eine lautlose Eidechse um meinen Tisch und trug die vierzehn kleinen Gerichte auf, die es täglich auf winzigen Tellern gab, wobei jedes Gericht nur aus einem einzigen Happen bestand, kaum größer als die Taschenuhr in meiner Westentasche: 1. Ein Salatblatt mit einem halben Ei und einer Sardine. 2. Einige braune süße Bohnen, die Lieblingsspeise der Indianer. 3. Einige winzige Eingeweideteile vom Kalb oder Rind. 4. Eine rote Paprikaschote, mit gehacktem Huhn gefüllt. 5. Ein winziges, talergroßes Beefsteak. 6. Gelber Curry und ein kleines Häufchen Reis. 7. Eine halbierte geröstete Tomate. 8. Ein paar Weinbergschnecken. 9. Ein wenig gelber Maisbrei. 10. Ein Stück Hals oder Magen von einer Ente, gedünstet. 11. Geriebene Kokosnuß mit gebranntem Zucker. 12. Ein paar

Bananenstreifen, mit Zucker geröstet. 13. Einige frische Mangofrüchte. 14. Getrocknete Trauben mit Mandelfernen.

Das war täglich so ungefähr das Lunchmenu. Das Diner am Abend war etwas reichlicher, da dann Roastbeef und Suppe in einer Tasse und Kaffee und Pudding dazu kamen. Wünschte man keinen Importwein, so trank man destilliertes Wasser aus einem großen messingenen Destillator, der, ähnlich wie der russische Samowar, in der Zimmerecke der Schmuck eines jeden mexikanischen Hauses war.

Essen und Trinken erschienen mir so künstlich wie möglich und weit entfernt von meinen europäischen Gewohnheiten. Der Indianerboy ging wie ein lautloser Jaguar elastisch um mich herum, kam und verschwand mit den winzigen Tellern und sah in seinem weißen Anzug, mit dem grotesk dunkeln Kopf, wie ein weißer Schneemann aus.

Ich hatte eben abgeessen und starrte, während ich mir eine mexikanische Zigarette drehte, in mein Glas mit destilliertem Wasser und wunderte mich, daß ich ein Erdbeben erlebt hatte, ohne es zu wissen. Da schiebt der Indianerboy einen Teller mit einem Brief zwischen mich und das Wasserglas. Ein Diener hatte den Brief abgegeben. Der Reitlehrer, der mich bei dem ersten Ausritt begleitet hatte, schrieb mir:

„ Heute morgen kam jene Dame, von welcher wir neulich sprachen, zu uns in den Reitstall und sah sich neue Pferde an. Sie ritt dann einen eben aus Texas eingetroffenen Hengst zur Probe, und ich mußte sie auf dem Ausritt begleiten. Ich wußte, daß Sie den Paseo gegen Mittag zurückkommen würden, und begleitete die Dame und wollte es so einrichten, daß wir Ihnen begegneten. Aber unsere Pferde, die wahrscheinlich vor dem Erdbeben scheuten, gingen durch, und ich rettete mit Mühe die Dame, deren Pferd ganz toll geworden war. Auf dem Heimweg, als sich unsere Pferde beruhigt hatten, erzählte ich ihr, daß Sie sicher sehr bedauern würden, daß Sie nicht Gelegenheit gehabt hätten, mit ihr um die Wette zu reiten, und nannte dabei Ihren Namen.

Sie fragte mich, ob ich Sie öfters sähe, und ich sagte ihr, daß Sie bei uns ein Pferd gekauft hätten, welches Sie täglich ritten. Sie schien nichts davon zu wissen und bat mich, Ihnen folgendes zu bestellen: Sie möchten heute abend zwischen fünf und sechs Uhr zur Korsozeit nach der Glorietta di Colon kommen und zu ihr in den Wagen steigen, der dort halten wird. Sie wünscht Sie dringend zu sprechen. Die Dame bat mich zugleich, in diesem Brief ihren Namen nicht zu nennen, für den Fall, daß der Brief in falsche Hände gelangen sollte. Sie selbst wissen ja, welche Dame gemeint ist, und wer Sie heute abend auf dem Korso erwartet.“

Erstaunlich! — Die Erde beginnt zu beben, und mein Schicksal auch, dachte ich für mich. Ich wollte zuerst den Brief an der Kerze, die mir der Boy zum Zigarrenanzünden reichte, verbrennen, besann mich aber und steckte ihn in meine Brusttasche. Ich war zu bewegt, um eine leichte Zigarette zu rauchen, und hatte mir eine Zigarre aus dem Etui genommen. Im Schaukelstuhl oben auf meinem Zimmer wollte ich mich, beim gewichtigen Blau des Rauches einer echten Havanna, nach der Lektüre dieses überraschenden Briefes sammeln.

Die Erde wurde hier jetzt wirklich heiß unter meinen Füßen. Sie bebte und verführte mich, und bald würde ich keinen Schritt mehr tun können, ohne daß immer Erdbeben um mich wäre, wenn ich einmal den ersten Schritt auf diesem jetzt so heißen Boden hinter mir hätte: die erste Begegnung allein mit der Mexikanerin.

4

Der Totenpfad

Oben auf meinem Zimmer fand ich europäische Post vor, und unter andern Briefen einen aus London, von einer Dame geschrieben. Es war die Engländerin, die ich in Pouldu kennen gelernt hatte, und die mir für einen Gruß dankte, den ich ihr vor Wochen gesandt

hatte, und indem ich mich nebenbei nach den andern Bekannten, nach den amerikanischen Malern und nach der Österreicherin, erkundigt hatte.

„... und außerdem habe ich Ihnen noch eine recht traurige Nachricht mitzuteilen,“ so schloß der Brief. „Die Österreicherin, die uns allen so rätselhaft erschien, ist nicht mehr unter den Lebenden. Sie hat sich in Paris in ihrem Atelier erschossen. Man sagt, sie habe einen Polen kennen gelernt, den sie liebte, der sie vor kurzem verlassen hat, und den sie nicht vergessen konnte. — Die Liebe will ihre Opfer haben, wie der Atlant,“ fügte die Engländerin hinzu. —

Ich saß am Schreibtisch. Meine Zigarre war ausgegangen. Ich hatte den Brief zu mir gesteckt. In der linken Brusttasche trug ich die Einladung zur Mexikanerin, in der rechten Brusttasche die Todesnachricht der Österreicherin, und beide Briefe kämpften jetzt in mir wie zwei Farben, die mich beschienen. So wie das Gesicht eines Menschen, der in ein rotes flammendes Kaminfeuer schaut und zugleich noch von einem weißen Fenster und dem weißen Wintertag dahinter beleuchtet wird, so rot lebensvoll und schneeweiß tödlich blaß war mir mein Blut in der Brust beleuchtet. Die Liebe will ihre Opfer haben. Wie Wasser, Feuer, Luft und Erde ist sie ein wildes Element, die Liebe; ein Element, das, weise genommen, beglückt und selig macht und den Himmel zur Erde bringt. Aber töricht genommen ist sie eine Hölle, ein Krater, der Menschen und Schicksale verschlingt und ausrotten kann, daß nichts von ihnen bleibt. Doch wo ist der Gott, der der Liebesleidenschaft jemals Weisheit lehrt! Nichts, nichts blieb mir von jener warmen Begegnung am Atlant, als in meinem Koffer der verfluchte Graphitkarbonstift, der damals an einem Morgen voll aufkeimender Annäherung zwischen zwei Menschen die Fühlung ausgestrichen hatte. — So sprach ich mit mir.

Der Tropenregen stürzte draußen von der Verandastüre in den Hoffschacht des Hotels hinunter. Von drunten hörte ich das Wolkenwasser wie Kieselsteine auf das Pflaster prasseln. Ich mußte meine Tür

schließen; der Regen spritzte bis an meinen Schreibtisch herein. Er war so heftig, laut und herrisch, als wäre er ein Mensch, der Haus und Erde mit Ruten peitschte. Unmäßig betrunken von Wut, wie ein von Pulque berauschter Indianer, tobte der Wassersturz draußen überall und schlug überall hin und war wie eine tob süchtige Masse, die sich auf die Erde stürzte und sich in die Steine und in die Erde beißen wollte, sinnlos, atemlos, keuchend und schäumend, wie ein Epileptiker, der hinstürzt und schreit, um sich schlägt und den Menschen von Teufeln besessen scheint.

Die Stimme dieses bestialischen Tropenregens draußen war wie das verwilderte Geheul und der Wutausbruch, dem ich hätte verfallen mögen, wäre ich nicht zu Beherrschung, zu Zucht und Maßhalten in allen Leidenschaften durch Erziehung, Umgebung, Beruf und Bluttradition geschult worden. Ruhe behalten und schweigen können in den leidenschaftlichsten und heftigsten Augenblicken des Lebens, sind mir aber so zur zweiten Natur geworden, daß ich mich für affektiert und verlogen halten würde, wenn ich mit irgend einem Ausbruch von Wut und Heftigkeit die Stunde begleiten wollte, in der ich ein Unglück erleiden muß.

So ging ich nun vom Fenster fort, setzte mich in die Sofaecke, hielt die Hände vor die Ohren, um nicht von der Regenheftigkeit aufgeregt zu werden, und stellte mir vor, daß die arme Österreicherin jetzt kalt, steif und einsam in dieser Erde lag. Wahrscheinlich von den Eltern noch in letzter Stunde verstoßen, vom Geliebten verlassen und voll Angst, Mutter eines vaterlosen Kindes zu werden, hatte sie zur Pistole gegriffen. Wenn es jetzt regnete drüben in Europa, fiel der Regen auf ein Grab mehr, das ich dort verlassen hatte. Europa, das mir oft als ein großes Grab erschienen war, ehe ich es verlassen hatte, schien mir aber jetzt heimlicher durch seine Gräber zu werden, weil es mir warm im Herzen wurde, wenn ich an alle die geliebten Toten dort dachte. Tote wärmen einen in der Fremde bei fremden Menschen oft mehr als die Lebenden . . .

Ich war über diesen Gedanken in der Sofaecke in

einen Halbschlaf verfallen. Das Erdbeben heute morgen, der lange Ritt, die Aufregungen der beiden Briefe hatten mich ermüdet. Ich schlief und verschlief die Korsofstunde; und als ich aufwachte, brannten draußen die elektrischen Lampen im Hotelhof und schienen in mein Zimmer. Ich hörte im Hotelweg unten die Zeitungsjungen, die die Abendblätter ausriefen, und ihre Rufe: „El Mundo de la mañana!!“ — „Continente Americano!!“ trompeteten wie aus großen Muschelhörnern hohl in den Hof, unter der Torbogenwölbung durch, in die Hausstille.

Der Regen hatte längst aufgehört, die Wasser waren längst verlaufen; alles kommt und geht hier in der Tropenwelt eilig und heftig, — auch die Sonne, die jeden Abend im Sommer und im Winter, Punkt sechs Uhr verschwindet, Punkt sechs Uhr morgens erscheint, keine Dämmerstunde kennt und schnelle Dunkelheit hinterläßt, wenn sie untergegangen ist. Gleich einer Lampe, die man ausgedreht hat, einfach, sachlich, traumlos, vollständig uneuropäisch benahm sich selbst die Sonne in dieser Zone des amerikanischen Kontinents.

Ich erwachte und wußte sofort, daß ich den Corso versäumt hatte. Aber da mich die Mexikanerin sehen und sprechen wollte, brauchte ich mich nur morgen Abend zur Korsofstunde einzufinden. Sie würde wahrscheinlich jeden Abend die Wagenfahrt machen, wie alle Damen der Gesellschaft; ich hatte nur bis heute noch nicht Zeit gehabt, an den Abendcorso zu denken, hätte sie auch im Wagengewühl wohl schwerlich gesucht, da ich sie unter den Reiterinnen auf dem Reitzweg vermutet hatte.

Ich stand auf und ging auf das Dach des Zorgezwölbes, von wo ich neulich die Frau des Astronomen auf der Straße unten zwischen der Mauleselherde gesehen hatte.

Die Gesimse der gegenüberliegenden Geschäftshäuser waren mit Reihen aus Hunderten von Glühlampen illuminiert, so wie es bei uns in Europa nur an fürstlichen Geburtstagen Sitte ist. Aber hier in Mexiko illuminiert man alle Häuser jeden Sonntagabend.

Ich sah viele Wagen voll Frauen; diese waren mit

weißen Spitzenmantillen geschmückt, mit Blumen im Haar, in hellen defolletierten Seidentoiletten, rosa, weiß, blaßgrün, orangefarben, vom Corso zurückkehrend wie von einem Ball.

Die meisten ließen auf der Heimfahrt die Fächer im Schoße ruhen, und ich sah oben von der Brüstung des Daches auf viele schöne graziöse Hände, die auf den Knien in den Wagen ruhten, und sah manche Finger, die ein Taschentuch nervös zerknitterten. Ich sah lässige Hände, die bereits einen Handschuh ausgezogen hatten; sie spielten mit den Ringen an den Fingern der entblößten Hand, der Hand, die sie wahrscheinlich eben beim Abschied einem Kavalier zum Kuß gereicht hatten. Denn an dem Platz Glorieta di Colon stehen gewöhnlich die Wagen in einem Halbkreis um das große Monument des Kolumbus, der jeden Abend zum Tagesabschied die ersten Schönheiten der mexikanischen Gesellschaft um sich versammelt. Am Wagenschlag plaudern die Herren in Gruppen mit den Damen. Man verabredet ein Wiedersehen im Theater oder in einer Soiree und plaudert angenehm beim letzten silbergrünen und orangegelben Sonnenuntergangslicht, in dessen eine Musikbande, eine weiß gekleidete indianische Militärmusik, die alte Liebesmusik beliebter spanischer Opern und Operetten, liebenswürdig und sentimental, unter den riesigen Korkbäumen des Platzes geigt, flötet, trommelt und trompetet.

Dies alles stellte ich mir vor, als ich jetzt auf die mit Spitzenmantillen verhüllten Köpfe und Schultern in den Wagen unter mir hinabsah. Und da ich von oben die Gesichter nicht beobachten konnte, unterhielt ich mich mit den vom Corso heimkehrenden Händen der Damen in der langen Wagenreihe.

Da bemerkte ich in einem Wagen zwei sehr erregte Hände in langen schwarzen Handschuhen, die einige weiße Briefe in den Fingern hielten und zerknitterten. Den Kopf der Dame konnte ich unter der schwarzen Spitzenmantille nicht erkennen, aber einige Linien an den Schultern und um die Knie beschrieben mir die junge Mexikanerin. Wenn sie es ist, wird sie vielleicht halten und mich aus dem Hotel an den Wagen

rufen lassen! Jetzt war der Wagen gerade senkrecht unter mir. Unter Millionen Fingern hätte ich diese Finger und Handknöchel wiedererkannt, diese Finger, die damals so geschickt die Ventile der Lokomotive am Bahnhof von Orizaba aufgedreht, und deren Bewegungen sich in der Sekunde des allgemeinen Schreckens wie ein Gesichtsausdruck in mein Gedächtnis geschrieben hatten. Aber der Wagen mit den erregten Händen und mit den Briesen in den nervösen Fingern hielt nicht und fuhr vorüber. Ich ärgerte mich jetzt und erwachte wie aus einer Betäubung. Es war ganz elend von mir, daß ich eingeschlafen war, schalt ich mich; es war sicher etwas ganz Wichtiges gewesen, was mir die erregten Finger, die am Korso auf mich gewartet, mir hatten übergeben wollen. — Ich konnte den nächsten Abend kaum erwarten. Lange, ehe der Korso begann, setzte ich mich in das dem Korso nahegelegene Café an einen der weißen Dnyrtische, die draußen auf der Terrasse stehen, und musterte die Wagen unter den Bäumen des Paseo, die langsam heranzufahren oder stampfend vorbeizjagten.

Warten zu können, ist eine Kunst, die nicht die meine ist. Ich gestehe diesen Fehler meines Charakters gerne ein. Es war mir, als wären meine Kleider alle zu eng, so unbequem wurde mir das Stillsitzen vor den beweglichen Pferden und Wagen. Hundertmal tauchte das Gesicht der jungen Mexikanerin in der Ferne in einem Wagen auf, um sich beim Näherkommen in ein gleichgültiges fremdes Gesicht zu verwandeln, dem ich, wenn es näher kam, nicht mehr ansehen konnte, wie ich es für die Erwartete hatte halten können. Ein Spukteufel spielte mit mir. Ich saß bei dem Tisch im Café wie auf einer Folterbank. Heiß und kalt sank das Blut in mir auf und nieder, und der ganze Korso verwandelte sich vor meinen Augen in einen Drehkreis, auf den tausend junge Mexikanerinnen gemalt waren, die, wenn der Kreis sich drehte, alle zusammen das Bild jener einzigen erwarteten Dame gaben, die aber, wenn der Kreis stillstand, tausend gleichgültig fremde Gesichter

zeigten. Mitten unter den Damengesichtern sah ich plötzlich den Abbé, — den Abbé der Mexikanerin. Er saß allein in einem Wagen. Und — es war kein Spuk — er hielt ebenfalls einige Briefe in der Hand, die er erregt zerknitterte. Er sah gerade aus nach der Plaza de la Reforma und fuhr im Trab vorüber.

Vielleicht kommt sie noch! Vielleicht haben sich der Abbé und die Mexikanerin verabredet, einander hier zu treffen, dachte ich mir. Ich wartete nun etwas ruhiger. Es war, als ob wenigstens der Schatten der Erwarteten bereits auf dem Corso angekommen wäre; sie selbst konnte nicht mehr fern sein. Ich betrachtete jetzt auch die jungen Mexikaner, die in gelben Ledertrachten auf silberbeschlagenen Sätteln saßen; ihre kleinen Pferdchen hatten mächtig wallende Mähnen und einen wallenden Schweif, der wie eine seidige Schleppe fast bis auf das Pflaster reichte. Diese reichen jungen Herren trugen kostbare graue Filzsombreros, reich mit Goldbroderien verziert; und mancher dieser Herrenhüte sollte viele hundert Dollars kosten, hatte man mir erzählt. An der Seite der mit schönen Frauen besetzten Wagen galoppierten oft mehrere Kavaliere in dieser reichen nationalen Reitertracht, aber auch viele Reiter auf gestuften englischen Kennern begleiteten die Karossen.

Der Wagenstrom eilte auf der sehr breiten belaubten Straße der untergehenden Sonne nach. Es sah aus wie eine Flucht allen Reichtumes, der mit der Abendstunde die Häuserstrecken verlassen hätte und zu Pferd und Wagen auf diese breite Promenadenstraße in die Ebene vor die Stadt hinausströmte, und als mußten die Pferde im Wettlauf die verschwindende Sonne einholen. In einem Wagen sehe ich plötzlich auch Angela heranzufahren, an der Seite eines Subjektes, das einem der Raubmenschen ähnlich sieht. Arme Angela, dachte ich. Du arbeitest mit noch mehr als mit drei Armen, mehr als dein mißgeborener Bräutigam, um dir ein Hochzeitsgut zu verdienen. Der junge Mann hatte den Arm im Wagenfond hinter Angelas Rücken liegen, er hatte den Hut keck schief sitzen und

trug eine feuerrote Nelke im Knopfloch. Er flog mit Angela vorrüber, als habe der leibhaftige Teufel Lust: sinn das schöne Indianermädchen im Arm und führe übermütig mit ihr direkt zur Hölle.

Nun hielt es mich nicht mehr in der Ruhe auf der schmalen Kaffeehausterrasse; ich mußte mich unter die Figuren des kreisenden Korsos mischen. Alles lebte hier; das kleinste Indianermädchen jagte seinem durchgehenden Herzen nach. Die Blicke der schönen Frauen reichten sich wie Edelsteinfetten in der Luft vor meinen Augen auf; die Fächer schienen alle zu winken. Alle winkten: Eile dich, die Sonne vergeht! Eile dich, jeder Tag endet unter der Erde! Eile dich und lebe!

Ich fand nichts. Ich betrachtete alle Wagen, die beim Musikkiosk in zwei Reihen standen. Ich fand sie nicht. Auch den Abbé konnte ich nicht mehr entdecken.

Jemand ruft meinen Namen. Der junge Reitlehrer aus der Schule des Oesterreichers reitet zu mir an den Trottoirrand und spricht rasch:

„Die Dame hat Sie gestern erwartet. Vorhin war sie bei uns im Stall und erklärte, sie müsse bis nächsten Sonntag verreisen. Sie käme aber nächsten Sonntag zum Stiergefecht, das da stattfindet, in die Stadt zurück.“

„Sie hat nichts hinterlassen, daß ich sie dann sehen könnte?“

„Nein, sie sagte nichts mehr von Ihnen. Ich kam nur hierher, weil ich annahm, da Sie sich gestern verfehlten, würden Sie vielleicht heute zum Corso kommen, um die Dame zu suchen. Und ich wollte Ihnen ihre Abreise mitteilen.“

Ich dankte dem jungen Mann. Der nickte nur, als wollte er sagen: ich weiß, wie das tut, wenn man wartet. Dann ritt er zur Stadt zurück, und an mir rollte die lebende Mauer der Wagen von neuem vorüber. Aber nun war alles ein unsinniges Gewirr von Pferdehufen und Rädern. Ich blieb noch einen Augenblick an der Reforma stehen und hörte auf einen spanischen Tanz; es war jetzt ganz dämmerig.

In einigen der eleganten Häuser um den Promen-

nadenplatz, die da in Gärten liegen, leuchteten Lampen auf Balkons. Zu Füßen der Kolumbusstatue lag die stillstehende Wagenwelt im Abend Schatten. Wie ein weißer Eispalast mit grünlichen und goldenen Toren leuchteten in der Ferne die Kratergletscher des Itzacihuatl und des Popocatepetl unter den Korfbäumen durch. Die Welt begann sich eben vom Tag in die Nacht umzukleiden. Die Sonne war verschwunden. Wie ich noch schaue, ging dicht neben mir ein junger Mann vorüber. Der hatte große Augen, unruhige, geistesabwesende Augen, wie einer, der mehr und Schrecklicheres sieht als die anderen Leute. Ich schaute ihm nach, da er so wunderbar fortgerückt aussah. Er schien meinen Blick im Rücken zu fühlen. Er wendet sich um, lächelt, kommt zu mir heran, und mit einer Stimme, die sich freut, daß sie reden darf, fragt er mich, ob es schon zehn Minuten nach sechs Uhr sei. Im gleichen Augenblick sieht er am Hause hinter mir hinauf; er wartet meine Antwort nicht ab. Ich wundere mich ein wenig und gehe weiter. Ich habe eben noch gesehen, wie oben eine weißgekleidete junge Dame in kurzen Kleidern auf den Balkon trat. Ich gehe im Rhythmus der Musik, die eben die letzten Takte des „Danza“ spielt, der immer der Abschluß der Korsomusik ist, weiter. Die Bratschen, die Pauken und die Messinginstrumente spielen rasend wie eine wilde Jagd. Es schien mir, man sah die Notenmasse wie ein berstendes Schlußfeuerwerk in die Lüfte verprasseln, und es war, als könnten nun alle großen Korfbäume sich plötzlich entwurzeln und wie die Besen von Hexen und Teufeln in die Lüfte davontanzen, in das finstere Loch der riesigen, plötzlichen Tropennacht.

Mir entgegen sehe ich mit einem Male viele Leute kommen. Ein Tumult entstand. Die Menschen drängen und reden, und einige stolpern und fallen vom Trottoirrande. Die Pferde an den Wagen scheuen, unter den Hufen der erschrockenen Gespanne knattern blaue Funken; viele Damen richten sich in den nächsten Wagen auf, und auf den meisten Gesichtern malt sich ein fragender Schrecken und eine geisterhafte

Blässe. Einige halten die Fächer vor das Gesicht und schauen fort, blaß, als ob sie einer Ohnmacht nahe wären. Die Musik schweigt. Ich werde vom Menschenstrom an ein Gartengitter gedrückt. Ich sehe Polizistenhelme an mir vorüberereilen. Es ist ein Unglück, irgend etwas Unerwartetes in der Luft. Niemand scheint noch Ende und Anfang zu wissen.

Dann schiebt man mich zu einem Menschenknäuel, aber ich kann nicht weiterkommen; ich erfahre nur, daß sich einer erschossen hat. Plötzlich entstehen gellende Schreie, Rufe, oben in demselben Haus, auf demselben Balkon, wo eben das weißgekleidete Mädchen gestanden hat.

„Ein junges Mädchen und ein junger Mann haben sich Aug' in Aug' erschossen,“ höre ich neben mir einen Polizisten ein paar Damen in einem Wagen zurufen. „Das junge Mädchen erschoss sich oben auf dem Balkon, der junge Mann mitten auf der Straße!“

Warum? — danach fragte niemand. Alle wußten und fühlten, warum. Die Damen sahen sich mit tränenden Augen an. Die Kutscher schlugen nicht mehr auf die Pferde, um nicht mit den Peitschen laut zu knallen.

„Leise! leise!“ hörte ich viele Damen ihren Kutschern zurufen.

Zwei Liebende waren mit der untergehenden Sonne vom Corso fortgegangen und hatten ihre Körper bei den letzten Taktten des wilden „Danza“ hingelegt.

„Leise — um Gottes willen leise!“ Dieses Rufen, diese Furcht, Tote zu stören, nahm ich mit mir: und als ich dann zu Fuß der Stadt zuschritt, an den Lichterketten der Millionärpaläste vorüber, die den Anfang des Paseo säumen, da war mir so schwer ums Herz. Und wie der junge Selbstmörder vorhin meinen Blick im Rücken gefühlt hatte, so fühlte ich jetzt den Blick des Todes hart und drückend in meinem Rücken.

Ich hatte ein Stelldichein mit dem Leben erwartet und war dem Tod begegnet.

Gestern, als mich zum erstenmal wieder das Leben im Brief der Mexikanerin zu sich geladen, da stellte

sich sofort auch eine Tote aus Europa daneben und machte mich todmüde. Heute, als ich mich anstrengte, das Leben aufzusuchen, schlaflos, aufgereggt, erhist, da begegnete mir einer, der nach der Uhr fragte, nach der Zeit, die ihm seine abgelaufene Zeit verkünden sollte, und statt des Lebens sprach mich einer an, der jetzt in der Nacht bei der toten Geliebten ausruhte, still, kühl, müde. —

Welch ein Doppelgesicht hatte dieses unbarmherzige Land für mich! Ich fürchtete mich früher nie im Dunkeln. Als ich aber im Hotel in mein dunkles Zimmer trat und an den Schreibtisch stieß, wohin ich heute den Bleistift der Österreicherin gelegt hatte, und der Bleistift zu rollen begann und vor meine Füße kollerte und ich mich bückte und den Bleistift aufhob, — da durchschauerte es mich, als hätte ich in dem Bleistift die Knochen von Toten angerührt. —

Ich schloß die Glastüre sorgfältig, noch ehe ich Licht angemacht hatte. Das mußte man hier im Tropenland, sonst stürzten in den Lichtschein abends tausend Moskitos herein, tausend winzige Teufel, die spöttisch singend die Luft durchzogen und aus deinem Gesicht einen unförmigen Fleischklumpen machen konnten. Sie sogten sich zu Duzenden an deinen Poren fest, hinter den Ohren, am Hals, in den Augenwinkeln, in deinen Nasenflügeln, auf den Augendeckeln, auf den Wangen und auf der Stirn. Sie rissen dich aus deiner Gefühlswelt, aus jeder Schwärmerei in die blutdürstige Wirklichkeit hinein. Sie sahen dich nicht als ein Mitgeschöpf an, sondern als ihre Nahrung, als ihr Wild, dem sie auf die schlaueste Weise vom Abend bis zum Morgen nachstellten. Am Tag zogen sie in die Sonne hinaus oder schliefen in Möbelritzen oder hinter den Tapeten oder an der Zimmerdecke von ihren nächtlichen Treibjagden aus. Jeden Abend tötete ich Hunderte und Hunderte, und es gehörte eine Kunst und Gewandtheit dazu, unter das Moskitoneß ins Bett zu gehen, ohne daß die Trupps der blutlüsternen Teufel nachfolgten. Zweien oder dreien gelang es aber immer, unter den Musselinbaldachin zu schlüpfen, und diese zwei und drei wurden gegen Mitternacht, wenn du sie

abgewehrt hattest, zu Wütenden, Verzweifelten, die dich aus den Falten des weißen Betthimmels belauerten und dann sanglos, vorsichtig und bissig den Moment abwarteten, wenn dir nach ewiger Notwehr einen Augenblick die Augen zufließen. Sofort bildeten sich Beulen an den Stellen, wo sie dein Blut anzapften, und sie flogen triumphierend singend davon, wenn du dich von neuem wehrtest. Zuletzt nimmst du ein Buch, drehst das elektrische Licht an und beginnst im Bette sitzend zu lesen und ab und zu mit dem Buch um dich zu schlagen, bis die Sonne morgens um sechs Uhr aufgeht, die die Teufel verschwinden macht.

So habe ich jede Nacht alle die Monate in Mexiko bei Licht bis zum Morgen lesen müssen. An Schlaf war in diesem Moskitoland nicht zu denken, und ich hörte von Europäern erzählen, die bereits seit Jahren dort waren, daß sie seit Jahren nicht mehr geschlafen, sondern nur gelesen hätten. Der ganze Schlaf der so gequälten Europäer besteht aus zwei, drei Schlafstunden nachmittags, nach dem Lunch zur Siestazeit; die Nachtzeit ist mit dem Kampf gegen die blutdürstigen kleinen Bestien ausgefüllt. An diesem Abend ging ich zwar noch nicht zu Bett; aber nach der Schreckensszene am Korso und nach dem verfehlten Stelldichein mit der Mexikanerin wollte ich ein wenig allein sein, ehe ich in den deutschen Klub zum Essen ging.

„Ein Telegramm!“ Der Indianerboy klopfte von außen an meine Glastür, und ein Telegrammbote mit einer Blendlaterne in der Hand stand auf der Veranda. Ich erschrak, als hätte ich jetzt erst den Schuß aus der Pistole des jungen Mannes gehört, den Schuß des Selbstmörders, der mir vorher auf dem Korso bei den letzten lauten Paukenschlägen der Musik entgangen war.

Ich ging, um zu öffnen, und fürchtete etwas Unbestimmtes, als ich draußen die gelbe grelle Blendlaterne sah, die wie ein Zyklopenauge durch die Glasscheibe hereinsah. Ich hatte das Gefühl, als ließe ich jetzt, wenn ich die Tür einmal aufmachte, eine

Unzahl von Dämonen und Ungeheuern herein, eine Sintflut von Unglück und Sorgen, einen Berg, der sich aus Schrecken und Finsternissen aufbaute, und als dessen Vorbote mich diese Blendlaterne des Telegraphenboten grinsend und fürchterlich ansah. Und was waren die blutsaugenden Teufel, die Moskitos gegen diese Schrecken, denen ich jetzt die Türe öffnete! —

Eine halbe Stunde später stieg ich umgekleidet im schwarzen Frack und weißer Weste drunten vor dem Hotel eilig in ein Auto und fuhr zur Kinderoper, wohin mich das Telegramm, das ich jetzt in den Händen hielt und beim elektrischen Glühlicht im Automobil immer wieder las, bestellte. „Bitte, kommen Sie, wenn Sie dieses Telegramm erhalten, zur Kinderoper. Es erwartet Sie in Loge 23 eine Dame, die dringend Ihres Rates bedarf, und die Ihnen von der Fahrt nach Mexiko her bekannt ist. Ich ersuche Sie, während eines Aktes (wenn das Theater dunkel ist) in die betreffende Loge zu kommen. Es gilt ein Menschenleben!“

Dieses Telegramm konnte natürlich nur von der Mexikanerin sein. Aber der Rittmeister sagte doch, sie sei heute abgereist und komme erst am Sonntag zum Stiergefecht wieder! Vielleicht war es doch die blonde Astronomenfrau, welche telegraphierte?! Ist ihrem Mann etwas zugestoßen? Es ist nicht unmöglich. Vielleicht hat ihr Mann Fieber! Aber warum kommt sie dann nicht in das Hotel? Warum in die Kinderoper? Ich war ratlos. Da lese ich die Aufgabestelle des Telegrammes, die außen unleserlich vermerkt war. Der Ort hieß nicht Mexiko, sondern Ameca-Meca und Hazienda San Isidro. Es war also doch die Astronomin, denn die Mexikanerin konnte nicht zugleich im Theater und auf dem Lande sein. Und ich dachte mir zuletzt, die Astronomenfrau sei vom Land hereingereist. Vielleicht haben sie und ihr Mann von Ameca-Meca aus den Popocatepetl besteigen wollen, denn dafür ist Ameca-Meca der gewöhnliche Aufstiegsort. Ihr Mann, der Astronom, wird auf einer Hazienda verunglückt liegen, und sie wollte als ehrbare junge Frau einen einzelnstehenden Mann wie mich nicht

in dem Hotel bei Nacht aufsuchen. Sie kommt eben erst zur Nacht in Mexiko an, und sie wählte ein Theater, um mich dort, da ich einige medizinische Kenntnisse besitze, über den Gesundheitszustand ihres Mannes zu befragen und sich Rat zu holen . . . Aber nein! Alles das war erst recht unmöglich! „Es gilt ein Menschenleben!“ So schloß das geheimnisvolle Telegramm.

Es gilt ein Menschenleben! Wie das schwerwiegend klang. Drei Menschenleben hatte ich in diesen zwei Tagen um mich verschwinden fühlen, eine Bekannte gestern und zwei Fremde heute. Und Schauer rieselte mir durch das Blut. Es war mir, als säße ich vollständig nackt in einem dichten, eisigen Schneefall, so kalt war mir von den eisigen Ereignissen.

Das Theater, das ich erreichen sollte, nannte sich für diese Saison die „Kinderoper“, weil dort eine spanische Kindertruppe Opern aufführte. Die kleinen Spanier waren eben erst aus Madrid über das Meer gekommen und spielten zweimal täglich, nachmittags und abends. Mir erschienen solche Aufführungen zu abgeschmackt, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie unreife Kinder mit ihren kleinen krähenden Stimmen und ohne sonoren Grundton die langen Partien ernster Opern singen sollten. Ich war deshalb noch nicht in diese Oper gegangen und besuchte abends meist das Nationaltheater. Aber ich konnte mir gut denken, daß die indianische Bevölkerung und die mexikanische, die doch auch das Mißgeburtenmuseum und die verzwickten grauenhaften Götterknäule mit Behagen betrachteten, an dem überreizten Sinnengenuß, den Operndivas von neun und zehn Jahren und Tenöre von vierzehn und fünfzehn Jahren bieten, Gefallen finden mußten. Nein, das konnte doch nicht die blonde Astronomin sein, die die Kinderoper wählte! Das wäre unmöglich! Das war die Mexikanerin!

Und jetzt mit Bestimmtheit annehmend, daß ich heute abend nicht blondes, sondern schwarzes Haar bewundern dürfte, traf ich mit dem Auto vor dem Theater ein.

Die Oper hatte längst angefangen, und man war

beim zweiten Akt von Puccinis *Bohème*, wie mir die Logenschließerin der Loge 23 sagte, die mir zugleich zuflüsterte, ich würde schon lange von einer Dame erwartet.

Von einer Dame! Während ich mein Gesicht im Spiegel eine Sekunde betrachtete und meine weiße Krawatte ordnete, dachte ich mir: es ist nicht die Mexikanerin! Eine spanische Dame geht niemals allein ins Theater und verläßt überhaupt niemals allein das Haus zur Abendzeit. Es ist eine Europäerin. Es ist die Blonde.

Dann trat ich in die Loge, wo die Schließerin bereits flüsternd meine Ankunft gemeldet hatte. Dann im dämmerigen, beinahe dunkeln Logeninnern stand die Mexikanerin vor mir.

In einer Ecke erkannte ich die Umrisse einer zweiten Frau, einer Dienerin, wie mir schien. „O, mein Herr,“ so empfing mich die Stimme, die ich so gut noch von der Eisenbahn her im Ohr hatte, und die ich sofort in der dämmerigen Loge wieder auf die Lokomotive versetzte, von wo sie zuerst zu mir herabgerufen hatte.

In diesem „O, mein Herr“ lagen alle Worte einer langen Entschuldigung, einer Bitte, einer großen Angst, einer Hoffnungsfreudigkeit; ich brauchte nicht mehr zu hören. Es gibt Menschen, die so suggestiv zu sprechen verstehen, daß man mit drei Worten alles weiß. Ich wußte sofort: es handelte sich nicht im geringsten um meine Person. Das war mir gleich klar, als ich dieses „O, mein Herr“ hörte, das mich in Distanz halten sollte wie ein leiser, kühler Degenstoß einer eleganten Florettfechterin. Ich war von vornherein durch dieses „O, mein Herr“ zwar in einen Abstand gestellt, doch zugleich gebeten, zu helfen, zu retten, aber nichts zu erwarten und vorläufig nichts dafür zu fordern.

Ich sollte als Gentleman die Ehre des Vertrauens für genügenden Dank hinnehmen. Und ich sollte dafür den Genuß haben dürfen, einer ratlosen Frau zu helfen, ein Menschenleben aus Gefahr zu retten. Alles dieses lag in dem „O, mein Herr!“

Die Mexikanerin händigte mir dann ohne viele Umstände drei Briefe ein, die sehr zerknittert waren, und die ich beinahe als alte Bekannte geküßt hätte, wenn das nicht störend gewesen wäre. Es waren dieselben Briefe, die ich gestern abend unter dem Hotelbogen in ihren Händen gesehen hatte. „Um der heiligen Madonna willen, lesen Sie, bitte, lesen Sie, mein Herr, und dann sagen Sie selbst, ob das Ernst, Scherz oder müßige Laune eines hysterischen Menschen ist.“

Sie deutete mit dem Fächer auf einen Stuhl neben sich, weit von der Logenrampe, und winkte ihrer Dienerin, daß diese an der Brüstung Platz nehmen sollte, um uns zu verdecken. Das Theater war fast dunkel, und nur ein schwacher Schein von der Bühne beleuchtete die Decke. Die Logenbrüstung legte einen hohen Schatten über uns, die wir im Hintergrund der Loge standen, wo alle Glühbirnen ausgedreht waren.

Die Mexikanerin holte jetzt aus ihrem Kibikül eine winzige elektrische Taschenlampe, die sie auf die Briefe leuchten ließ.

Die Luft war heiß, die Lampe zitterte in der Hand des jungen Mädchens und beleuchtete bald die Briefe, bald die tief dekolletierte Brust, die sich tiefatmend hob und senkte, indessen die leidenschaftliche Musik der Bohème von drunten herauf aus dem Orchester die Luft liebeslüstern und verführerisch durchzog.

Ich nahm der Dame endlich die Lampe sanft aus der Hand und beleuchtete einen Brief nach dem andern, und als der Lampenstrahl nicht mehr die nackten Brüste des schönen Weibes beschien, wurde ich sachlich und laß.

Dreimal stand dasselbe da geschrieben, in jedem Brief das gleiche; nur war die Schrift dreimal verschieden verstellt.

Der Schreiber sagte, daß dem Abbé eine Lebensgefahr drohe, und daß es in des Schreibers Hand liege, diese Gefahr abzuwenden. Wenn die Dame, deren Ergebenheit für den Abbé er kenne, dem alten Herrn das Leben erhalten wolle, müsse sie durch ein

Inserat in der Zeitung antworten und eine hohe Summe angeben, die sie dafür zahlen wolle, weil nur dann ein beabsichtigter Mord unterlassen würde.

Die Mexikanerin fuhr mich eifrig an: „Ist das Ernst oder Wig, oder was ist es? Ich frage Sie. Ich weiß niemand, den ich hier fragen könnte. Sie wissen vielleicht, daß wir auf der Reise im Eisenbahnzug nachmittags viel von Handschriften, vom Charakter einer Schrift und vom seelischen Zustand des Schreibenden sprachen, und daß Sie damals versicherten, Sie getrauten sich zu, aus jeder Schrift zu erkennen, ob der Schreiber ernst, leichtsinnig, verlogen oder gewaltthätig sei. Vor vier Tagen, als ich den ersten dieser Briefe erhielt, dachte ich sofort an Sie und erkundigte mich überall nach Ihnen. Ich ruhte nicht, bis ich herausfand, daß Sie im Reitstall des alten Österreichers ein Pferd gekauft hatten, und ich kam dorthin unter dem Vorwand, mir Pferde anzusehen. Aber ich wünschte Sie zu treffen. Der Reitlehrer fing zufällig von Ihnen an zu erzählen, und wir ritten aus. Als er den Weg zum Paseo nahm, war ich sehr froh, weil ich dachte, ich würde Ihnen dort, wo viele Reiter reiten, begegnen. Da kam das Erdbeben; die Pferde scheuten, und später gab ich dem Rittmeister den Auftrag, Sie zu mir auf den Corso zu bitten. Dort wäre eine Zusammenkunft ganz unauffällig gewesen. Wo alle Welt sich trifft, konnten wir leicht ein paar Worte wechseln. Sie kamen nicht.

Als ich dann aufs Land fuhr, zog mich im Eisenbahnzug meine Angst um den Abbé so stark nach der Stadt zurück, daß ich sogleich am Bahnhof in Amecameca Ihnen telegraphierte und Sie bat, in meine Loge hierher ins Theater zu kommen. Ich nahm den nächsten Zug und fuhr sofort wieder hierher. Dem Abbé habe ich gestern gesagt, daß ich Sie auf dem Corso erwarte. Er weiß noch nichts von jenen Briefen.“

Ich wollte eben sagen, daß ich den Abbé heute auf dem Corso gesehen hätte, und daß er ebenfalls Briefe in der Hand gehalten habe, — da meldet die Logenschließerin der Mexikanerin, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche.

Ich ließ die elektrische Handlampe verlöschen.

Die Mexikanerin war aufgestanden und stellte sich zwischen mich und die Logentüre, so daß der Lichtschein vom Korridor nicht auf mich fallen konnte.

„Bleiben Sie,“ sagte die Mexikanerin leise, „ich werde ihm entgegengehen. Es ist der Abbé. Es muß etwas ganz Besonderes sein, weil er selbst kommt. Ich werde ihn zuerst im Korridor sprechen. Zeigen Sie sich, bitte, noch nicht. Wir dürfen den alten Herrn nicht zu Tode erschrecken.“

Nun wurde die kleine Loge für mich so höllisch warm wie ein Herentfessel.

Als das junge Mädchen die Loge verließ, stand ich auf und sah, ohne mich der Brüstung zu nähern, auf das dunkle Parkett und auf die grellhelle Bühne hinunter, aber ich sah, ohne sehen zu wollen. Da unten standen Knaben von acht und zehn Jahren an der Rampe mit künstlichen schwarzen Wollschnurrbärten. Mit Kohlenstrichen war ihnen das Milchgesicht künstlich faltig gezeichnet worden. Mädchen von zehn und zwölf Jahren mit künstlich gepolsterten Brustkörben und hochfrisierten damenhaften Frisuren sangen quäkend.

Diese Kinderschauspieler standen an der Theaterrampe wie eine Schar widerlicher Zwerge mit unwahren alten Gesichtern, und ihre miauenden Ragenstimmen klangen, als ob sie fernher aus den Trichtern kleiner blecherner Phonographen kämen und nicht aus Kehlköpfen von Menschen.

Ein kleiner Knabe von neun Jahren, der als behäbiger Bürger mit künstlichem, rundem Philisterbauch ausgestattet war, und der mit dicken Backen eine unmöglich tiefe Baßstimme zu markieren versuchte, der kaum noch ohne zu stolpern über Teppiche und Parkettboden gehen konnte, ekelte mich vor allem an. Der Held des Stückes war wohl sechzehn Jahre und sang besonders lasterhaft und herausfordernd den Damen in den Proszeniumslogen zu. Wie eine steife Marionette spielte er den Liebhaber, eckig, verlogen und unwahrscheinlich, und sah aus, als ob er immer noch jede Stellung in dem Spiegel vor sich sehe, vor dem er sich

die Liebeszene eingeübt hatte. Er grinste, als wäre Liebe etwas schülerhaft Wißiges, etwas gassenbubenhaft Unanständiges und etwas kirchlich Sentimentales.

Das Mädchen, das die Heldin sang, war überreif entwickelt, zeigte mit Vorliebe ihre dicken Mädchenwaden und schien überhaupt kein Kind mehr zu sein, sondern eine dicke wohlbeleibte Dame, die sich als Bachfisch aufgepuzt hätte; sie sang mit fast männlich sonorer Stimme und trug ihren hohen Brustkasten bis unter das fette Doppelkinn hochgeschnürt.

Eine einzige Mißgeburtengrimasse war das Gesicht dieses ganzen Bühnenbildes da unten. Wie ein Wachstfigurenkabinett, das lebendig geworden ist, und dessen Wachstfiguren gehen, Arme und Beine bewegen und krähen, piepsen und grunzen können, so unnatürlich sah die geisterhaft beleuchtete Kindergruppe dort unten im Lampenlicht aus, Kinder, die hohläugig, verzerrt und verkrüppelt von der Verkleidung und der Anstrengung erschienen.

Mich ekelte vor diesen Kinderlippen, die aussahen wie künstlich gefärbte indianische Rosen, künstlich gefärbte Vögel und künstlich verrenkte Mißgeburten.

Als ich im stillen genug gestaunt hatte über das merkwürdige Treiben der zwerghaften Schauspieler unten in der Bühnenhelle, roch ich das Verbenenparfüm der Mexikanerin in der Loge von neuem stärker und nahm an, daß die junge Dame wieder eingetreten sei.

Ich setzte mich auf den Sessel im Hintergrund der Loge. Da kam ihre Stimme vom Vorhang der Türe her zu mir. Sie seufzte und sagte: „Der Himmel allein weiß, wie das enden will!“ Dann hörte ich sie, ohne sie zu sehen, hörte ihr Kleid, das nahe bei mir rauschte. Ihr Parfüm wurde noch stärker; es war, als käme sie als dicke Duftwolke näher zu mir. Dem Rauschen der Kleider nach nahm ich an, daß sie sich auf einen Stuhl in meiner Nähe gesetzt hätte.

„Der Abbé hat heute ebenfalls gleich mehrere Drohbrieife bekommen, worin stand, daß man mir bereits geschrieben habe, — mit jeder Post einen. Er fürchtete, daß ich mich zu sehr ängstigte, und war in unserer

Wohnung in der Stadt gewesen, wo er von der Dienerschaft hörte, daß ich wieder vom Land hereingekommen sei und mich im Theater befinde. Er wollte mich beruhigen und bewegen, morgen wieder zu meiner Mutter aufs Land zu reisen. Meine Mutter hatte ihm telegraphiert, daß ich nicht nach Ameca-Meca gekommen sei, wie ich versprochen hatte. Deshalb suchte er mich jetzt überall, der gute alte Onkel.“

Ich hörte zu und hörte auch dazwischen wieder nichts, sondern ließ mich von dem Verbenenduft in warme Phantasien fortlocken. Die Musik unten spielte jetzt mit schwärmerischen Geigen; die Flöten und Geigen lullten mich mehr ein als das Dunkel der Loge und als der Wohlgeruch des Verbenenparfüms. Ich wünschte, es möge auf der Welt nichts mehr geben als Dunkelheit, Blumengeruch, Frauenduft und Geigenmusik.

Die Kinderstimmen hatten einen Augenblick geschwiegen. Jetzt aber quakte der kleine häßliche Kerl wieder, der den philiströsen Bürger spielte, aber seine Stimme war so klein, daß man sie, wenn man den zwerghaften Sänger nicht sah, für die Stimme eines Wickelfindes hätte halten können. Wie aus weiter Nacht her hörte ich diese Wickelfinderstimme greisenhaft, vorwurfsvoll winselnd und gequält, sah plötzlich den dunkeln Strohgiebel eines bretonischen Bauernhauses, hinter dessen kurzem Kamin der Vollmond rund wie ein glänzendes Kindergesicht aufging, und hörte die Österreicherin neben mir tief aufseufzen.

Eine Tote war zu uns in die Loge gekommen. Der Verbenengeruch war mir jetzt wie der Geruch verwelkter Grabfränze; die Musik rauschte langgezogen wie ein ferner Atlant, die Dunkelheit war ungeheuerlich, endlos, als wären alle Menschen und ich selbst gestorben, und gestorben die Heimat. Es gab kein Europa mehr; es gab kein Zurückkönnen mehr zu alten traulichen Tagen; es gab nur noch ein Untersinken in Ungeheuerlichkeiten, in Dunkelheiten, in Schrecknissen, Mord, Verwesung, — Untergang ohne Auferstehung.

Dann hörte die Musik des Atlants auf. Hundert Hände klatschten, als ob ein kalter Regen unten ins

Parkett prasselte. Ich erhob mich, und als mein Blick die Logenbrüstung streifte, sah ich die Zwergschauspieler unten in langer Reihe vor dem herabgelassenen Vorhang stehen, sich gegen das prasselnde Parkett vorbeugen, und sah Hunderte von gelben Drangen und Hunderte von kleinen Blumensträußen, die über die Köpfe der Kindersänger hinfliegen, und die den Vorhang tief in die Bühne hinein bauschten. Zwischen der Mexikanerin und mir wurde dann verabredet, daß ich die Briefe zu Hause bei Tag noch einmal ansehen und ihr noch morgen Antwort sagen sollte, ob ich die Briefe für ernste oder kindische Drohungen hielte.

Ich verabschiedete mich eilig, ehe der Zuschauerraum sich noch erleuchtete, und verließ die Loge, da ich der jungen Dame angemerkt hatte, wie peinlich ihr jedes Aufsehen war, und da sie mich im Telegramm besonders darum gebeten hatte, sie während eines Aktes in der dunkeln Loge aufzusuchen.

Als ich nach einigen Augenblicken unten an den zur Pause bereits geöffneten Parkettüren vorbeiging und den Theaterraum hell erleuchtet fand, sah ich die Mexikanerin an ihrer Logenrampe sitzen. Sie spielte mit ihren Armbändern und nickte nach mehreren Logen hin, wo sie offenbar Bekannte bemerkte, und ihr Grüßen war harmlos und unangestrengt.

Die Straßenluft, die Schreie der Zeitungsausrufer, das Klingeln der Trambahnen, Rufe der Eisverkäufer und Fruchthändler an den Toren des Theaters empfingen mich wie einen, der lange bei einem Sarge gesessen oder in einer schwülen Laube bei einem weltversunkenen Liebesgespräch geweilt hat. Ich fühlte mich erstaunt, daß die Welt aus lauten, ehrlichen, unerbittlichen Geräuschen bestand und nicht mehr aus Kinderstimmen, aus Totenerscheinungen und aus Wolken von unerreichbaren Düften, und nicht aus Angst und Dunkelheit allein.

Der Tod, der Mord, jeder brutale Verlust ist nicht so alpdrückend als die Angst vor dem Tod und vor dem Mord; die Wirklichkeit ist nie so quälerisch als die Gedankenwelt. So sagte ich zu mir und atmete

tief. Und es war, als ob ich alle kristallinen Sterne am Nachthimmel über dem Theatertor mit einem Aterzug ein- und wieder ausatmen könnte, so stark und erlöst kam ich mir vor, seit ich nun endlich die Mexikanerin gesprochen und gehört und gesehen hatte, daß sie Fleisch und Blut war und nicht mehr eine unbegrenzte, unklare und nebelhafte Reiseerinnerung.

Morgen sollte ich sie wiedersehen! Ich hoffte für mich von diesem Besuch morgen gar nichts mehr. Aber ich empfand es als eine gesunde, glückliche Tatsache, daß ich für das schöne energische Mädchen morgen eine Notwendigkeit war, eine Erwartung. Ich zündete mir mit großem Wohlbehagen eine Zigarre an, ging dann zum Café Français und bestellte mir ein gediegenes Souper, wählte Austern und den besten Wein, besprach mit dem französischen Kellner eingehend die Temperatur des Weines und benahm mich, als hätte ich eine Dame an meiner Seite, für die ich in vorzüglichster Genießerweise sorgen und mit dem größten Vergnügen mich aufopfern wollte.

Ich aß zuerst mit heißhungrigem Appetit wie ein Genesender, trank gekühlten Rheinwein, süßen Chablis und gewärmten Burgunder, und zuletzt einige Gläser Champagner. Dann ärgerte ich mich, daß ich nicht nur Champagner bestellt hatte, und sagte mir beim Mokka, daß ich mir morgen eine Absage bei der Mexikanerin holen und dann schleunigst wieder nach Europa reisen wolle.

Europa war wieder auferstanden, als ich vom ersten Glas Rheinwein einen kräftigen Schluck getrunken hatte. Ich stellte es mir herrlich vor: die schöne Mexikanerin wie ein schönes Deutestück aus der Raubwelt von Amerika auf den heimatlichen Kontinent hinüber zu bringen.

Ich fühlte einen Durst, als hätte ich den Durst aller Ozeane in mir. Ich trank und trank den eisigen Champagner in schnellen Zügen. Ich sah den Kellner, ob meines Durstes merklich verwundert, mit der Wimper zucken. Ich stand dann nüchtern von diesem einsamen Souper auf, setzte meinen Zylinder etwas in den Nacken, sprang in das bestellte Auto, als führe ich

zur Mexikanerin, und ließ mich eine Strecke durch die Nachtlust fahren, den Paseo entlang, vorbei an den grünlichen Bronzestatuen der nackten Indianerkönige, vorbei an der finsternen Statue des Christoph Kolumbus auf dem Rundplatz der Glorieta di Colon und hinunter bis zur Statue des Guatemozin. Der stand in dunkeln Umrissen, mit dem Federbusch geschmückt, der ihm wie ein Hahnenkamm über dem Scheitel senkrecht auf das Haupt gepflanzt saß, als sei er stolz mit dieser Adlerkrönung geboren. Ein Relief unten am Sockel der Statue zeigt diesen letzten Aztekenkönig, wie er auf einen Folterstuhl geschnallt ist und seine Füße über ein Becken mit Kohlenglut halten muß.

Cortez und die Spanier stehen dort um ihn. Man will ihn zwingen, den Ort anzugeben, wohin er den Königsschatz aus Gold versenken ließ.

Aber der Stolz lächelt nur und sagt: „Meine Füße liegen auf Blumen gebettet.“

Und er verriet nichts und ließ seine Füße verkohlen. —

Die Statue dieses eisernen Azteken schwingt mit großer Geste das Kriegsbeil. Er steht aufgerichtet auf dem großen Sockel, und als ich im Auto um den im Sternengewimmel hingestellten totkühlen König fuhr, da schien es, als wären die Sterne tausend Funken des Indianerhasses, die aus dem hochgeschwungenen Beil in der Rechten des Königs über die Ebene von Mexiko und über die Europäer in der Hauptstadt hinführen.

Es regnet Haß bei Tag und Nacht in diesem Land, sagte ich mir. Wer mag den alten freundlichen Abbé hier bedrohen? Der Haß der alten gefolterten Könige pflanzt sich auch unter den Europäern hier fort; selbst die Eingewanderten müssen sich untereinander bedrohen und vernichten.

Die Drohbriefe in meiner Brusttasche, die mir die Mexikanerin mitgegeben hatte, knisterten und erinnerten mich an zu erwartende Unheimlichkeiten. Und bei der schnellen Autofahrt flogen die Riesenbäume des Paseo zu beiden Seiten wie tausend aufgerichtete

beilschwingende Aztekenkönige in der Nacht an mir vorüber.

Am Platz des Kolumbus bemerkte ich in später Nacht noch zwei Fenster bei einem Balkon beleuchtet. Es war das Haus, in welchem die Leiche des jungen Mädchens lag, das sich heute auf dem Balkon erschossen hatte. Ich sah einen Augenblick die Reihe der Kerzen, die aus den Fenstern glitzerten, und die wahrscheinlich an der Leiche Nachtwache hielten.

Als ich dann in mein Zimmer heim kam und das elektrische Licht aufschraubte, grinste mir von der Glasure meines Zimmers ein Reflex von einer Scheibe zu, — der verfolgte mich noch, als ich in der Sofaecke saß und die Drohbriefe untersuchte.

Der Reflex in der Fensterscheibe sah aus wie der Schein jener Blendlaterne des Telegraphenboten, der mir das Telegramm heute abend gebracht hatte, — als wäre die Blendlaterne jetzt draußen für immer stehen geblieben und ginge nie mehr von meiner Tür fort und wolle mir noch Nachrichten von vielen Drohungen bringen.

Ich wußte schon nicht mehr, daß ich bei dem Rheinwein in Europa gewesen war. Ich hörte die Moskitos singen, teuflisch einformig, einformig hartnäckig ihrem Blutdurst folgend. Dann lag ich noch lange unter dem Moskitonez wach und las in meinem Buch, das ich mir zur Nachtlektüre regelmäßig mit unter den weißen Mullvorhang zu nehmen gewohnt war. Ich las und schlug mit dem Buch nach den singenden Blutsaugern und bemerkte erst am nächsten Morgen nach stundenlangem Kampf und Ummichschlagen, daß ich die Drohbriefe auf die Bettdecke gelegt hatte, und daß ich eigentümlicherweise gerade diesen Briefen ein paar ruhige Morgenstunden zu verdanken hatte; denn ich hatte einige Stunden geschlafen, ohne es zu wissen. Die Briefe mußten mit einer vergifteten Tinte geschrieben sein; vielleicht war vergifteter Fliegenzucker in der Tinte gewesen, jedenfalls lagen einige Duzend der Moskitos festgesogen an den Buchstaben des Briefes und krümmten sich dort, ohne daß sie ein Schlag von mir getroffen hätte.

Ich staunte die giftigen Briefe mit verwunderten Augen an und stand auf und wusch meine Hände; denn vielleicht wären die Briefe so vergiftet, daß sie jeden töten konnten, der sie anfaßte, sagte ich mir. Vielleicht — und ich schauderte: ich mochte es nicht ausdenken — vielleicht war der Abbé schon gestorben, am Gift der Briefe. — Ich konnte kaum die Stunde der Zusammenkunft mit der Mexikanerin abwarten.

Unten saß ich dann im Hoteleingang auf einem der hohen Stiefelwichserstühle und reichte einem der gewandten Indianerboys, deren Kleider aussahen wie aneinandergenähte Löcher, die man mit groben Fäden aneinandergereiht hätte, meine Füße, und seine Bürsten fegten leicht und schlangenhaft geschmeidig über das Leder meiner Schuhe. Ich las eine der Morgenzeitungen, las, daß sich gestern abend zur Korfostunde ein junger Mann und eine junge Dame — sie auf dem Balkon, er auf der Straße — Auge in Auge erschossen hatten. Die Eltern hatten den zu jungen Freier am Tage vorher abgewiesen. Die jungen Leute hatten sich heimlich verständigt, daß sie zusammen sterben wollten, wenn der „Danza“, das Schlußstück der Korfomusik, zehn Minuten nach sechs Uhr gespielt würde.

Ich blätterte in dieser Zeitung wie in einer Schauerballade; neben dem toten Liebespaar tauchten die Drohbrieife auf, die vergifteten. Ich dachte an die quäkende Kinderoper, an Angela, die den Paolo, die Mißgeburt mit den drei Armen, liebte, an Erdbeben und gefärbte Rosen, an gefärbte Vögel und an die Götzenbilder dieses Landes; und es war mir, als wäre ich nicht in ein Land unter irdischer Sonne, in ein Land aus Erde und Pflanzen gekommen, sondern in eine künstliche Schreckenskammer, geschmacklos von gemaltem Blut strohend und grauenhaft aufgepußt. Niemals hatte ich in wenigen Wochen in Europa einer solchen Reihe von abenteuerlichen Begebenheiten beigewohnt. Es schien mir zuletzt, es sei nichts mehr ernsthaft zu nehmen. Wie ein Hintertreppenroman schlimmster Sorte mußten sich die Ereignisse für einen stillen, stubenhockenden Europäer ausnehmen, beim

Neuyorker Hochbahnbrand angefangen und bei den Raubmenschen fortgesetzt und noch gesteigert durch die Bekanntschaft mit der Mexikanerin auf einer nahe vor dem Explodieren stehenden Lokomotive und endlich fortgeführt bis heute, wo ich noch immer die räthselhaften Drohbriefe, die mir sehr ernst schienen, in meiner Brusttasche trug, vorsichtig eingehüllt in Pergamentpapier, um mich vor der Gifftinte zu schützen.

Neben mir raschelten die Zeitungen auf zehn anderen Stiefelwichserstühlen; zehn andere Herren, meist Geschäftleute, lasen eifrig. Die armseligen Indianerburschen, die sich zum Stiefelputzen über die hingehaltenen Füße bückten, waren Abkömmlinge des untergegangenen, großen goldreichen Aztekenvolkes, vielleicht letzte Sprossen alter Adelsgeschlechter. Aus ihren zusammengenähten Lumpenhosen sahen nackte Teile ihrer braunen, geschmeidigen mageren Glieder durch die Löcher. Ihre Väter mußten ehemals musizieren, komponieren, tanzen gelernt haben, um Bürger zu werden, und sie wischen heute den Eroberern, den Mördern ihrer Väter, den Europäern, den Staub von den Stiefeln, lachen dabei vergnügt und drehen sich, wenn sie mit dem Schuhputzen fertig sind, eine Zigarette.

In ganz Amerika gibt sich kein Diener zum Stiefelputzen her. In Nordamerika sind es die Nigger, die dies Geschäft besorgen, in Mexiko die indianischen Eingeborenen. Kein Weißer will der Schuhputzer des anderen Weißen sein. Furchtbar öde und niedrig gehässig fand ich es von meinen weißen Hautgenossen, daß sie sich im Erwerb von solchen Gradunterschieden leiten ließen. Es war, als trennten viele Atlante und nicht nur einer in diesen kleinlichen Anschauungen Amerika von Europa, da bei uns doch niemand in keiner Arbeit eine Schande sieht und die Dienstboten das Stiefelputzen ebenso gut besorgen wie das Kochen und Waschen und andere Arbeit. Nicht bloß äußerlichen abenteuerlichen Begebenheiten war ich hier stündlich und täglich ausgesetzt; auch vielen tiefgehenden, innerlichen fremdabenteuerlichen Anschauungen, die mich von Stunde zu Stunde nach Europa zurück-

trieben, und die mich stolz machten, daß ich mich Europäer nennen konnte und nicht Amerikaner war. Die Haupterlebnisse aber, die mich endgültig nach Europa zurücktrieben, sollten jetzt erst einander folgen. Was ich bisher gesehen, war nur das Hors-d'œuvres der Höllemahlzeit gewesen.

Ich habe hier noch nicht erwähnt, daß mich meine geschäftlichen Angelegenheiten, die Geographische Gesellschaft betreffend, des öfteren nach Chapultepec zum Präsidenten der Republik in Privataudienz geführt hatten, und daß mein Name gewöhnlich auf den Listen der Eingeladenen bei offiziellen Gardenpartys und Empfängen im Schloß Chapultepec aufgezeichnet stand. Wenn auch der Präsident wußte, daß ich privat und zurückgezogen meinen Forschungen in der Hauptstadt und in Mexiko obliegen wollte, so verfehlte er doch nie, mir bei Staatsfestlichkeiten seine Einladung zugehen zu lassen.

Die Mexikanerin, die ebenfalls als eine entfernte Verwandte des Präsidenten in Chapultepec verkehrte, hatte dort meinen Namen auf der Einladungsliste zu den Stiergefechten gelesen. An den nächsten drei Sonntagen gab nämlich der Präsident, zu Ehren der Unabhängigkeitsgedenkstage, Festlichkeiten, die teils aus Truppenrevuen, teils aus großen Empfängen im Schloß Chapultepec, teils aus Stiergefechten bestanden. Drei Sonntage lang feierte man das Nationalfest. Die ersten beiden Sonntage galten den Stiergefechten, der letzte und Haupttag der Truppenrevue, sowie dem Empfang in Chapultepec, und der Abend dem großen Feuerwerk und nächtlichen Volksfest auf dem Platz vor der Kathedrale.

„Wie ich neulich aus der Einladungsliste in Chapultepec las,“ erzählte mir die Mexikanerin, als wir eine Stunde später zusammen den Paseo hinunter ritten, „sind Sie nächsten Sonntag zu den Stiergefechten in die Präsidentenloge geladen. Werden Sie dort sein?“

Einen Augenblick stieg eine warme Blutwelle von meinem Herzen in meine Wangen. Das junge Mädchen hatte, als wir uns bei der Statue Heinrichs IV. am Paseo-Eingang wie zufällig trafen und ich mein

Pferd an ihre Seite lenkte, nur mit der Reitpeitsche gegrüßt und war mir nach den ersten Begrüßungsfragen beinah lautlos in dem tiefstaubigen Reitweg an der Seite der Promenade immer um eine halbe Pferdelänge vorausgeritten. Wir hatten verabredet, nicht in der Stadt, sondern erst draußen auf der Ebene von den ernststen Briefen zu reden.

Nun wandte sie sich mit dieser Frage mitten auf dem schnurgeraden Paseo und im schweigenden Nebeneinandergaloppieren an mich. Ich hatte einen Augenblick Briefe, Abbs und Drohungen vergessen und glaubte, es erwache in ihr einiges Interesse für meine Person, und sie wünsche mich bald wiederzusehen. Wer wünscht, hofft nur zu gern, und wer Leidenschaften zu erleben wünscht, phantasiert zu gern und zu leicht.

„Ich habe eine Einladung, wie gewöhnlich, aber ich weiß heute noch nicht, ob ich zu den Stiergefechten gehen werde,“ sagte ich und beherrschte mich. „Ich habe noch kein Stiergefecht wieder gesehen, seit ich in Spanien war. Und als ich das letzte sah, verstand ich nichts davon, da ich nicht viel hinschaute,“ fügte ich töricht hinzu. Denn man wird immer töricht, wenn man Hoffnungen verbergen will.

„Ah,“ lachte die blasse Reiterin und zeigte ein wenig ihre glitzernden Zähne, als habe sie Lust, zu lachen und zu spotten. „Sind Sie auch einer jener europäischen Herren, die sagen, daß die Stiere Männer auf vier Beinen wären, und daß man sie deshalb nicht wie ein Vieh töten dürfe?“

Verblüffung über die Freiheit, die sich die Zunge des jungen Geschöpfes herausnahm gegen alles, was europäisch schien, machte mich still. Ich lächelte ein wenig, aber ich ließ sie nicht erraten, als sie sich vom Pferd nach mir umsah, ob ich zustimmte, oder ob ich sie verurteilte. Denn ich liebte ihre Reckheit und war zugleich verwundert über ihren gereizten Spott.

Wer spottet, macht sich nachhaltiger bemerkbar, als wer eintönig ernst redet, dachte ich bei mir und freute mich, daß wir auf diesem Ritt heute vielleicht unterhaltsamer würden als gestern abend in der Loge.

„Ich hatte damals eine Dame zu beobachten, die

mir ausnehmend gefiel. Deshalb vergaß ich im Madri-
der Stiergefecht, auf den Stier zu achten," gestand
ich noch töricht.

„Aha!“ lachte die vom Ritt nicht im geringsten sich
verändernde blasser Südländerin, deren Hautfarbe trotz
der dünnen Puderschicht noch gelber leuchtete als die
gelben Maiskolben in den Feldern hinter den Straßen-
bäumen. „Aha, Sie haben die Kühe bewundert und
die Stiere übersehen.“ Diese Rede gefiel mir wieder
gar nicht, und ich hätte gern von etwas anderem ge-
sprochen, nur damit das junge Mädchen durch ihre
etwas burschikose Redeweise nicht für mein Gefühl
minderwertig werde. Wir ritten jetzt querfeldein,
und es war nicht möglich, an ein Gespräch zu
denken.

„Haben Sie die Briefe?“ hörte ich sie durch den
Lärm der Pferdehufe mir zurufen. Ich zog die Briefe
mit einer Hand aus der Brusttasche und wollte sie ihr
geben.

Sie griff danach. Aber ihr Pferd stolperte im selben
Augenblick, und sie ließ die Briefe los, um nicht über
den Kopf des Pferdes zu stürzen, so daß die Papiere
aus meiner Hand in das Feld flogen. Ich wollte mein
Pferd anhalten, um die Briefe aufzulesen. Da fiel
mir ein, daß es besser sei, sie flögen in alle Winde,
als daß man das Giftpapier noch weiter mit sich trüge.
Ich hielt dann die Mexikanerin davon ab, die Briefe
zu verlangen, indem ich ihr erzählte, daß ich annähme,
die Tinte der Briefe müsse vergiftet gewesen sein, da
die Moskitos, die sich an den Buchstaben festgesogen
hatten, wie vergiftet hängen geblieben und verendet
wären.

Plötzlich wurde das junge Mädchen ohne jede Affek-
tation gefühlvoll, sah mich groß und erschrocken an,
ließ das Pferd ruhig gehen und hielt sich dicht an
meine Seite. Ich sah, daß aus ihren Augen Tränen
rollten, die wie Silberfiligran über ihren Wangen
glitzerten. Sie zog aus der kleinen Brusttasche ihres
Reitkostüms ein kleines Taschentuch und weinte. Sie
weinte, und ihre Tränen fielen aus dem kleinen zusam-
mengepreßten Tuch, liefen an dem Lederhandschuh an

ihrer Hand herab und fielen senkrecht in die Mähne ihres Goldfuchses. Es war sonderbar anzusehen: eine weinende Reiterin! Ich wußte keine Situation, bei der mich das Weinen dieser mutigen Frau mehr hätte erschüttern können, als diese jetzt auf dem Pferd. Eine Frau so weinen zu sehen, war tief ergreifend. Sie weinte unaufhörlich, laut und lauter. Ich ritt im Schritt neben ihr, jeden Augenblick bereit, ihr Pferd, dessen Zügel sie losgelassen hatte, festzuhalten, wenn es scheuen sollte.

Wir sprachen nicht mehr. Wir ritten einige Minuten langsam im Schritt, als gingen unsere Pferde in einem Trauerzug hinter einem Leichenwagen her.

Ich fühlte, daß sie mir viel zu sagen gehabt hätte, wenn sie sich hätte Lust machen dürfen, aber sie ließ es bei diesen Tränen bewenden und sprach kein Wort. Ich konnte mit keinem Wort diese aufgeregten wilden Tränen beruhigen, das wußte ich, und ich ließ sie weinen. Ich schwieg, und es wunderte mich nur, welche Tränenmassen das Menschenauge aufspeichern kann. Wieviel salzige Bitterkeit, wieviel überquellende Trauer, wieviel unterdrücktes Schluchzen jedes Herz ansammelt, bis es, geladen wie eine Gewitterwolke, in Tropfen und Bächen aus der Höhe auf die Erde stürzt! Eben hatte sie noch so übermütig kaltblütig über „europäische Herren“ gespottet, und nun war sie sich sicher nicht bewußt, ob ein Europäer oder ein Mexikaner an ihrer Seite ritte und ihr Pferd hielte und Zeuge ihres Zusammenbruches wäre, ihrer Tränen, die theils aus Bangigkeit für den alten Abbé, theils aus mir unergründlichen Geheimnissen heraus, die sie nicht erklären wollte, theils vielleicht auch aus Schrecken über Ahnungen entstanden, die sie wohl öfters in einsamen Stunden vom kommenden Unglück haben mußte.

Und wie ich so die Zügel ihres goldroten Fuchses führte und den glänzenden und sich rhythmisch wiegenden Hals des schönen edlen Tieres betrachten mußte, da erinnerte ich mich jenes Abends in Orizaba, wo ich einen Augenblick am Bahnhof hinter dem Abbé gestanden hatte, als dieses selbe schöne Tier den

blanken Nacken aus dem Waggon streckte, und wo die Mexikanerin die Rüstern des Pferdes geklopft und gestreichelt hatte.

Ich erinnerte mich nicht mehr genau der Worte, die damals der Abbé zu ihr gesagt hatte, nur, daß die Worte die Meinung ausdrückten, als ob die junge Dame sich bei ihrer Rückkunft in der Hauptstadt von jemand, der ihr wahrscheinlich nahegestanden hatte, unbedingt trennen müsse. Ich hatte dann später auch in der Gesellschaft und von dem Reitlehrer gehört, daß sie mit dem Polizeipräsidenten verlobt wäre und ihre Verlobung lösen wollte. Aber warum hatte der Abbé damals in Orizaba zugefügt: „Fürchten Sie nichts!“ — War es so gefährlich für sie, wenn sie die Verlobung löste? Oder meinte er, als er sagte: „Ich werde ihn besuchen und ihm Ihre Absicht mitteilen. Fürchten Sie nichts!“, es könne für ihn selbst gefährlich werden, wenn er ihr beim Lösen der Verlobung behilflich wäre? Und fügte er deshalb hinzu: „Fürchten Sie nichts!“ —

„Fürchten Sie nichts!“ begann ich jetzt, als das Mädchen ihr Taschentuch in die Brusttasche schob, und ich sagte das, als ob es mir der Abbé diktirte. „Fürchten Sie nichts!“

Ich meinte irgend etwas, aber ich weiß nicht, wie ich es in Worte fassen sollte; ich hätte gute und sichere Hilfe bringen können, hätte ich meinen Gefühlen Luft machen dürfen; hätte sie eine Liebeserklärung von mir angehört, oder wenigstens anhören wollen, dann wäre ich befreit gewesen von dem Hochdruck meiner Empfindungen für dieses Weib an meiner Seite. Aber es war nicht möglich, denn in dieser Stimmung wäre mir eine Liebeserklärung wie ein räuberischer Überfall erschienen, als wäre ich ein Wegelagerer, als wollte ich die erstbeste Schwäche einer Frau für meine Zwecke ausnützen. Ich mochte hier nicht rauben, wo Unglück und Kampf zu bestehen waren. Zuerst mußten die Schrecknisse beseitigt sein. Dann könnte ich vielleicht Boden fassen und der Frau meinen Blutlauf, der auf ihr Herz zuströmte, zeigen.

„Fürchten Sie nichts!“ wiederholte ich nur immer

wieder und erschien mir dabei väterlich und würdevoll wie der alte Abbé. „Fürchten Sie nichts.“

Sie sah mich groß an. Sie fragte mich mit den Augen: Aber die Briefe waren doch vergiftet?

„Fürchten Sie nichts! Die Briefe stammen von einem ganz kindischen Menschen, der sicher nichts anderes will, als sich Ihnen auffällig machen. Vielleicht will er sich Ihnen nähern,“ log ich, ganz entzückt von den großen schwärmerischen Augen, die mich ansahen. „Dem Abbé geschieht nichts. Sie werden Ihren Onkel noch lange bei sich behalten.“

„Es ist nicht mein Onkel,“ flüsterte das Mädchen. Und plötzlich von einem jähen Entschluß gepackt, wendet sich ihr Körper energisch zu mir. Sie streckt mir ihre rechte Hand hin und sagt: „Ich muß es Ihnen sagen! Sie sind ein Europäer, Sie sind nur kurz hier, gehen wieder über den Atlant zurück und werden uns hier und alles bald wieder über Ihrer alten Heimat Europa vergessen haben. Der Abbé liebte meine Mutter, als sie jung waren, und ist mein Vater. Sie sind jetzt der einzige auf der Welt, der das außer uns drei Menschen in Mexiko weiß. Aber vergessen Sie es schnell wieder! Ich erzähle es Ihnen, damit Sie mir jetzt die volle Wahrheit sagen. Habe ich etwas für meinen Vater von diesen Drohbrieffen zu fürchten? Sagen Sie offen: Wie finden Sie den Charakter des Brieffschreibers; ist er ernst zu nehmen?“

Sie schaute mich mit weitgeöffneten Augen an. Dunkel wie ein offenes Grab neben einem anderen offenen Grab, so sahen die schlaflosen, geängstigten und von Angst ermüdeten Augen im Gesicht des blassen Mädchens aus.

Sollte ich in diese zwei dunkeln graboffenen Augen noch den Ernst und die Sorge meiner Beobachtung hineinlegen? Sollte ich sagen, was ich wußte: daß der Mann, der die Briefe geschrieben, ein mit allen Verbrechen beladener Schuft wäre, der zu allem fähig sei? Konnte ich, durfte ich, weil ich einiges von den Charakteren der verschiedenen Schriftzeichen verstehe, es wagen, diesem jungen Mädchen neue schlaflose Nächte, sorgenvolle Stunden aufzuladen? Sollte ich

sie wieder zum Weinen bringen, wenn ich meine ernstesten Vermutungen ausspräche?

Ich konnte mich doch aber auch irren und die Ärmste noch schwerer quälen; vielleicht, daß gar keine Sorgen, keine Schrecknisse in den Drohbriefen waren! Vielleicht kamen diese Briefe von einem Witzbold, der sich wirklich auf tölpelhafte Art der jungen Dame nähern wollte, und der später, wenn der Scherz gelänge, uns alle, die wir ihn ernst nahmen, verlachen würde.

„Fürchten Sie nichts!“ entfuhr es mir wieder. Im gleichen Augenblick stuzten wir beide. Unsere Pferde stellten die Ohren hoch. Wir waren, ohne darüber nachzudenken, wohin wir ritten, auf ein ganz unheimliches Terrain geraten. Wir hatten uns dem Seesumpf genähert, der draußen vor Mexiko in der Ebene wie eine bläulichgraue Bleimasse, von Staubufern flach umgeben, unter der Sonne liegt.

Graue Mückenschwärme überfielen unsere Pferde, und diese begannen erschrocken zu galoppieren; aber wir hatten die Richtung verloren. Wir wußten im ersten Erstaunen nicht, stürzten sich die Pferde mit uns in die Sümpfe oder von den Sümpfen fort. Denn kaum, daß die Hufe scharf in den krustigen gedörrten Steinboden einschlugen, so barsten die getrockneten Schichten, die sich als graue dünne Erdsdecken über tiefen Hohlräumen an den Sumpfsträndern des Sees meilenweit ausbreiten. In diese geborstenen Erdkrusten und Erdhöhlen brachen unsere Pferde bis an den Bauch ein, und aus den Staubschichten, die von den Pferdehufen wie Rauch in die Luft gewirbelt wurden, stürzten Myriaden von Moskito's hervor, die ebenfalls wie graue fliegende Staubwolken die helle Luft über unseren Köpfen verdunkelten.

Ich wollte rufen, aber die Stechfliegen und der Staub füllten meinen Mund an, meine Augen und meine Nasenlöcher. In meine Ärmel, überallhin fühlte ich die grauenhaften Fliegenschwärme eindringen. Die Pferde bäumten sich, schnaubten und schlugen mit den Hinterfüßen in die Luft, sobald sie mit den Vorderhufen wieder festen Fuß gefaßt hatten. Ich lockerte

die Zügel und überließ es dem Instinkt meines Pferdes, sich vor dem vollständigen Versinken aus dem Staubgrab des Sumpfes zu retten. Kein Baum, kein Strauch, kein Gras, nichts Wachsendes war auf den dürren, brechenden Erdkrusten, die wie die Schollen einer grauen Eisfläche in langen Rissen zerbarsten, einsanken und sich senkten und hoben, als wäre dieser Ritt eine Jagd über die Aschenkrusten des Höllensbodens selber. Die Wolken von Insekten fielen wie Myriaden von Qualen über Tiere und Menschen her, Staub und Insekten verfinsterten das Licht um mich, so daß ich nur mit geschlossenen Augen, die Stirn dicht auf die Mähne des Pferdes gepreßt, vorwärtskommen konnte, bedeckt von Staub, der aus der Luft auf mich herabfiel, als wollte er mich begraben, in dessen die Moskitos uns das Fleisch von den Knochen bissen. Ich glaubte, unser Leben ginge zu allen Teufeln. Und ich trauerte bereits um die arme Mexikanerin, die so jung neben mir sterben und in einem ausgedörrten Sumpf begraben liegen sollte. Ich hörte und sah durch die Insektenschwärme und durch den Erddregen nichts mehr von ihr und ihrem Pferd, — nur dumpfes Hufschlagen war irgendwo zu vernehmen.

Dann endlich fühlte ich, daß mein Pferd sich verzweifelt auf die Hinterfüße stellte; die Vorderhufe faßten eine Böschung, einen Eisenbahndamm, den Damm der Ingenieure, die hier mit der Austrocknung der gewaltigen Erdoberfläche begonnen hatten. In zwei Sägen ist meine „Stella“ oben auf der Böschung. Das Pferd prustet mit den Nüstern, haut um sich, und es wird hell um mich; die Moskitoschwärme verziehen sich zum Sumpfterrain zurück. Ich schaue auf und sehe auf dem Bahndamm wie einen fortstürzenden Punkt in weiter Ferne die Mexikanerin! Ihr Pferd scheint scheu geworden zu sein und mit ihr durchzugehen! Ich bin erleichtert, als ich sie hochaufgerichtet fortjagen sehe. Sie lebt wenigstens; und als die ausgezeichnete Reiterin, die sie war, würde sie auch keinen Schaden mehr nehmen, wenn auch das Pferd scheute. Ich jagte ihr zwar nach, aber ihr Pferd

und die Staubwolke, die sie umgab, wurden immer kleiner, bis sie hinter ein paar Erdwellen verschwand.

Aber ich ließ nicht nach und jagte vom Bahndamm zu einer breiten Landstraße, die nur auf der einen Seite mit weidenartigen, knorrigen, grauen Bäumen besetzt war. Zu beiden Seiten der Straße lag braches Land flach wie eine Tafel. Hier und da schoß ich an ein paar einsamen, in graublaue Tücher eingehüllten alten Indianerweibern vorbei oder an weißgekleideten Männern, die alle barfuß und wie Ragen lautlos unter der Baumreihe hintereinander einherliefen.

An einer Mauer, die zerfallen von einem alten Gehöft übriggeblieben war, standen ein paar Maultiere zusammengeköpelt, und unter den Äschen der Tiere hatte sich der indianische Maultiertreiber zum Schlafen auf die Erde gelegt; dort schlief er, beschattet von seinen Lasttieren, die geduldig den Mauerfalk anstarrten. Überall war Friedlichkeit, beschauliches leises Dasein. Überall, wo keine Europäer sichtbar sind, überall, wo die indianische Natur mit ihren indianischen Bewohnern allein gelassen ist, scheint der Friede uralter Naturgötter zu walten. Nur der Europäer wird in diesem Land vom Haß der Erde verfolgt.

Ich hatte diesen Satz noch nicht ausgedacht, da überschlägt sich mein Pferd, und ich fliege wie ein Ball gegen einen Baumstamm. Ich und das Pferd sind für einen tausendstel Augenblick ein chaotisches Gemengsel. Die Hufe und die Steigbügel fliegen um meinen Kopf, und ich fürchte, daß das sich aufraffende Pferd mich erschlägt mit seinen um sich hauenden Füßen. Ich getraue mich nicht, meinen Körper zu rühren; mir ist, als müsse mein Rückgrat gebrochen sein, mein Brustkasten zerquetscht, meine Hüften eingeknickt. Aber ich bin heil, als ich mich betaste, und das Pferd ist aufgestanden, tummelt sich langsam auf der Straße und kommt zu mir zurück. Meine Nase, meine Stirn, mein Kinn bluten, und meine Zunge habe ich zerbissen. Das Blut ärgert mich mehr, als daß es mich erschreckt. Ein Siegelring,

ein altes Familienerbstück, ist mir beim Sturz vom Finger geglitten. Ich suche ihn eine Weile; ich wähle in welchen Laubhaufen, die unter den Bäumen liegen, aber mein Ring findet sich nicht mehr.

Ich habe ihn unfreiwillig den Göttern des Landes geopfert, denke ich mir. Sie nehmen uns Europäern jetzt das Gold ab, das vielleicht einst im Mittelalter die Spanier von hier geraubt und in Europa zu Ringen verarbeitet haben. Vielleicht wollte das Gold wieder zu seiner Heimaterde in Mexiko zurück. Und als ich wieder mit etwas schmerzendem Brustkorb weiterritt, sagte ich mir: Oft ist der Wille eines leblosen Dinges stärker als ein Menschenwille, wenn es länger als der Mensch unter Menschen lebt. Mein Ringgold, wenn es aus Mexiko war, hat mich vielleicht mehr als mein eigener Wille nach Mexiko getrieben, und ich war nur wie der Maulesel, der Lastträger, der das Jahrhunderte alte Gold an seine Heimatstelle zurücktragen sollte. Vielleicht hat dieses Gold meines Ringes jahrhundertlang in Europa auf die Stunde der Rückkehr nach Mexiko gewartet. —

Nach Stunden komme ich zu den nach Pulque stinkenden Vorstadtgassen der Stadt Mexiko zurück. In einer Gasse hält mir ein indianischer Losverkäufer eine Reihe Lose unter die Augen. Ich greife vom Pferd herunter nach ein paar Losen, bezahle, und am Nachmittag hatte ich ungefähr dieselbe Summe zurückgewonnen, die mein verlorener Siegelring wert war.

Glück im Spiel ist Unglück, dachte ich, — Unglück für den, der sich verliebt glaubt. Ich hatte telephonisch in der Wohnung der Mexikanerin angefragt, ob die junge Dame gut heimgekommen sei. Sie sei schon nach Ameca-Meca auf ihre Hazienda zu ihrer Mutter abgereist, sagte mir der Portier des Hauses, und ich lag darnach auf meinem Schaukelstuhl und pflegte meinen zerschlagenen Körper und meinen zerschlagenen Geist und genoß es, daß ich mich totunglücklich fühlte, denn ich war noch in dem jugendlichen Mannesalter, wo man Unglück und Glück gleich lebend empfindet und genießt. Ich war kaum dreißig Jahre alt.

Seltsam, daß sie verschwunden war, ohne ein Lebenszeichen für mich zurückzulassen. Ohne meine Anfragen nach ihrem Befinden zu beantworten, blieb dieses sonderbar eigenwillige Geschöpf verschollen, als wäre ich ihr fremd und unbekannt geworden, als wäre ich tot. Oder wünschte sie vielleicht, seit sie mir den Abbé als ihren Vater verraten hatte, — wünschte sie vielleicht, daß ich für sie tot sein sollte? Ein grauenhafter Argwohn stieg in mir auf.

Hatte sie vielleicht gar meinen Tod gewollt, als sie unseren Ritt in den mir unbekannten ausgetrockneten Sumpf hinlenkte? Hatte ihr Geständnis sie vielleicht gereut, und wollte sie, da ich der einzige war, der außer dem Abbé, außer der Mutter und außer dem jungen Mädchen um das Familiengeheimnis wußte, das ich in einem schwachen Augenblick von ihr erfahren hatte, — wollte sie das Geheimnis mit mir in den Staubböhlen des ausgetrockneten Sumpfes begraben?

In diesem Lande, in diesem Reich aller Ausgeburten einer höllischen Phantasie war es auch möglich, daß ein junges Mädchen Mordgedanken bekam. Oder war mein Gehirn durch die letzten Erlebnisse und durch die aufregenden Geständnisse selbst schon so abenteuerlich und verwildert geworden, daß es Argwohngedanken schuf, die den Mißgeburten im mexikanischen Museum glichen?

Ich stellte mir nochmals das schmale, gelbe und etwas geistesabwesende Gesicht der Reiterin vor, damals, als sie aufhörte zu weinen und zu mir sagte: „Vergessen Sie, was ich Ihnen eben eingestanden habe!“

Wie schnell war sie dann von meiner Seite verschwunden gewesen, als wir in dem Sumpfboden auf die ausgedörrten Erdplatten, in die Staubböhlen und in die Moskitoschwärme gerieten! Sie verschwand wie eine, die den Weg kannte. War es denn möglich, daß sie in einem Augenblick mir ergeben scheinen, im nächsten den Drachengedanken, mich umzubringen, haben konnte? —

Ich begann an der Sicherheit aller festen Begriffe

irre zu werden. Der Erdboden, auf dem ich in der Stadt Mexiko ging, erschien mir unruhiger als der Atlant, auf dem ich hergekommen war. Es war immer ein unsichtbares Erdbeben hier in allen Dingen, in allen Gehirnen, in allen Tagen. Nichts vollzog sich nach geordneter Folge, wie es in Europa der Fall war. Immer zersprangen die Figuren des täglichen Daseins und wurden zu Grimassen ohne Ende.

Wer das nicht miterlebt hätte, der müßte glauben, wenn er davon hörte, ich hätte mir das Leben hier vielleicht doch geradliniger, feststehender und nüchterner einrichten können. Aber man soll bedenken, daß ich diesen Verhältnissen hier als ein Neuling, als Forscher und Beobachter und Mann der Wissenschaft gegenübertrat, zugleich als empfindender, liebebssehnstüchtiger junger Mensch, der noch zu wenig Leben hinter sich hatte, um das Leben vollständig zu beherrschen und die Verhältnisse nach eigenem Willen umzugestalten. Ich war nachgiebig, mitsühlend und aufs Leben hinzuhorchend, ohne mich mit dreißig Jahren zu getrauen, die Wirklichkeit zu korrigieren, wie man es in späteren Jahren versucht. —

In den nächsten Tagen, da ich nichts mehr von der Mexikanerin gehört hatte, seit ich „Fürchten Sie nichts!“ als letztes Wort vor dem Sumpf gesagt, wurde mir klar, daß sie sich nach dem Geständnis, daß der Abbé ihr Vater sei, vor mir schämte und sich deshalb zurückzog. Ich sah als einzige Gelegenheit, sie wiederzusehen, nur den nächsten Sonntag an, an dem sie zum Stiergefecht kommen würde. Vielleicht fände ich sie in der Präsidentenloge, und dann wollte ich nicht mehr abwarten, sondern mich ihr vor der ganzen Welt auffallend nähern. Ob sie ihre Verlobung gelöst hätte, konnte mir im Deutschen Klub, wo man die Mexikanerin wenig kannte, niemand sagen. Man sprach in diesen Tagen in der ganzen Hauptstadt nur vom festlichen Stiergefecht am nächsten Sonntag und erzählte sich erregt und lebhaft, daß zum erstenmal eine Frau als Toreador auftreten würde. Die Dame sei Mexikanerin und werde, da sie ihren Namen nicht nennen wolle, mit einer schwar-

zen Farbe gegen den Stier kämpfen. Es sei zum erstenmal, daß eine Frau zum Stiergefichte zugelassen werde. Auf der Calle San Franzisko sah ich dann in dem großen Schaufenster eines Damenmodengeschäftes die Kostümroße der Stiersechterin. Es war ein scharlachnes, mit faustdicken Goldborten besetztes Kostüm, das sich in nichts von einem männlichen Kostüm unterschied außer dem einen, daß die Taille des Beinkleides enger, und die Hüften weiter und runder zugeschnitten waren. Ich ging täglich mehrmals durch die San Franziskostraße, und dann sah ich mir immer das verheißungsvolle Kostüm an. Das Schaufenster war immer von dichten Menschengruppen umgeben, und ganz Mexiko sah mit höchster Spannung dem ersten Auftreten einer Frau in der Arena entgegen.

„Kommen Sie nicht am Sonntag in die Loge des Präsidenten zum Stierkampf?“ hatte sie, die ich jetzt täglich auf dem Corso und auf allen Reitwegen suchte, zu mir damals gleich bei der Zusammenkunft am Paseo, kurz nach der Begrüßung, gesagt. Und nun sollte ich Sehnsucht nach ihr bekommen — so bildete ich mir einfältig ein —, deshalb zeigte sie sich nicht: damit ich am Sonntag zu ihr in die Präsidentenloge käme. Daß sie verlobt war und der Polizeipräsident neben ihr sitzen mußte, das fiel mir gar nicht ein. Ich sah mich schon in meinen Gedanken neben ihr, und ich atmete auch das Verbenenparfüm schon wieder ein.

Mochte sie mich haben ermorden wollen oder nicht, — es war mir jetzt alles gleich, wenn nur endlich diese leeren Wartetage endeten, wenn ich die Mexikanerin nur endlich wieder lebendig und nicht immer als Phantasie anreden dürfte. Von der Stunde an, in der mir klar wurde, daß ich mich auf dem letzten Ritt Hals über Kopf und ernstlich in sie verliebt hatte, daß meine anfängliche Schwärmerei sich jetzt zu einer ernstesten unternehmenden Leidenschaft ausgewachsen hatte, — von dieser Stunde an erschien ich mir plötzlich alterlos geworden. Bald fühlte ich mich für Augenblicke vom Ernst der Sehnsucht weise, patriarchalisch.

chalisches, menschenliebend und göttlich mitleidig gegen alle menschlichen Schwächen gestimmt; dann wieder wurde ich kindisch, gereizt, launisch, unflug und tölpelhaft unsicher. Aus tiefem, weltfernem und bedächtigen Schweigen versiel ich in unbedachtes Geschwätz, wurde von einer Lust, mich auszusprechen, beherrscht, die ich sonst an mir für unmännlich und lächerlich erklärt hätte. Aber nun schien mir von meinem Herzen und von meinem, dem Liebesziel zustrebenden Blut alles geheiligt zu sein. Geschwätz und Schweigen, Torheit und Seelenernst, — alles schien mir gleichberechtigt seit der Stunde der Erkenntnis, die mir sagte, daß ich eine ernste Leidenschaft in mir trug.

Jetzt glichen sich für mein Gefühl alle Erdteile; was wußte ich noch davon, daß ich mich sonst in diesem fremden und unsicheren Land immer als kultivierter und überlegener Europäer empfunden hatte. Alle Erdteile hingen doch unter den Meeren als die gleiche Erde zusammen, so philosophierte ich jetzt; wie konnten dann Meere und Ozeane Menschenrassen trennen? Wir waren alle auf derselben Erde ein einziger Typus Mensch, alle hatten Blut, alle wollten, daß dieses Blut einem andern Blut zuströme, alle Menschen erlebten dasselbe, in Europa, in Afrika, in Asien, in Australien, in Amerika, alle, die sich Menschen nannten, wurden geboren, wollten lieben, mußten zeugen, gebären und sterben. Europa war jetzt überall und nirgends für mich. Es gab keine Erdteile mehr, — es gab nur noch eine einzige Erde; seit ich, der Europäer, die Frau eines anderen Erdteiles gewinnen wollte, verflüchtigte meine Liebesglut selbst den Atlant. Und alle Ozeane waren mir nur Oberflächlichkeiten, sie, die den Europäer vorher für mich von der Fremde innerlich und äußerlich getrennt hatten. —

Ich wollte jetzt nicht mehr in dem spanischen Hotel wohnen bleiben. Ich suchte mir am elegantesten Platz der Hauptstadt, an der Glorieta di Colon, in einem der wenigen Häuser dort, die im Halbrund den Korsoplatz säumen, Wohnung in einer amerikanischen Pension.

Ich fand dort zwei sehr angenehme Zimmer: einen

Salon im Erdgeschoß, dessen Olastür auf den Vorgarten sah, und ein Schlafzimmer im ersten Stock, dessen Balkonfenster ebenfalls über den Vorgarten weg auf den Korsoplatz sah. Hier konnte ich jeden Abend von beiden Zimmern den Korso aus nächster Nähe schauen, die Musik in meinen Zimmern hören; und die Wagenreihen, die sich um das Kolumbusdenkmal in der Nähe des Musiktiosts aufstellten, konnte ich genau beobachten; und wenn ich die Mexikanerin nicht selbst jeden Tag am Wagen persönlich begrüßen durfte, so konnte ich wenigstens hinübergrüßen und sie sehen und, so lange der Korso währte, der Ersehnten nahe sein. Ich dachte mir auch bereits heimliche Stunden aus; die Geliebte könnte ja leicht auf Augenblicke unten ihren Wagen verlassen, einen Augenblick durch den Vorgarten herein in meinen Salon treten, der nur zwei Stufen höher als der Vorgarten nach dem Korsoplatz hin lag; ich sah voraus, welche kostbaren Augenblicke dieser kleine Salon uns beiden bringen könnte. Ich ließ sogar schon ein Klavier hereinstellen, um Gelegenheit zu haben, ihr neue Kompositionen aus Europa vorzuspielen und von ihr mexikanische Lieder zu hören, denn sie hatte mir einmal gesagt, sie könne nur mexikanische Musik, Danzas und Nationallieder leiden und verstehe wenig von europäischer, sogenannter klassischer Musik. Vielleicht würde ich schon am Sonntag nach dem Stiergefecht eine Möglichkeit finden, sie vom Korso aus zu mir zu bitten, denn sie war umgänglich, wenn sie gut bei Laune war. Soviel hatte ich gleich bei ihr bemerkt, daß sie sich, wie als Reiterin, so auch als Dame, leicht über Hindernisse hinwegsetzte, aus dem Gefühl heraus, ein modernes junges Mädchen zu sein.

Am Sonnabend nachmittag ging ich auf die Calle San Francisco und holte aus einem Juwelierladen dort endlich den Opal ab, den ich in einen Ring hatte fassen lassen. Ich steckte den Ring an meine Hand und dachte: Nun will ich doch sehen, ob der Opal nicht einmal zur Abwechslung statt Tränen Glück bringt. Ich komme, während ich noch mit mir spreche, am Bureau einer mexikanischen Zeitung vor-

bei, und in der Vorhalle der Redaktion, wo hinter Glasscheiben die letzten Telegramme und Extrablätter angeklebt waren, sehe ich eine Menschenmenge Kopf an Kopf, — viele Menschen, die ein Extrablatt lesen.

Ich lese, daß der Abbé * heute morgen an einer Straßenecke umgefallen und plötzlich gestorben wäre. Ehe der Krankenwagen ihn zum Krankenhaus gebracht hätte, sei er unterwegs verschieden. Er sei eben zum Frühstück beim Polizeipräsidenten gewesen, wo er noch bei guter Laune geplaudert hätte; und kaum habe er den Polizeipräsidenten verlassen, so sei er an der nächsten Straßenecke umgefallen und gestorben, wahrscheinlich am Herzschlag. Ich lese das Extrablatt dreis, vier-, fünf-, sechsmal. Ich konnte es fast auswendig, als ich von dem gedruckten Blatt wieder auf die Straße sah, und konnte es trotzdem nicht verstehen.

Der Abbé war eines natürlichen Todes gestorben und nicht ermordet worden. Er war einfach am Herzschlag gestorben. Und die Drohbriefe? Was hatten die dann mit seinem Tod zu tun? Wie war das eigentümlich! Die Drohbriefe künden ihm seine Ermordung an, und er stirbt von selbst, just als man ihm droht, ihn zu ermorden. Ist er aus Angst vor den Mördern oder aus Aufregung oder aus Zufall gestorben? Und meine Ersehnte, meine geliebte angebetete schöne Mexikanerin, — sie wußte es vielleicht noch gar nicht. Oder sie erführe es eben erst telegraphisch in Ameca-Meca. Sie käme natürlich nach dem plötzlichen Tod ihres Vaters morgen nicht zum Stierkampf, und nicht abends zum Corso, und nicht in meinen Salon, und nicht an mein Klavier.

Ich ging zum Reitstall und ließ mir mein Pferd satteln und wollte ausreiten, um draußen auf den Feldern von Mexiko, auf dem fliegenden Pferd, meine Gedanken in aller Einsamkeit auf diesen jähen, unerwarteten Umschlag aller meiner Erwartungen mit Nüchternheit und Mut zu konzentrieren.

Aber ich kam mit „Stella“ heute nicht weit; kaum zwei Straßen entfernt vom Stall, als ich eben in die

Hauptstraße einreiten wollte, bemerkte ich, daß das Pferd große Unruhe zeigte. Ich dachte, das grelle Sonnenlicht blende das Pferd, das mehrere Tage im dämmerigen Stall zugebracht hatte, und blieb deshalb im Häuserschatten; eine Weile schien es auch, als beruhige sich „Stella“, dann aber mußte ich Lastwagen und Mauleseln ausweichen und auf die Sonnenseite der Straße lenken, und gleich wurde mein Pferd wieder unruhig. Es faute an der Trense, als wolle es den Stahl im Maul zermalmen; kaum konnte ich die Zügel knapp genug halten: es hätte sich fortgestürzt, wenn ich nicht mit aller Kraft die Zügel kürzer gefaßt hätte; und endlich half auch kein Beruhigen mehr: ich wendete das Pferd, und es spitzte die Ohren, als ahne es Unglück von allen Seiten, und wollte zur Stadt zurück. In solchen Fällen, wenn einem das Leben ganz unverständlich wird, ist es besser, schweigend dem Schicksal zu gehorchen. Ich fühlte, ich sollte heute nicht ausreiten, und lenkte mein Pferd zum Stall zurück. Im Hof der Reitschule begegnete mir der junge Reitlehrer, als ich eben einritt, er sah das unruhige Pferd und untersuchte es sofort; da bemerkte er, daß die Ohren des Tieres voller Zecken saßen, die sich an dem Tier, das einige Tage im Stall stillgestanden, tief in die Ohrengänge festgesetzt hatten und ihm das Blut ausfogen. Der Reitlehrer schimpfte auf den Indianer, der das Pferd unter seiner Pflege hatte, und der es so vernachlässigen konnte; mir selbst aber war für heute der Appetit zu einem Ausritt genommen.

Der Reitlehrer erklärte mir dann noch, daß die Zecken im Ohr des Pferdes lebendig würden, sobald das Tier in die Sonne käme, und daß deshalb das Pferd unruhig geworden sei, als ich in den Straßen auf der Sonnenseite ritt.

Ich stand da und hörte das Wort „Zecken“ wie ein gutes deutsches Wort und sah dabei alte hölzerne Bauernscheunen, Heusuder und Erntezeit.

Wie weit bin ich doch fort von dem Heimatkontinent! dachte ich: sogar ein Wort, das ein häßliches Insekt bezeichnet, kann mir im Ohr wohltun.

Ich wunderte mich dann, daß der Reitlehrer gar nichts von dem plötzlichen Tode des Abbés sprach. Aber er konnte ja nicht wissen, daß der Abbé der Vater der mexikanischen Reiterin war, und er hatte sicher auch noch nichts von dem Extrablatt erfahren. Aber es wunderte mich doch, daß nicht jedermann vom Abbé und von der Mexikanerin redete; alle Dinge sind doch ein einziger Schöpfungsleib, dachte ich weiter, und alle sollten doch immer alles wissen, auch ohne Extrablätter. Wenn uns ein Mensch gegenübersteht, der eine wichtige schwere Nachricht bei sich trägt, die er uns mitteilen will, müßten wir ihm durch Gedankenübertragung die Nachricht wörtlich aus den Augen und aus der Stimmung lesen können; wenn die Menschen absichtsloser und unbewußter leben würden, könnten alle allwissend sein wie das All. So philosophierte ich vor mich hin. Und ich war, ohne es zu wissen, zu Fuß in der entgegengesetzten Richtung gegangen, und nicht nach meiner neuen Wohnung an der Glorietta, ich ging ganz in Gedanken nach dem alten spanischen Hotel, wo ich bisher gewohnt hatte. Erst unter dem Torbogen, als ich in den Hotelhof eintrat und immer noch keinen festen Gedanken über den Abbé, über die Drohbriese und über das Mädchen, nach dem ich mich sehnte, fassen konnte, — erst im Hotel auf der Treppe, als ich oben auf der Veranda wieder die Hotelbesitzerin mit ihrer Serviette auf dem Rücken und dem offenen frischgewaschenen Haar auf und ab gehen sah, da fiel mir ein, daß ich ja gar nicht mehr in diesem Hotel wohnte, und ich schämte mich eine Sekunde vor der Hotelfrau und vor meiner Zerstretheit. Ich kehrte um und freute mich, daß mich die Stiefelwichserburschen unter dem Torweg grüßten, und daß es noch Menschen in der Stadt gab, die harmlos und ohne zu schaudern hier in den Tag hineinleben konnten. So hätte ich auch sein mögen, wie die Hotelfrau oben, die in der ewigen Pflege ihres Haares alle Lebenslust konzentrierte, und wie die kleinen Indianerburschen, die Stiefelwichserjungen, die jetzt, wo das morgendliche Hauptgeschäft vorbei war, neben ihren Stühlen auf der Erde kauerten und sich dünne Zigaretten drehten

und sie rauchten oder an dem grünen Pflanzenstengel von einem Stück Zuckerrohr saugen, das sie sich für einen Pfennig bei der nächsten Fruchtverkäuferin erstanden hatten; sie alle lebten sorglos.

Ich bekam beim Anblick der grünen Zuckerrohrstengel eine Sehnsucht, mit meinen unfertigen Gedanken, mit dem Schrecken der Todesnachricht des Abbés und mit dem Bewußtsein, daß ich nun die Mexikanerin am Sonntag in der Präsidentenloge nicht sehen sollte, allein zu sein und mir alles zurecht zu legen, — allein mit mir und grüner Landschaft. Sehnsuchtgedanken und Landschaft lieben einander, sagte ich zu mir.

Ich ging im Reitanzug, wie ich war, zur Trambahn, die eben an der nächsten Straßenecke hielt.

Ich hatte keine Ahnung, wohin diese Trambahn führe, und verlangte vom Schaffner ein Billett bis ans Ende der Fahrstrecke. Irgendwo draußen in einer Vorstadt von Mexiko würde die Bahn endigen, dachte ich mir.

„Nach Ixtapalapa?“ fragte der Kondukteur. Ich nickte und dachte dabei: Meinetwegen darf mich der Wagen bis auf den Ixtaccihuatl und auf den Popocatepetl fahren, — ich halte still; ich bin zu sehr erschlagen von dem Leid, daß ich nun morgen zum Stiergefecht meine Mexikanerin nicht sehen darf.

Jetzt erst, wo ich still auf der Bank des europäischen Trambahnwagens saß, dem ein indianischer Trambahnwagen „nur für Eingeborene“ angehängt war, konnte ich einigermaßen mein Leid übersehen.

Der Abbé, der rüstige, liebe alte Herr, war gestorben. Hingestürzt, tot, Herzschlag . . .! Wie einfach und unerhört unkompliziert war das Ende eines Lebens, während das Leben solch ein Wirrsal von Unkenntnis und solch eine Flucht vor der Unkenntnis sein konnte. Er hatte geliebt, eine Tochter gehabt, heimlich; und öffentlich durfte er nur der Verater, der Freund seines Kindes sein. Warum? — Weil die Menschen sich ausgedacht hatten, daß es für manche keine anderen Gefühle geben solle als Seelsorgergefühle. Körpergefühle sollten ihnen fremd bleiben!

War diese Erfindung nicht auch eine Mißgeburt? Es gab auch unter den Gedanken lebende Mißgeburten, die man nicht ohne Schauder ansehen konnte, wenn man einfach und natürlich fühlte. War man aber ein Schwärmer, so schwärmte man eben auch für diese Mißgeburtgedanken, so wie der Indianer für die Mißgeburtenkörper im Nationalmuseum schwärmte und Hand in Hand mit seiner ganzen Familie hinkam und dort die vermeintlichen Lebenswunder anstaunte. So bestaunt das europäische Volk, ebenso wie die Indianer, sagte ich mir, seine hirngespinnigen und naturwidrigen Gedankenmißgeburten, indem es aufsieht zu denen, die sich dem Priestergeſetz der Lieblosigkeit und der Entſagung unterwerfen können, anſtatt Menſchenfortpflanzzer zu werden, — einem unnatürlichen Geſetz, das ſehr einer Mißgeburt gleicht.

Ein ſolcher Gedanke, der die Geſchlechtsliebe auſſchalten konnte, war viel ungeheuerlicher und grotesker als alle Kälber mit zwei Köpfen, als alle Paolos mit drei Armen.

Der Abbé mußte ſchlimm und ernſtlich für dieſe Entſagung gelitten haben, die er ſich auferlegt hatte. Sein Leben konnte niemals ganz reine Wahrheit geſeſen ſein, — immer ein Zwitterdaſein zwiſchen dem Wuſch Vater zu ſein, und der Unmöglichkeit öffentlich zu bekennen, es mußte dieſen Mann ſtets aufregend und überreizend begleitet haben.

Spätere Jahrhunderte werden unſere Gehirnmißgeburten ebenſo ſchauernd betrachten, wie wir heute die Indianer verabscheuen, die Mißgeburten verehren.

Der Wagen fuhr um eine Straßenecke, an einem kleinen Plaß vorbei, wo ein ſeltſam verkrüppelter und halbverfohlter Baumſtrunk, der Stammreſt einer uralten Weide, wurzelte. Rund um dieſen Baumrieſen war ein Eiſengitter gezogen. Ich wußte nun, wo ich war: es war der Baum der „Noce triste“, der Trauernacht. Hier unter dem vor fünfhundert Jahren wahrſcheinlich ſehr ſtattlichen Baum hatte Cortez geſeſſen, als er am Abend nach dem Kampf gegen die Azteken faſt ſein ganzes Heer eingebüßt hatte und aus der

Stadt flüchten mußte. Hier weinte er, der alle Schiffe in Vera-Cruz hinter sich verbrannt hatte, ehe er zur Eroberung der Hauptstadt des Goldlandes auszog. Er, der große Europamüde, der nicht mehr umkehren wollte, der Kaiser des Goldes werden wollte, er, der Unerfättliche, dem es nicht genug war, daß man ihm Gold in Form massiver Mühlräder zurollte, Klumpengold, das aussah, als wäre es der Sonnen- und Mondscheibe nachgeformt. Er saß hier, weinte in der Nacht Träne um Träne, biß seine Lippen zusammen und wollte nicht von der Stadt seiner Goldwünsche weichen. Mit dem letzten Rest seiner armen, müdegehehten und doch gierigen Europäer warf er sich am nächsten Morgen noch einmal auf die Stadt und siegte, bezwang, unterjochte alles, folterte den Aztekenkönig, der eingestehen sollte, wo in dem Sumpf draußen in den Staubhöhlen und in dem Wasserspühl er die Goldberge versenkt hatte. —

Und heute noch fragte jeder Europäer seit der Noce triste, fragte immer noch ganz Europa durch die Jahrhunderte nach dem Golde der Azteken. Und mit Revolvern und Dolchen und in Lederkleidern liefen heute noch die Europäer hier durchs Land, die Goldsucher, die Edelsteinsucher, und wühlten mehr als alle Erdbeben das Land auf, und hatten mehr als alle Erdbeben die Indianer in Massen getötet.

Da draußen unter den weidenartigen Bäumen der Landstraße saßen jetzt an den Stationen indianische Weiber. Eine hatte drei Tomaten vor sich auf ein kleines Tuch gebreitet. Drei rote, wie brennende Kohlen leuchtende Tomaten auf einem einfachen, blauen, gedruckten Leinwandtuch. Daneben hockte eine andere Indianerdirne, die hatte je drei gelbe Mangofrüchte in drei Häufchen vor sich, also nur dreimal drei Stück, nur neun Mangofrüchte. Eine andere hatte eine einzige hellgelbe Melone vor sich liegen; eine vierte nur zwei kleine kurze Stummel von Zuckerrohr; eine fünfte klatschte einen einzigen flachen Maiskuchen zwischen den flachen Händen, den sie rasch auf einer heißen Steinplatte an einem winzigen Holzkohlenfeuer buk, das nur zwischen zwei Pflastersteinen glimmte und

nicht mehr als eine Handvoll Blut war. Die Frau zeigte, während ihr Kuchen fertig buk und so lange die Trambahn hielt, mit den Augen auf den Stein und lud zum Kaufen ein. Eine junge Dirne hatte eine weiße Rübe so geschält und gespalten, daß sie einer künstlichen Blume glich. Sie tauchte die Rübe in blaue Indigofarbe und bot die blaugefärbte Rübenblume den Trambahngästen als Kuriosität an. Aber keine von den Verkäuferinnen kam und reichte zudringlich ihre Waren; still saßen sie hinter ihren drei Tostaten, hinter ihrer einen Melone, hinter ihren neun Mangofrüchten, hinter ihrem kleinen Maiskuchen, hinter ihrer gefärbten Rübe, — alle miteinander saßen lautlos da, das Schicksal abwartend, als wären ihre Früchte ihre Kinder, denen sie nicht mehr helfen könnten, wenn das Leben nicht mithülfe. Ruhig, friedlich, gedankenvoll, saßen sie mit ernstesten, schönsten, einfachen Augen da, träumend und wunschlos und begierdelos, wie Walldrehe, die sich niedergekauert haben und die Natur walten lassen.

Ohne wilde Geste, ohne Hastigkeit, ohne Zeitangst, keinen Zeitverlust fürchtend, keine Zukunft erzwingend, saßen diese Verkäuferinnen hier, leiser als dieser Erdboden, der alle Augenblicke unter Erdbeben grollte und donnerte.

Solch einen Frieden, wie ihn die letzten Abkömmlinge der Azteken ausstrahlten aus ihrer dunkelbraunen Haut, hatte ich bei den Südländern von Europa noch nie getroffen.

Wie wenig hat doch jede dieser Indianerfrauen zu verkaufen, kaum daß es der Mühe wert ist, kaum für zwei Cents, und da konnten sie stundenlang und den Tag lang an der Landstraße hocken, regungslos wie Sträucher, die festgewachsen sind. Sie ließen die Trambahnen klingen, die Europäer jagen und hasten und zanken, sie saßen lautlos und lächelten kaum und rauchten eine selbstgedrehte Zigarette, hatten einen unscheinbaren blauen Rock und eine blaue oder weiße Hemdjackete an und ein schwarzes oder dunkelblaues Leinentuch, als Schutz gegen die Tropensonne über den Kopf geschlagen und halb vors Gesicht gezogen

wie einen Schleier. Niemand störte sie; blickte ein Europäer die Frauen an, so sahen sie nur auf ihre Ware, jede wie ein Tier, das hinter einem Käfiggitter liegt und sich anstarren läßt und sich nicht wehrt.

Wehrlos ließen sich die Indianer anstarren und behielten ihre eingewurzelte Ruhe und Friedlichkeit, ihren Ernst und ihre ahnungslose Lebensstille. Indianer, die Rudel von Truthühnern in die Stadt trieben, und Esel, mit Lederschläuchen bepackt, die das Pulquegetränk enthielten, und Esel mit Reisigholz, alle abgezehrt, mager, Menschen und Lasttiere gleich bescheiden, gleich arbeitsam, gleich geplagt und gleich zufrieden, — eilten als huschende und lautlose Silhouetten auf der langen Landstraße unter den schattenlosen Weidenbäumen auf die Stadt zu. Leise, als wären sie unsichtbar, immer nur flüsternd, nur auf den Beinen huschend, lebten so die Massen der dreihunderttausend Indianer in der Hauptstadt Mexiko. Keine ihrer Hantierungen, keines ihrer Geschäfte, keiner ihrer Schritte, — nichts machte Lärm. Sie lebten wie die Aschenfiguren eines längst zu Staub und Asche lautlos gewordenen Volksstammes; sie waren mitten unter den hunderttausend Europäern da und doch wieder nicht da, so wenig aus sich machend wie der Erdboden, der unbewußt lebt und träumt, ohne zu sagen: Seht, ich bin! Seht, wer ich bin!

Die Trambahn fuhr und fuhr, der Himmel war blau, die Straße trocken-weiß, die Felder voll Agavenstauden oder Graseinöden oder voll Maiskolben. Nirgends ein trauliches Kornfeld, nirgends eine südlische Palme auf diesem Hochplateau von Mexiko, das nur Ebene neben Ebene hinlegt und am Erdrand die Kraterberge wie Riesentöpfe aufgestellt zeigt. Endlich kam ich weit draußen, stundenweit vor Mexiko, nach dem Indianerdorf Ixtapalapa, das am Fuße eines Hügel und umgeben von Hügelwellenland da liegt.

Ich sah wieder Gras und Gestrüpp, einige Häuser zwischen Gartenmauern, wahrscheinlich mexikanische Sommerhäuser, und ewig graue, würfelförmige, fensterlose Erdhütten der Indianer.

Ich ging an einer Wiese hinunter an einen Bach und wanderte drüben jenseits des Baches den Pfad hinauf zu einem Hügel, der von einer unheimlichen Ruhe umgeben war, als müsse droben hinter den Maisfeldern ein indianisches Heiligtum liegen.

Ich wanderte und stieg bergauf, ununterbrochen, und freute mich, als könnte ich hier von meinen traurigen Gedanken fortklettern.

Immer aber ist auch noch in der Nähe grüner Felder ein Geruch von Vulkanerde in ganz Mexiko. Es riecht nach verbranntem Leben; und wenn man großer Welttraurigkeit einen Geruch zusprechen könnte, so müßte sie so wie die Erde in Mexiko riechen, die jeden Wanderer dort mit trostlosem Brand- und unterirdischem welkem Aschengeruch belastet. Ich ging unerquickt zwischen den grünen Hügelflächen bergan, belastet von Kummer, als schleppte ich eine Leiche auf dem Rücken durch die sanglose, todstille Landschaft, in der ich der einzige Spaziergänger war und der einzige Mensch überhaupt. Denn die paar europäischen Gartenhäuser vor Ixtapalapa lagen wie furchtsame Klosterbauten hinter himmelhohen Mauerflächen, und kaum die Dächer waren zu sehen, als ob sich auch das europäische Haus vor der indianischen Landschaft verberge. Ich erkletterte den immer steileren Hügel am Rande eines breiten ausgedörrten Bachbettes, wo sich nichts regte als manchmal eine blitzschnelle graue Eidechse oder eine dünne Schlange, eine Natter oder Viper, die an den weißen sonnenerhitzten Kieselsteinen ihr kaltes Blut wärmte.

Oben am Gipfel lag wie ein Felswürfel ein von Gräsern und Dornen wildbewachsener alter indianischer Götzenschrein.

Ich hatte keine Ahnung, ob es ein guter oder ein böser Gott wäre, der dort hauste und mich erwartete. Ich sah nur durch die offene Thür eine dunkle Höhle ohne Licht und ohne Schmuck. Der Tempel war längst von europäischen Gelehrten geplündert und der Gott daraus vertrieben, und seine Andächtigen waren jetzt, wie alle hier, Katholiken geworden, auf Staatsbefehl. In dem formlosen Steinwürfel wohn-

ten vielleicht nachts Jaguare oder Schlangen, dachte ich mir.

Ich setzte mich auf ein paar Steine, die vom Gesims des Tempels gestürzt waren, und sah auf die unheimliche, ungeheure Kraterlandschaft, die sich von der Hügelhöhe nach Osten hin wie ein Urmeltpanorama ausnahm. Höllenkessel bei Höllenkessel bauchte sich, gleich riesigen Näpfen, in den meilengroßen Tälern unten, die im Spätnachmittag jetzt indigoblau wie die Leinentücher von Indianerfrauen gefärbt waren. Wie riesenhaft dunkle Blutegelrüssel, so hoben sich die Kraterberge aus der Erdebene da drunten in dem unermesslichen Thal. Jeder Kraterberg schien sich an dem Himmel festzusaugen, als wollte die Erde hier sich mästen, dem Himmelslicht und Himmelsfeuer die Kraft aussaugend. Als würde der Erdkörper hier nicht vom Erdfeuer wild und tobte, sondern vom Sonnenfeuer, das er in sich einsog, und das er wieder der Sonne ins Gesicht spie, wenn er genug hatte.

Hier oben bei dem vergewaltigten Göztempel, den die Europäer geschändet hatten, und der immer noch wie ein verstümmelter Altar in das Kratertal hinunter sah, in die Urmelt verhaltener Feuer und verhaltener Erdbeben, hier oben stand ich mit meiner Trauer, wie überboten vom Triumph urweltlicher Traurigkeiten, überboten von der Trauer eines gestürzten Tempels und seines trauernden Gottes, überboten von der Brand- schwärze und der ungeheuern Kohlenlandschaft der lauernden Kraterwelt, die, wenn sie sich rührte, jedesmal Tod und Trauer in Feuer und Rauch und Verwüstung tödlich über die Erde, tödlich in die Atmosphäre und Tod über alle Elemente schickte. Nur das Feuer allein feierte hier mit dem Erdbeben zusammen seine Orgien. Das Feuer und die Erdbeben aber hatten die Götter dieses Landes und ihre Tempel nicht den Vetern entfremdet, — das hatte der Europäer allein getan. Er, der hier habgieriger und tyrannischer als alle Krater gehaust hatte.

Ich suchte in meinen Taschen nach meinem Notizbuch, und dabei fiel mir der Karbonbleistift in die Hände; ich zeichnete, um meine Gedanken von der Un-

ruhe, die mir der Tod des Abbé einflößte, abzulenken, die Linien der Kraterwelt. Ich skizzierte die Umrisse der Kraterkette und der beiden gewaltigen Berggongenheuer, des Ixtaccihuatl und Popocatepetl. Eine lange Wolke legte sich wie eine Lustinsel von dem einen Bergscheitel zum andern und verband beide Bergkolosse wie eine breite massive Silberspange. Beide Berggottheiten von Mexiko blendeten mit breiten Gipfeln voll Schnee, und die Schneeprofile glänzten gegen den grünlichen Osthimmel wie weiße Marmorbrüche.

Ich zeichnete auch die im Talschatten gelegenen Kraterköpfe und fürchtete nichts und ahnte nicht, daß die Tropennacht mich plötzlich überfallen könnte.

Raum aber schaute ich von der Zeichnung des dunkeln Tales auf und zu dem Popocatepetl und Ixtaccihuatl zurück, da erschrak ich fast. Die weiße Wolke hatte sich wie eine orangerote Lavaglutmasse entzündet, der Himmel war giftgrün geworden, wie eine Grünspankugel leuchtend, die Schlagschatten im Tal wurden indigoblau, und die Krater unten im Tal standen wie blau eingewickelte Zuckerhüte nebeneinander; die Landschaft hatte ein einziger Augenblick verheert. Auf Tausende von Meilen hin waren Farben, orangerot, giftgrün und indigoblau, aufgetaucht. Im Westen spielte die Sonne als ein dreifach farbiger Scheinwerfer und stieß an den Erdrand des schwarzen Hügelwellenlandes, dahinter sie unaufhaltsam hinabsank, so daß die Schatten wie schwarze Strahlen plötzlicher Nacht über mich und die Landschaft fuhren, als würde die Nacht ein zweiter Scheinwerfer, der schwarze Strahlen würfe neben der Sonne. Es bewegten sich um mich alle Hügel, Täler wurden zu finstern Ebenen; die nächste Nähe, selbst das Gras zu meinen Füßen, wurde fremdartig, wurde wie von Abgründen erfüllt; es wuchsen Moore von Finsternissen neben langen scharlachnen Lichtgassen auf der Erde, und die Indigobläue verwandelte sich in lila Nebel; die Krater verschwanden — es war, als wandelten die Berge fort —, und eine eisige Kälte strahlte aus den Grasspitzen zu meinen Füßen auf. Alles ging so eilig, so sichtbar und greifbar vor sich, als wäre das Licht hier eine Pulvermasse,

die abbrennte, rauchte, lebte und sich verzehrte, wie eine Materie, die überall hier verschiedenfarbig ausgeschüttet wäre und explosiv aufleuchtete und sich verfröche. Hypnotisiert von diesem herenhaften Sonnenuntergang, der wie ein chemischer Prozeß sich vor meinen Sinnen zubereitete und zu Ende war, ehe ich wußte, daß es mit dem Nachtwerden ernst war, saß ich still, unentschlossen, ob ich gehen oder bleiben solle, — es war, als müßte alles nochmals beginnen und das Scheinwerferspiel sich mechanisch wiederholen. Ich glaubte es selbst der untergegangenen Tropensonne nicht, daß sie fortbleiben wollte. Dieser Sonnenuntergang hatte sich so benommen, als hätte ich dem Beleuchtungsinspektor in einem Theater hinter den Kulissen zugesehen und befände mich dicht bei den Beleuchtungskörpern selbst, die draußen auf der Szene den Sonnenuntergang vor den Zuschauern arrangieren sollten.

Es war, als stünde jemand dicht hinter mir, der diese Skala von handgreiflichen Effekten in Szene gesetzt hätte.

Unwillkürlich wendete ich mich etwas scheu nach der Tempelhöhle um, deren offene schwarze Türwölbung mich ansah, als müsse ein Göke der Indianer, der Sonnenuntergangsgott, da hineingegangen sein, nachdem er gestikulierend hinter mir gezaubert hätte.

Die Nacht war mir jetzt hoch über den Kopf gewachsen. Ich sah kein Gras mehr zu meinen Füßen; der Himmel über mir war eine blaßgraue Milchglasplatte, und die Erde eine finstere Welt aus Kohlegestein und Kohlengestalten. Den Feldweg konnte ich nicht mehr entdecken. Ich horchte, ob ich keinen Hund bellen hörte, dessen Stimme mir sagen könnte, wo Tzotapalapa lag, und wohin ich absteigen mußte.

In der Kohlenfinsternis vor mir sah ich nur noch das helle ausgetrocknete Bachbett, das zwischen hohen finsternen Böschungen schnurgerade hinabschoß.

Nur dieser Weg allein war mir noch halbhell offen. Aber dieser Weg lag voll Schlangen, und in den Büschen, das wußte ich, hingen Schlangen, die sich jetzt zur Nacht herabließen und ihre geheimnisvollen Irrfahrten durchs Dunkel antraten.

Ich war auf dem Berg wie gefangen. Die Maiskolben der Felder waren so hoch um mich, daß ich nicht durchkommen konnte, und daß ich mich darinnen verlaufen und mich später in der Finsternis nie vor Sonnenaufgang herausgefunden hätte.

Bis jetzt hatte ich während des Zeichnens und während des ganzen Nachmittags nur immer darüber Leid getragen, daß ich morgen die schöne Mexikanerin nicht zum Sonntag beim Stiergefecht sehen würde, da sie wahrscheinlich bei der Leiche ihres Vaters wäre und mit keinem Gedanken an Festlichkeiten dächte. Und weder dort beim Stiergefecht, noch auf dem Korso, noch auf dem Reitweg, nirgends würde ich sie finden können, nirgends würde ich mich ihr nähern können. Ich durfte sie nicht einmal besuchen, ich durfte ihr nur eine Zeile des Beileids senden und mußte abwarten, ob sie sich nun nach der Beerdigung noch einmal meiner erinnern würde. Das war grausam. Ich hatte die Zähne aufeinandergebissen und haßte meine Übereilung, die sogar schon einen Salon, ein Klavier, einen eleganten Stellbildeinplatz bereit hatte, um die Liebesabenteuer der nächsten Wochen schmeichelnd zu empfangen.

Ich verachtete mich, daß ich nicht dürr, nüchtern, einfach und kaltblütig den Liebesinn ausschalten konnte, der mich schon so oft töricht verhöhnt und enttäuscht hatte, indem er mir Spuk vorspielte, so wie die mexikanische Sonne beim Untergang.

Hatte ich mich nicht beinah ebenso wie jetzt auch bei der Begegnung am Atlant von wahnwitzigen Liebesvorstellungen anfeuern und enttäuschen lassen müssen? Warum war ich hier in Mexiko nicht bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten eingeschlossen am Schreibtisch geblieben und rannte statt dessen wie ein geprügelter Jagdhund hinaus auf die Felder? Hätte ich doch lieber eine stille Freundschaft zu der Astronomenfrau gepflegt, die ich ganz aus meinen Gefühlen ausgeschaltet hatte, nur um dem fremdländischen Mädchen, der Mexikanerin, keinen einzigen Gedanken schuldig zu bleiben.

Was sollte ich nun tun, wenn ich heim käme? Es

war ganz unmöglich, so enttäuscht wie ich jetzt war, an die Arbeit oder an ernste Gespräche mit ernstern Männern zu denken, — ich war zu zerstreut.

So stand ich und dachte und zögerte, weil es ja unmöglich schien, von diesem Hügel fortzukommen, wo ich, von finstern, hohen Maisfeldern abgesperrt, vor der Tiefe da stand und nur immer das weißlich aus der Dunkelheit schimmernde wasserleere Bachbett ansah, dessen gebleichte Kiesel wie Phosphor leuchteten.

Hier auf diesem Stein, auf dem ich eben gegessen, hatte ich um die Mexikanerin getrauert, und nun ich aufgestanden und noch keine zwei Schritte von dem Stein entfernt war, begann ich alle Lebensgefühle Torheit zu nennen. Ich verachtete meinen abenteuerlichen Sehnsuchtsinn. Ich wollte fort von allem, fort von meinem neuen Zimmer mit dem Klavier, fort von der Hauptstadt, fort von Mexiko, zurück über den Atlant, heim in die Grenzen der angeborenen Möglichkeiten, fort aus diesem Kontinent der stürmenden Überraschungen, fort aus dem Lande der gigantischen Unglücke und fort von den rächenden Götzenbildern eines durch Europäer ausgeraubten Landes.

Ich wollte fort, — fort über Meilen und über den Atlant, und höhnisch sah mich das Dunkel wie eine schwarze Maske neuer Schreckensgötter an. Ich konnte ja jetzt nicht einen einzigen Schritt vorwärts tun, — und wollte über den Atlant!

Bliebe ich bis zum Morgen hier oben, so könnten mich Schlangen und Raubtiere überfallen. Und ich dachte schauernd an die vielen Leopardenfelle und an die Hyänenfelle und an die unzähligen Schlangenhäute in den Straßen von Mexiko, die da über den Türen jedes Drogenladens hängen, — ein Beweis, daß Schlangen und Leoparden und Hyänen zahlreich wie Moskitos draußen in der mexikanischen Landschaft wimmeln.

Ich horchte auf, nichts rührte sich. Rufe ich, so wüßte der Teufel, ob ich jemals gehört würde. Und keinem unten in Ixtapalapa würde es je einfallen, nachts, wo es überall so unsicher von Raubgesindel ist, meinetwegen die hohen Gartenmauern zu verlassen

und auf den Berg steigen, auch wenn ich ein Feuer anzündete.

Ich sprang also entschlossen in das ausgetrocknete grauweiße Bachbett. Dornen schlugen um meine Knie, Steine rollten mit mir bergab, und es war mir, als müßte ich durch einen Ring von Dantes Hölle wandeln; bei jedem Sprung zweifelte ich, ob ich nicht auf eine ausgestreckte Schlange träte, oder gar auf eine Schlangenbrut, die zusammengeknäult zwischen den Steinen liegen könnte. Ich hob die Füße so hoch wie ein scheues Pferd. Ich versuchte blitzschnell mit den Fußspitzen kaum den Steinboden zu berühren. Ich sprang wie eine Gemse, zuletzt hatte ich das Gefühl, wie es immer dunkler talabwärts in dem Flußbett wurde, ich konnte nicht anders als fliegend aus dieser Finsternis hinauskommen; ich sprach laut mit mir, um die Schlangen zu verscheuchen; ich sah meine Hände kaum noch vor dem Gesicht und fühlte nur an den Steinen unter mir, die rasselnd weiterrollten, daß ich noch in dem Flußbett bergab sprang, aber ich war so voll von eiskaltem Blut, so todes ergeben, daß ich mir vorkam, als wäre ich mein eigener Schatten, der dem heißblütigen Körper lustig davongeflogen wäre. Ich glaubte, ich müßte graue Haare bekommen vor Entsetzen, als ich dicht an meiner Seite gegen den helleren Himmel mehrere armlange Schlangenkörper wie Peitschenschnüre aus den Büschen fliegen sah, an denen sie sich mit den Schwanzenden festhielten, und als ich ihr Zischen wie ein Pfeilschwirren in der Luft über meinem Kopfe hörte.

Ich war zuletzt nur noch ein Gedanke, ein elektrischer Funke ohne Körper, der da gefühllos durch die schlangenbelebten Büsche bergab hinunter flog. Und während ich bei jedem Sprung den Karbonstift in meiner Brusttasche festhielt, damit er mir nicht entfalle, betete ich: „Geliebter Karbonstift, rette mich vor den Schlangen! Geliebte Tote, die du mir den Stift schenkest, ich verspreche dir einen herrlichen Kranz auf dein Grab in Paris, wenn du mich lebend nach Europa bringst!“

Fast kindisch geworden vor Schauer über das

Pendeln und Zischen der langen Schlangengestalten auf den höchsten Astspitzen in manchem Busch, machte ich Gelübde, heiße Versprechungen, wie ein Sterbender.

Nach einer halben Stunde, die für mich Jahre umfaßt hatte, kam ich endlich bei den Feldern von Tzotapalapa an und sah kaum noch die Umrisse von ein paar hohen Gartenmauern, die mit der Finsternis eine einzige schwarze Masse bildeten, und an denen ich, immer noch atemlos, endlich mit ruhigerem Schritt entlang gehen konnte. Als ich nach einer weiteren Viertelstunde um die Mauer bog, sah ich in der Ferne, wo ich das Wartehaus der Trambahn im freien Felde vermutete, ein Laternenlicht.

Nun ging ich langsam, allen europäischen Göttern für meine Errettung dankend, auf das einsame Licht zu, nicht wissend, ob noch ein Trambahnwagen aus Mexiko herauskommen würde, und ob ich heute nacht die Stadt erreichen könnte.

Ich liebte das ferne Licht nicht bloß mit meinen Augen, — alle meine Gedanken lobten das armselige kleine Laternenlicht, das da fern von allen Schlangen des Berges und des Bachbettes im freien Feld so göttlich friedlich leuchtete.

Die Wartehalle der Trambahn war zugleich eine offene Pulquebar, und als ich in den Lichtstrahl trat, der von der Petroleumhängelampe über dem langen Bartisch in die Nacht hinaus fiel, fühlte ich mich in der Menschnähe wie ein von einer Krankheit Aufgestandener. Ich war noch etwas schwach und leicht taumelig im Kopf von der nächtlichen Flucht und ging an den Bartisch, wo ich vom indianischen Barkeeper hörte, daß der letzte Trambahnwagen gleich ankommen und gleich wieder abfahren werde.

Ich kaufte mir mexikanischen Tabak und Reispapier und drehte mir eine Zigarette. Als ich dann aus dem Lichtschein der breiten Petroleumlampe wieder vor die Wartehalle hinaustrat und ein Streichholz anzündete, sah ich plötzlich am Boden rundum kauernde, schweigsame Scharen von Indianern. Männer und Frauen saßen in langen Reihen zu beiden Seiten des

Lichtstreifens, der aus dem Wartehaus fiel, auf dem Erdboden.

Vorher, als ich, vom Licht geblendet, auf das Haus zuschritt, hatte ich zwar ein Murmeln gehört, aber nichts gesehen. Jetzt, wo ich das Licht im Rücken hatte, sah ich immer mehr kauernde Menschenfiguren, alte Männer, alte Weiber, junge Burschen, junge Dirnen. Sie wisperten kaum hörbar, und die Zifaden, die jetzt in der vollen Dunkelheit lärmten, waren lauter als das Geflüster der Indianer. Ich war verblüfft darüber, daß ich vorhin durch eine Menschen-schar gegangen war, ohne einen Menschen zu sehen, und wunderte mich über die an der Erde kauernnden Leute, die, wie ich annahm, mit der Ankunft der letzten Trambahn Angehörige aus der Stadt erwarteten. Da trat ein alter Indianer aus dem Schatten in den Lichtstreifen gerade vor mir, er nahm seinen Hut ab und kniete nieder und küßte den Boden. Ein zweiter alter, grauer Mann tat neben ihm dasselbe. Ein altes Weib schob seinen Kopf in den Lichtschein, und ihre Gesichtsfalten grinsten abenteuerlich und wunderlich, ich wußte nicht, ob sie weinte, — das Tränenwasser lief ihr aus den Triefaugen in alle Falten um die Augenwinkel.

Sie begann den Kopf zu wiegen und zu singen. Die alten Männer nâselten denselben Sang. Die im Schatten kauernnden Gestalten wendeten die Köpfe nicht um und begleiteten rhythmisch singend, monoton wie ein Gebetslied, die drei Alten.

Ich hörte eine Weile zu, verstand aber weder die Worte noch den Sinn. Ich fragte den indianischen Barkeeper, was die Leute mit dem Sang meinten.

„Kommen Sie nicht dort oben vom Berg herunter?“ fragte mich der Mann leise und grinste geheimnisvoll. „Sie waren doch der Fremde, der heute nachmittag kurz vor Sonnenuntergang hier ankam?“

„Jawohl,“ sagte ich, erstaunt darüber, daß man mich bemerkt und beobachtet hatte.

„Es ist nämlich ein dummer Volksglaube hier in Tztapalapa, der sagt, daß bis heute noch nie ein Weißer abends im Dunkeln zu dem Tempel des alten

Gögen dort oben hinauf oder von ihm heruntergehen konnte. Und als Sie so spät zum Tempel hinaufgingen, kam hier ganz Ixtapalapa an der Pulquebar zusammen, die ganze indianische Bevölkerung aus allen den Hütten sitzt da draußen und erwartete, daß Sie bei Nacht nie mehr herunter kommen könnten. Erstens sind Raubtiere im alten Tempel, die des Nachts herauskommen und Nahrung suchen; zweitens ist der Weg dort hinauf voll Schlangen, die alle in dem alten Bachbett wohnen, und das Volk nennt den Gott dort oben den ‚Menschenfressergott‘, weil auf dem Weg zu jenem Tempel kein Schutz vor Göttern ist. Die Indianer, die dort die Felder bestellen, gehen nie ohne Schlangenbeschwörer, ohne Feuer und ohne Waffen den Weg zur Tempelruine hinauf und gehen immer in großen Gesellschaften, wenn sie die Maisfelder dort bestellen. Denn viele haben schon dort oben beim Tempel ihr Leben verloren.“

„Warum hat mich denn niemand von den Indianern gewarnt, als ich hinaufging und man mich bemerkte,“ fragte ich erstaunt.

„Weiße Herren darf man nicht warnen, die wissen immer alles besser als wir Eingeborenen,“ sagte der Indianer lächelnd.

„Aber warum singen denn jetzt die Leute? Warum beten sie und warum sprechen sie nicht?“ fragte ich weiter.

„Oh, das versteht kein Europäer, das versteht wieder nur ein Eingeborener,“ sagte der indianische Wächter flüsternd. „Sie, mein Herr, sind nämlich jetzt, seit Sie bei Nacht dort oben waren, ein heiliger Mann, weil Sie lebend ohne unsere Hilfe zurückkamen. Eine alte Volks Sage erzählt: wenn einstmal ein Weißer aus Europa zu uns kommt und bei Nacht vom Menschenfressertempel heil und gesund nach Ixtapalapa heruntersteigt, dann haben sich die alten und die neuen Götter miteinander versöhnt, und dann haben sich auch alle Völker der Welt bald für immer miteinander versöhnt und sind hinter allen Bergen ein einziges Volk geworden, das Frieden hält. Weil Sie jetzt heilig sind, darf Sie niemand von den Leuten an-

sprechen, aber ansingen dürfen alle Leute den ersten Weißen, mit dem der Menschenfressergott sich in Tzetzpalapa versöhnt hat."

Die Trambahn aus der Stadt kam in diesem Augenblick mit Geklingel und mit elektrisch beleuchteten Fenstern auf der Landstraße angerasselt. Ich konnte mich nicht gleich in die Würde meiner Heiligsprechung finden. Und fürchtend, die Trambahn könnte ohne mich gleich wieder umkehren und nach der Stadt zurückfahren, beeilte ich mich und ging rasch an den noch immer halblaut betenden und singenden Indianergreisen und Matronen vorüber, die alle zu beiden Seiten des Lichtstreifens knieten und mir diesen Lichtstreifen als hellen Weg bis zur Trambahn freiließen.

Der Trambahnwagen kehrte auch gleich um, und als er sich in Bewegung setzte und ich auf der Plattform stand, dachte ich schon kaum mehr an meine Heiligsprechung und war froh, wieder dem europäischen, weißen Gesicht des Trambahnkutschers, der ein Spanier oder wenigstens von spanischer Abkunft war, gegenüberzustehen.

Da rief der Wagenführer dem Kondukteur zu, er könne nicht fahren, das Geleise liege voll von Indianern, die sich alle dem Wagen entgegenstellten.

Der Schaffner, der mir eben mein Villett gab, rief zurück, der Wagenführer solle mit seinem Revolver drohen, damit die Leute das Geleise freigäben. „Gauerner und Gesindel,“ fügte der Schaffner hinzu, „mir haben sie neulich den Hut vom Kopf gestohlen. Es ist eine richtige Räubergegend hier. Sind Sie nicht der Herr, der mich heute nachmittag beim Aussteigen hier in Tzetzpalapa fragte, ob es schöne Spaziergänge gäbe? Jawohl, Sie sind es; aber wie mich das wundert, daß Ihnen hier in der Nacht nichts passiert ist, wenn Sie bis jetzt, bis zur Abfahrt des letzten Wagens hier im Dunkel spazieren gingen. Ich bin erstaunt, daß Sie nicht irgendwo im Feld ermordet und ausgeraubt liegen.“ — Der Wagenführer feuerte in diesem Augenblick zwei Schüsse in die Nacht.

„Oh, er schießt nur in die Luft,“ lachte der Schaff-

ner, „um das Gesindel zu erschrecken, das nicht vom Geleise fort will. Übrigens, heute muß ein geheimer indianischer Götzentag sein, weil so viel Volk da herumsteht und nicht heimgeht; sie beten und singen sogar. Das habe ich noch nie erlebt. Sonst sind sie meistens vom Pulque berauscht und liegen betrunken umher.“

Man hörte jetzt aus allen Feldern ein Singen. Gruppen von Indianern, die sich hinter Bäume und in den Maisfeldern hinter den grünen Maispflanzen aufgestellt hatten, leuchteten in ihren hellen Leinwandhosen und Leinwandhemden weiß hervor, wenn die hellen Wagenfenster im Vorbeifahren ihren Schein in die hohen Felder und ihr Licht hinter die Chausseebäume warfen. Hohe spitze, weiße Strohhüte schauten aus den schwankenden Maisblättern, und der Gesang wurde in der Ferne immer lauter, je weiter sich der Wagen von Ixtapalapa entfernte. Man hörte, wie die Massen der Indianer, die allmählich zurückblieben, sich anstrebten, so laut als möglich zu singen, um von der Trambahn, die der Stadt schnurgerade zueilte, so lange als möglich noch gehört zu werden.

„Ich möchte wissen, welchen heimlichen Indianerheiligen die da heute nacht mit ihrem Gesang so laut verehren,“ sagte kopfschüttelnd der Schaffner auf der Plattform neben mir und ahnte nicht, daß der Indianerheilige neben ihm stand.

„Ruhig, Gesindel!“ schrie dann der Europäer nervös zum Wagen hinaus. Aber es war unnötig, daß er schrie, die Indianer hörten ihn längst nicht mehr; der Gesang kam ab und zu noch aus der Ferne, wenn der Wagen um eine Wegbiegung fuhr und der Nachtwind uns die Stimmen nachtrieb.

„So verrückt habe ich die Ixtapalaper noch nie gesehen,“ rief jetzt auch der Führer dem Schaffner durch den leeren Wagen zu.

„Ich auch nicht,“ meinte der Schaffner, „man könnte glauben, sie feiern ein indianisches Nationalfest.“

Ich lächelte und schwieg und vermied es, den beiden Trambahnangestellten von dem Heiligen zu erzählen,

den der Menschenfressergott heute den Indianern wohl behalten, trotz Schlangen und Raubtieren, hatte zukommen lassen.

In der Stadt dann, wo alle Läden erleuchtet waren und die Eingänge der Theater voll Equipagen standen und die Restaurants in der Nacht glänzten, mit elektrischen, beweglichen Reklameschriften und Scheinwerfern, und ich an den Menschenmengen vorbeiging und an das Dorf Ixtapalapa, an das Bachbett und an die Schlangen, an den Tempel, an das Kraterpanorama und an den beherzten Sonnenuntergang, an die kleine Petroleumlampe in der Trambahnbar und an die geheimnisvoll im Dunkel hockenden Indianerleute zurückdachte, da glaubte ich, daß mein Hirn mir Spukgestalten vorgelogen hätte. Draußen vor der Stadt war ich ein Heiliger gewesen, und hier in der Stadt war ich ein einsamer, einzelner, verschwindender Mensch, der nicht einmal die Kraft hatte, die Frau, nach der er sich sehnte, zu erringen.

Ich stand einen Augenblick vor dem Schaufenster, wo die scharlach- und goldgestickten Toreadorkostümstücke ausgestellt waren, die morgen jene Frau, die niemand kannte, und von der ganz Mexiko sprach, beim Stierkampf tragen sollte.

Ich ging dann seufzend fort. Da bemerkte ich plötzlich, daß ich den Opalring, den ich heute mittag an meinen Finger gesteckt, nicht mehr trug, und ich fand, daß ich ihn ganz in Gedanken abgezogen und in die Westentasche gesteckt hatte. Ich hätte nun gern gewußt, ob ich den Ring vor oder nach der Besteigung auf den Berg von Ixtapalapa abgezogen hatte. Brachte der Ring Glück oder Unglück? Daß er Trauer gebracht hatte, wußte ich; denn kaum hatte ich ihn zum erstenmal am Finger gehabt, da las ich die Todesnachricht des Abbés vor dem Zeitungsbureau, auf derselben Straße, keine hundert Schritte von dem Juwelierladen entfernt.

Ich ließ den Ring in der Westentasche und zog ihn nicht mehr an, aus der abergläubischen Furcht heraus, die dieses geheimnisvolle Land mich lehrte. Dann ging ich nach Hause, um meinen Reitanzug abzulegen

und dann Abendessen in dem „Deutschen Klub“ einzunehmen.

Niemals aber ist das Schicksal verwickelter, als wenn man glaubt, alles sei glatt abgewickelt und flargelegt. Der höchste Lebenskünstler, der über dem Menschen steht, ist das Leben selbst, das erfuhr ich jetzt wieder, wie so oft vorher im Dasein. Das Leben erfindet die unglaublichsten, geschicktesten und unaussprechlichsten Situationen, und nur dadurch hat sich ein ewiges Neubeleben bilden können. Die logischsten Schlüsse, die scharfsinnigsten Voraussetzungen lassen das Schicksal gleichgültig, es folgert nichts und setzt nichts voraus, es zaubert fortwährend aus nichts alles und verzaubert wieder alles in nichts; es will nicht zweckdienlich und befriedigend, sondern erschütternd, aufrüttelnd und neubelebend sein, und dazu kann es keine Logik, keine Gedankengänge, sondern nur Wunder aus Glück und Unglück brauchen. Vom Leben haben die Jesuiten niemals den Satz gelernt: Der Zweck heiligt die Mittel. Das Leben ist noch viel gigantisch ungeheuerlicher in seinen Sätzen, es spricht jedem, der es am Leibe erlebt, und den es mit Gefühl und Bewunderung und Unermüdlichkeit erfüllt, es spricht zu ihm: „Die Zwecklosigkeit ist mein Zweck, und kein Mittel ist mir heilig!“

Das Leben tötet, reißt Lebende auseinander, raubt Eltern die Kinder, Kindern die Ernährer, vernichtet im Kriege und beim Erdbeben mit jedem Tag Tausende von Gefühlsbanden und fügt oft zusammen nach Laune und Lust, was ihm nicht einmal gut dünkt. Das Leben ist grenzenlos leichtsinnig. Nur der Lebende hat zu alle dem Leichtsinne kein Recht. Er muß gefühlsecht, logisch, scharfsinnig und fromm auf das Leben sehen, wenn ihn auch das Leben gefühlswidrig, unlogisch, leichtsinnig und unffromm behandelt. Das Ganze ist ein Versteckspiel des Lebens mit dem Lebenden; und dieses Spiel soll beiden eine Freude sein, wie jedes Spiel.

Man muß erst älter werden, bis man versteht, daß das Leben als Riese mit uns spielen will, wie die Katze mit der Maus, ehe sie sie frißt. Als ich jung

und ein Kind war, fühlte ich das Leben schon spielend und anfeuernd; und dies Gefühl soll einem nie abhanden kommen. Sonst muß man lange warten, bis einem das Leben wieder als Gefühl angewöhnt wird, bis es ein Fest, ein Spiel, zwecklose Belebung sein will, die aber der Mitspielende, wie jedes Spiel, wie jedes Fest, ernst zu nehmen hat. „Denn Belebung will ich,“ sagt das Leben, „belebendes Unglück, belebendes Glück, — beide sind des Lebens Mittel, und das Ganze sei ein Wunderwerk, — keine Logik.“ Und die Liebesleidenschaft, die tiefer als der Hunger greift, belebt mit Unglück und Glück den Lebenden am stärksten. Sie ist des Lebens höchstes Mittel zur Belebung. Wer dieses verkennet und den Magen hunger stärker fühlen kann als den Hunger seines Blutes, der ist noch nicht belebt genug und ist erst in den Vorhof zum Urheiligtum des Lebens eingetreten.

So sprachen meine mexikanischen Gedanken in den nächsten Tagen, welche diesem Abend folgten, diesen Abendstunden, in denen ich eine Glücksbelebung kosten sollte, die mir unvergeßlicher bleibt, als wenn man mich damals nicht nur in Ixtapalapa, sondern über ganz Mexiko hin heilig gesprochen hätte.

An dem Platz Glorieta di Colon angekommen, bemerkte ich, daß in dem Salon, den ich mir unten im Erdgeschoß gemietet hatte, Licht war. Ich wußte nicht, wer in meinem Zimmer am Abend etwas zu suchen hätte; es konnten nur Einbrecher sein, denn von allen meinen Bekannten hatte ich mit Absicht noch keinem meine neue Adresse angegeben, sondern ließ mir meine Briefe immer noch nach dem spanischen Hotel zuschicken.

Ich trat in den Vorgarten und ging auf den Zehen an den dunklen Parterrefenstern entlang, bis ich zu der hellen Glastür meines Zimmers kam. Die Tüllvorhänge waren zugezogen und ein weißes Rouleau herabgelassen.

Ich horchte. Nichts rührte sich drinnen. Eben erst war ich den Schlangen von Ixtapalapa entkommen, — sollte ich jetzt in Räuberhände fallen? Es ist wirklich ein grausam aufregendes Land, dieses Mexiko,

dachte ich. Da hörte ich, wie der Schaukelstuhl sich drinnen rhythmisch bewegte. Also saß jemand auf dem Stuhle, wiegte sich und — erwartete mich. Sollte es die Mexikanerin sein? Sie allein hier, in meinem Zimmer, — das war möglich und unmöglich. Heute, wo sie erst den Schreck des Todesfalles erlebt hatte, konnte ihr Herz sehr leicht zu mir wollen, sich auszusprechen. Ich war doch außer ihrer Mutter der einzige, der wußte, daß ihr der Vater gestorben war, und nicht bloß ein befreundeter Abbé. Ich unter allen Freunden stand ihr jetzt durch dieses Geheimnis, das wir teilten, so nah wie kein Mann wieder auf der Erde. Denn ihr Bräutigam, der Polizeipräsident, wußte nicht, daß der Abbé ihr Vater war, — das hatte sie mir damals bei dem Ritt eingestanden. — Jetzt steht jemand drinnen auf, Schritte gehen zum Klavier. Es ist der leichte Tritt eines jungen Weibes. Nun schlägt sie den Klavierdeckel auf. Wird sie spielen? Vielleicht, um die Leute im Hause zu täuschen, daß man ihr die allzu große Trauer nicht anmerkt.

Sie spielt mit einer Hand einen Straßensang! Ich erkenne das Ausruferlied einer Verkäuferin, die jeden Morgen und jeden Abend hier vor dem Vorgarten vorbeigeht und Süßigkeiten, Obst usw. verkauft.

Sie singt die Worte der Ausruferin, als übe sie den Ton ein. Was bedeutet das alles?

Ich stolpere und stoße mit der Stirn an das Glas der Türe. —

Ihr Schatten fällt jetzt auf den Türvorhang. Sie befestigt ihre Rämme im Haar, ich sehe es sehr deutlich am Schatten: sie ist es, sie ist ohne Hut, nur in der Spitzenmantille, in der sie abends zum Corso fährt.

Jener einsame Wagen, der da drüben eben langsam um das Denkmal des Christoph Columbus fährt und einmal schon die Runde gemacht hat, seit ich hier stehe, es ist ihr Wagen, der auf sie wartet. Ich erkenne die Pferde, dieselben, die sie damals abholten, am ersten Tag, als wir von Orizaba ankamen und uns vor dem Bahnhof in Mexiko trennten.

Ich klopfe an die Glasscheibe meiner Thür, ohne mich länger zu besinnen.

Ihr Schatten drinnen tritt von der Thür zurück.

Der weiße Türvorhang hinter den Glasscheiben sieht mich jetzt leer an.

Ich rufe halblaut: „Ich bin es“ — und erwarte, daß sie meine Stimme erkennt.

Da lüsch das Licht aus.

Jetzt ist der Vorhang nur von der Straßenlaterne matt beschienen, und das Fensterkreuz der Türverglasung legt seinen Schatten auf den regungslosen Vorhang.

Das weiße Fenster sieht sehr geheimnißvoll auf mich nieder. — Ist sie fortgegangen? Holt sie oben aus der Pension ein Dienstmädchen? Dann hätte sie aber doch nicht das Licht auslöschen müssen. Ich verstehe nichts und weiß nicht, ob ich mich vielleicht doch in dem Frauenschatten getäuscht habe, ob es nicht doch ein Mannerschatten war, ein Einbrecher! Ich suche den Wagen, der Wagen ist fort. Jetzt wird der Vorhang zur Seite geschoben. Ich sehe dabei nur zwei von der Straßenlaterne beleuchtete Finger. Ihre Fingerspitzen! Ich hätte die Finger, die damals die Ventile der Lokomotive so mutig ergriffen, und die nachher so aufgeregte im Wagen bei der Korsofahrt mit den Drohbriefen gespielt hatten, in der Nacht unter Millionen Fingern erkannt. Nicht an der Form, sondern nur an der Bewegung, wie sie zart und energisch zufassen konnten, wenn sie die Pferdezügel ordneten oder den Reitrock faßten.

Sie war es; ich sah ihr Gesicht halb beschattet; sie eilte sich, vorsichtig und behutsam die Glastür zu öffnen.

Dann gab sie mir die Hand. Ich sah sie selbst nur halb im Zimmerdunkel, von der Laterne der Straße ein wenig erhellt.

Ich küßte ihre Hand, die mir im Druck ihre zitternde Erregung mittheilte, ihre Trauer über den Tod des Vaters, ihren Schrecken und die Unruhe dieses ganzen Tages, dessen Ernst ich jetzt erst richtig echt fühlte, als ich diese Hand küßte, die reden wollte, ehe der Mund reden durfte.

„Bitte, begleiten Sie mich zu meinem Wagen,“

hörte ich dann die eilige Mädchenstimme halblaut sagen, als ob sie sich schäme, hier im Dunkeln zu sprechen, — „Sie haben sicher schon aus den Zeitungen alles gehört. Ich mußte Sie heute noch sprechen. Ich habe die Lampe ausgelöscht, weil ich nicht wußte, ob nicht vielleicht einer Ihrer Freunde draußen an die Glastüre klopfte, um Sie zu besuchen, weil er Licht sah. Dann erblickte ich Sie durch den Vorhang und bin froh, daß Sie da sind. Ich habe Ihnen zwei Botschaften durch eine Straßenverkäuferin gesendet, denn ich konnte von unseren Dienstboten niemanden schicken. Bitte, kommen Sie in meinen Wagen; da können wir ungestört sprechen.“

„Sagen Sie mir, bitte, nur das eine,“ fragte ich rasch, ehe wir unter die Glastüre traten, „ist Ihr Vater eines natürlichen Todes gestorben oder . . .?“

„Man hat mir gesagt, er sei am Herzschlag gestorben; aber ich bin sicher, er ist keines natürlichen Todes gestorben. Er war heute ganz gesund. Er war zum Frühstück bei meinem früheren Bräutigam eingeladen. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich vorgestern meine Verlobung mit dem Polizeipräsidenten gelöst habe; und mein Vater war in meinem Interesse noch einmal hingegangen und war dieser Einladung gefolgt, um eine eingehende Rücksprache mit dem Polizeipräsidenten zu nehmen. Denn neulich, als ich Ihnen sagte, nur Sie, meine Mutter und ich wußten, daß der Abbé mein Vater ist, ahnte ich noch nicht, daß dies inzwischen auch der Polizeipräsident in Erfahrung gebracht hatte. Mein früherer Bräutigam, der Polizeipräsident, hatte während der Abwesenheit meines Vaters unter dem Vorwand, daß der Abbé Mitglied einer regierungs- und republikfeindlichen Gesellschaft sei, in meines Vaters Hause Haussuchung halten lassen und dabei Briefe an sich gebracht, die ihm das Verhältnis des Abbé zu meiner Mutter verrieten. Diese Haussuchung hat sich vorgestern abgespielt, und ich wußte nichts davon. Heute hatte nun mein Vater, der Abbé, von dem Polizeipräsidenten eine Einladung zum Frühstück erhalten, worin sich der schreckliche Mensch den Anschein gab, als wolle er sich wegen der Haussuchung

entschuldigen; er schrieb gestern in der Einladung, das Ganze sei ein Irrtum seiner Beamten gewesen, die wegen einer Namensverwechslung beim Abbé Hausfuchung gehalten hätten, wo sie gar nichts zu suchen gehabt hätten. Er entschuldigte sich vielmals und bat den Abbé heute zum Frühstück, um, wie er sagte, nochmals von mir und unserer Verlobung mit ihm, meinem Beichtvater und väterlichen Freund, zu verhandeln. Mein Vater wollte zuerst nichts von der Einladung wissen, aber meine Mutter bat ihn dringend, hinzugehen; sie hoffte, der Polizeipräsident würde ihm bei dem Besuch auch die kompromittierenden Briefe meiner Mutter aushändigen, die man bei meinem Vater beschlagnahmt hatte. Ich fürchte mich jetzt, ich fürchte stündlich für alle, die mit meinem Geheimnis bekannt sind, — deshalb kam ich bei Nacht zu Ihnen. Ich fürchte jetzt meinen früheren Bräutigam wie den Teufel selbst. Ich fürchte, er könnte uns allen schaden wollen, weil er sich an mir wegen der gelöbten Verlobung furchtbar rächen will. Er hat einmal in einem jähzornigen Augenblick bei einem Besuch in Amecameca vor meiner Mutter laut geschworen, er würde uns alle und sich selbst ins Verderben bringen, wenn ich diese Verlobung mit ihm rückgängig machen sollte.“

„Und ich glaube, der Polizeipräsident hat sich bereits heute an Ihrem Vater gerächt,“ sagte ich rasch und drängte das Mädchen in das Zimmer zurück, dessen Thür ich offen ließ, so daß der Laternenschein, der von der Straße her das Zimmer über die halbe Diele hin mattgelb beleuchtete, nicht mehr auf uns fiel und wir im Schatten standen und von keinem Vorübergehenden gesehen werden konnten.

„Ich weiß nicht,“ sagte die Mädchenstimme im Dunkeln. „Ich weiß nicht, ob er an meines Vaters Tode schuld sein kann.“

„Die Drohbriefe können nicht von ihm diktiert worden sein?“

„Nein, unmöglich, denn er erfuhr erst vorgestern, daß ich endgültig die Verlobung mit ihm aufhob. Und ich hielt damals schon zwei Tage die Drohbriefe in Händen. Diese Briefe sind von einem andern,

mir wildfremden Menschen, der meinen Vater vielleicht haßte, aus einem mir unbekannten Grunde geschrieben worden.“

Wir schwiegen beide. Sie hatte sich in den Schaukelstuhl gesetzt, ich stand an der Thür und horchte auf den Platz hinaus, der menschenleer war; nur in der Ferne hörte ich einen Wagen auf dem Sand der Paseo-Promenade knirschen; wahrscheinlich war es der Wagen der Mexikanerin.

Die Zeit schien still zu stehen. Es wunderte mich, daß das Mädchen nicht schluchzte, nicht weinte, wie es andere Frauen getan hätten, wenn ihnen so viele Schrecken an einem Tage begegnet wären.

„Es ist besser, wir besprechen hier im Dunkeln, was zu tun ist; ich fürchte, im Wagen, der draußen fährt, könnten wir leichter von Spionen des Polizeipräsidenten beobachtet werden, leichter als hier,“ sagte ich.

„Ich möchte wissen, ob mein Vater am Herzschlag gestorben ist, — oder ob, ich möchte es nicht ausdenken — ob der Polizeipräsident meinen Vater beim Frühstück hat vergiften lassen.“ Und trocken und hart und ohne Tränen in der Stimme sprach das Dunkel, in dem das Mädchen saß, zu mir weiter: „Dann würde ich den Mörder meinem Vater nachschicken, damit er drüben im Tod Abbitte tut.“

Der weiße Vorhang der aufgeschlagenen Glastüre klatschte im Nachtwind an die Wand.

Ich mußte unwillkürlich erschrocken auf den gespenstigen weißen Vorhang starren, der so laut klatschte, als stünde dort in der Ecke des Mädchens Vater, der seinen Beifall kundgäbe.

Große langstielige Tuberosen, die draußen im Vorgarten in weißen Reihen am Straßengitter standen, dufteten so stark wie der Geruch von Totenkränzen, — Totengeruch, der leidend und schmachtend und aufdringlich den Geruch des Lebens übertäuben wollte.

Ich beobachtete auch eine Weile Hunderte von Insekten um die Straßenlaterne draußen, die einen wahnwitzigen Tanz um das Laternenglas vollführten und aufgeregt und todeslüstern auf das Licht losfuhren

und todeserschreckt zurückprallten und sich von neuem über das Licht warfen, schwindlig vor Lichtlust und Todeslust.

Von meinem Besuch sah ich nur die blizenden Spitzen der Lackschuhe, die in die Helle der Diele reichten, während der Körper des Mädchens in dem schwarzen Seidenkleid und der schwarzen Spitzenmantille vollständig im finstern Zimmer verschwand.

Ich betrachtete die Lackschuhe, die auf den großen Agraffen ein feines bläuliches Glanzlicht zeigten. Und in den spiegelnden dunklen Agraffen sah ich vornübergebeugt einen blizenden bläulichen Punkt, der immer heller wurde, als wenn die Fußspitze der jungen Dame mir näher käme, als ob sich von den Füßen, die da in mein dunkles Zimmer gekommen waren, eine bläuliche Helle gespenstig über das ganze Zimmer verbreitete.

Das Zimmer wurde hell dämmerig, und die junge Frauengestalt erschien wie vom Licht der heller werdenden Wände getragen zu werden. Ihr Gesicht, ihre Hände tauchten bläulich aus der Dunkelheit, und sie war plötzlich aus dem Dunkel wie auferstanden und verklärt von den weißen Zimmerwänden beschienen. Ich sah in der feierlichen Helle die elegante jugendliche Erscheinung näher als am Tag, intimer, mir zugehörig und nahe wie ein Gedankenbild, das man in der Nacht in Träumen erlebt, und das mit dem Träumenden eine Welt bildet, die intimer als die wache Welt des Tages ist.

Der Mond war draußen bei der Kolumbusstatue langsam über das Dach eines fernen Gartenhauses gestiegen, und der Mond malte mir jetzt das junge Geschöpf in mein Zimmer mit seinen behutsamen, einfachen bläulichen und grauen Farben, die in atemlosen Augenblicken dem sehnächtigen Menschenauge oft mehr Zutraulichkeit geben können, als die siebenfarbige Sonne.

Wie seltsam, daß sie nicht eine Träne weint, dachte ich wieder, und bewunderte die blanken, großen schwarzen Augen des Mädchens, die beinahe so hell wie die schwarzen Steinagraffen ihrer schmalen Lackschuhe in den Mond sahen. Für sie ist ihr Vater noch nicht

tot; sie weiß es nur, kann es aber noch nicht erleben. Das „Empfinden des Todes“ will wie jedes Empfinden seine Zeit haben; es ergießt sich langsam über den Trauernden. Wie alles Geschehen hat auch die Trauer ihr Wachstum, ihren Gipfel und ihr Absterben. Nichts ist da, alles kommt, ist und geht, — diese Dreizeit ist der uralte, ewige Lebensgang in allem Empfinden. So sprach ich jetzt zwar nicht wörtlich mit mir, aber so sprach mein Herz im tiefsten Blut; und erst später, wenn ich über diese Minuten nachdachte, war mir bewußt, daß mein Herz damals so gedacht hatte, während mein Auge staunte, daß das Mädchenauge im Mondschein vor mir nicht weinen konnte.

„Ich werde so ruhig,“ sagte sie langsam, „Ihre Nähe macht so ruhig; es ist, als strahlten Sie die Milde eines fernen, fremden Landes aus, die Milde des gesitteten Europas, das Sie auch hier in dem abenteuerlichen Mexiko noch immer umgibt.“

„Ich war heute gar nicht ruhig,“ mußte ich eingestehen. „Heute mittag, als ich eben von einem Juwelier kam, wo ich mir einen Opal in einen Ring hatte fassen lassen, und als ich den Ring an den Finger gesteckt hatte, überfiel mich gleich die unruhige Trauernachricht, die ich aus der Zeitung im Schaufenster eines Zeitungsbureaus im Vorübergehen las, und ich eilte hinaus vor die Stadt, gepeitscht von Unruhe.“

„Opale bringen allen Europäern Tränen, aber nicht den Menschen, die hier geboren sind; denen tun die Opale nichts zuleide, so sagen die Indianer hier,“ sprach die Mondbeschiedene gedankenvoll.

„Dann werde ich meinen Opalring verschenken,“ sagte ich lakonisch.

„Wenn der Ring Ihnen heute die Nachricht vom Tode meines armen Vaters brachte, dann — möchte ich gern, daß Sie den Ring mir geben; ich würde Ihnen gern einen andern Edelstein dafür zurückgeben. Der Opal, der heute gleich so bedeutungsvoll für Sie und mich wurde, soll mir eine Erinnerung sein, wenn Sie wieder in Europa sind. Und damit Sie Mexiko bald vergessen, möchte ich Ihnen einen Rubinring

geben, der alles Unangenehme im Leben rasch für den vergessen macht, der im Sommer geboren ist. Sie erzählten mir auf der Herreise, daß Sie im Juli geboren sind; also, bitte, nehmen Sie den Rubin, der der Stein des Julimonats ist; er hat meinem Vater gehört.“

Und das junge Mädchen nestelte, während sie das sagte, an ihrem Armband, daran sie verschiedene Schmuckgegenstände klingelnd trug, und reichte mir einen Ring, der auch noch im bläulichen Mondschein rötliches Feuer hatte. Ich dankte ihr verblüfft.

Ich gab ihr darauf meinen Opalring, den sie an ihrem Armband befestigte, indessen ich den Rubinring, der mir gut paßte, an die Hand steckte, wobei ich immer noch schwieg und tief erstaunt war. Vor Staunen und Unklarheit über den plötzlichen Ringtausch hatte ich meine Sicherheit verloren.

Im fremden Lande steht man jeden Augenblick auf unsicherem Boden, der vom Gedröhn sich jählings folgender Überraschungen unter den Stiefelsohlen stetig zu zittern scheint, dachte ich für mich. War der Ringtausch eine Annäherung, oder sollte der Rubin mir helfen, sie, das junge Mädchen, so bald wie möglich zu vergessen und alles, was mit ihr zusammenhing, der Vergessenheit zu übergeben?

„Was werden Sie jetzt tun?“ fragte ich sie, als sie vom Stuhl aufstand und ihren Mantillenschleier über ihre Haare in die Stirn zog. „Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Klarheit zu bekommen, ob Sie sich in Ihrer Vermutung täuschen, daß Ihr Vater eines unnatürlichen Todes starb, oder ob Sie recht haben? Darf ich fragen, ob Sie des Arztes, der den Tod Ihres Vaters als durch einen Herzschlag eingetreten erklärte, ob Sie dieses Arztes sicher sind? Wissen Sie, daß er ein ehrlicher Mann ist und in keiner Beziehung zum Polizeipräsidenten steht?“ — Ich wunderte mich, während ich sprach, über meine Sprache, die wie eine offizielle Zeitungssprache wurde.

„Ich kenne den Arzt gar nicht, man hat den Arzt erst auf der Polizei telephonisch herbeigerufen, als die Schutzleute meinen Vater auf die Wache brachten.“

„Wünschen Sie, daß ich morgen beim Stiergefecht in der Loge mit dem Präsidenten der Republik selbst spreche und ihn auf den Fall aufmerksam mache? Ich kann das leicht tun, und wie ich den Präsidenten kenne, ist er ein so warmherziger Mann, daß er sicher alles tun wird, um in Erfahrung zu bringen, ob der Tod des Abbés ein natürlicher war, sobald ich ihm nur andeute, daß im Publikum Zweifel auftauchen.“

„O, ich danke Ihnen — ich danke Ihnen — ach, ich fürchte so sehr, Sie öffentlich in diese Angelegenheit hineinzuziehen . . . Nein. — Ich wünschte —,“ sie zögerte, weiter zu sprechen.

„Sagen Sie nur, was Sie wünschen!“ sagte ich eindringlich.

„Ich wünschte — für Sie, — daß Sie alles ver-
gessen und abreisen möchten. — Verzeihen Sie mir,
— ich kann mich nicht mehr beherrschen —“

Sie sank in den Stuhl zurück. Sie hielt die Hände vor das Gesicht, und wie eine Sturmflut, die hinter der Starrheit der schwarzen gläsernen Augen seit Stunden sich angestaut hätte, so brach jetzt ein Schluchzen, ein Stöhnen, ein Wimmern, ein ruckweises lautes Weinen aus der Brust und aus der Seele des Mädchens hervor, und es war für mich unmöglich, in dem mondmilden Zimmer korrekt neben der Weinenden zu stehen und das Schluchzen bloß anzuhören; ich hätte mich tot wie eine fünfte Wand im Zimmer gefühlt, hätte ich nicht meinen Arm um die Weinende gelegt und ihr Haar gestreichelt, ihre Hände, ihre Wangen. Ich fühlte, wie sie, aufgelöst vom Schmerz, nach einem Ruhepunkt, nach einem Menschenherzen schluchzte: „Meine Mutter ist selbst ganz gebrochen von Trauer, bei ihr darf ich nicht weinen,“ stotterte sie unter stoßweißem Schluchzen. „Ich muß endlich weinen, oh — mein armer Vater, oh — mein armer, armer Vater; o Gott, räche ihn, räche ihn, oh, ich will den ermorden, zehnfach ermorden den, der meinem armen Vater den Tod angetan hat. Oh, er ist nicht natürlich gestorben, er ist ermordet worden. Dieser Mensch, dieser furchtbare Feigling, den ich nie liebte, der mich nur aus Ehrgeiz heiraten wollte, um mit dem Präsidenten

der Republik verwandt zu werden, der ist sicher sein Mörder gewesen. Aber ich töte ihn, ich werde morgen schon meinen Vater rächen. Morgen — ich weiß es, niemand anders als er wollte meinen Vater aus dem Wege schaffen, niemand anders, weil mein Vater mir als Beichtvater von der Verbindung mit jenem Menschen abgeraten hat. Er hat als Beichtvater von vielen Leuten viel Ungeheuerliches über den Polizeipräsidenten erfahren, er erkannte ihn, und weil der erkannte und durchschaute Mensch meinen Vater fürchten mußte, hat er meinen Vater vergiftet. Er hat ihm beim Frühstück Gift reichen lassen, — es ist nicht anders möglich, ich weiß es. Möglich sehe ich alles klar. Jemand sagt es mir hier in Ihrem ruhigen Zimmer. In Ihrer ruhigen Nähe sehe ich das ganze Verbrechen klar vor mir, als ob es mir der Mond aufklärte, und die weißen Zimmerwände erzählen es, und die Ruhe und die Güte, mit der Sie mich behandeln, — alles macht es mir klar: mein Vater ist ermordet, vergiftet — von dem Ungeheuer von Mann, der mich zwingen will, ihn zu heiraten, und der glaubt, ich würde mich von neuem wieder mit ihm verloben, da mein Vater tot ist und mich nicht mehr bereden und mich nicht über den Charakter des Mannes, den er durchschaute, aufklären kann —“

Sie lachte mitten unter den Tränen in gesteigertem Haß auf.

„Und dazu muß er mir meinen Vater ermorden, — um seinen Wahn, seinen Trotz, seinen Hochmutsglauben zu befriedigen, — nie, niemals hätte ich wieder diesen Mann, dem ich nur auf Zureden meiner Mutter mein Jawort gegeben hatte, von neuem meine Hand gegeben, — niemals, — auch wenn mir jeder das Beste von ihm erzählt hätte. Seit ihm im Zorn der Schwur entfahren ist, daß er uns alle verderben wollte, wenn ich von der Verlobung zurücktreten würde, seitdem bin ich überzeugt gewesen, daß er im Grunde einen niedrigen, streberischen, hartherzigen und selbstsüchtigen, verbrecherischen Charakter hat —“

Möglich schwieg sie mitten in der stürmischen Anklage, — sie sah auf, — es wurde todstill, — sie sah

mich an, — ich war neben dem Stuhl auf die Knie gesunken.

„Ich will Sie rächen an dem Kerl!“ rief ich ehrlich ekstatisch und war zugleich erschrocken über die Figur, die ich machte: daß ich hier niederkniete wie in einem Schauspiel, wie in der Mondscheinszene eines Liebesdramas auf einer Provinzbühne. — Mein Verstand korrigierte mein unüberlegtes Gefühl. Ich richtete mich rasch auf und ging im Zimmer auf und ab, rasch auf und ab, und fühlte in dem Schweigen, daß mir die Augen des jungen Mädchens, das nicht mehr weinte, folgten; und es peinigte mich, daß ich lächerlich gewesen war, und ich wollte es wieder gutmachen und blieb im Schatten der Wand, und nicht im Mondschein beim Klavier, stehen und sagte:

„Es ist schwer, zu wissen, ob hier ein Mord vorliegt oder nicht, aber ich schwöre Ihnen: ich werde es auf irgendeine Weise erfahren, und sollte ich selbst dabei zugrunde gehen.“

Dieser letzte Satz war mir wieder etwas theatralisch entschlüpft, ich verstand mich gar nicht mehr; was hatte ich nur, daß mir alles einfache Sprechen abhanden gekommen war, daß ich immer in viel zu viel Uberschwang verfiel, der mir gar nicht zukam, und den ich sonst an anderen haßte?

Da leuchtete im Dunkeln der rötliche Rubin an meiner Hand auf, die auf den Tasten des offenen Klaviers nervös und lautlos hinstrich. Machte dieser rote Edelstein so überschwenglich feurig, daß er mir Worte in den Mund legte, die mich zum Südländer machten und mir alle besonnene deutsche Art nahmen? Ich vergaß aber den Stein wieder. Denn die junge Mexikanerin war nun aufgestanden. Ohne ein Wort zu sprechen, kam sie aus dem Mondschein in den Schatten, zu mir an das Klavier; sie faßte nach meiner Hand und wollte sie küssen. Ich zog die Hand zurück und umschlang das junge, geschmeidige Geschöpf, das sich an mich schmiegte und sich küssen ließ, als ob es unter meinen Küssen und an meiner Brust nun wirklich Ruhe, tiefe, ernste Ruhe gefunden hätte.

„Kennewart,“ sagte sie und küßte mich auf mein Schläfenhaar, während ihr Gesicht auf meiner Schulter lag.

„Orla,“ sagte ich leise, und ich strich ihr über die Wangen und sah wieder den rosa Feuerschein des Rubinringes an meiner Hand, während ich ihre Wange und ihren Hals streichelte.

„Orla, kommst du mit mir nach Europa?“

Sie schüttelte leise den Kopf und weinte auf meiner Schulter und schwieg.

Nun wußte ich — und es rieselte mir ein kaltes Gefühl durchs Blut —, das Mädchen, das ich streichelte, liebte nicht mich, es liebte augenblicklich nur den Mann in mir, der ihren Vater rächen wollte.

„Orla, warum küßt du mich, wenn du mich nicht liebst?“ fragte ich erschrocken und sanft.

Orla weinte.

Plötzlich aber, als ob sie fürchtete, sie könnte mich zurückstoßen und vielleicht verlieren und mich unmutig und zur Rache unlustig machen, plötzlich umschlang sie mich, zog mich leidenschaftlich an sich; meine Hand, die ich fallen ließ, und mit der ich sie nicht mehr streicheln wollte, riß sie von den Tasten des Klaviers zurück, so daß es laut anschlug und einige Dissonanztöne die Mondstille des Zimmers schrill aufstörten.

Dieser Klang des banalen Klaviers machte uns wach. Wir ließen voneinander. Ich begleitete sie zur offenen Tür, wir blieben nicht im Mondschein stehen, das Mondlicht schien mir greller als alle Sonne.

„Kommst du morgen wieder?“ konnte ich nicht unterlassen zu fragen.

„Ich gehe nicht, ich gehe nicht, komm in meinen Wagen!“ sagte sie leidenschaftlich und legte beide Arme auf meine Schultern und sah mich mit mondglühenden Augen an, angstvoll, bittend und zwingend.

„Bedenke, daß wir noch nicht gesehen sein wollen, bis wir alles erfahren haben, was wir von deinem armen Vater wissen wollen.“

Ich war froh, daß ich mich so hart beherrschen, es so stolz verbergen konnte, wie sehr ich mich sehnte,

mit ihr im Wagen, unter dem Mond, hinaus in die Nacht zu fahren.

„Oh, wie ruhig du plötzlich sein kannst!“ klagte sie jetzt. „Komm mit mir, ich gehe weiter mit dir, weiter als nach Europa!“ — Und sie lächelte. —

Ah, — da durchfuhr mich ein Schmerz, — ich hatte sie für ganz jungfräulich unschuldig gehalten, und nun sprach sie so reif wie eine Wissende, die alle Geheimnisse der Liebe und Umarmung beherrschte. Ich schämte mich meiner Naivität, meines deutschen Glaubens an die Reinheit der Frauen; meine Seele war mir wie ein weggeworfenes Papier zerknittert, und ich verlor die Lust, das Mädchen zu küssen; sie kam mir wie auf der Gasse oder wie von Räubern geschändet vor.

„Wer war der Räuber, der dich früher einmal raubte“, fragte ich halb gutmütig lächelnd, um meine bittere Enttäuschung zu verbergen.

„Frage mich nicht, — du machst, daß ich mich umbringen könnte, wenn ich mir unter deinen ruhigen Augen gestehen soll, daß er es war, der vielleicht der Mörder meines Vaters geworden ist.“

„Verflucht, unmöglich!“ brach es vor Entsetzen und Staunen aus mir hervor. „Der Polizeipräsident? — Der?“

Sie riß meinen Kopf an ihre Lippen und sagte: „Sprich nicht von ihm. Du bist ein Heiliger gegen diesen Menschen.“

Dann lief sie fort. Ich ging hinter ihr her bis zur Straßenecke, sie winkte ihrem Wagen. Sie gab mir noch einmal unter den Augen des Kutschers fest die Hand, sie stand in der schwarzen Mantille, mit den Handschuhen in der Hand und mit den halbentblößten Armen, prachtvoll und reizvoll vor mir, so daß ich ihre Hand plötzlich wieder heftig drückte, ihren Arm streichelte und halb scherzend sagte: „Komm morgen abend wieder! Du bist so schön, daß alle Heiligen dir gut sein müssen.“

„Morgen?“ fragte sie erschrocken und sah mich groß an.

Oh, ich hatte vor ihrer Schönheit im Mondschein

sogar vergessen, daß sie zu Hause eine weinende Mutter hatte, daß sie der Leiche des Abbé zum Grabe folgen mußte und dann erst wiederkommen konnte.

„Ich gehe mit meiner Mutter morgen zum Stiergefecht,“ sagte sie plötzlich rasch, „dort darfst du mich anschauen, aber bringe mich nicht zum Weinen. Meine Mutter sagt, wir müßten hingehen und dürften bei den drei Nationalsonntagen nicht fehlen, es würde sonst auffallen, daß wir wegblieben, und man könnte böse Klatschereien machen. Ich finde zwar, meinen Vater, der als Abbé allgemein als unser Familienfreund bei uns bekannt war, könnten wir auch öffentlich betrauern und sollten nicht zum Fest kommen, aber meine Mutter ist wegen der Briefe, die seit der Hausfuchung in den Händen der Polizei sind, so aufgereggt, daß sie zum Stierkampf gehen und versuchen will, den Polizeipräsidenten dort zu sprechen.“

Ich stand gedankenvoll da und konnte den Wagenschlag noch nicht zudrücken.

„Auf Wiedersehen morgen!“ sagte ich endlich ruhig.

„Auf Wiedersehen — Ich liebe dich! — Dich, ruhigen Europäer!“ Sie wendete mir rasch die Lippen zum Kuß hin und drückte den Wagenschlag zu. Dann fuhr sie fort, und ich ging nicht von der Stelle und sah dem Wagen nach, der bald hell, bald dunkel durch die Mondscheinstreifen und durch die Baumschatten unter den gewaltigen Laubneßen der gigantischen Alleebäume des Paseo fortjagte.

Langsam ging ich um den Halbkreis des Places der Glorieta di Colon auf dem Trottoir zu meiner Wohnung zurück.

Ich erstaunte über meinen winzigen Schatten: es mochte elf Uhr sein, und unter dem hohen Tropenmond, der senkrecht über mir stand, ging ich fast schattenlos hier auf dem schneehellen Asphalt des Trottoirs. Es war, als fehle mir etwas Altbekanntes. War ich wie Peter Schlemihl geworden, die alte Märchenfigur Chamisso, die ihren Schatten verloren hatte? Oh, ich hatte mehr verloren, viel mehr heute abend, ich hatte ein Ideal, eine Seele, eine Leidenschaft verloren. Was geblieben war, das war

nicht mehr Lust, sondern Lüsternheit, nicht mehr Inbrunst, sondern — Brunst des Körpers nach vagabundenhafter Frauenschönheit.

„Alter Idealist, alter Europäer! Altes deutsches Gemüt!“ so spottete ich, während ich mich um mich drehte und verwundert meinen Schatten am Boden im Mondschein suchte und statt eines Schattens nur einen kreisrunden Fleck um meine Füße sah, wie ein rundes schwarzes Brett unter einer Spielzeugfigur aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel, — so klein zusammengeschrunpft war mein Schatten unterm senkrechten Tropenmond. „Welch ein Tag, welcher Tag!“ sagte ich halblaut vor mich hin und setzte mich in meinem Salon in den Schaukelstuhl und wollte überlegen, was mir heute alles gedroht hatte; denn das Geständnis, daß ich kein junges Mädchen, kein unerfahrenes Geschöpf, sondern eine reife, erfahrene junge Frau in der Mexikanerin liebte, — das machte mir alles plötzlich unheimlich komisch. Deine Leidenschaft ist zu einer Mißgeburt ausgeartet, dachte ich. Statt daß ich Unerfahrenheit und erste Mädchenhingabe erlitten hatte, bot sich mir reife Frauenliebe, geschultes verständiges Liebesempfangen und bewußtes Liebesgenießen an.

Wie die Welt sich hier in Mexiko stündlich verwandeln kann: Ich war heute zum Heiligen in Ixtapalapa erklärt worden, und mir hatte sich eine Heilige in ein reales Menschenkind verwandelt. Ein Lebender war ein Toter geworden. Ein Polizeipräsident zum Verbrecher, ein Opalring war jetzt in einen Rubinring verwandelt worden, und ein feuriger ehrlicher Liebhaber in einen feurigen ehrlichen Lustling. Einem menschenfressenden Gott war ich entflohen, um der menschenfressenden Liebe in die Arme zu laufen.

Schlangen hatten mich heute verschont, und eine Frau hielt mich jetzt umstrickt und machte vielleicht morgen schon einen Mörder aus mir, der ihren Vater zu rächen, sich nicht vor Menschenblut scheute und schonungsloser als die Schlangen wurde.

Herrgott, ja, ich war in einem Zauberland; viel-

leicht war morgen schon wieder alles nicht wahr, und vielleicht wurde es niemals übermorgen, und alles blieb bei heute, wenn jetzt zum Beispiel jemand draußen am Vorgarten vorbei ginge, seinen Revolver abfeuerte und mich erschösse, angestiftet vom Polizeipräsidenten, weil ich seine ehemalige Braut und Geliebte bei Nacht hier empfangen hatte.

Mit einigem Galgenhumor betrachtete ich den rötlichen Rubinring an meiner Hand, dann stand ich auf, schloß die Glastüren, zog die Vorhänge zu und versuchte, als ich das Klavier schließen wollte, die Töne des Liedes der Ausruferin zu finden, von der das Mädchen gesagt hatte, daß sie sie mit Botschaften zu mir geschickt hätte.

Ich klimperte noch eine Weile die drei, vier Rufftöne, dann schloß ich das Klavier und ging in mein Schlafzimmer hinauf und war vor dem Spiegel ganz erstaunt, als ich bemerkte, daß ich noch im Reitanzug und in Gamaschen dastand.

Ich war sogar zu übermüdet, um an Essen und Trinken denken zu können; ich legte mich unter das Moskitoneß und schlief trotz zahlloser singender Qualgeister, zu Tode erschöpft, für ein paar Stunden ein.

Gottlob, daß die Götter den Schlaf erfunden haben; ohne Hilfe des Schlafes käme man sonst in manchen erregten Zeiten keinen Augenblick zu sich selbst. Man müßte sonst immer das Leben der andern leben; nur der Schlaf garantiert einem, daß man, wenn auch nur für ein paar Stunden, sein unumschränkter Herr wird. Wenn ich mich gar zu lebhaft von der Welt in Mitleidenschaft gezogen fühle, dann erscheint mir manches Mal der Schlaf als der einzige Zufluchtsort, der zurück zur persönlichen Ehrlichkeit führt.

Aber hier in Mexiko, umgeben von Moskitos, war es schwer, sich selbst nachts im Schlaf zu sich zurückzufinden.

„Nächste Woche reise ich ab!“ Das sagte ich mir laut vor, wobei ich mir schwor, wenn mich am Tag vor der Abreise die Reue wieder überfallen würde, nur an die Moskitos zu denken.

Europa, süß schlafendes, moskitofreies Europa, wie bist du so weit! Ahnte ich denn jemals, daß man nicht überall zu Hause sein kann, wo einen die Reise-
lust hinführt. — „Willst du mit mir nach Europa?“ so hatte ich vorhin das schöne Mädchen gefragt. Sie hatte den Kopf geschüttelt. Und doch wollte sie mit mir weiter als nach Europa reisen? Sie wollte mir alles, alles geben, sich selbst, — wenn ich ihr bei ihrer Rache helfen würde.

Hatte sie mich wirklich lieb? Fürchtete sie sich vor dem gesitteten Europa und schämte sie sich dort ihrer Abenteurernatur, weil sie nicht dorthin wollte? — Wer konnte das beantworten? Sicherlich wußte sie selbst nicht zu antworten! Wenn sie nicht nach Europa wollte, so war das Gefühl bei Orla ähnlich dem Gefühl der Angela, die auch keine Wagenfahrt nach dem Wallfahrtsort machen wollte, sondern lieber ins Mißgeburtenmuseum zu ihrem Paolo fuhr. Vielleicht hatte auch Orla noch einen Paolo hier, irgendwo, von dem sie noch nicht gesprochen hatte.

Jetzt schien mir alles möglich.

„Ich muß sie doch fragen, ob sie mich neulich im Sumpf in den Staubböhlen gern umbringen und mich unter sinken sehen wollte.“ Ich seufzte und schlief ein.

Am nächsten Nachmittag blieb ich in der Arena in der Loge des Präsidenten der Republik nur so lange, als es die offizielle Höflichkeit erforderte. Nachdem ich die mir bekannten mexikanischen Würdenträger begrüßt und mit dem Präsidenten den üblichen Händedruck ausgetauscht hatte, zog ich über meinen Frack den hellen Regengummimantel, den man hier Nachmittags „vor dem Regen“ immer bei sich haben muß, und schloß mich einigen Bekannten an, um hinunter zu den Ställen zu gehen und die Stieropfer, die dieser Sonntag fordern sollte, zu besichtigen.

Man hatte mir erzählt, es seien für die drei Nationaltage fünfzehn Stiere aus Spanien importiert worden; da sich nicht alle mexikanischen Stiere zum Kampfe eignen und die Spanier besondere Kampfrassen züchten, ließ man das Material zu den Nationalfestsonntagen direkt aus Spanien kommen.

Aber die Stiere interessierten mich nicht. Ich hatte einen Bekannten gefragt, ob er mir den Polizeipräsidenten zeigen könnte; und da er ihn nicht fand, fragte ich den wachthabenden Adjutanten des Präsidenten, der mir versicherte, der Polizeipräsident habe eine leichte Erkältung und käme heute nicht zu den Festlichkeiten; er sei bereits durch einen Diener abgemeldet worden.

Unten bei den Ställen der Stiere ließ ich meine Freunde vorausgehen. Ich selbst betrat einen der Entreekorridore, deren vier wie Schächte von vier Seiten in den Zirkus der Arena einmündeten.

Hier stellte ich mich neben dem Musikkorps auf, das da auf der Tribüne spielte, und von hier konnte ich gut die Loge des Präsidenten der Republik und rechts und links von dieser die Logen der Damen der mexikanischen Aristokratie beobachten, ohne im Gedränge selbst beachtet zu werden. Denn die Arena ist in zwei Halbkreise geteilt. Die eine Hälfte des Zirkus, die Schattenseite, ist für die weiße Rasse, spanische Mexikaner, Amerikaner und Europäer, die andere Hälfte, die Sonnenseite, ist für die farbige Bevölkerung bestimmt, für Indianer und Neger. Ich hatte den Diener meines Wagens gerufen, ihm meinen Zylinder gegeben und mir meinen weißen Panamastrohhut aus dem Wagen bringen lassen. Ich knöpfte jetzt den Gummimantel zu, und niemand konnte nun drüben aus den Logen in mir einen der offiziell Eingeladenen vermuten. Ich stand mit meinem Opernglas neben einigen weißen Clerks, welche die billigen Plätze auf der Sonnenseite der Indianer den teureren Plätzen auf der Schattenseite vorgezogen hatten. Unter meinem tief in die Stirn gezogenen Panamahut, hinter meinem Opernglas, konnte ich nun gut alle Gesichter der geladenen Gesellschaft beobachten. Ich suchte und suchte alle Damenreihen ab, alle weißgekleideten und mit weißen Spitzenschleiern frisierten Mexikanerinnen, die große rote Rosen-, Nelken- und gelbe Tigerlilienbuketts vor sich auf den Brüstungen der Logen liegen hatten. Die weißen Spitzen und Schleier gaben allen Damen, auch den ältesten, das Aussehen von Bräuten,

und die Reihen der Blumenbuketts vor ihnen waren wie bunte Reihen langer Blumenbeete, dahinter die tief defolletierten bleichen Brüste und die gepuderten bleichen Gesichter mit den großen sichelförmigen schwarzen Augenbrauen und mit den üppigen rot gefärbten Lippen wie Reihen von Wachsfigurenköpfen in Friseursschaufenstern auf die Arena hinabsahen. Die Frisuren, die Armgelenke, die Ohren und die Hälse aller Damen glitzerten von Goldgehängen und von Diamantenkrusten, alle Fächer wippten, die farbigen Tücher der Fahnen über den Logen hingen regungslos über den Köpfen der gepuzten Gesellschaft; denn ein brennend blauer Sonnenhimmel stand träge und einfarbig über der Arena. Kein Windhauch rührte die Fahnentücher, nur die Damenfächer und die Damenköpfe und die Brillanten bewegten sich ruckweise und geschäftig. Die Musik spielte eine Opernouvertüre. Die Sonnenseite der Arena, auf der ich stand, war so heiß, daß es mir schien, als drücke sich die Sonne wie flüssiger Siegellack durch meinen Panamahut, und als könne der Strohhut jeden Augenblick Feuer fangen.

Ich suchte die jungen Augen, die gestern abend bei mir in den Mond gestarrt hatten, die geweint hatten, die Zuflucht bei mir gesucht hatten, die ich geküßt und wieder geküßt hatte, und von denen ich dann abgeglitten war, während sie sich offenbarten und ihr Leben bloßlegten und aus Göttinnenaugen zu Menschenaugen wurden. Ich begriff nicht, daß ich gestern so töricht empfindsam hatte sein können; wie konnte ich Reinheit von einer Frau fordern, die mir keine versprochen hatte, die mir sofort in dem ersten Augenblick eingestand, was sie mir zu geben hatte, und was nicht.

Waren das nicht alte, veraltete Europarudimente in mir, die von der Frau Keuschheit verlangten, wenn man selbst als Mann keine Keuschheit mehr zu bieten hatte? —

Ich fand die junge Mexikanerin nicht, in keiner Loge, so sehr ich auch mit dem Opernglas alle Damengesichter prüfte. Sie war unsichtbar. Sie war nicht gekommen, wenn sie es auch versprochen hatte.

Die alte Sehnsucht nach Leidenschaft stieg in mir auf. Ich verwünschte meine anerzogenen europäischen eingebildeten und tyrannischen Idealanichten. Ich hatte sicher gestern beim Abschied das leidenschaftliche Mädchen verlegt, weil ich nicht mit ihm in den Wagen gestiegen war, wie sie wünschte, und vielleicht schämte sie sich heute, daß ich meinem Staunen so brutal im Augenblick der Enttäuschung Luft gemacht und gerufen hatte: „Verflucht! War es der Polizeipräsident, der dich verführte?“

Sie mußte gemerkt haben, daß ich mich enttäuscht fühlte, weil sie nicht mehr unberührt war, und es machte sie vielleicht bitter, dies mitten in dem Trauerschmerz um ihren Vater sich und mir eingestanden zu haben.

Ich empfand die Musik so laut; die Blechinstrumente dröhnten, als ob die tropische bombastische Sonne den einen Halbkreis der Arena wie ein glühendes Geschütz mit glühenden Kartätschen beschöffe. Die Musik donnerte, die Hitze donnerte, und von tausend Füßen und Spazierstöcken donnerten und dröhnten nun die Sitzreihen der trampelnden beifallswütenden Menschenreihen, die jetzt den runden Kessel des runden Amphitheaters bis zum Rand Kopf an Kopf erfüllten, und die Beifall stampften, wahrscheinlich, weil jetzt der Stier oder die unbekannte Stierkämpferin das Theater betreten hatten.

Ich spürte gar keine Lust, das Schauspiel mit einem einzigen Blick zu verfolgen; ich war froh, daß mir die weißen hohen Strohhüte von weißgekleideten Indio-nerinnen, die vor mir standen, die Aussicht auf die Arena verstellten.

Ich behielt meinen Feldstecher vor den Augen, stand wie in einem Versteck, und suchte immer wieder die weißen Reihen der Damen ab. Ich bemerkte auch, daß noch nicht alle Plätze besetzt waren, und rechts von der Loge des Präsidenten der Republik sah ich noch einige freie Stühle.

Jetzt kommt ein Diener in jene Loge und legt vor einen der freien Stühle ein großes weißes Rosenbukett auf die Logenbrüstung. Er tritt hinter den Stuhl, eine Dame nimmt darauf Platz.

Sie ist es.

Nun nickt sie zu der Präsidentenloge zurück, von wo alle Herren und der Präsident selbst ihren Eintritt bemerkt haben und grüßend nach ihr sehen. Sie grüßt etwas lebhaft und erregt zu den Herren der Loge zurück, nimmt ihre Korgnette und mustert die Arena.

Sie ist es nicht. Aber es ist ihre Mutter. Das von der Spitzenmantille eingerahmte Gesicht ist sehr geschminkt und restauriert, so daß man die Dame beim ersten Blick für ein junges Mädchen halten konnte. Jetzt aber, wo sie die Spitzenmantille von der Brust und vom Hals zurückschlägt, sieht man die Figur, den Hals und die Büste einer Frau, die schon altlich ist, und die, sehr weise, ihr Haar weißgepudert hat, um den Silberton des Altwerdens reizvoll interessant zu machen und durch das absichtliche weiße Haar jung zu erscheinen. Daß es die Mutter der Mexikanerin ist, sagte mir die auffallende Ähnlichkeit; sie sieht der Tochter zum Verwechseln ähnlich.

Aber wo ist sie, die Tochter? Warum ist sie nicht mitgekommen. Ist sie krank? Hat sich etwas ereignet? — Ein neues Erlebnis. Auch der Polizeipräsident ist nicht erschienen. Hat das Ausbleiben der beiden einen Zusammenhang?

Ich quäle mich mit Fragen und Sorgen. Darüber habe ich das Entree der Stierfechterin vorübergehen lassen. Ich bemerke jetzt erst an der Stille im Zuschauerraum, daß sich ein spannender Augenblick im Stierkampf vorbereitet.

Mein Opernglas schaut auf den Sandboden hinunter. In dem Rund meines kleinen Glases sehe ich winzig klein, zwischen den Rändern von zwei Indianerstrohhütten unten vor mir, die rottostümierte Stierkämpferin, im Männeranzug; sie springt zwischen den zwei Strohhütten hin und her, die vor mir die weitere Aussicht auf die Arena verbauen. Jetzt wendet sie sich um. Eine schwarze Seidenmaske bedeckt Stirn und Nase, um die Frau unkenntlich zu machen.

Ich muß an all die Gespräche im deutschen Klub denken, wo man seit Wochen von der Dame erzählte, die den ersten Stierkampf wagen wollte, und die nie-

mand kannte, und die sich nicht einmal dem Präsidenten zu erkennen geben wollte.

Ihr Mund ist sehr energisch. Ihr Kinn sehr vornehm und ihr Hals wundervoll in der Linie; die ganze Person hebt sich in dem enganliegenden roten Männerkostüm wie ein maskierter Page vom grauen Sand ab, als wäre sie eine der vornehmsten jungen aristokratischen Damen und direkt von den Logen oben in die Arena gesprungen.

Ich habe mir eine derbe, muskulöse, untersekte Frauensperson vorgestellt und bewundere nun dieses gewandte Geschöpf, das wie ein Jüngling, wie ein Page von edelstem Blut da unten bei den Vanderillos und den Reitern vor dem schwarzen Stier tanzt, der bereits von Blut trieft, und dem der bläuliche Blutglanz vom Rücken durch das pechschwarze Fell naß herabrieselt.

Kurze Dolche, an deren Griffen lange blaßblaue und blaßrosa und gelbe seidene Bandstreifen flattern, stecken dem Stier, von den Vanderillos hineingestoßen, hinter den Ohren im Nacken. Und der buntgeschleckte Strauß von Dolchen schwankt auf dem gedrungenen Stierhals wie ein lustiger Festkranz, und nicht wie eine eiserne Dolchtrause.

Zwei Pferde, deren Reiter eben abgesprungen sind, und die vor dem zur Raserei angestachelten Stier über die Barrieren in den Zuschauerraum flüchten, liegen am Boden hingestreckt; dem einen Pferde liegen die Gedärme als ein dicker roter Gefrösehaufen unter dem Sattel im Sand, dem andern hat der Stier den Hals aufgeschlitzt, und das Blut aus Maul und Nüstern wächst auf dem Sand zu einer großen schwarzen Pfütze, darinnen sich die Tropensonne spiegelt, weiß wie eine Quecksilberfugel.

Nun erscheint die Stierkämpferin wieder klein zwischen den beiden Strohtürmen der Hüte vor mir. Sie schwingt den roten Mantel, um den Stier auf sich aufmerksam zu machen und an sich zu locken.

Die Musik spielt sentimental „La Paloma“, und ich hebe mein Glas dichter vor die Augen, um den mantelschwingenden weiblichen Toreador besser sehen zu können.

Da ist es, als durchzuckte mich der Degen, den sie in der Hand hochschwingt.

Ich bin der festen Überzeugung, die Dame, dieser kämpfende Page da unten in der Arena, sei meine Mexikanerin.

Ich kann mir nicht klar machen, woran ich sie erkenne, aber ich erkenne sie plötzlich Zug um Zug, an Haltung, Gang, Armbewegung. Würde sie zu Pferd sein, so wäre ich überzeugt, daß es nur sie und sonst niemand sein könne.

Ich habe aber keine Zeit, sie zu beobachten, sie ist wieder hinter den Hüten verschwunden. Nun erwünsche ich meinen Platz. Ich werde unruhig. Ich bedenke nicht mehr, daß ich einen Frack und eine weiße Weste unter dem Mantel anhabe, ich knöpfe meinen Mantel auf, der mir zu heiß wird. Ich dränge vor, die Indianer sehen sich zögernd um. Als sie einen Herrn in europäischer Gesellschaftstracht zwischen sich sehen, machen sie mir alle Platz, als ob ich der Präsident der Republik in eigenster Person wäre.

Aber da ich zögere, vorzutreten, blicken sie sich untereinander verwundert an. Ich sehe eben, wie sich der Stier unten dicht vor der Frau aufstellt, daß er den Kopf bis auf den Sand senkt und von unten einen Hieb mit seinen Hörnern macht, der den Mädchenfingern aber nur den roten Mantel entreißt. Der Stier schleudert den roten Fegen von sich und sinkt plötzlich, vom Blutverlust zitternd und geschwächt, in die Knie.

Der Degen des weiblichen Toreador fährt ihm wie eine lange Nadel, sicher geführt und hart gestoßen, durch den Hals in die Brust hinunter, so daß wahrscheinlich dem Stier das Herz getroffen ist.

Mächtig dröhnender Beifall tobt rings um das Rund des Theaters; tausend Arme, tausend Hüte fliegen in die Luft, tausend Hände klatschen wie ein knatterndes Gewehrfeuer; tausend Füße stampfen unaufhörlich, endlos, und tausend Bravorufe schallen. Fächer, Hüte, Geldtaschen, Blumenbuketts, Handschuhe, goldene Uhren, Taschentücher, ein Regen von klirrenden, flatternden, glitzernden Dingen wirbelt aus allen Logen

durch die Luft, von allen Plätzen, von allen Reihen, und das Winken der Frauen und das Händeklatschen und Fußestampfen nimmt kein Ende.

Mitten in dem Hagel der tausend Gegenstände steht die Stierfechterin bei dem zusammengestürzten schwarzen toten Stier, der da wie eine schlafende Kage, die Schnauze nach dem Schwanz gedreht und harmlos aussehend am Boden fauert.

Eben kommen sechs lichte Schimmel, auf den Köpfen rote Straußenfedern, zwei und zwei hintereinander vor einen eisernen Rechen gespannt, in die Arena. Und es sieht so aus, und es klingelt von Schellen am Geschirr der stampfenden Pferde, daß man glaubt, nun beginne eine Zirkusnummer.

Meine Lippen flüstern: „Orla! Orla! Orla!“ Als könnte ich durch die schwarze Maske der Stierfechterin sehen, so deutlich erblicke ich Orlas Gesicht dahinter. Eine gewaltige Aufregung macht mich mitten im Sonnenschein kalt und heiß, als ob ich in kalten und eisigen Luftströmungen auf einem freien Berge stünde und ins Thal hinunterschaute, wo Blut, Kampf, Tod und Triumph herrschen — und Liebessehnsucht.

Man hat den Stier auf den eisernen Rechen gelegt, und die Stierfechterin soll den Triumphrundgang vor den sechs weißen Schimmeln antreten, die den getöteten Stier auf dem Rechen hinter sich her schleifen. Man hat die zwei blutigen toten Gäule aus der Arena geschleift und den Sand zum Triumphzug rasch gereinigt und geglättet. Die schellenklingenden Schimmel und die Musik begleiten das Mädchen mit Triumphgetöse, und der Beifall vor dem sich verneigenden Mädchen ist endlos.

Es ist, als sei der Himmel mit Donner und Kaszaden von rauschenden Wolkenbrüchen in die Arena gestürzt, so elementar braust der Beifall, so elementar macht sich hier das Empfinden der Tausende von Zuschauern Luft, deren Blutdurst angestachelt, bis zum Fieber angestachelt wurde.

Es ist, als ob das ganze Theater auf allen Reihen bis hoch hinauf ein zuckender Leib geworden sei, der wie ein bewegter Ring aus Armen, Gesichtern und

Händen, wie eine dicke lebende Schlange rund um die Arena kriecht, darinnen jetzt die fast schwache, zarte Mädchengestalt in roten Kniehosen und weißen Strümpfen und schlanker Taille nochmals erscheint. Nachdem die Schimmel den Stier fortgeschleift haben, steht sie als Siegerin unscheinbar wie eine Marionette dort unten allein im Sand und bewegt sich grüßend nach allen Seiten und vor allem nach den Logen des Präsidenten und der Aristokratie, — aber sie ist dabei immer noch schwarz maskiert. Wieder wirbelt ein noch reicherer Regen von Gegenständen, Blumen, Drangen, Operngläsern, Taschenuhren durch die Luft. — Plötzlich zuckt das sich lächelnd verbeugende Geschöpf zusammen, als habe sie ein Gegenstand an den Kopf getroffen, — man sieht eine kleine Rauchwolke zu ihren Füßen, und mit einem leichten Aufschrei stürzt sie mit dem immer noch maskierten Gesicht vornüber in den Sand, streckt die Arme weit von sich, greift mit den weißen Händen durch den Sand, als ob sie schwimmen wollte, schlägt um sich, als ob sie etwas abwehrte, und bleibt regungslos liegen, die Knie an die Brust heraufgezogen. Totenstille, die Musik bricht jäh ab, und einige Leute eilen von allen Seiten zu der Hingestürzten, tief gebückt, als ob sie auf Händen und Füßen zu ihr liefen.

Ich stoße die Indianer auf die Seite, ich fühle unter meinen Händen die muskulösen Körper von ein paar Duzend umgestoßenen Indianern, die ich zurückdrängen mußte, um zur Barriere hinunter zu kommen. Ich rede laut mit mir:

„Orla — ist gestorben. Es muß einer eine Pistole vor ihre Füße geworfen haben, und diese ist losgegangen.“ So sprach ich, während ich mich durchdränge, hinunter in die Arena, als ob nur ich allein der Gestürzten helfen könnte.

Ich sehe durch die letzten Menschenreihen, die ich noch zu durchdringen habe, daß die Arena von Menschenmassen gestürmt wird, meistens von Herren, Europäern und Amerikanern, die das Mädchen aufheben. Man hat ihr die Maske abgenommen, aber ich kann nur die schwarze Larve in der Hand eines Herrn sehen.

das Gesicht der Stierschächterin ist verdeckt durch die Rücken der Herren.

Jetzt komme ich an die Barriere, klettere hinüber, schiebe die erstaunten Herren beiseite, — da sehe ich die großen grauen Augen einer mageren Frau, die mich mit geröteten Augäpfeln entsetzt anstarrt; Blut quillt ihr in dünnem Streifen aus dem einen Mundwinkel, man hat ihr einen Herrenpaletot um den Leib gewickelt und Herrenpaletots als Kopfstützen unter ihren Kopf gelegt. Zwei, drei Herren, Ärzte, knien bei ihr und nesteln ihr Hemd am Halse auf.

„Einen Schuß in den Unterleib, oder in die Lunge,“ sagt ein Herr, mit einer roten Riesennelke im Knopfloch seines Fracks, halblaut zu mir.

„Muß sie sterben?“ fragt ein anderer.

„Sie sah hübscher aus mit der Maske. Sie hat ein häßliches Gesicht,“ sagte ein Offizier neben mir, und er kaut an einer kalten Zigarette, aus der er vergeblich Rauch in die Luft blasen will.

Ich wußte nicht, warum ich da stand.

Es war eine fremde Frau, die von einer ihr unsinniger Weise im Übereifer zugeworfenen Pistole, die sich entladen hatte, zu Tode verwundet worden war.

Ich stehe noch und denke darüber nach, wie so gar nicht ähnlich doch diese Frau in der Nähe der schönen Mexikanerin ist, sie ist viel magerer. Sie ist nicht so grazios. Sie geht mich gar nichts an. Sie rührt nur mein Mitleid, nicht aber meine Leidenschaft. Ich war ein Narr, daß ich eben während einer Viertelstunde ihr alle Aufmerksamkeit gewidmet habe, ohne mich nach der Loge, wo Orlas Mutter sitzt, umzusehen.

Ich schaue hinauf.

Da oben steht aufrecht die junge Mexikanerin neben ihrer Mutter. Aber an ihrer Seite sehe ich einen vollbärtigen, hohen, schwarzen Herrn, nicht mehr sehr jung, der hat den Arm unter Orlas Arm geschoben und hält das Mädchen, vor allen Damen, die sich tumultuarisch neben ihm unterhalten und mit Operngläsern gestikulieren und auf die verwundete Stierschächterin starren, alle ausgerichtet, als ob die Leute

in allen Logen auf mich heruntersähen, weil ich so erstaunt hinaufstarre.

„Sagen Sie, bitte, ist das nicht dort in der rechten Loge, rechts von der Loge der Republik, — der einzelne Herr in Galauniform, unter all den Damen, ist das nicht —“ Ich mußte schlucken.

„Der Polizeipräsident, meinen Sie?“ sagte höflich der Offizier mit der kalten Zigarette. „Jawohl, und die Dame, deren Arm er hält, ist seine Braut. Ein stolzer Herr, ein schönes Brautpaar. Man sagt, es sei augenblicklich das schönste Brautpaar in der ganzen Hauptstadt.“

„Jawohl,“ sagte ich, „ich kenne kein schöneres!“

Dann, als mich der Offizier um Feuer bat, wurden wir durch Menschen getrennt, die sich zwischen uns schoben, und ich verlor ihn gern aus dem Gesicht, weil mir übel und krank und so trocken im Halse wurde, daß ich fühlte, ich hätte kein lautes Wort mehr sprechen können.

„Welch ein Unfug, Pistolen in die Arena herunter zu werfen; so was kann doch auch nur in Mexiko passieren. Und dort oben steht der Polizeipräsident in eigenster Person und tut, als ob die Sache hier unten unter seiner Würde sei. Er denkt nur an Vergnügen, der hohe Herr, und an seine reiche Braut.“ Ein norddeutscher Herr sagte das im Vorübergehen zum deutschen Konsul, der mit ihm ging.

Ich ging langsam aus der Arena und vermied es, zu den Logen hinaufzusehen. Aber ich sah noch, wie eben der Präsident mit seinem Stab die Treppen herabstieg, neben ihm jetzt der Polizeipräsident, und wie alle in die Arena eilten, wo immer noch die Ärzte um die Verwundete beschäftigt waren.

Das Theaterpublikum war ein Getümmel von Aufgeregten geworden, man drängte, man stieß sich, man sprach leise, und man schrie sich an. Manche Damen eilten zu ihren Wagen, andere weinten in den Logen. Ich sah die Mexikanerin und ihre Mutter nicht mehr, und als ich zur Ausgangstür hinaustrat, wo die Fahnen in Massen vom Himmel niederwallten, die grünen Girlanden schon welk hingen und die Autos

und Wagen lärmend vorfahren, da sah ich eben Orla zu ihrer Mutter in den Wagen steigen. Sie zog die Spitzenmantille dicht vor das Gesicht. Sie konnte mich aber nicht gesehen haben. Sie schien sich vor der Menschenmenge zu schämen. Während ihre Mutter vergnügt lachend den Fächer bewegte und die einzige Dame war, die der Unglücksfall der Stiersechterin nicht erschüttert hatte, saß die Tochter regungslos im Wagen.

Der Portier klatschte in die Hände und schrie durch die hohlen Hände laut meinen Namen aus, damit mein Kutscher vorfahre.

Da wandte sich Orla im fortfahrenden Wagen um, aber mein Kutscher schob sich mit den Pferden zwischen sie und mich, ich konnte keinen Blick von ihr auffangen.

Ich stieg in meinen Wagen und ließ das Wagendach schließen, da eben die ersten Tropfen des Nachmittagsregens fielen.

Dann lehnte ich mich drinnen in die Kissen zurück und hielt mein Taschentuch vor das Gesicht, als der Wagen fortfuhr. Jeder, der von draußen hereinsah, muß wohl geglaubt haben, daß ich über die verwundete Stiersechterin weinte.

Aber ich weinte nicht. Ich sah immer noch im Geist die Loge, den Arm des Polizeipräsidenten Orlas Arm halten, sah immer dieses Bild. Ich preßte nur mein Tuch an meine Schläfen. Es war, als hätte ich eine Kugel im Kopf und hätte Wundfieber, so heftig preßte sich mein Blut in die Stirn und war um mich wie ein dumpfes Donnern. Schreck, Leid, Bestürzung, Ungewißheit wirbelten in mir durcheinander. Denn Herzbeben ist gründlicher als Erdbeben. Ich sah Hoffnungen einstürzen, hörte Gelächter, ohne daß jemand lachte, hörte Wutgeheul, ohne daß sich meine Lippen öffneten. Das Herz ist ein lebendes Wesen für sich in uns Lebenden. Selten, daß es seine Stimme gebraucht, so selten wie das stille Wild im Walde, das nur aufschreit, wenn es angeschossen ist, das dann klagt und brüllt und eine Stimme bekommt, die es vorher selbst noch nie ge-

hört hat. Und staunend, erschrocken und mit Genugtuung hörte ich aus meinem Fleisch mein Herz schreien, und ich lauschte ihm unter Schmerzen und voll Ehrfurcht.

Der Tropenregen stürzte jetzt draußen nieder, wie Wasserwände stand er um den Wagen; an der nächsten Straßenecke stauten sich Wagen und Automobile, und mein Wagen geriet im Gedränge dicht neben einen anderen, darin die Mexikanerin mit ihrer Mutter saß.

Der Regen aber war dicht und beschlug die Fenster grau, so daß ich die Damen wie in tiefer Wasserflut sah, wie Spiegelungen farblos, wie ein mattes Bild auf behauchten Metallscheiben, — ich sah beide drüben hinter den großen grauen Scheiben ihres Wagens, trotzdem sie ganz nah waren, doch nur wie ferne Erscheinungen. Das Mädchen saß und schrieb mit einem Bleistift in ein kleines Notizbuch. Ihre Mutter saß neben ihr und versuchte, mit dem Taschentuch die Fensterscheibe hellzureiben, was ihr nicht gelang, da der Flutregen die Scheiben von außen trüb bespülte. Die Mutter schien über die Tochter jetzt geärgert zu sein. Diese saß und schrieb und starrte dazwischen der nutzlosen Hantierung der Mutter zu, welche hartnäckig ein Stückchen der Scheibe klarreiben wollte. Die beiden Damen schauten von mir fort, und ich hätte mich gern durch irgendein lautes Zeichen bemerkbar gemacht, aber der Regen vollführte einen solchen zischenden Lärm wie das Sturzwasser an einem Mühlenrad.

Da saßen wir beiden Menschen fast nebeneinander und durften uns nicht einmal die Hände reichen. Ich sah auf das fließende Wasser, das jetzt fast bis an die Achsen der Räder reichte und über einen Meter hoch wie eine Hochwasserflut durch die Straßen raste.

Die Trambahnen standen still. Es war irgendeine Störung eingetreten, und zehn Wagen hintereinander sperrten den Verkehr; wir konnten die Straße nicht kreuzen.

Sollte uns das Leben auch so voneinander fortspülen, sie und mich, wie jetzt hier der Tropenregen vorbeischoß? In einer Stunde würde dieser Regen

wieder vergessen sein, wie ein Nachmittagsereignis vergessen, und niemand kümmerte sich mehr darum, daß man ihn erlebt hatte.

Ist so auch unsere Leidenschaft?

Ich betrachtete Orla. Sie nagte an dem kleinen goldenen Füllfederhalter, mit dem sie geschrieben hatte. Sie sah aus wie eine Meduse. Ihr Haar war geringelt wie Schlangen, und es sah aus, als jage eine Flut von Luftwellen und Gedankenwellen durch seine Locken, die sich natürlich bauschten, als ob das junge Mädchen immer auf dem Rücken eines Pferdes säße, und als ob sich davon das Haar, aus Gewohnheit am stürmischen Reiten, aufbäumte und wellig türmte. Auch wenn sie nicht mehr ritt, behielt das Haar diese kühne, energische Lockenlinie, die immer von Mut und Wagnis sprach.

„Sie hat Milliardärinnenaugen,“ hatte damals der Reitlehrer zu mir gesagt, als wir zum ersten Male von ihr sprachen. „Sie hat die Augen blank wie blaue Bankscheine,“ fügte er hinzu.

Er hatte recht: sie hatte die Augen des eisernen Reichtums, Augen, die locken und fernhalten zu gleicher Zeit, wie die Lust und die Last, die der unermessliche Reichtum mit sich bringt.

Ich hatte gar nicht weiter über ihr Vermögen nachgedacht. Ich erinnerte mich jetzt, daß neulich ein Bekannter im Deutschen Klub erzählt hatte, der Vater ihrer Mutter hätte Kohlenminen in Nordamerika besessen und eine ganze Stadt sein eigen genannt, die auf dem Grund und Boden seiner Bergwerke in dreißig Jahren zu einer Industriestadt erwachsen wäre. Er hätte sich später nach Mexiko zurückgezogen. Seine Tochter, die Mutter Orlas, galt als eine der reichsten Frauen, und als eine der leichtlebigen in der Republik Mexiko.

Ihre einzige treue Liebe, von der aber niemand wußte, war der Abbé gewesen. Von ihren andern Liebhabern allen wußte man, nur in ihrer Beziehung zum Abbé hatte sie es verstanden, als unantastbar vor der Welt zu erscheinen; und — gerade er war der Vater ihrer einzigen Tochter.

Ihr hatte sie die Augen ihres Reichthums und ihres Mutes zum Leben mitgegeben, — diese seltenen, unerschrockenen Mädchenaugen, die, oft abwesend wie künstliche Glasaugen, unbeweglich starren konnten, Augen, die zwischen den Lidern wie die Zähne zwischen den Lippen unbeweglich stillstehen konnten.

Ich hatte Muße, sie zu betrachten, und Zeit, abzuwarten, ob sie mich nicht fühlen würde.

Sie schrieb jetzt wieder in das winzige Buch auf ihrem Schoß.

Nun wendet sie den Kopf nach der Scheibe, durch die ich sie betrachte, und — sieht mir in die Augen. Sie sieht mich. Sie sieht mich lange an, als ob ich nicht ich wäre.

Sie denkt hinter ihren unbeweglichen Augen ein paar großzügige Gedanken, — das fühle ich.

Ich hatte eben überlegt, wie es wäre, wenn ich meinen Wagen trotz des Regens verlassen und mich einem von den Indianern anvertrauen würde, die die Leute durch die Flut von den Haustüren zu den Trambahnen trugen, und mich an einem Restaurant absetzen ließe.

Aber Orlas Augen sitzen jetzt fest an mir wie gestern ihre Hände, als sie meinen Kopf nahm, ihn zu sich bog und sagte: „Ich will dir weiter als bis nach Europa folgen.“

Orla steht jetzt auf und nähert sich der Scheibe ihres Wagens, um sie herunterzulassen und zu mir zu sprechen. Ich rühre mich nicht. Ich bin noch betroffen, ich sehe unter ihrem Arm, der jetzt das Fenster herabläßt, im Geist noch die Hand ihres Bräutigams, mit dem sie vor nicht mehr als fünf Minuten oben in der Loge der Arena stand.

„Was will sie von dir, wenn sie eben noch den andern am Arme gehalten hat!“ fährt mich mein Herz trotzig und beleidigt an.

Eben setzen sich alle Trambahnwagen in Bewegung. Und auch der Kutscher von Orlas Wagen und meiner rufen die Pferde an, — die Wagen bewegen sich langsam.

Orla läßt drüben den Vorhang an der Glasscheibe

ihres Wagens herunter und sagt mir zugleich stumm mit einer energischen Handbewegung, daß ich dasselbe mit dem Vorhang in meinem Wagen tun soll.

Ich greife mechanisch nach dem silbergrauen Rollvorhang und ziehe ihn herab und denke, es werde irgendein Sinn bei diesem Augenbefehl sein; es war mir, als würde der Vorhang alles erklären können, wenn er zugezogen wäre.

Ich höre Orla draußen mit lauter Stimme ihren Kutscher anrufen. Ich öffne schnell den Wagenschlag. Es ist mir, als sähe ich durch den geschlossenen Vorhang, daß sie mich sprechen will. Sie steigt in demselben Augenblick von einem Trittbrett zum andern und zu mir in den Wagen. Ich halte sie fest, da mein Wagen schon fährt, und helfe ihr und fasse sie unter den Arm, sie springt in den Wagen, aber sie verfängt sich mit den Fußspitzen in ihre Kleiderfalten. Ich ziehe sie mit aller Kraft herein. Dabei kracht ihr Seidenmieder in allen Nähten, und der Ärmel zerreißt an der Achselnaht, — die dünne, blanke Seide schligt wie weißes Papier bis in den Rücken ihrer Taille auf.

Sie lacht. Ich lache und schließe rasch die Türe; Orla hält sich an meinen Füßen fest, greift an ihre Frisur und lacht unbändig. Durch den Sturz und den Sprung sind auch die Haarnadeln herausgefallen, der Spitzenschleier hat sich gelöst und hängt um ihre Hüften. Die nackte rosig gelbe Schulter sieht wie das Blütenblatt einer großen Teerose aus dem Seidenschlitze, ihre Haarringel fallen im sich schüttelnden Wagen lose um ihre Ohren, über die Wangen. Aber es ist alles so unerwartet verrückt, konfus und doch so bitter ernst, daß Orlas Lachen plötzlich in Weinen umschlägt. Sie sitzt im Wagen auf dem Teppich des Fußbodens und weint, weint, mit der Stirn an mein Knie gelehnt, weint unaufhaltsam, so wie sie gestern abend weinte.

Da ist sie plötzlich wieder ganz im Innersten meines Herzens zu Hause. Von dem Tumult, in dem ich mich noch eben befand, ist jedes Echo verschollen. Mein Herz, das angeklagt hatte, hat jetzt nicht einmal Zeit zu entschuldigen, nicht einmal Zeit zu ver-

ziehen; es weiß nur noch von Zärtlichkeit, es ist voll von Zufriedenheit, daß es das Mädchen mit Händen und Lippen fühlen darf. Ich küsse Drla ins Haar, auf den Nacken, auf die nackte Schulter, die sich aus der zerschlagenen Seide heraus an mich schmiegt. Ich biege ihren Kopf zurück, küsse ihren Mund, ihre Augen, ihr Kinn und lasse mein Herz für jeden Schrei, den es vorher geschrien, jetzt Küsse finden, — Küsse ohne Atem und ohne Besinnen.

Sie läßt sich küssen, küßt mich leidenschaftlich wieder und weint dabei leidenschaftlich. Ihre Tränen hängen an meinen Wangen, ich schmecke sie auf meinen Lippen.

Ich frage sie nicht: „Warum weinst du?“

Ich weiß, daß sie sich auf den Wunsch ihrer Mutter wieder verlobt hat. Wahrscheinlich damit dieser Polizeimensch die Briefe von dem Abbé wieder herausgibt. Aber muß sich die Mutter denn schämen, einzugestehen, daß der Abbé Drlas Vater ist, — jetzt, wo er tot ist?

Alles das haben mir ihre Küsse und ihre Tränen, ohne ein Wort der Aussprache, mitgeteilt, und meine Küsse und meine Augen haben Drla gefragt, ohne daß unsere Lippen sprachen.

Es gibt eine Allwissenheit unter den Liebenden, die ist immer in dem stärksten Liebesaugenblick da; jedes Herz weiß von dem Herzen, das es liebt, hellhörend plötzlich alles. Denn wie es helllichtige Augenblicke gibt, so gibt es auch ein Hellhören.

Niemand spricht, niemand fragt, und doch tauschen zwei Wesen Gedanken in langen Sätzen aus; sie haben nicht gesprochen und doch gehört.

Drla brachte auch jetzt noch keine Entschuldigung vor.

Aber ein neuer Tränenenergus, eine neue Umarmung sagte mir: „Verzeih! Ich mußte dies für die Mutter tun, verzeih mir für heute. Morgen ist vielleicht alles anders. Verzeih mir bis morgen. Glaube mir, ich weiß, daß es nicht so bleibt, wie es heute auf Wunsch der Mutter aussieht. Du weißt es sicher auch. Vergib mir, bis ich wiederkomme.“ Dann drückte sie mir

das kleine Elfenbeinnotizbuch in die Hand. Ich verstand, daß sie darin an mich geschrieben hatte.

Der Wagen hielt.

Sie sah mich an und breitete rasch ihre große, weiße Mantille aus: diese bedeckte ihren Kopf, hing wie ein Schleier über ihr, sie wickelte ihre Figur, ihr Gesicht in den großen Spitzenschal, darinnen sie ganz verschwand, — ich fand nur noch ihre Hand zum Kuß, und ich küßte rasch jeden Finger, ich küßte ihre Hand und lehnte sie an meine Wange, — aber an dem einen Finger sah ich einen Opalring, der wie das Auge eines Blinden, wie ein kleiner, weißer, leerer Augapfel leuchtete.

Sie stand jetzt halb aufrecht im Wagen, und ich saß.

Sie hielt sich, als der Wagen hielt, noch einen Augenblick an meinem Haar fest. Sie fuhr mir mit der Hand über die Wangen und die Schulter, als wenn sie mich nie loslassen wollte, dann stand der Wagen still. Unkenntlich ver mummt stieg sie aus, als ein Diener von draußen öffnete. Es war ihr Portier. Sie hatte zwischen den Tränen geflüstert: „Ich sagte vorhin zu meiner Mutter: ich steige einen Augenblick in den Wagen einer Freundin. Und ehe meine Mutter antworten konnte, war ich ausgestiegen und in deinem Wagen verschwunden . . .“

Hatte sie das gesagt, oder hatte ich auch das gehört? Ich konnte es nicht mehr bestimmen.

Ich fuhr nach der Glorieta in meine Wohnung.

Ich las das Notizbuch unterwegs noch nicht.

Ich wollte noch nicht Buchstaben und Worte in die Küsse und Tränen mischen, die mich wie eine Welt umgaben, welche aus dem Himmel auf die Erde in diesen Wagen gefallen und wieder von der Erde verschwunden war, als der Wagen wieder an Orlas Haus gehalten hatte.

Ich hätte am liebsten diesen Wagen heute gar nicht mehr verlassen. Diese hellen Rissen, die geschlossenen grauseidenen Vorhänge, die voll von der Nähe eines geliebten Weibes waren, — sie sahen aus, als hätten sie jetzt für immer ihren Zweck erfüllt und könnten

jetzt nie mehr ganz leer stehen, — so reich, üppig und erinnerungsschwer sah mich das Wageninnere an, daß ich es nur ungern mit meiner leeren Wohnung vertauschte. In Orlas Notizbuch las ich zu Hause dasselbe, was wir uns schon schweigend unter Küssen gesagt hatten. Aber das kleine Buch hatte ich jetzt lieber als den Rubinring, den ich gestern mit ihr getauscht hatte. Über dem kleinen Buch hatte ich sie, Wagen neben Wagen, belauscht, hatte gesehen, wie sie ausfuhr, wenn sie an mich dachte und an mich schrieb. Und dieses Gesicht, das sonst ein Geliebter selten von der Geliebten zu sehen bekommt, war mir wertvoller als die Erinnerung an den Mondscheinabend in meinem Zimmer, wertvoller als die Erinnerung an den ersten Kuß. —

Ich las in dem Notizbuch, daß ich noch acht Tage, bis zum Schluß des Nationalfestes, Geduld haben mußte. Früher könne sie nicht wieder zu mir kommen. Nach dem Nationaltag hoffe sie, daß sich eine Lösung finden würde. Vorläufig müsse sie noch den Schmerz über den Verlust ihres Vaters mit der Mutter teilen und der Mutter zu Wunsch und Willen sein. Nach den offiziellen Festlichkeiten (von denen sich ihre Mutter des Geredes wegen nicht zurückhalten wolle), hoffe sie eine endgültige Lösung ihrer Verlobung zu erzwingen.

Acht Tage, — wie acht Lebensalter, so unendlich schien mir diese Spanne Wartezeit. Jetzt, wo ich ihre Küsse noch auf den Lippen fühlte, sollte ich acht Tage von der Erinnerung an diese Küsse leben.

Ich mußte jemanden sprechen, ich wollte nicht acht Tage in den Straßen von Mexiko wie ein der Fährte nachwitternder Jagdhund durch alle Straßen gehen und bei jedem Wagen, der um die Straßenecke führe, hoffen, ich würde Orla sehen, und fürchten, ich würde sie mit dem Polizeipräsidenten sehen müssen.

Als der Regen nachließ, war, wie immer in dieser Zauberwelt der Tropen, sofort wieder der ewig grünlichblaue Welthimmel da, der hier, in der heißen Zone und bei der hohen Plateaulage der Stadt Mexiko, ein eisiges Grün in seiner Bläue ausstrahlt, wie ein

Gemisch von zwei bengalischen Feuern. Geisterhaft klar und nicht so gesättigt einfach blau wie in der heißen Zone der Küste von Vera-Cruz sieht der Himmel auf die hochgelegene Hauptstadt.

Das Sturzwasser des Tropenregens, das vorher, über die Achsen der Wagenräder und fast bis an die Plattformen der Trambahnen reichend, sündflutartig durch die Straßen schoß, ist eine Stunde später verschwunden; niemand spricht mehr von diesem Wassersturz aus tiefschleppenden Wolken, man ist sofort wieder in die Gewohnheit des klaren Himmels eingelebt, und auch der Abendkorso nimmt seinen gewöhnlichen heftigen Verlauf, wie eine zweite Sturmflut von Pferden, Wagen mit defolletierten Frauen und vornehmen Reitern, die den Paseo überschwemmen, ein blickendes Gewoge aus Leidenschaft, Raffigkeit und Gefallsucht. Die wilde Wagenfahrt begann, die nach dem Regen plötzlich vor Sonnenuntergang in den Straßen einsetzt und auf dem Paseo unter den regenblinkenden Laubgewölben der Alleeabäume dahinrast und mit schwindelnder Schnelle die Abendluft durchcilt. Die Stämme der Tamariskenbäume der Promenade sind vom Regen feucht und rot gefärbt; wie ungeheure Fackeln stehen die Riesenbäume auf eine Meile hinunter bis zum Schloß von Chapultepec und lassen den Zug der Wagen allabendlich an sich vorbeistürmen und bleiben mit ihrem roten Holz wie die rothäutigen Indianerhäuptlinge gelassen; unerschütterlich in ihrer Ruhe, erwarten sie, umgeben von der Unruhe der vorbeistürmenden Menschen- und Pferdeketten, die Nacht, würdevoll und festgewurzelt im uralten Heimatboden.

Die europäische Abenteuerwelt, die da den Corso, die Abendglocken, die öffentliche Jagd nach Ehre, Leidenschaft und Geld mit nach Mexiko verpflanzt hat, bleibt den Bäumen so fremd wie den Indianern, die diese Stadt neben den Europäern bewohnen.

Sie mischen sich kaum unter die Massen der um Sonnenuntergang aus der Stadt stürmenden Wagenreihen. Höchstens, daß einmal eine Indianerfamilie in breiter Reihe daherwandert und alle, Vater, Mut-

ter, Verwandte und Kinder, sich in einer Reihe sanft an den Händen halten, als wären die grauen Eltern und die verheirateten Familienmitglieder alle zusammen Kinder, wenn sie feiern und Beschaulichkeit genießen. Und das Wort „lustwandeln“ paßt so vorzüglich auf die sich immer an den Händen führenden rothhäutigen Leute, wenn sie spazieren gehen lautlos wie Wolken, ohne Zwang und ohne Frechheit, neben den eingebildeten, den erzwungen höflichen und frech lüsternen Reihen der Europäer, denen sie vorsichtig ausweichen, aber mit einer Vorsicht ohne Demut.

Ich saß in meinem Zimmer auf dem Schaukelstuhl und hatte nach meinen Erlebnissen, nach dem Stierkampf und nach dem Liebesgenuß im Wagen, keine Lust, mich unter die Korseleute zu mischen.

Ich ließ mir Wasser und Zitrone zu einer Limonade bringen, vergaß aber die Zitrone ins Wasser zu pressen, bemerkte es jedoch nicht eher, als bis ich mein Glas ausgetrunken hatte, — da erst sah ich die unberührte Zitrone auf dem Teller.

So abwesend kann Liebe machen, dachte ich, sie suggeriert dir Zitronen ins Wasser, du schmeckst Dinge, die du gar nicht berührst, die Vorstellungsgabe wird durch die Liebe bis ins Wunderbare gesteigert, du wirst von ihr nicht bloß allwissend, sondern auch allkörperlich gemacht. Geschmack, Gehör, Gesicht werden in eine vierte Dimension versetzt, in die Dimension einer Sinnenwelt, die sich aus nichts eine Wirklichkeit schafft und die Wirklichkeit ins Nichts auflösen kann. Ich hatte vorher im Wagen Worte gehört, die die geliebten Lippen nicht sprachen, und die nicht an meine Ohren dringen konnten, und die mir doch als Sätze ins Bewußtsein traten. Ich schmeckte jetzt den Saft der Zitrone, trotzdem das Wasser destilliert war und keine Zitrone und keinen Zucker enthielt, — ich schuf mir aus Nichts eine Sinnenwelt. Und vorhin, als wir uns im Wagen hinter den geschlossenen Vorhängen geküßt und der Regen uns wie Himmelsweben umgeben hatte, wußten wir nichts mehr von der Wirklichkeit, und jeder Kuß entrückte uns fort von der Welt, hinaus in den Weltraum, ins Nichts.

Liebe erleben, heißt alles erleben, — Endlichkeit und Unendlichkeit in einer Sekunde, in einem Kuß verkörpert und in einer Umarmung.

„Mehr als Liebe gibt es nicht!“ Diese Worte eines drastischen Buches, das ich früher einmal in Europa gelesen hatte, mußte ich mir jetzt immer wiederholen, und dabei begriff ich nicht, warum ich diese Worte nicht schon damals so gut gefunden hätte wie heute. Ich hatte aber jetzt mit der Liebe auch das Verständnis für Tiefe und Geist erhalten und fühlte mich seit dem Augenblick, da ich Orla geküßt, auch allen Dichtern der Welt verwandter. Trotzdem ich nie Verse machen konnte und nie welche gemacht habe, überfiel mich jetzt die Sehnsucht, in Versen zu sprechen, die Worte tanzen und anschwellen zu lassen, weil genießende Liebe das Blut musikalisch, rhythmisch macht und Körper und Geist zu einer Harmonie verbindet, als tauchten Körper und Geist zusammen im Takt der Weltallharmonie unter. Denn die Welt ist kein Chaos, — sie ist Musik, Gedicht, plastisches und farbiges Kunstwerk. Dieses offenbart sich aber außer den Künstlern, die die Erkenntnis des Weltgenußes und des Kunstgenußes mit in die Wiege bekommen haben, den gewöhnlichen Sterblichen im Liebesgenuß, wo sie sich für Augenblicke gleich den höchsten Künstlern erheben fühlen und dann für Sekunden das Weltall unbewußt als harmonisches Kunstwerk empfinden, auch wenn sie vorher Grübler, Zweifler und weltmüde Leute waren, — der Augenblick der Liebeseligkeit macht alle Menschen gleich. Kein Kaiser fühlt in der Liebe dann mehr als der Bettler, kein Knecht weniger als der Herr, kein Bauer weniger als der Gebildete. Ein verstandloses Verstehen bringt in solchen Sekunden mit blizartiger Helle in alle Poren, in alle Blutkörperchen ein, und der Körper flammt mit dem geliebten Körper in einer einzigen zündenden Weltallseligkeit zusammen und verbindet sich mit der Weltallharmonie. Häßlichste Häßlichkeit wird in den Liebessekunden verklärt, nicht für den Zuschauer natürlich, sondern nur für die beiden, die sich umarmt halten und ihre Herzwärme austauschen und vermischen;

selbst aus dem Vagabunden wird dann ein göttlicher Schöpfer.

Dieses Mysterium der Liebe profanierend zu bezweifeln, ist jedem erlaubt, der es noch nicht an sich erlebt hat, — schändlich ist nur der Mensch, der Liebe erlebte, ohne sie zu heiligen; er ist ein Lügner und Verleumder seines eigenen Herzens, das besser reden könnte, wenn es eine Stimme hätte, als der Mund eines solchen Unwissenden und Unverständigen redet. Denn das Herz eines jeden Menschen ist gut und göttlich enthusiastisch geboren und verändert sich nie. Nur die Lippen schwägen, das Herz aber schwägt nicht, — es kann nur jauchzen vor Lust oder aufschreien vor Leid. Darum: wer sein Herz jauchzen hörte, während er die Liebste küßte und umarmte, und will das Jauchzen nachher nicht zur Sprache der Lippen werden lassen, der lügt mit denselben Lippen, mit denen er vorher küßte, und lügt sich in Liebesleere hinein. Wer aber seinem jauchzenden Herzen auch die Sprache der Lippen leiht, der steigert seine Liebesfülle und bleibt seinem Herzen treu und singt mit der Weltalliebe im Takt.

Ein Glas Wasser hatte mir diese Gedanken eingegeben, und die Liebe hatte das Wasser in meinem Munde zu Wein verwandelt. Süß berauscht hörte ich mein Herz weise reden wie einen Propheten, der das ganze Weltall durchschaute, mit den Augen liebender Leidenschaft das Weltsystem erkannte und begeistert zum Redner wurde, trunken von der Weltweisheit der Liebe, die weiser macht als alle Wissenschaft und wahrer ist als alle Wissenschaft, da sie sich in Körper und Blut eines jeden verliebten Menschen neu beweist und beweisen läßt und nicht nur ein Gespinnst der Gedanken bleibt.

Die Sonne war untergegangen, und die beiden letzten Wagen des Korfos fahrten langsam im Schritt draußen auf dem Paseo, von dem ich schräg über den Glorietaplatz ein Stück sehen konnte, zur Stadt zurück.

Der Sand unter den Rädern sprach mit und knirschte; mancher Stein sprühte knatternde Funken

unter einem Hufeisen, das ihn traf, — die Steine sprechen mit Feuerzungen, und der tote Sand redet eifrig.

Alle Dinge sind Wesen wie der Mensch, alle ein Stück Liebesleben im Liebeslied des Weltalls.

So sprach ich feierlich und wünschte mir: „Wenn doch jetzt Drla wieder zur Thür hereinkäme wie vorher in den Wagen, — jetzt gleich vom Vorgarten draußen in das Zimmer!“

Ich sah die Blumen an, die gestern im Mondschein wie Eisblumen geleuchtet hatten. Es waren blaßblaue Windenblüten am Vorgartengitter, die hatte ich im Dunkeln für Tuberosen gehalten und hatte sogar den Tuberosengeruch dabei empfunden. Die Windenblüten hatten sich bei Drlas traurigen Worten und bei ihren Tränen über den Tod ihres Vaters vor meinen Augen im Mondschein in Form, Farbe und Geruch in Tuberosen verwandelt, — in die Rosen der mexikanischen Kirchhoffränge.

Ich begriff, daß die Liebe mit mir machen konnte, was sie wollte. War sie gut, so wurde ich davon gut; war sie gemein, so wurde ich gemein. Der Mensch ist ein Instrument, auf dem die Liebe ihre Töne dichtet. Der eine wird Prophet und Sänger, der andere Mörder und Verbrecher aus Liebe. Die Liebe war, wie dieses Land Mexiko, reich an Mißgeburten, an Höllen und an klarblauen Himmeln und an staubigen, ausgetrockneten Sumpfhöhlen.

Die Luft draußen war nun grau von der Fülle des grauen Abends. Noch war keine Laterne angezündet, und mein Zimmer war wie untergegangen in der dunkeln Fülle meiner Liebesgefühle.

Ich sah nur noch das helle Viereck der langen offenen Thüre, die den Abendhimmel und die weißlich werdenden Tüten der Riesenwinden am Vorgartengitter umrahmte.

Draußen rollte jetzt kein Wagen mehr, es war die Stille vor dem Erscheinen des ersten Sternes.

Ich erinnerte mich plötzlich: ich hatte einmal in Europa in irgendeiner fränkischen Stadt, am Abend, zu der Zeit, da der Venusstern eben zwischen hohen

Hausgiebeln wie eine weiße Knospe aus Diamanten am Himmel stand und glitzerte, einen spielenden Knaben beobachtet, — der sprang plötzlich mitten in die Straße und rief wie ein kleiner Schauspieler seine Spielfkameraden an und deutete mit schöner Geste hinauf nach dem einzigen Stern zwischen den Hausgiebeln und rief diesen Satz, als wäre es der Anfang eines Gedichtes: „Das ist der erste aller Sterne der Welt!“ Und der Knabe sprang weiter und wußte im nächsten Augenblick nicht mehr, daß aus ihm zukünftige Begeisterung und Anbetung der Venus gesprochen hatte. Daran dachte ich eben jetzt, und dann hörte ich aus dem Zwielficht die Stimme einer Verkäuferin, einer Indianerin, singen:

„Tomales caliente, con carne, con dulce — — eheeeee! Kleine Pastetchen mit Fleisch und Süßem. eheee“

Das war Orla! So hatte sie gestern gesungen, so hatte sie mir am Klavier die Takte dieses Ausrufes der Pastetenverkäuferin vorgespielt.

„Tomales caliente, con carne — con dulce — eheee!“

Ich stand auf und trat in die Thür des Salons und sah hinter dem Gartengitter eine kleine alte Indianerfrau, die trug einen Holzteller auf dem Kopf, darauf Fleischpastetchen und Kuchen lagen.

Nun blieb sie stehen.

Ich stieg die zwei Stufen hinunter und tat einen Schritt in den Garten.

Da flog ein kleiner Brief über das Gitter, fiel an den Windenblüten herunter und blieb auf den Grasspitzen des Rasens liegen.

Ich warf eine Münze über das Gitter. Die Indianerin fing die Münze geschickt mit dem Pastetenbrett auf. Sie nickte und bekreuzigte sich, und ihre Augen blickten groß und froh unter dem Teller, den sie dann wieder auf dem Kopfe trug. Sie lachte nicht mit dem Mund, — nur mit den hellen Augäpfeln.

Dann ging sie weiter und sang.

Ich hörte ihr zu.

„Tomales caliente — con carne — con dulce ehee.“

Ich hörte ihr noch lange zu, ohne mich von der Stelle zu rühren, ohne den Brief aus dem Grase aufzuheben.

„Chee — —“

Dann als alles still blieb, bückte ich mich, pflückte eine Windenblüte und ließ dabei den Brief in meiner Hand verschwinden.

Mit brennenden Wangen, als ob ich mich über ein Feuer gebeugt hätte, richtete ich mich wieder auf und sah auf den Kolumbusplatz hinaus, wo über dem Kopf der finstern Statue der Venusstern aufleuchtete. Im glasgrünen Abendhimmel war er wie ein kleiner Spiegel der dunkelheimlichen Liebesgöttin, der auf die abendstille Straße und auf den kleinen Vorgarten und auf einen törichten Verliebten herabblitzte.

„Der erste aller Sterne der Welt!“

Kleiner Knabe, der du das so klug gerufen hast, möge dich die Venus drüben in Europa dafür bis an dein Lebensende segnen!

Ich fühlte den kühlen Brief, der sich in meiner Hand erwärmte, und drückte ihn leidenschaftlich, als wäre er die Hand der Venus.

Dann ging ich in mein Zimmer und saß dann am Klavier bei einer Kerze und las:

„Kennewart, ich bitte Dich nicht, mich zu lieben; denn das vormögen keine Bitten. Ich will Dir nur sagen, was ich mir heute nacht immer wiederholte: Ich will Dir nach Europa folgen. Ich will sein, wo Du bist, ich folge Dir über alle Meere der Welt.

Verachte mich nicht, Geliebter, verachte mich nicht; ich bitte Dich jetzt: nimm mich fort von hier. Sobald ich meinen Vater hier begraben habe, reisen wir.

Morgen gehe ich mit meiner Mutter nach Tlalpam, wohin die Leiche des Abbes gebracht wurde, wo das Grab seiner Eltern ist. Tlalpam ist die alte Krönungsstadt der früheren Aztekenkönige, und dort muß ich einen Teil meiner Lebenskrone begraben: meinen armen, armen Vater.

Ich bitte Dich, denke jetzt nicht weiter daran,

irgendwelche Schritte zu tun, um zu erfahren, ob mein Vater eines natürlichen oder eines unnatürlichen Todes gestorben ist.

Ich habe eine Ahnung, daß sich das alles in nächster Zeit von selbst verraten wird. Verschiedene Anzeichen und ein Brief, den ich heute von einer unbekannten Person erhielt, sprechen dafür.

Aber rühre keine Hand, gehe auch nicht zum Präsidenten der Republik, wie Du vorhattest. Und dann möchte ich Dich auch warnen: Komme nächsten Sonntag bei der großen Truppenrevue nicht auf die Tribüne des Präsidenten der Republik. Man spricht allgemein davon, daß von einigen Unzufriedenen ein Staatsstreich vorbereitet werde. Aber niemand weiß etwas Sicheres. Auch der Brief, den ich erhielt, spricht von einem Attentat auf den Präsidenten der Republik, das für den Unabhängigkeitstag, den nächsten Sonntag, geplant sei.

Bis Sonntag hoffe ich, die Briefe von meinem früheren Bräutigam (die Briefe meiner Mutter an meinen Vater) zurückzuerzwingen. Sei nicht unruhig! Er darf mich, seit ich Dich heute im Wagen küßte, nicht mehr berühren, und ich weiche ihm bis Sonntag aus; bis zu dem Tag, wo ich die Briefe von ihm zurückempfangen habe, müssen wir uns noch gedulden. Dann kann ich meine Mutter ruhig verlassen und folge Dir nach Europa, das dann meine Heimat und unser Grab werden soll. Nie mehr will ich in dieses Land der Schrecken zurückkehren.

O, ich höre heute nur Musik in meinen Ohren. Die Welt kann mir nichts Böses mehr antun. Die Welt ist Liebe, Liebe, Liebe. Du, mein Geliebter!

Übermorgen, wenn ich von Elalpam zurückkomme, schreibe ich Dir wieder und sende Dir Nachricht durch die singende indianische Straßenverkäuferin. Und gib ihr dann auch eine Zeile für mich mit. Hast Du heute auch ein Klingen in Deinen Ohren, als ob die ganze Welt eine einzige Liebeshymne sänge? So glücklich singt und jubelt jeder meiner Schritte heute.

Warum darf ich Dir nicht Tag und Nacht schrei-

ben, solange ich Dich nicht sehen und nicht umarmen kann? . . .

Seit Jahren bin ich daran gewöhnt worden, meine Gefühle zu verstecken; von dem Tag an, wo ich erfuhr, daß mein Vater lebte, daß er Abbé war und mir vor der Öffentlichkeit nicht Vater, sondern nur Freund sein durfte, — seitdem ist aus meinem Herzen ein sich windendes Wesen geworden, gleich einer Flamme, die man ausblasen will, und die sich flach an die Erde duckt und dann wieder aufschnellt und sich wehrt und in die Luft jagt ohne Ruhe.

Du hast aus Eurem großen harmonischen Europa eine Ruhe mitgebracht, die mich anzieht, die mich sicher und vernünftig macht.

Ich gehe mit Dir, wenn Du mich noch mitnehmen willst, und Europa soll noch meine Heimat werden, wie es Deine Heimat ist.

Rennewart, vergiß nicht die Minuten heute im Wagen, vergiß sie nicht, bis ich wieder bei Dir bin.

Orla."

„Die Stimme lacht, die Stimme weint, die dieses spricht und singt mit meiner Stimme, die hier gesungen hat von Liebe und Liebesweisheit, bis es Abend wurde.“

So sprach ich feierlich laut zu mir und saß am Klavier bei der Kerze, und ich las den Brief drei, vier Stunden lang, bis die Kerze abbrannte und ich mir erst bewußt wurde, daß Zeit, wirkliche Zeit vergangen war. Ich hatte in diesem Brief außer aller Zeit gelebt und wunderte mich jetzt, daß es möglich war, daß Liebe auch die Zeit zeitlos machen konnte. Wunder an Wunder reihte die Liebe in den Stunden, seit ich Orla liebte und von ihr geliebt wurde. —

Ich ahnte nicht, daß auch der Schrecken, ehe er einsetzt, einige harmonische Pausen, einige lebensruhige und festliche Takte voraussendet, — gleich der Stille vor dem Erdbeben, in der nur die Tiere, die an der Erde leben, den Schauer des Unheimlichen fühlen und wie Schatten an den Menschenwohnungen vorbeiflüchten.

Ich war so zufrieden mit der ganzen Welt. Seit ein paar Stunden schien mir die ganze Erde an irgendeinem Ziel angekommen zu sein. Daß nun aber der Zusammenbruch meines kurzen Glücks schon im Gange war, — das konnte ich nicht wittern; ich wußte noch nichts von der Grausamkeit, von den Drachen des Schicksals, die rasselnd aus blauem Himmel über die Menschen niederfahren und sich an der Zerstörung und an der gigantischen Wollust des Todes mästen. —

In dieser Nacht unter dem Moskitoneß entbehrte ich zum erstenmal nicht des Schlafes. Ich wehrte sanft den hungrigen Moskitos und sang mit ihrem Singen; und selbst das Summen der blutsaugerischen Insekten schien mir Harmonie geworden; ich fühlte ihre Stiche nicht, meine Haut schwoll nur wenig an, wenn mich eines der Tiere stach, ich ließ ihnen beinah willig mein Blut und sah zu, wenn sich ein solches bissiges Teufelchen mit seinen schwingenden Flügeln auf meine Hand setzte und den spitzen Rüssel saugend in eine Pore meiner Haut stach. Ich war schmerzlos, von irdischen Schmerzen wie befreit durch die Seligkeit der Liebesfülle, die mir seit den Minuten mit Orla im Wagen nicht mehr auslöschte, und ich erschien mir unendlich erfüllt von ihr.

Ich hatte, als ich den Moskitos bis zum Morgen wachend zuhörte, sogar den Gedanken, ob das feine Singen der Tiere nicht auch eine Hymne an das wolüstige Leben wäre?

Liebe macht töricht und weise.

Am nächsten Morgen hatte ich noch den Moskitosang im Ohr, der manchmal wie das rhythmische Lied der Indianerfrau, der Briefbotin, klang: *Tomales caliente — con carne, con dulce — eheee —*

Und ich dachte: Wie mag wohl die Apollohymne sein, die man kürzlich ausgegraben hat, und die die Astronomenfrau, die Messingblonde, so gern hier in Mexiko auf ihrer Violine spielen wollte, während ihr Mann bei seinen Instrumenten auf der Sternwarte wäre.

Wo mochten die beiden Eingewanderten sein?

„Vorläufig reisen wir nicht weiter und bleiben in San Juan,“ hatte sie mir in ihrem Briefe damals gesagt. In San Juan waren die Pyramiden der alten Azteken. Die Sonnenpyramide und die Mondpyramide und der Totenpfad zwischen einer Allee von kleinen Priesterpyramiden waren dort. In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in der Hauptstadt hatte ich gleich einen Ausflug dorthin gemacht. Ob wohl jetzt die Astromomenfrau abends bei Mondschein auf dem Totenpfade zwischen den Pyramiden wanderte, fragte ich mich, und ob sie dort die Violine spielte vor den Gräbern der Priester, vor den Pyramiden und vor dem aufgehenden Mond, der zur Vollmondzeit wie ein großer Heiligenschein über der Spitze der Mondpyramide emporschwam? Ob sie sich jetzt die Apollalhymne eingeübt hätte? Oder waren sie und ihr Mann längst wieder zurückgekehrt?

Ich sehnte mich jetzt so sehr nach einer Violine und nach dem Genuß der Apollalhymne, daß ich beschloß, für einen Tag nach San Juan hinauszufahren und mich nach dem jungen Ehepaar zu erkundigen. Und auf der Sonnenpyramide um Mittag, wenn der Himmel silbergrau vor Hitze war, dann sollte mir die Violine der messingblonden Frau die Apollalhymne vorspielen. —

Die Bahnfahrt nach San Juan währte nur kurze Stunden. Ich ging dann zu Fuß unter dem endlos blauen Morgenhimmel über die scherbenübersäten Erdfächen. Milliarden Scherbenstückchen glitzern hier am Boden, wo vor Scherben kaum ein Grashalm wächst. Reste von Mauern, kaum einen Fuß hoch, zeigten noch rote Wandbemalungen in den Gemächern. Es sind Scherben und Mauervierecke von riesigen, vom Erdboden verschwundenen Aztekenstädten. Stundenlang ging ich an den trübseligen grauen Tonscherben und den blizenden glasierten Splittern von alten zerbrochenen Krügen vorbei, die, wenn man sie aufhob und näher betrachtete, noch die Spuren primitiver Linienbemalung zeigten.

Ich wurde bei den Meilen auf Meilen, die voll von Scherbensplittern an den flachen Erdfächen vorüberzogen, etwas müde und traurig, und es war mir, als

begleiteten mich einsamen Europäer wieder alle Geister der gemordeten Indianervölker, alle Geister ihrer ermordeten Könige, ihrer Krieger, ihrer Frauen und ihrer Kinder.

Hie und da wirbelten über den Scherbenfeldern Windböen auf, die graue Staubschirren über die Felder drehten, und die in der unendlichen, blauen, sanglosen Stille wie lebende Wesen drohend aufgerichtet durch die sonnige Lude jagten.

„Es ist nur Wind und Staub,“ sagte ich zu mir, „mach’ nicht mehr daraus, dann ist es auch nicht mehr.“

Aber böse Ahnungen in mir redeten: Die Staubschirren sind wie der Nebel, den ein fernes Unglück aufwirbelt; als ob wieder einer der alten Rachedenken der untergegangenen Indianerkönige über den Scherben dieser verschollenen Stadt freist; die Rache des beleidigten Volksgeistes hängt sich hier auf Schritt und Tritt an dich. Wie der Staub dieser staubigsten Hochebene der Welt, so bleibt immer wieder neues aufwirbelndes Unheil an dem Europäer hier haften.

Ich hätte diesen Ausflug nicht machen sollen, ich hätte in der Stadt bleiben sollen. Warum mußte ich Lust nach der Apollonhymne bekommen und warum mir die europäische Götterhymne hierher an die Stelle der indianischen Götterpyramiden wünschen? Es ist nicht gut, die Götter zweier Kontinente gottlos zu vermengen, als ob alte Anschauungen kein Leben mehr hätten. Götter sind nie tot, und auch die alten Götter der Heiden kann man heute noch beleidigen. Sie sind Ideen, die ihr Selbstbewußtsein, ihren Stolz, ihre Ehre, ihren Respekt besitzen, auch wenn sie der Vergangenheit angehören.

Solch furchtsame Betrachtungen flößten mir die zahllosen tausendjährigen Scherbenfelder zu meinen Füßen ein, die ausfahlen, als hätten alle Städte der Welt ihre irdenen Kuchentöpfe hier zerschlagen und meilenweit verstreut.

Dann überschritt ich die Brücke eines unsichtbaren Flusses. Die Flüsse eilen in diesem Lande, tief in die Erde eingegraben, wie in langen dunkeln Korridoren

in Erdspalten dahin, und auf der Ebene siehst du keinen Fluß, bis du auf dem Brückenweg über dem Erdspalt stehst und haustief unter dir in der hohlen finstern Erde die Wasser rauschen hörst und dir die Kühle von unten entgegenströmt wie Kellerluft. Ich saß einen Augenblick in der menschenleeren Landschaft, sah auf die baumlosen Scherbenflächen, und hörte den Donner des unterirdischen Flusses unter der Brücke. Bei diesem Fluß fühlte ich mich wohler, es war, als verjage die Wasserkühle die Brandatmosphäre der Luft über den Scherbenfeldern. Die Erde hatte vorher nach altem Brand und Verwüstung gerochen. Aber das eilende Wasser wußte nicht mehr, daß hier einst Städte verbrannt und zerstampft worden waren. Die platte Erde grübelte heute noch mit dem Staub über einstige Unglücksstunden nach, nur das schnelle Wasser unter der Brücke hatte alles vergessen und sprach von Leben und Lebensseile.

Ich sah auf der Brücke nur eine goldene strähnige Flutspiegelung von dem dunkeln Fluß unten, die den Glanz der Sonne wiedergab und die mich an die messingfarbenen Haarwellen der Frau des Astronomen erinnerte. Der Fluß dort unter der Erde rauschte wie das Echo in einer ungeheuren Muschel, und ich mußte bei dem dunkeln, schwarzen, unterirdischen Strom an den Hades der Griechen denken, an den Strom der Vergessenheit, an den Nachen des Charon, an die Seelen der Toten. Ich verlor, wie ich die Sonne da unten in nachtkalter Tiefe kaum heller als das blonde Haar einer Frau sah, allen Glauben an Lebensfülle. Ich verlor alle Sicherheit der Wirklichkeit im Angesicht der ungeheuren Scherbenfelder vor mir. Und bei der Betrachtung des schwarzen unterirdischen Stromes, der nie an das Tageslicht kam, wurde mir das Weiterleben erfüllt von einer unermesslichen Finsternis, von einer ungeheuren, endlosen Nichtigkeit. Ich versuchte vergeblich, die Küsse Drlas in meine Erinnerung zurückzurufen, — es war, als sei ich von den Weilen der toten Scherbenfelder, die einst glückliche indianische Hauptstädte gewesen, und die wertloser Schutt geworden waren, als sei ich von der Trauer

aller Endlichkeit plötzlich niedergeworfen; und mein Leben und alle Leben der Welt erschienen mir nicht mehr wert als eine einzige kleine Scherbe, nicht mehr als der Schall eines unterirdischen dunkeln Stromes. Ich fühlte mich vom Tode dieser Landschaft angefaßt und wollte auf alle Zukunftsfreuden verzichten und sehnte mich, hinzufallen und Schutt, Staub, Scherben zu werden, um in der Ohnmacht des Daseins die wirkliche Ohnmacht des Nichtseins in mir verkörpert zu fühlen.

Ein Indianer in grauweißem Hemd und grauweißer Leinenhose und mit dunkelm Gesicht unter dem weißen Strohhut lief jetzt auf der fernen Feldstraße herbei. Die Indianer, wenn sie allein sind, gehen nie langsam; sie haben immer den trottsenden Lauffschritt eines flüchtigen Wildes. Da sie barfuß gehen, tauchen sie plötzlich lautlos in der Landschaft auf, als wären sie aus einer Ackerfurche aufgestanden. Sie eilen, einen Gruß murmelnd, vorbei und sind unhörbar gleich wieder verschwunden, — es ist, als hielte ihr eiliger Gang mit ihren eiligen Herzsschlägen Schritt. Während der Gang des Europäers mehr mit den Gedanken des Gehirnes Taktschritt hält und bald langsamer, bald schneller ist, geht der Indianer immer gleichmäßig eilig wie der Sekundenzeiger einer Uhr.

Als der Indianer auf die Brücke kam, fragte ich ihn auf spanisch, ob ein weißer Herr und eine gelbhaarige Frau im Dorf wohnten.

Er sah mich an, schüttelte den Kopf und lief weiter. Drüben verschwand er hinter den hohen, dichten blaugrauen Stauden der Pfeilerkakteen, die wie ein Waldgehege den Weg drüben säumten und wie aus der Erde gewachsene Prügelstangen aussahen. Ich ging weiter; die Kakteen vereinigten sich jetzt an beiden Seiten des Weges zu hohen graugrünen Mauern. Undurchdringliche Stachelmauern, Pfeiler an Pfeiler, wuchsen die haushohen Kakteen senkrecht in die Luft und sahen manchmal wie stachelige Knochen aus oder wie großlappige Ohren von Elefanten. Hie und da leuchtete eine große scharlachrote Blüte an der Warzenreihe eines Kakteenpfeilers. Der Weg schien wie ver-

hert und ausgestorben; nur die Furchen der staubigen erdfarbenen Landstraße zeigten, daß hier Menschen und Lastkarren gegangen waren. Zwischen den regungslosen Kakteen, die nicht rauschten und sich fleischig wie aufgerichtete steife Schlangen den Weg entlang drängten, konnte ich nicht hindurchsehen, und ich wußte nicht, ob Menschenwohnungen dahinter lagen, ob ich von dort beobachtet wurde oder nicht. Denn als ich zum erstenmal hier war, war ich nicht durch das Dorf, sondern einen andern Weg zu den Pyramiden gewandert und war in Gesellschaft der Herren der deutschen Gesandtschaft gewesen und hatte geplaudert und nicht auf den Weg geachtet.

Heute aber nach allen Erlebnissen der letzten Tage war ich eindrucksfähiger als jemals. Und seit ich das Scherbenfeld und den unterirdischen unheimlichen Fluß überschritten hatte, schien es mir, als schleifte ich eine Kette von Unglücksahnungen und Todesgedanken nach; ich war nicht mehr allein, ich war von tausend Gedankengeistern umgeben und von einer Unruhe, die ähnlich der Unruhe war, die mich jedesmal überfiel, wenn ich die unheimlichen Götzenbilder der Indianer im Museum der Hauptstadt betrachtet hatte. Wie ein Fluch, wie ein Bannstrahl ging es von den grotesken Formen der versteinerten Zuckungen jener mißgestalteten Schreckensfiguren aus, als ob jeder Blick auf diese entthronten Götter, denen wir Europäer die Andächtigen getötet und an deren Stelle wir unseren Gott hier eingeführt hatten, uns Europäer und uns Eindringlinge hier in diesem geplünderten Lande verfluchte und uns Leiden und Unglück und Folter und den Tod wünschte.

Hinter den langen lebenden Zäunen der stacheligen Kakteen entdeckte ich jetzt hie und da ein Indianergesicht. Eine Frau, ein paar Kinder, ein paar Dirnen sahen mich durch eine Lücke im Pflanzenzaun an; wie gelbe Masken, aus Lehm geformt und mit künstlichen, weißen, glänzenden Porzellanaugen, — so standen die gelbrotten Menschengesichter regungslos zwischen den blaugrünen Kakteenpfeilern, als ob sie dort aufgehängt wären.

Ich lachte und grüßte, — sie lachten nicht und grüßten nicht zurück.

Ich sah hinter den Spalten der Kakteenzäune freien festgestampften Boden, darauf manche graue Erdhütte stand, deren Dach mit kurzem Gras bewachsen war. Im Hof trieben sich ein Hahn oder Truthühner oder ein Hund umher, oder es stand da ein Maultier, an einem Pfosten angebunden.

Mehr als das wenige, was man durch die Kakteenzäune erschaute, war vom Dorf nicht zu sehen. Und da keine Leute erschienen und die Straße zwischen den grauen Pflanzenmauern wie ausgestorben lag, so ging ich nicht länger in der Hauptstraße weiter, sondern suchte mir einen engen Seitenweg, wo ich wieder auf ein neues Scherbenfeld kam, und wo der spitze Steinhügel der Sonnenpyramide wie ein großes deutsches Hünengrab aufragte.

Die Sonnenpyramide ist nicht sehenswerter als irgendein Grashügel, sie ist mit unzähligen kleinen gelben Sonnenblumen besät und wirkt eigentlich nicht anders als ein hoher Rasenhaufen. Von hier aber führt ein breiter Weg durch eine Allee aus Resten von kleinen Pyramiden, die in gleichmäßigen Abständen den Weg zur Mondpyramide säumen. Diese Pyramide liegt am Ende der Allee wie ein Giebel und ist gut erhalten und in ihrem Steinaufbau gut erkenntlich. Die kleinen Pyramiden am Wege seien Priestergräber, sagt man, und es ist noch die Spur roter Malerei an den Stufen und auch innen in dem höhlenartigen Raum.

Ich stand einsam zwischen den Steinhügeln und sah auf die Mondpyramide und wünschte mir — keine Liebe mehr, — sondern ein Grab.

Ich lachte mich wegen dieses sentimentalien Gedankens aus, aber ich war so von der Luft des Totenreiches hier zwischen Scherbenfeldern, Grabpyramiden und Stille umgeben, daß mir immer wieder die Sehnsucht nach dem Tode näher lag als die Sehnsucht nach dem Weiterleben.

„Ich will nicht zurückkehren,“ sagte ich mir. „Orla hat schon einem andern Manne gehört. Sie kann

mir nie mehr ganz gehören, sie wird immer vergleichen, oder ich werde Vergleiche in ihren Augen suchen. Das Leben ist kein Zeitvertreib, das Leben ist ein Todeskampf. Ein stündliches Kämpfen gegen den Tod.

Ich will verschollen hier draußen in San Juan wohnen. Will nie mehr irgendeinem Menschen ein Wort von mir sagen. Will die Jahre bis zu meinem Tode zwischen diesen lautlosen Scherbenfeldern verbringen. Oh, wie wohltuend ist die Totenstille dieser ausgestorbenen Felder, auf denen einst die Bewohner von Riesenstädten wimmelten, liebten, feilschten, töteten und starben und nichts als Scherben übrig ließen.

Grauenhaft undankbar ist dieser tägliche Kampf um das Nichts!

Wir erreichen alle dasselbe: den Tod, das Nichts. Warum kämpfen wir, wenn nicht mehr als das Nichts sein zu erringen ist und nur Scherbenfelder und zerfallene Gräberpyramiden von dem Leben der größten Geister ganzer Völker übrig bleiben? Wo sind die Helden, die Könige, die Wissenden, die Reichen und die Armen dieser verschwundenen Städte hingekommen?

Eine Staubschneise dreht sich unterm blauen Himmel über den Scherben einer Riesenstadt, das ist alles: Staub, Scherben, Totenstille. Das ist der Sinn alles Vergänglichen, daß es den Tod als Bleibendes erringt!“

Ich wendete mich wieder den grauen Kakteenpflanzungen zu und ging durch die abenteuerlich geformten Reihen der unbeweglich lebenden Pflanzenungeheuer, die mit ihren roten Apfels Früchten und mit den feisten, fleischigen Blätterkeulen, die zweimal größer als ein Mensch waren, in die Luft ragten und den engen Weg säumten.

Wir war, als seien da in der Erde Geheimnisse begraben, die in Gestalt regungsloser fetter Pflanzenungeheuer aus dieser Stauberde aufschössen und nur zu dem sprächen, der dem Lande angeboren war wie sie.

Durch einen Kakteenzaun drängte sich jetzt ein Indianerjunge und schleppte einen Steinklumpen, den er mitten auf dem Weg vor mir aufpflanzte. Der Stein zeigte die gedrungene Gestalt eines kauern den Azteken-

gözen, der mich anglockte, als wollte er mir Eingang und Ausgang dieses Dorfes versperren.

Der Knabe wollte mir das fußhohe Gözenbild verkaufen.

Ich dankte ihm, — ich wollte keine Götter aus diesem Lande besitzen und auch keine nach Europa schleppen. Und ich ging und sah mich, so lange ich in dem Dorf blieb, von dem feuchenden Knaben verfolgt, der mir überall hin den steinernen Gözen nachschleppte und schnaufend hinter mir durch den Sand humpelte und mir, wenn ich mich umsah, den Gott vor die Füße stellte und ihn mir wie einen Sklaven zum Kauf anbot.

Bei dem einzigen Spanier, der hier im Orte Kaufmann ohne Kaufladen war und auch hinter einem Kakteentachelzaun in einem Steinhaufe lebte, sprach ich dann vor und fragte nach dem europäischen Ehepaar.

Aber er wußte nichts. Er hatte vor Wochen einmal einen Herrn und eine Dame durch die Straße gehen sehen, aber sie wären nicht dageblieben.

Ich hätte mir denken sollen, sagte ich zu mir, daß die junge Frau keinen Augenblick in dieser Todeslandschaft bleiben wollte. Wie hatte ich nur glauben können, die beiden hier zu finden? Sie waren sicher vor dieser Stde gleich wieder umgekehrt.

Ich lachte und empfand nun einen doppelten Anreiz, hier zu bleiben, wo niemand bleiben wollte.

Ich fragte den spanischen Kaufmann, ob er ein Zimmer zu vermieten hätte. Nein, sagte er, ein Zimmer hätte er nicht, aber wenn ich in der Kapelle wohnen wollte, würde er mir ein Bett hineinstellen lassen.

Er zeigte mir dann im Haus zu ebener Erde einen mit roten Steinen gepflasterten Raum, der ganz kahl war, und in dem sich nur an der Hinterwand ein einfacher Holztisch fand, wie man ihn überall in Restaurants hat; dieser Tisch war mit einem weißen Tuch bedeckt und stellte einen Altar dar. Darauf stand die bunte Statue einer Mutter Gottes mit dem Christkind auf dem Arm. Von der Decke des Raumes hing eine rotverglaste Lampe, das „ewige Licht“, das die Kapelle vervollständigte.

Hier sollte ich wohnen. Bei der Madonna und dem ewigen Licht und bei dem weißgedeckten Altartisch schlafen und träumen.

Ich glaubte erst, der spanische Kaufmann wolle mit mir scherzen. Dann aber sah ich, daß ihm sein Anerbieten vollständig ernst war. Und ich sagte, ich würde es mir überlegen.

Aber ich blieb nicht. Nachdem ich ein Glas von dem milchigen Agavensaft des Pulque getrunken hatte, der wie mit Most gemischte Buttermilch säuerlich, schleimig und alkoholisch gärend schmeckt, verabschiedete ich mich und ging durch die Kakteenzäune und über die Scherbenfelder wieder zur Bahnstation. Statt der Apollohymne hatte dieser Ausflug meinem Herzen eine Totenhymne aufgespielt, und ich erwartete niedergeschlagen den Abendzug von Mexiko.

Erst im Zug, wo viele Europäer saßen, erinnerte ich mich wieder an Drla und fühlte mich wie von einem Alpdruck befreit. Ja, sobald sie ihren Vater begraben und ihrer Mutter die Briefe zurückverschafft hätte, mußten wir beide zusammen nach Europa reisen, sagte ich mir.

Dieses Zaubererland Mexiko war für einen Europäer auf die Dauer zu nervenerschütternd. Und ich wollte nicht länger bleiben, ich hatte hier genug errungen; da ich mir eine schöne Frau aus diesem Lande nach Europa brachte, konnte ich dann froh sein, mit heilen Gliedern aus diesem Götz- und Kraterreich entkommen zu sein.

Aber umsonst war diese Vorahnung von Tod auf dem Scherbenfelde und auf dem Totenpfad zwischen den Pyramiden von San Juan nicht gewesen. Das Unglück, das mich ereilen sollte, hatte schon seine Schatten in meine Tage geworfen, und darum hatte mein Herz, das ahnungsvoller und wissender als der Verstand ist, an diesem Tag in San Juan auf das zukünftige Leben verzichten wollen und hatte sich unbewußt zu der Totenruhe der Scherbenfelder hingezogen gefühlt; das grauenhafte Unglück, das mich nun Schlag auf Schlag zu verfolgen begann, hörte nicht eher auf, als bis ich die Küste von Europa wieder betrat, und

sogar dorthin noch verfolgte mich, wie eine letzte Welle des Schreckens, ein letzter Schlag. —

Die Woche bis zum Unabhängigkeitstag verging noch lautlos. Ich erhielt abends durch die indianische Straßenverkäuferin öfters ein Billett von Orla, die nur grüßte und sich sonst in ein Schweigen hüllte, das mir natürlich schien, da sie wahrscheinlich täglich neue Spuren des Verbrechens sammelte, das an ihrem Vater begangen worden war.

Orla weilte mit ihrer Mutter noch in Tlalpam, wo die beiden Damen täglich den Totenmessen beiwohnten, die für den Abbé gelesen wurden. Sie bat mich, nicht nach Tlalpam zu kommen, da der Ort nur aus einigen Häusern um einen Marktplatz bestünde und man sich in dem kleinen Flecken nicht treffen konnte, ohne daß es sofort den Leuten aufgefallen und weiter erzählt worden wäre.

Ohne jedes Vorzeichen seiner außergewöhnlichen Bedeutung brach der Sonntag des Nationalfestes an.

Auf der Alameda, dem schönsten parkartig bepflanzten Platz von Mexiko, waren die Tribünen für die Zuschauer der Truppenrevue errichtet. Die Straßenzüge von Mexiko wimmelten von Fahnen, die Tribüne des Präsidenten war ein weißes Zelt, mit Fahnenfächern besteckt, und einige Stufen führten von der Straße auf das Podium, wo das Zelt leuchtete.

Wie zuvor hatte ich so viele Leute hier auf der Straße gesehen, — meistens Fußgänger; denn die Hauptstraße Calle San Francisco, die zur Alameda führte, war während der Truppenrevue für Wagen und Trambahnen abgesperrt, und nur Fußgänger wogten dort Kopf an Kopf.

Von allen Balkonen hingen Teppiche, ebenso von den Fenstern der spanischen Paläste, die, meistens im alten Jesuitenstil gebaut, mit geschweiften Mauern, mit Vasen und Girlanden und Ornamenten aus Stein, mit rosa Farbenanstrich prunkten und prahlen.

Die Luft hing so voll von der bunten Fahnenleinwand, die von den Dächern bis auf die Trottoire herabreichte, daß man in den Straßen nicht weit sehen konnte; und als die Wagen der Auffahrt und

das Militär und die Musikbanden und die langen Reihen der Offiziere zu Pferd in der Calle San Francisco heranrückten, sah man nur immer stückweise zwischen zwei Fahnenlaken ein Stückchen vom Aufmarsch des Militärs, von der Anfahrt der Generale und Minister.

Ich hatte mir ein Fenster gegenüber der Tribüne vorausbestellt, aber als ich in das Haus eintreten wollte, war dieses, wie alle Häuser gegenüber der Tribüne, von Polizisten bewacht, und es war verboten, heraus- oder hineinzugehen. Ich zeigte zwar meine Karte, aber der Offizier sagte: „Sie werden da oben doch nichts sehen, da heute keine Fenster geöffnet werden dürfen. Das hat seine Gründe. Es sind zu viele Drohbriefe in letzter Zeit verbreitet worden. Man fürchtet ein Attentat auf den Präsidenten der Republik.“

Inzwischen marschierte bereits ein Haufen Militär mit Musik an der Tribüne auf, ich hörte die Kommandorufe und wußte, daß gerade jetzt der Präsident bei der Tribüne vorfuhr; denn wie ich noch mit der Polizei an der Haustür wegen des Fensters verhandelte, das ich gemietet hatte, sagte es schon einer zum andern: „Der Präsident kommt!“

Dann entstand ein wogendes Gedränge, der Polizeioffizier und ich wurden von einer Menschenmauer an die Haustüre gepreßt, es war unmöglich, etwas zu sehen. Ich hörte nur die Worte: „Was ist passiert?“ — „Niemand weiß es.“ — „Es ist ein Unglück passiert.“ — „Dem Präsidenten der Republik ist ein Unglück passiert.“ — „Jemand hat sich auf den Präsidenten gestürzt.“ — „Seht doch, seht, sie arretieren einen Menschen dort an der Tribünentreppe,“ schrie ein Junge, der an einer Laterne hochkletterte. „Er wollte eine Bombe werfen,“ rief ein anderer. „Nein, es war nur ein Pflasterstein, den er warf,“ schrie ein dritter von einer Mauer herunter. „Ein General hat den Stein mit dem Arm aufgehalten,“ erklärte einer aus einem Fenster über mir. „Der Präsident besteigt die Tribüne.“ Alles brüllte jetzt um mich her begeisterte Hoderufe für den Präsidenten, den man vorher totstumm empfangen hatte.

„Man bringt den Kerl schon in einen Wagen, der den Stein geworfen hat. Ein ganz harmloser Mensch,“ lachte der Polizeioffizier, der schon wieder zurück kam und sich orientiert hatte, daß nichts Schlimmes passiert war. „Der Polizeipräsident in eigener Person hat den Kerl aus den Händen des Generals, der sich zwischen den Attentäter und den Präsidenten der Republik geworfen hatte, in Empfang genommen und mit Schugleuten in einen Wagen befördert.“

„Der Präsident ist unverletzt. Es ist nichts passiert,“ rief der Polizeioffizier und beruhigte die Menge.

Also war doch etwas passiert, und Orlas Warnung war nicht ohne Grund gewesen, dachte ich. Die Revue nahm ihren Anfang, und die Truppen marschierten an dem Zelt vorbei, wo der Präsident schmunzelnd und unverwundet zwischen den Ministern stand und die Truppenführer grüßte.

Dann später, als der Präsident der Republik zum Stadthaus gegenüber der Kathedrale fuhr, wo er den Lunch einnehmen sollte, hielten die Straßen von Bivatrufen; auf allen Balkonen winkten die Taschentücher der Damen, und ein Blumenregen überschüttete den Präsidentenwagen. Die ganze Hauptstadt schien wie nach einem Alpdruck aufzuatmen. Als kehrte der Präsident mit den Truppen unverwundet aus einer Schlacht zurück, so eifrig begrüßten die Bivatrufe und Blumen aus allen Fenstern und Balkonen der Calle San Francisco den Mann, der einem Attentat entgangen war.

Niemand ahnte, daß für die ganze Stadt ein viel tragischeres Schauspiel, als es dies Attentat gewesen war, jetzt erst beginnen sollte.

Der Nachmittag verlief noch still. Man ruhte vom Vormittag aus, und einer beglückwünschte den andern, daß das Fest nicht durch einen Mord besleckt worden war. Ich hatte im deutschen Klub gegessen und schlenderte nach Hause und dachte, mich durch ein wenig Nachmittagsruhe von den schlaflosen Moskitonächten zu erholen. Ich sah mich schon im Geist im Schaukelstuhl liegen und rauchen, sehnächtig auf den Ruf der Verkäuferin wartend: *Tomales caliente, con carne, con dulce, eheee!*

Ich sehnte mich nach dem letzten Brief von Drla; denn morgen würde sie ja selbst kommen.

In solchen Gedanken kam ich bei der Glorieta an, wo mir ein Haufe Militär und ein Trupp Polizei auffiel, die da herumstanden.

Ich bemerkte plötzlich von weitem, daß die Tür zu meinem Salon offen ist, und daß Militär auf den Stufen im Vorgarten postiert ist und es drinnen im Zimmer von Polizisten wimmelt.

Dieses sehe ich von der anderen Seite des Platzes, wo ich mich unter die Zuschauer gemischt habe.

„Was geht dort vor?“ frage ich ganz harmlos einen Trupp Soldaten, die, von Spaziergängern umgeben, Gewehr bei Fuß stehen oder sich auf den Trottoirrand gesetzt haben, weil die Sache ihnen scheinbar zu lange dauert.

„Dort wohnt ein Kerl, der mit dem Attentäter gemeinsame Sache gemacht hat, ein Europäer; bei ihm ist Haussuchung.“

Bei mir war Haussuchung. Ich zündete mir ruhig eine Zigarre an und gedachte meiner Unantastbarkeit als Fremder und Untertan des Deutschen Reiches! Ich ging dann zum Kaffeehaus an der Ecke, wo ich sofort an die deutsche Gesandtschaft telephonierte. Der Gesandte, der mich gut kannte, war, wie ich wußte, zum offiziellen Lunch im Stadthaus eingeladen, aber ein Sekretär der Gesandtschaft gab mir sofort den Bescheid, daß ein großer Irrtum vorliegen müsse, daß man keinesfalls bei mir Haussuchung halten dürfe. — Ich hätte keine kompromittierenden Staatspapiere in meiner Wohnung, sagte ich zu dem Sekretär, es wäre mir aber auch nicht angenehm, wenn der Polizeipräsident nach meiner Privatkorrespondenz fahnden ließe, so wie er es neulich bei dem Abbé getan hätte, der dann gestorben wäre, „an den Folgen der Haussuchung“, wie man jetzt in der ganzen Stadt spottet.

Ich sollte ruhig im Kaffeehaus bleiben, man würde mir sogleich zu Hilfe kommen, beeilte sich der Sekretär mir liebenswürdig zu raten. Der deutsche Gesandte, der eben mit dem Präsidenten der Republik an der Tafel saße, würde beim Präsidenten der Re-

publik in dieser Sache selbst vorstellig werden. „Warten Sie bitte im Café, bis ich Ihnen alles telephonieren kann, was geschehen wird.“

Ich bestellte mir Kaffee und rauchte und versank hinter einer Zeitung und mußte lächeln; die Briefe Orlas hatte ich alle in meiner Tasche; wenn der Polizeipräsident die bei mir suchen lassen wollte, — die konnte er nicht finden. Meine wissenschaftlichen Korrespondenzen wichtiger Natur hatte ich bei dem Sekretär, mit dem ich bekannt war, im eisernen Tresor der Gesandtschaft deponiert. Höchstens ein paar Briefe aus Europa, den Brief der Engländerin, der mir den Selbstmord der Österreicherin aus Poulvu anzeigte, und ein paar Ansichtspostkarten konnten die Herren von der Polizei in meinem Schreibtisch aufstöbern, — das war alles.

Um mich einer Leibesvisitation zu entziehen und die Briefe Orlas zu behalten, war es schon klüger, ich wartete hier, bis Hilfe aus meiner Gesandtschaft käme. In demselben Augenblick eilte ein Indianerjunge mit Extrablättern draußen am Café vorbei und schrie herein:

„Die neuesten Enthüllungen, die der Attentäter nach seiner Gefangennahme gemacht hat! Die sensationelle Verhaftung einer jungen Dame aus der Aristokratie!“

Ich lachte und dachte: sind jetzt die Mexikanerinnen auch Nihilistinnen und Anarchistinnen geworden?

Aber ich hatte keine Lust, die prahlerisch angepriesenen Extrablätter zu lesen, und rauchte und trank meinen Kaffee und war erstaunt, daß ich nicht in meinem Schaukelstuhl saß, sondern im Café, wo ich sonst nie zu treffen war.

Nicht lange, so fuhr ein Automobil vor, und der Gesandtschaftsattaché v. H., mit dem ich gut befreundet war, winkte mir. Ich beeile mich und sehe aus dem Gesichtsausdruck des Attachés, daß irgend etwas Unangenehmes im Anzug ist.

Dann saß ich im Auto. Wir fuhren die Allee nach dem Schloß Chapultepec hinunter, und ich erfuhr, daß der Gesandtschaft von seiten des Polizeipräsidenten

mitgeteilt worden sei, ich stünde in Beziehungen zu der aristokratischen Anarchistin, die heute im Zusammenhang mit dem Attentat verhaftet worden sei.

Ich lachte den Attaché gutmütig aus und sagte: „Ich kenne nur eine einzige junge Dame hier in Mexiko, und die ist die Braut des Polizeipräsidenten selbst und keine Anarchistin.“

„Die ist es,“ nickte der Attaché ernst. „Sie wissen noch nicht, daß der Polizeipräsident dem Präsidenten der Republik heute den uneigennützigsten Dienst geleistet hat, der jemals in Mexiko einem Präsidenten erwiesen wurde, indem er, als der Attentäter den Namen seiner Braut als Mitwifferin des Attentates nannte, diese junge Dame sofort in Tlalpam verhaften und nach Mexiko überführen ließ, wo sie heute noch als Gefangene im Stadthause eintreffen soll.“

Ich wußte nicht mehr, ob der Attaché irr redete, oder die Wahrheit sprach! Orla sollte Mitwifferin des Attentates sein, sollte in ein Komplott gegen das Leben des Präsidenten der Republik verwickelt sein?

„Wo fahren Sie mit mir hin?“ fragte ich den Attaché, der den Wagen auf Umwegen zur Stadt zurückfahren ließ.

„Zur Gesandtschaft, wo Sie sich einstweilen aufhalten müssen, bis die Haussuchung bei Ihnen beendet ist und wir den Polizeipräsidenten von Ihrer Unschuld und der Harmlosigkeit Ihrer Beziehungen zu der aristokratischen Anarchistin überzeugt haben. Was ist doch hier alles möglich in diesem Lande aller Möglichkeiten!“ seufzte der Attaché. „Wir in Europa sind wahre Wickelfinder an Unschuld gegen diese Verbrecherwelt, die einen hier in dem Lande der Goldsucht umgibt.“

Ich war verstummt.

Daß ich kein Anarchist war und auch keinen anarchistischen Tendenzen huldigte, wußte man ganz genau auf meiner Gesandtschaft, wo man meine Gesinnung so gut kannte wie die Grenzen des Deutschen Reiches. Der Attaché fragte auch nicht weiter indiscret, wie ich zu der verhafteten Dame stünde; das erschien ihm belanglos, da das meine Privatangelegenheit war.

Orla war von ihrem Bräutigam verhaftet worden!

„Können Sie mir, bitte, sagen, was Sie von dem Tode des Abbés halten, der neulich starb?“ fragte ich Herrn v. S.

„Sein Tod ist mir ein Rätsel. Ein Arzt behauptet, er sei an einer Vergiftung gestorben; das war der Arzt, der auf der Straße hinzueleite, als der Abbé umfiel. Aber das war doch ganz unmöglich, da der Abbé eben vom Lunch beim Polizeipräsidenten kam. Der Gerichtsarzt, der die Leiche untersuchte, behauptete, es liege nur ein einfacher Herzschlag vor. Und das ist natürlich maßgebend.“

„Natürlich,“ nickte ich.

Der Attaché lächelte geheimnißvoll. Dann sagte er mir ins Ohr:

„Nichts ist in diesem Lande so natürlich wie das Sterben. Keiner weiß, was er heute zu essen bekommt, wenn er eingeladen wird. Vielleicht eine Dosis: Tod, eile dich!“

„Was ist das: Tod, eile dich?“ fragte ich naiv.

Der Attaché schwieg und lachte wieder. Dann erreichten wir das Hoftor der Gesandtschaft, das Automobil fuhr in den Hof, und hier auf deutschem Boden war ich vor allen Leibesvisitationen sicher. Ich fühlte mit der Hand nach meiner Brusttasche, wo Orlas Briefe staken, und mußte lachen über die Komödie des Polizeipräsidenten, der seine eigene Braut arrestieren ließ, wahrscheinlich, weil sie ihn nicht mehr sehen wollte. Ich war ganz sicher, daß Orla nichts passieren würde. Morgen würde ganz Mexiko über den Streich des eifersüchtigen Polizeipräsidenten lachen, und Orla würde schon heute Abend wieder nach kurzem Verhör freigelassen werden.

Er wird sie doch nicht über Nacht am Ende im Stadthaus bei sich behalten wollen, dieser Polizeiwüßling! — Ich erschrak bei dem Gedanken an die rohe Macht, die gewalttätigen Charakteren zur Verfügung steht, wenn sie an die Spitze einer Behörde gesetzt sind und ihre Macht in roher Weise mißbrauchen wollen. Meine Zähne knirschten mir vor Wut im Munde, wenn ich bedachte, daß der Polizeipräsident, der hier so willkürlich wie nirgends Hausdurchungen

unternehmen ließ, vielleicht auch Orla nur unter dem falschen Vorwand des Verdachtes anarchistischer Anschläge zu sich ins Stadthaus hatte bringen lassen, um sie dort nochmals zu überreden, ihn zu heiraten. Denn er mußte heute den Brief von ihr erhalten haben, worin sie ihm endgültig die Verlobung absagte. Vielleicht hatte seine Wut und seine Ohnmacht den Mann zum Äußersten getrieben.

Auf den Treppen des Gesandtschaftsgebäudes standen die Diener zu meinem Empfang aufgereiht, denn es sollte nicht den Eindruck machen, als ob ich hier als Gefangener und Flüchtling einzöge, sondern als Besuch des Gesandten. Graf v. L., er, der eben erst vom Lunch im Stadthaus zurückgekommen sein mußte, kam mir in eigener Person, noch in großer Gala, wie er eben heimgekehrt war, auf der Treppe durch die oberste Glastür entgegen. Seine Orden klingelten als er mir beide Hände entgegenstreckte.

„Mein Lieber, sein Sie unbesorgt! Nun kann Ihnen nichts Schlimmes mehr passieren, und wenn alle Polizeipräsidenten aller Staaten von Amerika hinter Ihnen her wären, — das Deutsche Reich und der deutsche Kaiser machen sich immer ein Vergnügen und eine Ehre daraus, Ihnen dies Haus anzubieten.“

Das war nun äußerst zuvorkommend von dem guten Grafen L., aber ich konnte ihn vor Aufregung kaum begrüßen und fragte atemlos, ob er wisse, was für eine Bewandnis es mit der Verhaftung einer aristokratischen Mexikanerin habe?

„Ich verstehe nichts von alledem,“ sagte Graf L. und begleitete mich durch die Säle der Gesandtschaft zu seinem Privatsalon. „Die Gesandtschaft steht Ihnen natürlich zur Verfügung; tun Sie, als ob es Ihre Villa in Europa wäre. Rauchen Sie in Ruhe eine Zigarre mit mir, wenn Sie Lust haben, und lassen Sie uns beraten. Zuerst gestatten Sie, daß ich das offizielle Habit mit dem Hausrock vertausche.“

Der Gesandte ließ mich einige Minuten mit meiner angezündeten Zigarre allein in dem breiten Lederkubissessel aus Elefantenhaut; und ich hatte Muße, mich etwas zu sammeln. Ein Dickhäuter muß man hier

in Mexiko sein, dachte ich und fuhr über das Elefant Leder, Mexiko verlangt Dichthäuter und keine nervösen Europäer.

Dann kam der Graf zurück und schritt leicht auf den Zehenspitzen über den Parkettboden des Salons und sprach halblaut, als wolle er nicht von den Dienern gehört sein: „Wissen Sie, daß man in Ihrem Zimmer auf der Glorieta eine Dame gefunden hat, die arretiert worden ist? Mein Diener, der mir das eben mittheilte, behauptet, daß die Leute meinen, es sei die Mexikanerin, die man in Ameca-Meca nicht vorfand, und die man dann bei Ihnen suchte.“

Ich war rasch aufgestanden.

„Setzen Sie sich!“ so beschwichtigte mich der Gesandte. „Es ist da jetzt nichts mehr zu machen. Die Dame ist ins Stadthaus gebracht worden. Man wird sie übrigens, wenn sie unschuldig ist, natürlich gleich wieder in Freiheit setzen.“

Ich bestürmte nun den Grafen, seine ganze Macht aufzubieten, um mich zu Orla zu bringen und Orla die Freiheit wiedergeben zu lassen. „Die Dame ist meine Braut, sie ist natürlich nicht mehr Mexikanerin, sie ist dadurch bald Angehörige der deutschen Nation geworden; lassen Sie doch nichts unversucht, damit man mir meine Braut zurückgibt.“

Der Gesandte war sehr überrascht über meine Verlobung und sagte, ich solle mir keine Sorge über das Schicksal meiner Braut machen. Sie würde in einer Stunde wieder freigelassen, sie sei ja unschuldig am Attentat auf den Präsidenten der Republik, und der Polizeipräsident habe sie nur vor dem Publikum schützen wollen. Denn der Attentäter habe sie als Mitwisserin genannt, und wenn das sich herumspräche, dann könne das Volk, das den Präsidenten sehr liebte, den Einfall bekommen, die junge Mexikanerin zu beschimpfen. Und da heute große Volksbelustigungen seien und viel Pulque getrunken würde, sei es immer besser, daß Orla sich auf dem Stadthaus aufhalte, als daß ihr vielleicht, wenn sie im Wagen über die Straße führe, von einem betrunkenen Volkshaufen Beschimpfungen angetan würden. Der Attentäter, den der Polizeipräsident

dent kurz verhört habe, berufe sich übrigens auf die Mexikanerin: diese könne beweisen, daß er Enthüllungen machen werde, die ernstester Natur wären. Wenn man ihn nicht freilasse, dann würde er vor dem Richter Dinge enthüllen, die eine hochstehende Persönlichkeit als Mörder entlarven würden. Der Mann werde natürlich jetzt erst recht nicht freigelassen, da man jetzt die Enthüllungen fast mehr fürchte als vorher das Attentat auf den Präsidenten der Republik. Vorläufig, da der Attentäter sich auf die junge Dame beriefe, und da beim ersten Verhör einige Reporter von Zeitungen zugegen gewesen wären, die der aufgeregten Neugier der Stadt Rechnung zu tragen hätten und es mitteilen müßten, daß eine junge Dame mit im Spiele sei, — vorläufig bliebe dem Polizeipräsidenten keine andere Wahl, als die junge Dame im Stadthaus festzuhalten, damit die erregten Volksmassen sich nicht wegen des beabsichtigten Attentats vorschnell an ihr rächten.

„Warten Sie jetzt alles Weitere ruhig auf der Gesandtschaft ab,“ meinte der Gesandte. „Sie sind hier so sicher wie Ihre Braut es auf dem Stadthause ist. Denn niemand kann Ihnen hier und ihr dort etwas anhaben. Ihre Wohnung an der Glorieta, wo man die Dame fand, ist jetzt von tausend Menschen belagert, — Neugierigen aus der ganzen Stadt, die den Festnachmittag damit verbringen, das vermeintliche Attentäternest zu beschauen, und die sich in immer größere Aufregung hineinreden. Sie könnten nicht nach Hause. Ihr Salon und Ihr Zimmer sind versiegelt, es stehen Wachen davor; das wurde angeordnet, damit man Ihnen Ihre Sachen nicht demolire oder stehle.“

Mir schwindelte. Ich war in ein immer enger werdendes Netz von Ungeheuerlichkeiten verwickelt und hatte nicht einen Faden zu der ganzen Verwirrung in der Hand.

Ich wiederholte nur stereotyp die Frage:

„Glauben Sie, Graf, daß der Abbé eines natürlichen Todes gestorben ist?“

Der Gesandte zuckte die Schultern, als wolle er

dasſelbe ſagen, was der Sekretär und der Attaché mir ſchon vorher angedeutet hatten, daß es ein Mittel gäbe, das man in Mexiko „Tod, eile dich!“ nenne.

„Der Abbé ſoll übrigens wieder ausgegraben und nochmals ſeziert werden; man traut dem Wiſſen des Gerichtsarztes nicht ganz, denn der andere Arzt, der damals auf der Straße vor dem Gerichtsarzt zuerſt gerufen wurde, hat ſich heute nochmals gemeldet und behauptet in allen Zeitungen, der Abbé ſei einfach vergiftet worden. Beweiſe hat man noch keine.“

Mir grüſelte vor dieſem Rattenkönig von monſtröſen Geheimniſſen: — geheimnisvolle Drohbrieſe, Vergiftung, Attentat, Hausſuchungen und Verhaftungen, — wo war der Schlüssel zu dieſem Schreckensknäuel, der ſich immer mehr verwickelte?

Gleich mexikanischen Mißgeburten ſah mich dieſe Verwirrung mit vielen verrenkten Armen und vielen Menſchen- und Thierköpfen an. Menſchen, die zu Beſtien und Ungeheuern verunkſtaltet waren, — Ebenbilder ihrer ungeſtalteten dämonischen Gözenbilder.

Ich mußte an den Jungen in San Juan denken, der mir im Staube nachgeſucht war und mir das gedrungene, aus Stein gehauene Gözenbild nachgetragen und es vor mir aufgepflanzt hatte, wenn ich mich umſah; wohin ich mich jezt wendete, ſaß ſo ein verrenktes Gözenungeheuer auf meinen Wegen hier in Mexiko. Es war nicht mehr das Leben unter der Sonne, es war, als lebe die Welt hier ewig in der Geiſterſtunde der Mitternacht. Wie die Kraterlandschaft bei Ixtapalapa ein Herd voll Höllentöpfen zu ſein ſchien, ſo war ganz Mexiko heute eine Hölle für mich. Der Menſchenfreſſergott, der in Ixtapalapa hauste, ſchickte mir jezt noch ſeine Schlangen täglich bis in die Hauptſtadt nach und wollte mich vernichten; denn ich wußte es ja nur zu gut, daß ich nicht ein Heiliger war, wie es die naiven Indianerleute damals in der Nacht verkündet hatten.

Orla ſchien mich alſo entweder beſucht zu haben, um vor der Rache des Polizeipräsidenten zu flüchten, vielleicht auch um die zurückerhaltenen Brieſe ihrer Mutter bei mir zu verwahren, oder ſie hatte mich

überhaupt nur besuchen wollen, und sie konnte nicht ahnen, daß man sie bei mir verhaften würde. Der Polizeipräsident hatte also überall seine Spione gehabt und wußte von unseren Zusammenkünften. Natürlich mußte er das wissen, denn man hatte uns ja ganz öffentlich zusammen auf dem Paseo reiten sehen. Oder hatte uns die Logenschließerin im Theater an einen seiner Spione verraten? Oder hatte Orlas Kutscher, der sie an jenem einen Abend zu mir fuhr, geplaudert? Es war ja leicht, zu entdecken, für wen sich Orla interessierte, da sie neulich nach dem Stiergefecht mitten im Regen ihren Wagen mit meinem vertauscht hatte und dann aus meinem Wagen ausgestiegen war. Das waren alles Unüberlegtheiten, die nur Verliebten passieren können, und es wäre lächerlich gewesen, wenn ein Polizeipräsident von Mexiko, der sich nicht entloben will, nicht in Erfahrung bringen könnte, mit wem sich seine Braut verloben möchte.

Ich brauchte mich ja nicht gerade um Orla zu ängstigen, aber es war doch sehr aufregend, zu wissen, daß der Polizeipräsident Orla für ein paar Stunden in seiner Macht hatte, und daß bei seiner streberischen, ehrgeizigen und gewaltthätigen Natur das junge Mädchen sehr unbehagliche Stunden vor sich haben könnte.

Oh, wenn man sich auf der Erde nur mehr ängstigen würde, als man es tut, — man würde vielleicht manches Unglück abwenden durch eifrigere Angst und eifrigere Aufgeregtheit. Statt sich stoischer Beruhigung, lähmender Beherrschung und diplomatisch fühlender Überlegung zu befleißigen, sollte man sich wie die Tiere von den Angstzuständen fortreißen und aufwühlen lassen und heftiger empfinden und sich heftiger sorgen!

Diese Selbstvorfürworte, daß ich mich nicht genügend meiner Angst um Orla hingegeben hätte, mußte ich mir leider später, nach dem Hereinbruch einer nie wieder gutzumachenden Katastrophe, wiederholen. Ich hätte mich an diesem Nachmittag nicht von der Ruhe und Würde des Gesandten und des Gesandtschaftshauses betäuben lassen dürfen. Ich hätte eher ver-

wildert und unwürdig mich von der Angst verzerren und mitreißen lassen sollen; ich hätte mich nicht als ein Schützling des Deutschen Reiches in dem kaiserlichen Hause besänftigen lassen sollen.

Als ich erfahren hatte, daß Orla bei mir gewesen und bei mir verhaftet worden war, — wahrscheinlich gerade in dem Augenblick, als ich ahnungslos die Soldaten vor meinem Haus um Auskunft fragte und dann ins Café ging, um zur Gesandtschaft zu telephonieren, da hätte ich mich nicht zur Gesandtschaft bringen lassen dürfen. Ich hätte in eigener Person zum Präsidenten der Republik, der mir freundlich gesinnt war, eilen und auf der Freilassung meiner Braut bestehen müssen.

Was hatte mich nur abgehalten, dieses zu tun? — Unzählige unglückselige Zufälle. Erstens, daß es Festtag war und der Präsident heute feiern und nicht in der Feier gestört sein wollte. Zweitens, daß man den Präsidenten der Republik nicht mehr an das peinliche Attentat erinnern sollte, das einen Mifton in den Vormittag des Festes gebracht hatte, und das man ihm nun am Nachmittag nicht mit Nachdruck von neuem nahebringen sollte. Endlich hatte doch Orla eigentlich nichts zu fürchten; ich glaubte, wie der deutsche Gesandte, sie sicher von sicheren Leuten umgeben und im Stadthaus so gut aufgehoben, wie ich es in der Gesandtschaft war. Bis sie dann in der Nacht die Stadt verlassen konnte, — bis dahin glaubte ich sie von Menschen und Schutzwachen umgeben.

Denn konnte ich vorausahnen, was nie zuvor die Erde hervorgebracht hatte? Könnten wir uns einen Krater voll Feuer in der Erde oder einen Ozean aus Salzwasser denken, wenn wir noch nie einen Krater, Feuer und Ozean gesehen hätten?

Konnte ich vorausahnen, daß der Polizeipräsident eine der Menschenbestien war, von denen, seit die Erde besteht, kaum zwei Exemplare gelebt haben?

Der Gesandte und der Attaché gaben sich alle Mühe, mir zu erklären, daß jeder Schritt von meiner Seite nur störend und aufreizend auf den Polizeipräsident wirken könne; da ja gar nichts gegen die junge Mexi-

fanerin vorläge, könnte sie nicht länger als bis zum Abend im Stadthause festgehalten werden. So ließ ich mich schließlich überzeugen, daß ich mich ruhig verhalten müsse. Ich sollte alles seinen ruhigen Gang gehen lassen und die Dinge lachend und von der heiteren Seite nehmen, da der Polizeipräsident sich bis morgen durch diese Gefangennahme seiner ehemaligen Braut lächerlich genug gemacht haben würde, so daß ich dann ruhig zusehen könnte, denn ich würde morgen alle Lacher in der Hauptstadt auf meiner Seite haben. Der Polizeipräsident dränge sich bei jeder Gelegenheit als ein Ordensjäger und als gewaltiger Streber vor, der sich immer bemerkbar machen wolle, auch wenn dieses Aufsehen mit unrechten Mitteln erreicht werde; deshalb werde schon morgen alle Welt den Mann verlachen, der seine frühere Braut nicht geschont hätte, um nur in der Gunst der Regierung zu steigen.

„Aber vielleicht ist jener Attentäter, jener Absender der Drohbriefe, die die Dame in den letzten Tagen erhielt, — vielleicht ist er ein Schuft und hat die Dame nur genannt, da man Briefe von ihm bei ihr gefunden hat, und will sich mit ihr wichtig machen und tun, als ob er Enthüllungen von Geheimnissen zu machen hätte, die er wahrscheinlich gar nicht besitzt. Oder ist er vielleicht der gedungene Mörder des Abbés? Denn ein Mensch, der sagte, er habe den Tod des Abbés in den Händen, er könne den Mord für Geld verhindern, schrieb in den Tagen vor dem Tode des Abbés viele Briefe an die junge Dame und an den Abbé.

Es sind so viel mystische Möglichkeiten vorhanden, daß ich nicht ruhig hier sitzen kann, ich muß auf das Stadthaus und bitte Sie, Graf L., verschaffen Sie mir durch den Präsidenten der Republik die Erlaubnis, einen Augenblick mit der jungen Mexikanerin zu sprechen?“

Der Graf lächelte und beruhigte mich mit seinem fortwährenden Gleichmut und seinem Lächeln.

Es ließ mir einen Lemon-Squash nach dem andern durch die Diener bringen, und als dieser Zitronen-

sast, in dem ich übrigens Dosen von Brom zur Beruhigung meiner Nerven herausschmeckte, gewirkt hatte und ich mich dünnblütig und sanftmütig geworden fühlte, beeilte er sich, mir eine Partie Schach vorzuschlagen. Und da er wußte, daß ich ein leidenschaftlicher Schachspieler bin, unterhielt er mich in Gemeinschaft mit dem Attaché bis zum Einbruch der Dunkelheit bei diesem Spiel, das mich diesen Nachmittag mit seinem Lärm, seinen Schrecknissen und Überraschungen ein wenig vergessen ließ.

Ehe es dunkel wurde, kam der Sekretär herein und teilte uns dreien, die wir noch teils spielend, teils zusehend beim Schachbrett saßen, mit, er habe die Nachricht erhalten, daß die Mexikanerin von ihrer Mutter am Stadthause abgeholt worden sei, und daß sich das Volk allgemein über das Attentat beruhigt habe. Die beiden Damen seien nach Ameca-Meca zurückgekehrt. Die Glorieta di Colon sei jetzt auch von Menschen frei. Der Polizeipräsident habe die Siegel an meinen Türen fortnehmen und die Wachen abziehen lassen, da alles in schönster Ruhe und Ordnung zu verlaufen scheine.

„Sie werden aber in dieser Nacht doch noch in der Gesandtschaft Wohnung nehmen müssen. Ich habe dem deutschen Kaiser und Deutschland mit meiner Person für Ihr Wohlergehen,“ sagte der Gesandte rasch zu mir. „Wollen Sie einem meiner Diener Auftrag geben, daß er Ihnen Ihre Toilettensachen für die Nacht holt, denn ich kann es nicht verantworten, daß Sie gleich wieder in Ihre Wohnung zurückkehren; wenigstens in dieser Nacht bleiben Sie, bitte, noch unser Gast auf der Botschaft. Man weiß nicht, ob Ihnen nicht jemand etwas Übles antun könnte. Sie sind der Rivale des Polizeipräsidenten, müssen Sie bedenken; das dürfen Sie nicht aus dem Auge verlieren und müssen bis zu Ihrer Abreise noch sehr auf der Hut sein.“

Ich dachte wieder an das gräßliche mexikanische Wort „Tod, eile dich!“ das hier wie ein verkappter Meuchelmörder hinter schwarzer Larve täglich umherging. Niemand war sicher vor dem „Tod, eile dich“.

Ich stimmte dem Gesandten zu und atmete auf bei dem Gedanken, daß Orla nun wieder bei ihrer Mutter in Ameca-Meca war und ich morgen Nachricht von ihr haben würde.

In meiner Wohnung ließ ich durch einen Gesandtschaftsdiener sagen, daß ich auf der deutschen Gesandtschaft sei, und daß man mir Briefe dorthin senden solle. Dann richtete ich mich in zwei mir zugewiesenen Zimmern für die Nacht ein.

Der Gesandte und der Attaché, die am Abend bei dem offiziellen Diner im Schloß Chapultepec nicht fehlen durften, mußten mich um sechs Uhr, gleich nach Sonnenuntergang, allein lassen, und ich versprach ihnen, die Gesandtschaft heute nicht zu verlassen und mich mit Lesen und Rauchen zu unterhalten.

Ich nahm dann das Abendessen allein ein; dann setzte ich mich ans Klavier und spielte im Gesellschaftssalon aus einigen Notenheften, die ich da fand. Umgeben von den lebensgroßen Porträts der deutschen Kaiserfamilie, Bismarcks und Moltkes, die rings von den Wänden sahen, und beim Glanze der elektrischen Kronleuchter fühlte ich mich für eine Weile ganz in Europa zu Hause; es war mir, als läge Mexiko weit irgendwo im Westen hinter dem gelben Sonnenuntergang. Da sah ich es im Geist wie ein Plateau aus Goldplatten liegen, so wie ich es mir als Knabe immer vorgestellt hatte, wenn man mir von den goldenen Aztekenkönigen und von Cortez und seinen Abenteuern erzählt hatte. Da hatte damals für mich dieses golddurchglänzte Land im Westen wie eine Bank aus gelben Sonnenuntergangswolken gelegen und abends die Fenster der fränkischen Stadt Würzburg beleuchtet, in der ich geboren war.

Alle dunkeln Stadtfenster am Main spiegelten dann das ferne Goldreich wieder, und ich sehnte mich viele Abende, nachdem ich die Abenteuer des Spaniers Cortez gelesen hatte, nach dem Lande der goldenen Götzen, nach dem Lande, das ich mir mit Goldplatten gepflastert dachte.

Ich spielte jetzt Schubertsche Lieder und spielte eine Beethoven-Sonate und spielte mir noch einige wenige

Takte von Grieg. Dann dachte ich an die Indianerin und spielte die singenden Takte des Ausrufes: *Tomales caliente, con dulce, con carne, eheee.*

Und während ich den Tönen zuhörte, stieg mir plötzlich eine unsagbare Trauer ins Herz; ich fühlte mich tief beklommen; ich wußte nicht: war es die Stille des Gesandtschaftshauses, war es die Sehnsucht nach Orla, — ich fühlte mein Herz zusammengeschnürt, es war, als sei jemand hinter mich getreten, als faßten mich von rückwärts zwei feste Hände um den Hals und wollten mich erwürgen. Ich fühlte Angstschweiß auf meiner Stirn, ich stand vom Klavier auf, klingelte dem Diener und bat um ein Glas Eiswasser.

„Der Herr sehen so blaß aus; soll ich vielleicht den Gesandtschaftsarzt rufen?“ fragte der Diener.

Ich dankte. Und er ging lautlos. Ich war froh, daß der Diener rheinischen Dialekt gesprochen hatte; in diesem Augenblick klang das, als spräche eine der Heimaterdschollen zu mir, und die Angst ließ nach; ich konnte aber das Eiswasser nicht austrinken.

Ich sah auf die Kaminuhr: es war elf Uhr. Es würde doch Orla nichts zugestoßen sein in Amecameca? Ich lächelte über meine Angst, als ob ich der deutsche Gesandte wäre, der als echter Deutscher keine Angst zeigte und sich keine Angst eingestand.

Ich betrachtete der Reihe nach den deutschen Kaiser, die Kaiserin, den Kronprinzen, die Kronprinzessin, Bismarck und Moltke und ging vor den Wänden auf und ab und ließ die Augen der Großen des Deutschen Reiches aus ihrem Rahmen heraus ermutigend auf mein geängstigtes Herz schauen.

Ich war einer so angstbeklommenen Stimmung verfallen, daß die Zigarre, die ich mir anzündete, nicht brennen wollte. Ich verfiel in Gedanken und ging auf und ab und freute mich immer, wenn ich die Kaiserin und die Kronprinzessin betrachtete. Es war mir, als wäre durch die Nähe der hohen Frauen der Schrecken, die Angst gebannt, die sich zu allen Fenstern, aus allen Wänden wie ein fremder Metallgeruch hereinschlich. Immer, wenn ich die Gesichter

der Damen ansah, beruhigte mich das mehr als der Anblick der starken mutigen Männergestalten.

Wenn Frauen mit dem Leben fertig werden können, ohne zu zittern, ohne Angst, ohne zu klagen, dann mußt du es auch können. Ich ging auf und ab und sprach eifrig auf mich ein und nickte dabei der Kaiserin und der Kronprinzessin zu, als hätte ich eben die Damen gesprochen, und nickte zu den Bemerkungen, die sie über mich an den Wänden da oben zu machen schienen.

„Es ist etwas passiert,“ sagte plötzlich mein Herz feierlich. „Entweder ist ein Erdbeben im Anzug, und ich spüre es wie die Tiere voraus, oder es ist irgendwo in Europa ein mir nahestehender Mensch gestorben, und in der Einsamkeit kommt die Kunde in mein Herz, und das weint bereits über den fernen Trauerfall, während der Verstand ein schwerfälliger Bauer ist und erst trauert, wenn er morgen oder in vierzehn Tagen die Nachricht durch die Post erfährt.“

Ich nahm mein Notizbuch und schrieb: „Elf Uhr, 17. Sept. abends Angstgefühl, ähnlich einer großen Trauer.“

Dieses schrieb ich klar und deutlich in den Kalender meines Tagebuches ein.

Nun war mir etwas freier, seit ich mit Bleistift und Papier meine Angst sozusagen statistisch festgehalten hatte.

Ich hörte am offenen Fenster über die Bäume des Gesandtschaftsparkes hinweg die Musik von der Alameda und die von der Plaza, und die beiden Melodien vermischten sich nicht in der Luft unter den Nachtssternen, — sie standen wie ein Hegenlärm bald über der fernen Alameda, bald über der Plaza.

Diese zwei sich gleichsam in den Lüften streifenden Musikbänder kämpften je nach den Luftströmungen um die Oberhand, und es war bald wie das Geflöß einer Meute von hundert Blechinstrumenten, bald das Miauen von hundert Geigen und Flöten. Es war, als vervielfältigte sich die Musik unter den Sternen, als gäbe jeder Stern sein Echo dazu, so daß

der Himmel in dieser Nacht voll von Musikinstrumenten zu hängen schien.

Bei diesem Lärm konnte ich nicht schlafen gehen; ich hielt es für klüger, einen Spaziergang nach der Alameda oder nach der Plaza zu machen. Der Gesandtschaftssaal mit den großen offiziellen Figuren war mir jetzt lästig.

Ich sehnte mich nach dem Mondlicht in meinem Salon an der Glorieta, wo ich im Schaukelstuhl Orla zum erstenmal bei mir gesehen hatte, und ich sehnte mich nach dem mystischen Straßensang der Indianerin, der nicht wie das Ausrufen von Kuchen klang, sondern wie eine gesungene rhythmische Beschwörungsformel.

Ja, ich wollte mich unter die Indianer auf der Plaza mischen, den Liedern zuhören und den Volksbelustigungen zusehen.

Ich hörte das Knattern der Raketen in der Ferne; das Feuerwerk, das die Stadt dem Volk zur Verschönerung des Nationalfestes darbot, war mitten im Abbrennen begriffen. —

Ein paar Minuten später stand ich am Ausgang der Calle San Francisco, die auf die Plaza mündet.

Der große Platz war eine zischende taghelle Feuerwelt geworden. An Hunderten von hohen Masten brannten die lichterlohen Garben von kunstvollen Feuerwerkskörpern. Zwölf Masten trugen an ihren Spitzen, knallend und passend und gewaltig fauchend, die zwölf Bilder des Tierkreises. An anderen Masten flammten die Wappen aller mexikanischen Provinzen. An andern feuerfarbige Papageien aus Glühbirnen, Adler, Leoparden, Drachen, Dämonenmasken und künstliche Blumensträüße; viele Lichtfiguren waren aus grünen, gelben, roten, blauen Glühbirnen gebildet, andere Masten stellten flammenwehende Palmen dar und glühende Sonnenkugeln, umgeben von allen Planeten und von Kometen.

Diese helle Welt bewegte sich, flimmerte, flammte, zuckte, explodierte, warf Feuersdämpfe in die Nacht und freiselte um die Spitzen der hohen Masten.

Darunter, Gesicht bei Gesicht, drängten sich Tau-

sende von weißgekleideten Indianern, die alle zur Höhe sahen; und ihre Augen spiegelten das Feuerspiel, ebenso alle gläsernen Fensterreihen der Häuser rings um die Plaza, die aussahen, als wären es Tausende von Ofenlufen, die offen stünden und ihre rote Glut in langen Reihen zeigten.

Unter dem Feuerlärm spielte die Musik und begleitete mit rasselnden Becken und Pauken den Wirbeltanz der künstlichen Feuerspiele rund um die Bäume des Platzes.

Die Kathedrale lag wie in die Luft entrückt, von Feuerschnörkeln umgeben, als wäre sie heute noch der Tempel der aztekischen Göttergrimassen.

Als sei die Hölle auf die Erde heraufgestiegen, so verwirrend wirkten die lodernden, prasselnden Feuerwerkskörper, die sich fortwährend in ihren Gestalten verwandelten. Es war, als mündeten alle Krater von Mexiko in dieser Nacht hier auf diesem Platz mit feuerspeienden Mäulern und ließen Funken regnen und rote Lavaströme anschwellen; denn die Nachtwolken am Himmel flossen gleich roten Lavamassen über die Türme der Kathedrale in die Ferne.

Bis Mitternacht dauerte dieser Hergentanz der Feuersgarben, der Raketen und der Musik. Dann als die Mästen dunkel standen, die Bäume wieder Bäume geworden waren und keine Haufen von roten Kupferstücken mehr waren und alle Häuser und die Kathedrale bei den Straßenlaternen wieder nüchtern nebeneinander standen, da begann erst für die indianische Bevölkerung das eigentliche Nachtfest. Hunderte von roten Häufchen glühender Holzkohlen glimmten zwischen den Indianergruppen, auf den kleinen Rasenvierecken, zwischen den Wegen und Blumenbeeten des gartenartig bepflanzten Platzes. Auf den Rändern der Springbrunnenbassins aufgereiht, saßen Indianer, andere im Gras, andere unter den Bäumen, andere an dem Rand der Trottoire. Sie saßen still mit glutbeschiedenen Gesichtern, einer schürte die Glut, einer röstete Bananen, einer schenkte Pulque aus Krügen ein, einer oder mehrere zupften Mandolinen, und viele im Kreis sangen summend, melodisch dumpf,

als sängen sie keine Sprache, als sängen sie wortlose Erinnerungen, die sie je nach dem Gefühl nur in einem oder zwei Lauten der gezupften Mandoline zusangen. Sie wiegten die Köpfe, und unter dem Schal der Mütter schliefen die Kinder wie in einem winzigen Zelt, sie waren gleichsam unter den Beschwörungen der uralten einfachen Lieder eingeschlafen und waren vielleicht die einzigen hier am Plage, die im Traum, während die Alten Lieder sangen, auch die alten Zeiten sahen, ohne zu wissen, daß es alte und neue Zeiten gab.

Ich betrachtete den alles umarmenden Nachthimmel, dessen Sterne in den Parkbäumen saßen wie die Augen von Millionen Indianern, die da oben über dem Plage herab zu ihren Enkeln und Urenkeln schauten und den gesummt leisen Liedern und den glucksenden Saiten der sanften Mandolinen zuhörten, welche sanft klangen wie unterdrückte Seufzer ohnmächtiger tyrannisierter Menschen. Als das Höllenfeuerwerk vorhin über den Bäumen in die Nacht prasselte, da war's gewesen, als machten die Nachtgeister sich Luft und tanzten entfesselt, und aller Augen auf der Plaza sahen hinauf in die tanzende Feuerwelt, als seien die indianischen Gottheiten mit Schlangen und Blitzen wiedergekehrt. Nun war es dunkel, der Götterspuk war verflogen, die Luft roch noch nach Pulver und Salpeter und Schwefel und war doppelt dunkel. Und nun weilten aller Augen wieder hier auf dem Platz am Boden, und nur die Sterne sahen von weitem wie der Rest eines Feuerwerkes aus, das sich in der Nacht verflüchtigt hatte. Die Indianer saßen wieder, von ihren alten Göttern verlassen, auf dem Rasen, melancholisch, zusammengekauert, in Gruppen, aus denen man keinen Laut, kein Gelächter hörte; nur wenn man näher kam, sah man, wie einige die Köpfe wiegten und zu der dünnen Mandoline murmelnde Laute sangen, — Laute, die keine Worte waren, Laute wie Blätterrauscheln oder wie das kochende Geräusch eines summanden Kessels über dem glühenden Holzkohlenhäufchen.

Die meisten der hier kauern den Gruppen waren Indianer, die von den Feldern, aus ihren Erdhütten

und Erddörfern, aus Maisfeldern und Agavenpflanzungen draußen vor der Stadt Mexiko hereingewandert waren, — die Gärtnerfamilien aus Santa Anita, der schwimmenden Gemüsegartenstadt draußen. Anita Santa ist ein Erdstrich, durchzogen von Kanälen, die zwischen den Gärten an Stelle von Wegen laufen, und wo eine Welt von Rähnen täglich verkehrt. Von dort kamen diese friedlichen Gruppen, die sogar jetzt zur Nachtzeit hier auf dem Stadtplatz blieben und erst im anbrechenden Morgen heimkehren wollten. Sie sahen alle so unscheinbar dunkel aus in ihren weißen Hosen und Hemden, als wären sie Gruppen aus grauer Erde, aus Gartenerde, und könnten zerfallen, wenn man sie anstieße. Nichts an ihnen leistete Widerstand, ihre Haltung war weder selbstbewußt noch bewußt, sie lebten wie Pflanzen und Tiere und Wolken ohne Bewußtsein von sich selbst, bang vor dem Chaos, das sich Welt nannte, bang vor den Herren des Landes, die sich immer noch als Europäer fühlten, wenn sich die hellfarbigen spanischen Abkömmlinge Mexikaner nannten. Die Indianer widersprachen ihnen nicht, aber es lag eine Zugehörigkeit zur mexikanischen Muttererde im Schweigen der roten Rasse, mehr als in allem dem lauten Selbstbewußtsein, mit dem die herrischen, von Europa abstammenden Mexikaner auftraten.

Ich fühlte mich auf dem Stadtplatz, den nur niedere Anpflanzungen und wenige hohe Bäume schmückten, wie in einem tiefen indianischen Urwald; als ich langsam von Kohlenfeuer zu Feuer ging, da hatte ich, von den Mandolinen und den Singlauten umgeben, das Bewußtsein verloren, daß ich mich mitten in einer Großstadt befand.

Es war gegen ein Uhr nachts, als ich, von der Urwaldstimmung langsam Abschied nehmend, durch die leeren Straßen zur deutschen Gesandtschaft zurückging. Hinter mir auf dem Stadtplatz war das Gewimmel der Menschen noch groß und hatte mich alles Unangenehme und alle Sorge dieses Tages vergessen lassen. In den stillen Straßen, wo an den Straßenecken mexikanische Polizisten postiert waren, jeder mit einem Totschläger in der Hand und neben sich auf

dem Pflaster eine Blendlaterne, da kam wieder das Europaselbstbewußtsein in meine Urwaldstimmung, und ich dachte an Orla, an die Gefahr der Verhaftung heute nachmittag, an die Hausfuchung, an das Attentat.

Plötzlich hörte ich von einer Straße, die ich eben verlassen hatte, den Signalpfeiff eines Polizisten. Jeder Schutzmann in der Hauptstadt Mexiko hat eine Pfeife, und alle Viertelstunden beginnt das Signalpfeifen von einer Straßenecke zur andern und setzt sich durch die ganz Stadt fort und dauert endlos in der Nachtstille, als ob große wilde Vögel einander zupfiffen und antworteten ohne Ende.

Dieses Pfeifen störte mich zuerst gar nicht. Ich hatte es jede Nacht gehört, solange ich in Mexiko war. Aber das hatte ich nie gesehen, daß die Polizisten dabei ihre Posten an den Straßenecken verließen und durch die Straßen rannten. Ich sah jetzt von allen Ecken plötzlich Polizisten herbeieilen, als wäre da eine Jagd nach Räubern. Sie rannten alle nach einer und derselben Richtung. Ich war aber schon von so viel Aufregung heute müde gemacht worden, daß es mir ganz gleichgültig war, wohin die Polizisten eilten, und ich empfand auch gar keine Neugier, zu wissen, was sich da wieder Unvorhergesehenes ereignet hätte. Ich ging ruhig meines Weges weiter, passierte den Wachtposten der Gesandtschaft, und als der Portier mir das Tor öffnete, hatte ich längst die Signalpfeiffe, die sich noch immer vereinzelt von Straße zu Straße wiederholten, und die Polizisten vergessen.

Ein Diener begleitete mich auf mein Zimmer; er sagte mir, daß der Graf L. auch erst vor einer Stunde heimgekehrt sei und nach mir gefragt habe. Als der Diener mich in meine erleuchteten Zimmer geführt und mir mit seinem rheinländischen Dialekt „Gute Nacht“ gewünscht hatte und ich allein war und Orlas Briefe aus meinem Rock nahm und auf den Nachttisch neben meinem Bett legte, wurde mir wieder weh zumute, fast ebenso weh, wie es mir vorher im großen Saal um elf Uhr gewesen war, wo ich Klavier gespielt hatte. Jetzt war es mir wieder, als stünde

jemand hinter mir und erwürge mich von rückwärts, und mein Kehlkopf wurde mir wieder so eng und trocken, daß ich glaubte, ich müsse den Hals voll Rauch oder Staub haben.

Gepeinigt und erschöpft, legte ich mich halb ausgekleidet auf mein Bett. Neben mir über dem Nachttisch war ein Haustelexphon angebracht. Ich starrte dieses Telephon an, als könne ich jeden Augenblick von dort eine Aufklärung erhalten, warum mir so bedrückt und tief traurig der Atem stocke; und mir war, als müsse ich in dieser Nacht noch von allem Abschied nehmen.

Plötzlich klingelt das Telephon wirklich.

Ich glaubte erst, ich hätte auf einen Knopf gedrückt, und hielt das Klingeln für einen Spuk und erschrak und war zugleich wie erlöst, weil sich nun jemand um mich zu kümmern schien.

Graf L. fragte aus seinem Zimmer, ob ich schon zu Hause sei.

Ich antwortete ihm sofort, ich wäre kurz vorher gekommen.

„Das freut mich, daß Sie da sind. Ich hatte mir schon Angst gemacht, es könnte Ihnen etwas zugestoßen sein.“

Ich lachte in das Telephon und dankte ihm für seine Fürsorge und meinte: „Auf der Plaza bei den Indianern war es nicht unsicherer als hier auf der Gesandtschaft.“

„Nun, das freut mich!“ sagte der Graf und wünschte mir eine gute Nacht.

Ich war dann etwas beruhigter, da ich doch wenigstens eine Menschenstimme gehört hatte. Ich entdeckte nun auch auf meinem Tisch beim Sofa eine Schale voll Früchte und eine Karaffe voll Wein, die man mir für die Nacht hereingestellt hatte, und ich bewunderte die Aufmerksamkeit des Gesandtschaftspersonals.

Die Früchte löschten ein wenig meinen Durst. Ein paar Glas Wein gaben mir die Phantasie, daß ich soeben aus sehr fröhlicher Gesellschaft heimgekehrt wäre. Ich bemerkte, daß sehr schöne Bilder von Rennpferden an den Wänden hingen. Ich nahm mir vor,

morgen meine „Stella“ satteln zu lassen und auszureiten, vielleicht träfe ich auf dem Paseo Drla zu Pferd. Ich sah uns schon im Geist wieder über die Hochebene, durch die abgeernteten Maisfelder reiten, immer weiter, immer weiter, bis der Staub der Höhlen in den ausgetrockneten Sümpfen uns umschlang und Drla unsichtbar wurde und ich vergebens kämpfte, aus dem Staub, aus dem Grau der Erdwolken an den blauen Himmel zu kommen. Ich erstickte im Staube und trauerte, daß Drla mit mir ersticken mußte, und daß ich nun nie mehr Europa wiedersehen würde. „Nie mehr wirst du Europa sehen!“ Dieses wiederholte ich mir, während ich, im Traum, am Staub zu sterben meinte.

Ich erwachte erschöpft.

Das elektrische Licht brannte noch, und draußen war es heller Tag.

Ich hatte das Gefühl, daß das Erwachen und das Nichtgestorbensein nicht einmal sehr angenehm wären. Ich hatte so lange im Staub mit dem Ersticken gekämpft, daß mir der Schweiß auf der Stirn stand, als hätte ich mit einem Mörder gerungen.

Warum warst du denn traurig darüber, daß du Europa nicht wiedersehen solltest? Warum fragtest du im Traum nicht danach, ob du Drla wiedersehen würdest?

Ich setzte mich auf und horchte. Mir war, als ob heute nacht sehr viel Leben im Gesandtschaftspalais gewesen sei; ich hatte im Hof Leute kommen und gehen hören und wußte es im Schlaf genau, daß sehr viel um mich vorging, aber ich wollte im Traum nicht vom Pferde steigen. Denn Drla ritt mir immer vor aus, und ich wollte sie einholen.

Das Telephon klingelte wieder.

Der Sekretär war am Telephon und bat, daß ich mich schnell ankleiden möchte, der Graf L. möchte mich dringend sprechen, noch bevor er austritte.

Ich fragte, ob irgendwo in der Stadt ein Unglück passiert sei. Aber das Telephon versagte. Ich hörte niemand mehr und eilte, mich schnell abzutuschen und mich schleunigst anzukleiden.

Meine Finger waren aber fast zu schwach von dem schweren Erstickungsstraum; ich brauchte mehr Zeit als jemals und mußte dem Diener klingeln, damit er mir die Stiefel anziehe. Ich war schwindelig, als ob ich auf dem Verdeck eines Schiffes wandelte; so schaukelte der Zimmerboden vor meinen Augen. Ich trank ein Glas Eiswasser, tat ein paar kräftige Atemzüge am offenen Fenster und eilte dann, mich zusammenraffend, den Korridor entlang nach dem Privatsalon des Gesandten, wohin mich sein Kammerdiener führte.

Das weitere der Reihenfolge nach zu erzählen, ist mir heute noch ganz unmöglich.

Ich sehe nur immer den graublauen Ledersessel aus Elefantenhaut, in dem ich saß. Ich war vorher nie in meinem Leben ohnmächtig gewesen. Aber ich sehe mich plötzlich umgeben von Ärzten, Dienern und dem Gesandten, ich sehe die weißen, blendenden Tücher von Kompressen und sehe deutlich einen Eimer voll mattweißem Eis; ich fühlte aber kein Eis, alles war Feuer, überall war das große Feuerwerk, das jetzt nicht über der Plaza, sondern an der Zimmerdecke senkrecht über mir abgebrannt wurde.

Ich dachte nur: Aber warum denn Feuerwerk am hellen Tage? Machen Sie doch die Fensterladen zu, die Leute werden glauben, die Gesandtschaft brennt. Das Eis wäre wahrscheinlich da, um die von der Decke herabfallenden Funken aufzufangen, damit keine Brandflecken auf dem Parkettboden entstünden, dachte ich. Es war aber doch seltsam, daß alle Feuerkörper in den einen einzigen Eimer fielen.

Und noch seltsamer war dies: je länger ich das Eis ansah, desto feuriger wurde auch das Eis. Es verwandelte sich im Eimer in Kohlenglut.

Der Arzt, der Diener, der Graf L. und der Sekretär, alle waren so dunkel im Gesicht. Alle waren Indianer. Es war nirgends mehr ein heller Europäer im Zimmer zu sehen; ah — das Feuerwerk hatte alle Europäer vernichtet. Ganz Mexiko war ein einziges Feuerwerk geworden und brannte vor meinen Augen prasselnd ab. Auch die Indianer verbrannten, das Feuer fiel jetzt von der Decke auf meinen ganzen Leib;

ich erschien mir hell, als strahle ich Feuer aus meinen Gliedern. Ich brannte und verbrannte und wurde zu Feuer. Und nie mehr sollte ich Europa sehen! Nie mehr sollte ich Europa sehen! dachte ich immer.

Ich begann zu schluchzen. Ich weinte mitten im Feuer. Ich löschte mit meinen Tränen das Feuer. Es verkroch sich. Es wurde müde und schwach. Und immer, wenn es wieder aufflackern und nach mir greifen wollte, dann stieg mir ein Schluchzen, eine Sehnsucht nach der Heimat, eine Sehnsucht nach Europa aus meinem Innern. Und mit dem Ruf: „Ich will jetzt zurück, ich will nach Europa, ich will fort, ich bin ein Europäer, ich bin ein Bürger von Europa, und dieses mexikanische Feuerwerk darf mich nicht ersticken,“ mit diesem Ruf löschte ich die Flammen. Sie wurden zu tausend Feueradern, dann zu tausend Funken, dann wurde es Tag. Es dämmerte sacht und wurde hell. Alles wurde wieder ruhig, irdisch, und das Ungeheuerliche hatte sich irgendwohin verkrochen.

Vielleicht sitzt das Ungeheuerliche hinter den Bildern der Rennpferde an den Wänden, dachte ich und fragte den Diener und den Arzt.

Sie nahmen die Bilder von den Wänden, und man trug die Rennpferde aus dem Zimmer.

Ich sah, daß ich im Schlafzimmer neben dem Telephon lag.

Vielleicht sitzt das Ungeheuerliche im Telephon, reflektierte ich, und fürchtete mich vor dem kleinen lackierten Kasten, der bei Tag und bei Nacht klingeln und reden konnte.

Man schraubte den Kasten ab. Ich sah Hände, die das taten. Ich sah den Schraubenzieher, der die Schrauben drehte. Das Stahl des Schraubenziehers konnte auch ein Messer sein . . . „Neunzehn Messer!“ rief ich laut. Der Arzt gab mir zu trinken. Ich sah dann nichts mehr und wollte einschlafen. „Das Morphinum hat gleich gewirkt,“ hörte ich den Diener mit dem rheinischen Dialekt sagen . . .

Jemand rief: „Tod, eile dich!“

Diesen Ruf hörte ich öfters von den Wänden hallen. Dann erschien gewöhnlich kurz darauf das Gesicht

einer Krankenschwester, die mir zu trinken gab. Viele Krankenschwestern wechselten ab, und allmählich hörte ich den Ruf „Tod, eile dich!“ nur noch aus weiter Ferne, als würde das über den Dächern der nächsten Straßen gerufen.

Eines Tages dachte ich: „Ich muß aber schon sehr lange krank sein, weil ich so viele verschiedene Krankenschwestern gesehen habe.“

„Wie lange bin ich schon krank?“ fragte ich die Schwester, die mir mit einem Palmfächer die Fliegen vom Gesicht jagte.

„Beinah sechs Wochen,“ sagte sie und lächelte. „Aber nun sind Sie bald so gesund, daß Sie auf das Land und dann nach Europa zurückreisen dürfen, hat der Arzt heute gesagt.“

„Wie heißt das Spital, in dem ich krank liege?“ fragte ich.

„Sie sind in keinem Spital, Sie sind immer noch in der deutschen Gesandtschaft. Man wollte Sie in kein Spital bringen. Man durfte es auch nicht. Sehen Sie, hier auf dem Nachttisch liegen lauter Telegramme an Sie aus Europa. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz haben bereits mehrmals nach Ihrem Befinden fragen lassen. Der Gesandte hatte dringende Anweisung erhalten, daß Sie in der deutschen Gesandtschaft gepflegt werden müßten, bis Sie zur Abreise kräftig genug wären.“ Die Krankenschwester lächelte geheimnißvoll und sagte: „Man fürchtete vielleicht, daß Sie in Ihren Fiebergesprächen Staatsgeheimnisse ausplaudern könnten!“

„Wer hat denn in all den Tagen immer: ‚Tod, eile dich!‘ gerufen?“

„Oh, das waren Sie selbst, aber jetzt sind Sie seit drei Tagen ganz gesund, und Sie sollen sich auch nicht mehr an den Ruf erinnern. Sie dürfen jetzt auch nicht mehr sprechen, schlafen Sie sich gesund; Schlaf ist immer die beste Medizin, sagten alle Ärzte, die hier an Ihrem Bett waren.“

Und die Krankenschwester legte den Fächer fort und gab mir wieder zu trinken. Danach schlief ich wieder fest ein. —

Die Geschehnisse, die mich auf das Krankenbett geworfen und mir eine Gehirnentzündung gebracht hatten, waren, nüchtern erzählt, diese:

Als ich an jenem Morgen nach dem Nationalfest in das Zimmer des Gesandten trat, ging dieser in seinem Schreibzimmer vor einem Herrn auf und ab. Jener Herr wurde mir als der Gesandtschaftsarzt Medizinalrat Dr. Sch. vorgestellt. Der Gesandte Graf L. fragte mich — und sah mich dabei ernst und bleich an, so daß ich glaubte, er habe den Arzt seiner selbst wegen konsultiert —, ob ich mich stark genug fühle, um eine sehr ernste Nachricht mit Ruhe und Kraft aufzunehmen.

Ich setzte mich in den Elefantenledersessel und sagte, während es mir kalt über den Rücken lief, scherzend: „In diesem Sessel fühle ich mich als Dickhäuter. Ich werde alles aushalten. Bitte, sprechen Sie rasch! Welches neue Ereignis verfolgt mich?“

Der Gesandte ergriff eine Zeitung; es war das Morgenblatt der Stadt Mexiko. Er sagte: „Seien Sie ein Mann und lesen Sie ruhig diese Zeitungsnotiz.“

Diese lautete:

„17. Sept. 189 . . .

Lynchjustiz.

Die Bevölkerung von Mexiko sammelte sich heute nacht vor dem Stadthause um ein Uhr an, und einige hundert Personen der niederen Stände stürmten in den Hof, drangen in das Stadthaus ein und fanden den Weg zu den Haftzimmern; ehe die Polizei sie hindern konnte, begann die aufgeregte Menschenmenge die Türen einzuschlagen. Nachher fand man den Attentäter, der bei der Truppenrevue gestern einen Attentatsversuch auf den Präsidenten machte, von neunzehn Messern durchbohrt. Und Fräulein Orla von ***, von der man am Nachmittag bereits glaubte, daß sie in Freiheit gesetzt worden sei, wurde in ihrem Haftzimmer erwürgt aufgefunden.

Die Personen, die durch diese Lynchjustiz wahrscheinlich dem Präsidenten der Republik, welcher noch nie ein Todesurteil unterschrieben hat, einen Dienst

erweisen wollten, hätten dieses Mal nicht so vorschnell ihre Ergebntheit für den Präsidenten der Republik befunden sollen, denn es ist leicht möglich, daß sie im Übereifer einen Unschuldigen und eine Unschuldige ermordet haben.

Ob diese Personen damit dem Präsidenten der Republik einen wirklichen Ergebntheitsdienst geleistet haben, muß die genauere Untersuchung der Ereignisse dieser Nacht erst ergeben.

Vorläufig ist festgestellt, daß unter den Hunderten von Menschen, die in das Stadthaus stürmten, neunzehn Männer bemerkt wurden, die, mit schwarzen Masken vor den Gesichtern und in schwarze Mäntel gewickelt, den Weg zu den Korridoren und zu den Haftzimmern so genau wußten, als wären sie im Stadthause aufs beste bekannt.

Auffallend ist, daß diese neunzehn verkappten Gestalten später nicht mehr in der Menschenmenge bemerkt wurden. Man nimmt an, daß sie einen nur den Vertrauten des Stadthaus bes bekannten Ausweg durch ein Rückgebäude nahmen und so unbemerkt fliehen konnten.“

Der Polizeibericht meldete:

„Neunzehn dem Präsidenten auf Leben und Tod innigst ergebene Männer scheint der schändliche Attentatsversuch auf den Präsidenten der Republik heute derart mit Abscheu erfüllt zu haben, daß sie unter sich beschlossen hatten, der amtlichen Justiz zuvorzukommen und dem Attentäter und seiner Mitwisserin im Namen des Volkes den Tod zu geben.

Als die neunzehn maskierten Männer um ein Uhr nachts in das Stadthaus drangen, traten sie zuerst bei dem Polizeipräsidenten ein, der noch spät in der Nacht an seinem Schreibtisch wichtige Arbeiten zu erledigen hatte, und von ihm verlangten sie die Auslieferung des Attentäters, der gestern dem Präsidenten der Republik nach dem Leben gestrebt hatte. Der Polizeipräsident weigerte sich, den neunzehn Abgesandten der Lynchjustiz die Gefangenen vorzuführen. Aber die Volksrächer ließen sich nicht abweisen und stürmten nach den beiden Haftzimmern, wo sie die beiden

Gefangenen fanden, und wo sie sofort Lynchjustiz übten.

Der Attentäter wurde von neunzehn Messerstichen getödet, Fräulein *** fand man erwürgt.

Gestern nachmittag war noch die Mutter der jungen Dame zu dem Polizeipräsidenten in das Stadthaus gefahren und hatte die Freilassung der jungen Dame verlangt. Diese sollte auch ihrer Mutter nach Ameca-Meca folgen, sie weigerte sich aber und sagte: da man sie verhaftet habe, wolle sie auch in Untersuchungshaft bleiben; sie verlange vor Gericht gestellt zu werden, um ihre völlige Unschuld in der Attentatsangelegenheit zu beweisen.

Auf ihren eigenen Wunsch wurde die junge Dame deshalb in Haft behalten, und ihre Mutter kehrte allein nach ihrer Hazienda in Ameca-Meca zurück.

Jedermann weiß, daß auch unser ausgezeichnete Polizeipräsident eine dem Präsidenten der Republik huldigende heroische That beging, als er sofort Gerechtigkeit walten ließ und, ohne Rücksicht darauf, daß Fräulein Orla von *** die Braut des Polizeipräsidenten selbst ist, diese junge, angesehene, bekannte Dame so gut wie jeden anderen Angeklagten verhaftete und keinen Unterschied in der Person walten ließ. Damit hat unser Herr Polizeipräsident wieder einmal seine regierungstüchtige Gesinnung von Grund aus gezeigt, und der Präsident der Republik wird ihm dafür zu danken wissen.

Die traurigen Umstände, die den gewaltsamen Tod der jungen Dame und des Attentäters veranlaßten, bedürfen keiner weiteren Aufklärung. Durch diesen Akt der Lynchjustiz zeigte sich wieder einmal die große Beliebtheit, deren der Präsident unserer Republik sich in allen Schichten der Bevölkerung erfreut. Das Volk bewies dies schon dadurch, daß es gleich nach dem Attentat in Scharen herbeieilte. Nur wenige Stunden dauerte es, da hatte das Volk auch sein Urtheil gefällt und seinem Präsidenten Genugthuung verschafft, indem es neunzehn beherzte Männer auswählte, denen es die Rache im Namen des Volkes übertrug. Da das Volk selbst gehandelt hat, wird es, um neue Unruhen

zu vermeiden, der Regierung sowohl als allen Bürgern lieb sein, wenn man die Verfolgung der neunzehn Auserwählten der Nation nicht zu streng handhabt. Die Nation selbst hat hier gerichtet, dadurch ist der Präsident der Republik vielleicht enthoben worden, sein erstes Todesurteil zu unterschreiben. Denn jedermann in Mexiko weiß, daß unser geliebter Präsident noch nie ein Todesurteil unterschrieben hat. Die Nation hat gerichtet, heilig sei der Wille der Nation!"

Dieses waren der unklare Polizeibericht und die ungenügenden Zeitungsnotizen, die am Morgen des 18. September in der Hauptstadt bekannt wurden und die natürlich ungeheures Aufsehen erregten.

Ich las damals nur den Satz, daß Orla erwürgt worden sei.

Hier nahm mir der Gesandte das Blatt sanft aus der Hand; ich bat, er möge weiterlesen.

Ich hörte in dem Sessel mit geschlossenen Augen dem ganzen Zeitungsbericht zu.

Ich hörte auch noch, wie aus weiter Ferne, eine kurze Debatte zwischen dem Arzt und dem Gesandten. Dann begann sich zu der Trockenheit meines Halses ein Brand und Blutandrang in meinem Gehirn einzustellen. Mein Gehirn schien zu explodieren.

Die darauffolgenden Krankheitsindrücke habe ich bereits beschrieben, so wie ich mich ihrer noch erinnern kann. —

Die Zeitungen hatten während meiner Krankheit vollauf zu tun; denn täglich verdrängten neue Sensationsnachrichten die alten, und binnen einigen Tagen sah sich die ganze Stadt Mexiko in einen Trubel von Verwicklungen verstrickt, die atemloser und die Gehirne erheizender nicht von der zügellosesten Phantasie ausgedacht werden könnten.

Am gleichen Nachmittag schon wunderten sich einige Zeitungen, wie es hätte möglich sein können, daß Volksverschwörer bis in das Innere des Stadthauses gedrungen wären. Man fragte sich, wie man das zulassen konnte, da die Polizisten doch auf dem Wachzimmer in genügender Anzahl versammelt gewesen sein mußten und den Meuchelmördern sofort den Weg

verstellen und verhindern konnten, daß neunzehn Mann nachts bis in das Amtszimmer des Präsidenten vordrangen.

Der Polizeibericht strotzte auch von viel zu viel Selbstlob der Polizei und des Polizeimeisters.

Es war ganz unmöglich, zu denken, daß der Polizeipräsident seine Braut nicht hätte retten können, da er doch ihr zu Hilfe zu eilen vermochte.

Auch wunderten sich andere Zeitungen, daß der Präsident seine Braut nicht gezwungen hatte, mit ihrer Mutter nach Ameca-Meca heimzukehren. Es lag gar kein Grund vor, dem Starrsinn einer gekränkten unschuldigen Dame nachzugeben und sie in Haft zu lassen, um sie erst am nächsten Tage zu verhören.

Darauf antworteten noch am gleichen Abend in den Abendzeitungen die neuen Polizeiberichte: „Der Polizeipräsident stürzte, als er sah, daß die Gefahr des Lynchens nicht mehr von den Gefangenen abzuwenden war, mit zwei geladenen Revolvern auf den Balkon seines Zimmers; dieser Balkon führte auf die Plaza, wo nachts um ein Uhr eine unruhige Menschenmenge wogte. Der Polizeipräsident feuerte die beiden Pistolen in die Luft ab und machte dadurch die untenstehenden Menschen aufmerksam, daß ihm und dem Stadthaus Gefahr drohe.

Wohl an dreihundert Personen drängten darauf in den Hof des Stadthauses. Man weiß nicht, ob sie mit den neunzehn Abgesandten gemeinsame Sache machen wollten. Als der Polizeipräsident die Mörder nicht mehr zurückhalten konnte und sie bei den Gefangenen wußte, befahl er, daß man die großen Tore des Hofes zum Stadthause schließen sollte, um so den Verschwörern und ihren Mithelfern den Rückweg abzuschneiden. Der Polizeipräsident setzte sich, als er die Schüsse, zum Zeichen, daß er Hilfe benötigte, vom Balkon abfeuerte, selbst der Gefahr aus, von den neunzehn Verschwörern ermordet zu werden. Zum Glück waren diese aber nur von dem Willen beherrscht, ihrer Opfer habhaft zu werden, und ließen den Polizeipräsidenten auf dem Balkon die Pistolen abfeuern, ohne ihn weiter zu behelligen. Immerhin ist vor allem der

heroische Mut des Polizeipräsidenten zu bewundern, der seine Gefangenen mit eigener Lebensgefahr verteidigte."

So schloß der Polizeibericht in den Abendzeitungen. Alle diese Berichte erfuhr ich damals nicht mehr, und erst nach vollständiger Genesung las ich die Zeitungsausschnitte, die mich mit den aufregenden Berichten jener Tage der Unklarheit und der Widersprüche bekannt machten.

Schon der zweite Tag brachte dann eine seltsame Notiz der Morgenzeitung: „Es hat sich ein Messerschmied gemeldet. Er behauptet, daß am Unabhängigkeitstag, nachmittags um drei Uhr, ein auffallender Mann, in dem er den Polizeipräsidenten zu erkennen glaubte, neunzehn Messer bei ihm eingekauft habe. Da der Laden des Festtages wegen geschlossen war, bediente er den Käufer im halbdunkeln Laden. Der Messerschmied kann darum nicht genau bestimmen, wie der Mann aussah, den er vor sich hatte. Aber der Verkauf von neunzehn Messern am Feiertag war ihm sehr auffallend gewesen. Auf der Polizei hat man dem Messerschmied keinen Glauben schenken wollen und ihm auch die Erlaubnis verweigert, die Messer zu besichtigen, mit denen der Lynchmord begangen wurde.“

Noch einen ganzen Tag kreuzten sich die Ausreden der Polizeiberichte mit den Gegenzweifeln in den Zeitungen. Man konnte aber an jenem zweiten Tage nach dem Doppelmord noch nicht annehmen, daß über Nacht plötzlich das ganze Mordgewebe flargelegt werden würde.

Die Zeitungen alle waren sich am zweiten Tag darin einig, daß die Mörder keine Volksabgesandten gewesen seien. Ebenso habe nachts um ein Uhr keine Unruhe im Volk bestanden. Alle Leute, die noch zu dieser Stunde auf der Plaza waren, behaupteten, es hätten da nur friedliche Indianergruppen um kleine Holzkohlenfeuer gesessen, und die hätten keinen Sinn fürs Lynchen gehabt. Es wären nur noch harmlose Landleute und Gärtner aus Santa Anita auf der Plaza gewesen. Die europäische Bevölkerung hätte meistens schon geschlafen.

Unter den dreihundert Menschen, welche man im Hof des Stadthauses fand, war auch nicht ein einziger, der eine Ahnung hatte, daß man im Stadthaus zwei Lynchmorde beging. Alle Dreihundert waren erst herbeigeeilt, als der Polizeipräsident die Schüsse vom Balkon abfeuerte. Es war nur menschliche Neugier gewesen und kein einiger Volkswille oder Rachegebanke oder gar „der heilige Wille der Nation“, der diese dreihundert Neugierigen von ihren Mandolinen fort nach dem Stadthause getrieben hatte.

Der Vorgang blieb am Dienstag abend noch ein Rätsel.

Die neunzehn schwarz maskierten Männer, die niemand kannte, die von keinem Volkswillen gewählt waren, die aber trotzdem Verschwörer sein mußten, begannen die ganze Hauptstadt mehr zu entsetzen, als der schwache Attentatsversuch am Präsidenten der Republik es getan hatte. Niemand fühlte sich jetzt mehr sicher; wenn der Polizeipräsident, umgeben von der ganzen Polizei, nachts im Stadthause nicht mehr sicher vor neunzehn maskierten Meuchelmördern war, — wer sollte sich dann noch in der Hauptstadt sicher fühlen?

Die Zeitungen fingen an zu höhnen. Andere sagten laut, die Mörder müßten vom Präsidenten der Republik selbst abgeschickt gewesen sein, damit dieser kein Todesurteil zu fällen brauche.

Aber auch diese Behauptung war unhaltbar, denn der Attentatsversuch am Nationaltag hätte gar keine Erschießung des Attentäters zur Folge haben müssen, da der Präsident nicht einmal verwundet worden war und es nicht einmal erwiesen war, ob der Attentäter überhaupt den Präsidenten der Republik hatte töten wollen. Viele behaupteten jetzt, jener habe nur einen Stein aufgehoben und getan, als wolle er werfen; er habe nur die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf sich ziehen wollen. Er habe gar nicht ausgesehen, als sei es ihm unlieb gewesen, daß man ihn verhaftete. „Heute verhaftet mich die Polizei, morgen lasse ich einen Polizeipräsidenten verhaften!“ hatte er gerufen.

Der Gefangene behauptete ebenso wie Fräulein

Orla von ***, daß er am nächsten Tag, wenn er verhört würde, großartige Enthüllungen machen werde.

Und dieser Mann, der bei der Gefangennahme vor allen Leuten bei der Truppenrevue ausrief, er werde morgen den Polizeipräsidenten verhaften lassen, dieser selbe Mann wurde nachts, ebenso wie die Braut des Polizeipräsidenten, sozusagen unter den Augen der Polizei ermordet. Das schien auffallend und gab zu denken. Erstaunlich war, daß nicht am gleichen Nachmittag nach Einlieferung der beiden Verhafteten ein Vorverhör im Stadthause, wie sonst üblich, stattgefunden hatte.

Die Polizeiberichte redeten sich aber darauf hinaus, man habe die Attentäter, welche sich durch die Verhaftung in überreiztem Zustand befunden hätten, sich erst noch ausruhen lassen wollen, damit sie nicht in der Überreiztheit unwahre Aussagen machten. Auch hätte man die Beamten des hohen Nationaltages wegen nicht gerne bemühen wollen und habe deshalb das Verhör auf den nächsten Tag verschoben.

Am Mittwoch aber erschien die Aufklärung in der größten Morgenzeitung mit der sensationellen Überschrift: „Neunzehn Polizisten, vom Polizeipräsidenten verleitet, sind die Schuldigen des Doppelmordes im Stadthause, begangen an zwei wehrlosen Verhafteten.“

„Das Geständnis eines der Polizisten, der sich, von Gewissensbissen getrieben, heute morgen auf unserer Redaktion einfand und uns den Sachverhalt erklärte, folgt hier:

Am Nachmittag des Nationalfesttages, nachdem der Mann, der einen Attentatsversuch auf den Präsidenten der Republik begangen haben sollte, im Stadthause eingeliefert war, ließ mich der Polizeipräsident zu sich rufen und fragte mich, ob ich dem Präsidenten der Republik einen großen Dienst erweisen und mir dadurch eine Auszeichnung verdienen wollte. Dann sollte ich mich in die Zimmer der beiden Verhafteten begeben und diese mit zwei Pistolen, die mir der Polizeipräsident einhändigen wollte, erschießen. Der Präsident der Republik würde mir dafür immer dank-

bar sein, denn dann wäre er nicht genötigt, zwei Todesurtheile zu unterzeichnen.

Man müsse aber den Mord so arrangieren, daß ich unentdeckt bliebe und man sagen könne, ein Fanatiker aus dem Volk sei in die Haftzimmer eingedrungen und habe die Verhafteten erschossen. Nach dieser Tat könne ich für immer der Gunst des Polizeipräsidenten versichert sein. Er würde mich reichlich belohnen und mich auch schnell im Amte befördern.

Ich zeigte keine Bedenken, da ich mich keines Mordes dadurch schuldig zu machen glaubte, wenn ich Verhaftete erschoss, die doch zum Tode verurteilt würden. Der Polizeipräsident überlegte aber nochmals das Ganze und sagte mir: damit ich sicher ginge, sollte ich achtzehn meiner Kameraden auswählen. Man müsse das Ganze dann so ausführen, als sei eine Volksmenge in das Stadthaus eingedrungen und habe die Verhafteten gelyncht. ‚Neunzehn Mann wären leicht zu finden,‘ sagte ich dem Polizeipräsidenten. ‚Ich finde hundert, wenn Sie wollen, die dem Präsidenten der Republik diesen Dienst leisten möchten.‘

‚Es ist eine Ehrentat, die ihr an Schandtätern verrichtet,‘ hat dann der Polizeichef zu mir gesagt.

Ich kaufte am Nachmittag die neunzehn Messer ein. Wir neunzehn Polizisten, ich und die achtzehn Kameraden, die ich ausgewählt hatte, und die sofort begeistert dem Präsidenten der Republik und dem der Polizei gehorchen wollten, beeilten uns; wir maskierten uns, und abends um elf Uhr drangen wir in die Zelle des Verhafteten. Dieser wehrte sich nicht. Wir warfen ihn auf den Rücken und stießen nacheinander die neunzehn Messer in seinen Körper und ließen die Messer in seinem Leichnam stecken.

Den Mord an der verhafteten jungen Dame aber haben wir nicht begangen; der Polizeipräsident hat sie mit eigener Hand erwürgt.

Da alles scheinbar im Auftrag des Präsidenten der Republik und unter den Augen des Polizeipräsidenten geschah, waren wir guter Dinge.

Nachts um ein Uhr aber waren wir ohne Masken; als der Präsident die Signalschüsse vom Balkon des

Stadthaus auf die Plaza abfeuerte, trieben wir das harmlose Volk, das unter den Bäumen friedlich lagerte, zu Haufen in das offene Thor des Stadthaus, indem wir die Kunde verbreiteten, es wäre ein Attentat auf den Polizeipräsidenten begangen worden. Die ahnungslosen Neugierigen drängten gar nicht sehr zum Stadthaus hin, wir mußten sie immer wieder anfeuern und überreden; bis ungefähr ein paar hundert friedlicher Menschen scheu in den Stadthaushof eingedrungen waren, bedurfte es vieler Überredungskunst. Dann schlossen wir die Tore hinter den Leuten. Allen Eingeschlossenen wurden ihre Namen und Adressen abgefragt. Einige wenige wurden zum Schein verhaftet, die anderen ließen wir wieder laufen. Dabei verbreiteten wir eifrig die Kunde von den neunzehn schwarzmaskierten Mördern, welche die zwei Verhafteten gelyncht hätten.

Aber wir fanden wenig Glauben; die sanften Indianer lächelten nur und gingen zurück auf die Plaza zu ihren Feuern und Mandolinen.

Wir neunzehn lebten nach dem Mord in einer Selbstberauschung, immer von dem Glauben getragen, daß wir nur einem im Namen des Präsidenten der Republik zu Tode Verurtheilten den Tod gegeben hatten, den der Verhaftete doch früher oder später durch öffentliches Erschießen gefunden hätte.

Erst in diesen drei Tagen sahen wir allmählich ein, daß wir Mörder und keine Richter gewesen waren. Seit wir wissen, daß der Präsident der Republik diesen Akt der willkürlichen Hinrichtung der Gefangenen nicht befohlen hat und nicht gutheißen will, und seit man uns in allen Zeitungen mit dem Wort Meuchelmörder bezeichnet, — seitdem sehe ich immer das arme Opfer vor mir, den Mann, der sich widerstandslos niederwerfen ließ und keine Ahnung hatte, daß er ermordet werden sollte. Erst als jeder von uns sein Messer unter dem Mantel vorzog, schrie er auf und rief: „Oh, ich weiß es, der Mörder des Abbés hat euch gedungen, aber ich schwöre: ich bin unschuldig. Er hat mich überredet, ihm Gift zu verschaffen, um ein Pferd zu vergiften, aber als er das Gift hatte, verlangte er,

daß ich mich bei dem Abbé als Diener einschleichen und ihm das Gift beibringen sollte. Ich habe den Abbé nicht vergiftet, — ich bin unschuldig! Ich schwöre es, daß ihr einen Unschuldigen umbringt!

„Du bist schuldig!“ riefen wir neunzehn theatralisch, so wie der Präsident, unser Chef, es uns gesagt hatte, und dann erstachen wir den Wehrlosen, trotz seinen Bitten, und ließen die neunzehn Messer in seinem Leib stecken.

Ich bereue jetzt meine That bitter. Ich kann nicht mehr schlafen, ich kann nicht mehr ruhig essen und trinken, überall sehe ich den Ermordeten, und immer höre ich seine Worte: „Der Mörder des Abbés hat euch gedungen!“

Deshalb, um Ruhe zu finden, kam ich auf die Redaktion, um alles zu gestehen, und um mir durch mein Geständnis mein Gewissen zu erleichtern.“

Diese einfachen Worte eines Polizisten, der aber seine Kameraden nicht nennen wollte, veranlaßte alle die anderen achtzehn, daß sie noch am Nachmittag auf dieselbe Zeitungsredaktion gingen und ihr Geständnis in gleicher Weise wie der erste ablegten.

Noch am Vormittag wurde die Gefangennahme des Polizeipräsidenten bekannt, am Nachmittag die der neunzehn Polizisten. Der Polizeipräsident wiederholte, als er von dem Geständnis der neunzehn gehört hatte, er habe dem Präsidenten der Republik einen großen Dienst leisten wollen. Dann aber meldete sich der Kammerdiener des Polizeipräsidenten, welcher plötzlich aussagte, er habe dem Abbé, dem Beichtvater der Braut des Präsidenten, beim Frühstück eine Tasse Tee servieren müssen; der Polizeipräsident hatte ihn beauftragt, vorher ein Pulver, das er vom Polizeipräsidenten erhalten habe, in den Tee zu tun; angeblich sei das ein Magenpulver gewesen, das der Abbé gewohnt gewesen wäre, jeden Morgen beim Frühstück einzunehmen. Kurz danach habe sich der Abbé während des Frühstücks plötzlich erhoben und gesagt, er habe zu Hause seinen Schreibtisch nicht abgeschlossen, er wolle rasch in eigener Person nach Hause gehen und seine Papiere verschließen. Dabei sei der Abbé schon

sehr blaß gewesen, und er sei auch nicht weit gekommen, sondern schon an der nächsten Straßenecke tot zusammengestürzt. Wahrscheinlich habe er das Gift im Tee herausgeschmeckt und habe nur zu einer Apotheke eilen wollen, um ein Gegengift einzunehmen. Aber der Tod ereilte ihn vorher. Auf seiner einen Manschette fand man die Worte gekritzelt: „Ich bin vergiftet worden, es war Gift in einer Tasse Tee...“ Mehr sagte die gekritzelte Schrift nicht, wahrscheinlich hatte der Abbé das unterwegs geschrieben, als er zur Apotheke eilte.

Nach der Aussage des Kammerdieners des Polizeipräsidenten war kein Zweifel mehr, daß in dem Polizeichef ein vielfacher Mörder verhaftet worden war.

Der Polizeipräsident hatte sich von einem Individuum Gift verschafft und dieses Individuum aufgefordert, daß es den Beichtvater seiner Braut umbringen solle. Als sich der andere weigerte, beging er die Tat selbst, um den Abbé los zu sein, der seine Braut von der Verlobung abbringen wollte, und der als Beichtvater zu viel von der Welt wußte, die den Polizeipräsidenten kompromittieren konnte. Kaum war dieser Mord geschehen, so sah er ein, daß er nichts erreicht hatte; er mußte von seiner Braut hören, daß sie einen andern Mann, einen Europäer, gewählt habe, mit dem sie zusammen Mexiko verlassen wollte. Er wußte, daß sich seine Braut mit dem Mann, der ihm das Gift verschafft, ins Einvernehmen gesetzt hatte, und daß dieser bei der Truppenrevue dem Präsidenten der Republik in Gegenwart aller Leute eine Anklage überreichen sollte, die den Polizeipräsidenten als den Giftmörder des Abbés erklärte. Ihm, dem Manne, der das Gift zur Vergiftung eines Pferdes geliefert hatte, konnte dabei nichts geschehen, aber der Polizeipräsident konnte von der Tribüne weg arretiert werden und keine Zeit zur Flucht gewinnen. So hatte der Giftverkäufer kalkuliert. Und Orla hatte ihm brieflich versichert: wenn er den Mörder ihres Vaters dem Präsidenten der Republik anzeigen würde, sollte er die Hälfte ihres ungeheuren Vermögens erhalten. Denn der Mann hatte nach dem Tode des Abbés

wieder an Drla geschrieben und versichert, er hätte, als er das Gift beschafft und dann gehört hatte, daß es der Polizeipräsident zur Vergiftung des Abbés benützen wolle, den gemeinen Gedanken gehabt, aus diesem Wissen Nutzen zu ziehen; er hätte die Drohbrieife an sie und den Abbé geschrieben, um dadurch Geldsummen zu erpressen. Wenn sie ihm Geld geschickt hätte, würde er sie vor dem Gift des Polizeipräsidenten gewarnt haben. Er selbst war ein heruntergekommenes Subjekt, einst ein Schulkamerad des Polizeipräsidenten; und da er ein studierter Chemiker war, wurde er von diesem immer zu Räte gezogen, wenn er irgendein Geheimmittel brauchte.

Am Ende der Schreckenswoche, die dem Nationalfest mit täglichen Verbrecherenthüllungen gefolgt war, las man in allen Zeitungen, Freunde des Polizeipräsidenten hätten diesem in einem ausgehöhlten Brotslaib eine geladene Pistole ins Gefängnis geschickt. Und der so viel besprochene vielfache Mörder wurde sein eigener Mörder. Es war vielleicht die einzige heldenhafte That, die er in seinem Leben begangen hat, daß er den Mut fand, sich selbst aus dem Leben zu schaffen. —

Diese Zeitungsnachrichten und ausführlichen Berichte über die Morde am Unabhängigkeitsfest wurden mir vom deutschen Gesandten, dem Grafen L., langsam und schonend in der Zeit meiner Genesung beigebracht. Ich war durch meine Krankheit so weit von allen Ereignissen fortgerückt worden, daß ich mich manchmal nur schwer auf Drlas Gesicht besinnen konnte; es war von den Fiebererscheinungen, von den Bildern, die ich in der Krankheitszeit fortwährend vor meinem Gehirn vorbeirasen sah, verjagt worden. Ich dachte viel über Drla nach und sagte mir zuletzt: das Schicksal hat unsere Vereinigung nicht gewollt. Sie hätte sich wahrscheinlich in Europa niemals heimisch gefühlt, sie, die waghalsige Tochter eines Abenteuerlandes, die großzügige, mutige und eifrige Pferdeliebhaberin, — sie hätte Europa zu eng, zu alt empfunden, so wie mir meine kleine Nichte in Philadelphia, die Einladung, Europa zu besuchen, mit den Worten ausge-

schlagen hatte: „Was soll ich dort in dem alten Europa?! Bleib du lieber bei uns!“ — Mexiko, das mir in Orla verkörpert entgegengetreten war, schien mich jetzt längst verlassen zu haben. Seit Orla tot war, schien ich nicht mehr in Mexiko zu sein. Nur meine Koffer standen noch hier, — meine Seele war längst wieder nach Europa zurückgekehrt. Und mit den anderen Koffern würde mir auch der Koffer meiner Seele, mein Leib, bald nachgeschickt werden.

Wenn ich an die Stunde dachte, wo ich damals in dem Salon des Gesandten morgens, im Elefantensledersessel sitzend, die Zeitung zugereicht erhielt, wo kurz erwähnt stand, daß Orla von *** im Haftlokal erwürgt aufgefunden worden war, — da sehe ich nur noch, ehe das Riesenseuerwerk meiner Gehirnexaltation begann, den Ledersessel, der mir schien, als wäre er die Kinnlade des Menschenfressergottes von Ixtapalapa; der Sessel sah aus, als bewege er sich und könne mich wie ein offenes Maul zerkauen. Es war mir, als säße ich zwischen den Kinnladen des Menschenfressergottes. Dieser hatte Orla bereits verschluckt und begann nun auch mich mit seinen Rießern zu bearbeiten. Ich sah dann das Feuer von der Decke regnen, als wäre es der Atem des Menschenfressergottes, der rote Funkenmeere durch die Luft streute, wie das Feuerwerk des Nationalfestes nachts auf der Plaza, wo ich zwischen Indianern, Mandolinen und Feuerbecken gewandert war, ohne zu ahnen, daß sie, nach der ich mich stündlich sehnte, vielleicht vom Sternenhimmel auf mich herabsehen konnte, so wie die Ahnen der Indianervölker, deren Augen ich zwischen den Bäumen als Sterne zu sehen glaubte. Sie lag als Leichnam in jener Nacht mir ganz nah, hinter den Bäumen, in dem langen einstöckigen Stadthaus, dessen Balkone noch mit Fahnenbündeln geschmückt waren, und auf dessen langem, flachem Dach die Reihen der Fahnenstangen aufgerichtet standen und ihre Leinwand regungslos hängen ließen; die Mitternachtluft war friedlich und atemlos wie die Tote gewesen, die dort oben im Stadthaus unter dem fahnergeschmückten Dach ohne Atem lag, und die zwischen den Mandolinen

bei den Indianern unter den besternten Parkbäumen mich aufgesucht hatte, die neben mir ging, ohne sich bemerkbar machen zu können, die des Nachts neben mir war, als ich den Telephonkasten an meinem Bett anstarrte und ich nicht schlafen konnte vor ratloser Unruhe.

Alles dieses durchdachte ich in der Zeit meiner Genesung, und oft, wenn das Kleid der Krankenwärterin hinter mir rauschte und ich die Schwester im Zimmer leise hantieren hörte, mußte ich mich rasch umsehen, ob nicht doch vielleicht Orla wiedergekommen war. Hier in dem Lande der plötzlichen Schrecknisse wäre vielleicht auch das Wunder der plötzlichen Wiederkehr einer Toten mir gar nicht so wunderbar erschienen. — Ich hatte bis jetzt noch keine Träne vergießen können. Es war, als wäre mein Herz zugemauert. Meine Augen lebten getrennt von meinem Herzen. Sie sahen scheinbar alles; aber sie waren argwöhnisch und kalt geworden. Sie waren wie Fernrohre, die alles sehen und nichts behalten. Sie sahen zurück in die letzten Wochen und stellten sich auf die Gegenwart ein und starrten geradeaus in die Zukunft, aber sie sagten nicht: „Oh, wie traurig, o, wie weh,“ oder: „Oh, wie einsam,“ und nicht: „Oh, wie wir leiden.“ Meine Augen hatten die Sprache verloren. Es war mir gleichgültig, ob ich in den Himmel sah, der jetzt nachmittags nicht mehr regnete, der jetzt immer blaue, klare Ewigkeit war; die Augen sagten auch nichts, wenn sie Menschen sahen: wenn der Gesandte an meinem Krankenstuhl mit mir plauderte, wenn die Krankenschwester mir meine Briefe aus Europa vorlas, wenn es Abend wurde, oder wenn der Gesandtschaftsattaché drüben im großen Gesellschaftssaal Beethoven, Brahms und Wagner spielte. Meine Augen sahen die Welt an, als liege sie hinter der Glasscheibe eines Schaufensters und sei nur ein Schaugericht und kein persönlicher Besitz mehr. Das Leben ging nur mit dem Zeiger der Uhr im Kreise an zwölf Stunden täglich vorüber, und meine Augen sahen wie die Räder des Uhrwerks nichts von dem Leben, dem die Stunden dienten. Ich fragte den Arzt eines Tages, wie das

mit mir werden solle, wenn ich gar keinen Wert des Lebens mehr begreifen lernen würde. Es war mir ganz gleichgültig, ob ich aß, ob ich trank, ob ich mich wohl oder unwohl fühlte; gab man mir nichts zu essen und zu trinken, so vergaß ich, es zu verlangen, da ich nach den ausgestandenen Schrecknissen kein Empfinden mehr für irgendeine Lebensregung spürte.

Der Arzt fragte, ob ich ein Lied oder eine Musik kenne, die mich früher besonders erschüttert habe. Musik heile die Apathie am besten und würde vielleicht die Trauer auslösen, die Tränen, die ich nicht weinen konnte. Ich bat, man möge die Indianerin rufen, die abends immer an der Glorietta Pasteten verkaufte; sie solle unter meinem Fenster im Hof ihren Sang singen.

Sofort erfüllte man mir den Wunsch.

Mein Krankenstuhl wurde ans Fenster gerollt.

Gegen Abend, als die Krankenschwester eben fortgegangen war, denn ich brauchte sie nur noch am Tage, da kam der Arzt zu mir und plauderte wie jeden Abend ein Stündchen.

„Erschrecken Sie nicht,“ sagte er, „die Indianerin tritt eben in den Hof, ich sehe sie bei den Kallablumen des Parkteiches vorbeikommen. Sie wird jetzt unter dem Fenster singen.“

Die Indianerin sang:

„Tomales caliente, con carne, con dulce — ehee . . .“

Ich hörte es und hörte es doch nicht.

Sie sang dreis, viermal und entfernte sich singend.

Ich erhob mich nur unwillkürlich im Krankenstuhl und stand zum erstenmal auf und ging ans Fenster. Ich sah das Pastetenbrett über einem Lorbeerbusch wandeln. Die Indianerin sah ich nicht mehr, sie ging, vom grünen Lorbeer versteckt, nach dem Parkausgang. Ich hörte das Parktor knirschen, dann fiel das eiserne Gitter ins Schloß.

„Soll sie zurückkommen und nochmals singen?“ fragte der Arzt.

Ich schüttelte den Kopf. Ich verstand nicht, warum ich das hatte hören wollen. Hier in der Gesandtschaft, hier in den Mauern, die für mich Europa re-

präsentierten, verstand ich nichts mehr von der Wollust dieses einfachen, naturlautartigen Rufes, der mir früher so sehr zu Herzen gegangen war.

„Aber Sie können wieder auf ihren Füßen stehen und zittern nicht, — das wenigstens hat der Sang der Indianerin erreicht,“ so tröstete der Arzt mich und sich. Und dann bot er mir seinen Arm und führte mich langsam auf die Dachterrasse der Gesandtschaft.

Über die Welt von Dächern fort konnte ich hier oben noch den letzten Rest des Sonnenuntergangs sehen.

Am östlichen Horizont lagen der Ixtaccihuatl und der Popocatepetl, beide vereist, schimmernd wie irisfarbene große Brocken von Opalsteinen. Weiß gespensterhaft lag das Profil des Ixtaccihuatl, dessen Name „weiße Frau“ bedeutet, — weiß wie das Profil einer Toten, die da am Erdrand aufgebahrt lag, und der das gelbe Sonnenlicht wie gelbes Haar niederfloß.

„Kannten Sie nicht ein junges Astronomenehepaar?“ fragte mich in diesem Augenblick der Medizinalrat. Ich sah, daß ihn das Profil des Ixtaccihuatl, der weißen Frau, die dort mit weißer Stirn und gelbem Goldschein ausgestreckt lag, an die Frau des jungen Astronomen erinnerte; und ich war gar nicht überrascht, denn ich selbst hatte bei dem abendgelben Berg sofort an die messingblonde Frau gedacht. Der Medizinalrat erzählte mir, er habe gehört, der junge Astronom habe sich eine Sternwarte in einem der Gärten von Cuautla, einem kleinen Flecken in den Halbtropen, bauen wollen, und er und seine Frau lebten schon länger dort in einem Garten. Ob ich nicht Lust hätte, noch einmal Cuautla und meine Bekannten dort vor meiner Abreise zu besuchen.

O ja, ich hatte plötzlich beim Einatmen der kühlen Eisgeruchluft, die im Abend da von den beeißten mächtigen Kratern kam, große Lust zu einem Besuch bei alten Bekannten. Ich sehnte mich, Menschen zu sprechen, die mit mir von Europa gekommen waren. Ich wollte einmal die Apollohymne hören und wollte diesen Menschen, denen es geglückt war, hier in dem

Landes des Menschenfressergottes sich ihr Glück zu gründen, Lebenswohl sagen. Um nicht ganz zerstört aus diesem Land zu gehen, wünschte ich mir, doch wenigstens hier noch einmal ein glückliches Menschenpaar gesehen zu haben.

Acht Tage später war ich auf dem Wege nach Cuautla. Der Medizinalrat hatte mich begleiten wollen, ich aber lehnte es ab. Ich war jetzt ganz gestärkt, ich wünschte ein wenig mit mir allein zu reisen.

In Cuautla, das eine halbe Tagereise von der Hauptstadt Mexiko liegt, mietete ich mir beim Gasthofbesitzer ein Pferd und einen Führer. Der Weg ging durch ein trocknes Bachbett, durch Zuckerrohr und Maisfelder und Agavenpflanzungen. Man hatte mir gesagt, daß die Gärten, von denen der Astronom einen gemietet hatte, zu einer Hacienda gehörten; und wenn ich auf dieser, die einige Stunden von Cuautla lag, fragen würde, dann könnte ich erfahren, wo die neue Sternwarte stände.

Gegen Mittag erreichte ich die hohen Mauern der Hacienda. Die Gebäude waren früher ein spanisches Kloster gewesen und standen groß und mächtig auf einer Anhöhe. Gackernde Hühner, Schweineherden und Maulesel trieben sich am Weg herum; auch hörte ich das Summen von Maschinen. Die Zuckerrohrernte war in vollem Gange, und überall am Wege, wo mir Leute begegneten, nuschte jeder: Kind, Mann und Frau, an kurzen Stengeln Zuckerrohr. Göttliches Land, dem die Süßigkeit vom Feld in den Mund wächst, wollte ich sagen, — da kam mir aus dem Tor einer der Aufseher entgegen. Hinter ihm im weiten Hof standen die Wagen mit geschnittenem Zuckerrohr belastet; in der ehemaligen Klosterkirche war das Dach von Schornsteinen durchbrochen, und darunter in dem Kirchenschiff sausten die Transmissionsriemen, Kessel bei Kessel war aufgestellt, darin der Zuckersaft gesotten, gereinigt, gepreßt und gefühlt wurde. Ich war vom Pferd gestiegen, und ehe ich noch sprechen konnte, blieb ich schweigend vor dem tobenden Maschinengetöse stehen, das aus den Pforten der Barockkirche dröhnte, als wäre die Hölle in den Himmel einge-

zogen. Die Mauern und der Erdboden zitterten unter dem Eisensummen und unter dem Schwirren der Eisenräder und der saufenden Transmissionsriemen.

„Können Sie mir sagen, wo die neue Sternwarte ist? Sie soll in einem der Gärten der Hazienda liegen.“

„D—o—o,“ machte der Aufseher und fragte: „Sind Sie vielleicht ein Verwandter des verstorbenen jungen Astronomen?“

Ich glaubte, ich hätte im Lärm, der aus der Kirche kam, nicht richtig gehört. Und ich wiederholte die Frage nach der Sternwarte.

„Der ist tot, der junge Mann. Die Frau hat ihn vor acht Tagen in der Hauptstadt Mexiko begraben, schrieb sie hierher. Die Sternwarte ist noch gar nicht gebaut. Der junge Deutsche bekam jeden Abend Fieber. Und als das junge Ehepaar den Garten bezog, da dauerte es nicht lange — keine vier Wochen waren sie hier —, dann mußte die Frau ihren Mann nach der Stadt Mexiko in ein Spital überführen. Dort ist er vor ein paar Tagen gestorben. Auch die junge Frau sieht nicht aus, als ob sie den Mann lang überleben würde: sie ist von allen Schrecken und Sorgen, die sie mit ihrem Mann hatte, sehr mitgenommen; und der Arzt hatte beiden geraten, schnell nach Europa zurückzukehren. Sie hatten auch schon ihre Schiffsplätze bestellt und wollten reisen, da wurde der Mann ganz plötzlich so sehr vom Fieber gepackt, daß man ihn nur noch nach der Stadt bringen konnte. Aber an eine Abreise übers Meer war nicht zu denken. Wer weiß, vielleicht kommt auch die junge Frau nicht mehr nach Europa zurück; sie sieht nicht aus, als ob sie ihren toten Mann noch lange überlebt.“

Ich nickte, als ob ich derselben Meinung wäre, und mußte an das totweiße Profil des Itzacihuatl denken, der im gelben Abendlicht einer toten Frau mit blondem Haar glich. Und ich wunderte mich auf einmal, daß ich beim Anblick des weißen Frauenprofils nicht an Orla, sondern an die blonde Astronomin gedacht

hatte. Vielleicht war ihr Mann gerade zu jener Abendstunde in Mexiko gestorben, als ich auf dem Dach des Gesandtschaftshauses stand. Vielleicht ist auch sie selbst schon tot. Ich nickte und bot dem Aufseher eine Zigarre an. Und ich ließ mich dann von ihm durch das Schiff der Kirche führen, wo an Stelle der Beichtstühle, der Chorbänke und des Altars die Zuckerpressen und die Kessel und Zuckermühlen standen, wo statt der Stille und der Gebete die Wucht der Arbeit, die Tatkraft und der Gegenwartswille einsetzten, energisch, unerschütterlich, deutlich und furchtlos. Die Mönche und der Geist der freiwilligen Entsagung waren verdrängt vom Arbeiter und vom Geist der Lebensbehauptung.

Hier war das neue Europa. Hier der Lärm unserer Tage. Hier fühlte ich mich kräftig werden, ich bekam Arbeitslust, und mein Blut geriet mit den Rädern der Maschinen in frische Schwungkraft und frischen Kreislauf.

Der Anblick des gepflegten Stahls der Kessel, der Zahnräder, der Anblick der Arbeiter in ihrer sachlichen, schlichten blauen Leinentracht, der eiserne Eifer mitten in der satten Tropenlandschaft machte mich frei von aller Schwäche. Ich konnte nicht einmal den Tod des jungen Astronomen so sehr betrauern. Ich überdachte nur, daß ich nun mit dem nächsten Schiff zurück in die nüchterne Maschinenzone, die sich Europa nennt, sehnlichst heimzukommen wünschte. Ich fühlte nichts als dringliche Sehnsucht nach einfachen deutschen Waldbäumen, Sehnsucht nach ruhigen Städten, wo die Schornsteine der Fabriken starrten und Menschen in Selbstucht, ohne Gözen, ohne überreizte Abenteuerlust, ohne Krater, ohne Pistolen in den Gürteln, einfach, streng und arbeitstüchtig Bürger von Europa waren. Ich dankte den Maschinen und ihrem kräftigenden Lärm in der hohen Kirche und schüttelte dem Aufseher die vom Maschinenöl und vom Ruß gutmütig und ehrlich verarbeitete Hand.

Dann stieg ich auf mein Pferd und ritt, vom indianischen Führer begleitet, nach Cuautla zurück.

Beim Herritt hatte ich die Gegend nur flüchtig be-

achtet, ich hatte immer über die Spitzen der zartgesiederten Blätter der Zuckerrohrstauden hinweg den Himmelsrand nach der Hazienda und nach der Sternwarte abgesucht. Nun erst beim Heimweg, als es dunkel wurde und die Erde den Abend grau wie einen Dunst ausatmete, sah ich von der Mähne meines kleinen mexikanischen Pferdchens auf. Der Weg war überwölbt von hohen Königinnenpalmen. Die weißen Schäfte dieser Palmen standen wie Marsmorsäulen am schmalen Weg. Dichtes Unterholz voll wilder Zitronenbüsche, voll grüner Zitronen füllte die Räume zwischen den Palmen. Der Aufseher vorhin in der Hazienda hatte mich einen Augenblick aus der Kirche fort in den einen der Fruchtgärten geführt, den der gestorbene Astronom gemietet hatte, und wo die Sternwarte hatte errichtet werden sollen. Solch ein Garten war eigentlich ein Fruchtwald. Die Stauden und Bäume standen so dicht, daß die Bündel brauner, roter und gelber Bananenfrüchte von den korallenroten Beeren der graziösen Kaffeebäume gestreift wurden; darunter quollen aus der Erde die stacheligen Ananasfrüchte inmitten von blaugrünen steifen Lederblättern; zitronengrüne und hellgelbe Drangen, bernsteingelbe Mangofrüchte und die langen schönen Schoten der Brotfrüchte drückten sich durcheinander. Der Indianergärtner dieser Fruchtplantagen hatte nichts zu tun, als nur die handbreiten Bewässerungsfurchen, die den Garten wie ein rieselndes Wasserneß durchzogen, in der Erde mit einem Stückchen Holz zu regulieren. Geerntet wurde hier das ganze Jahr hindurch, alle Frucht bäume trugen Früchte und Blüten, frische grüne Blätter und welkes Laub zu gleicher Zeit.

Der Sommer, der Herbst und der Frühling hingen an allen Zweigen dieser Bäume um mich. In diesem Garten war keine Blume, — nur Früchte und Fruchtblüten strotzten über dir, unter dir und um dich her. Man hatte von keinem Weg eine Aussicht, man sah immer nur wieder in Dickichte von Frucht bäumen, die so eng wuchsen, wie manche Nadelholzplantagen in deutschen Wäldern, darinnen sich

die Bäume so stark beschatten, daß sie einander ersticken.

Dieses bedachte ich jetzt nochmals und erkannte, daß die Welt Mexiko doch auch reich und üppig sein konnte; wunderbar fleischig hatte mich der Fruchtgarten angesehen, und niemand hätte geglaubt, daß er durch seine feuchte Treibhauswärme und durch seine gärenden Fruchtsäuren und durch sein üppiges Fruchtfleisch dem letzten Besitzer, dem jungen Astronomen, den Fiebertod gegeben hatte, weil auch die fruchtgütigste Erde hier dem Europäer das Heimatrecht verweigert.

Es wurde nicht Nacht. Der Schein des aufgehenden Mondes stand hinter den Sträußen der Palmen, und immer, wenn ich unter einer Palme hinritt, war die Luft darunter warm wie in einem Haus, außerhalb des Bereiches der Palmkrone aber war die Luft abendkühl. Der Zitronenduft löste sich zudringlicher von den Büschen des Unterholzes. Bald ritt ich durch buschigen Zitronenwald, der grau im Mondschein wie ein Nebel neben mir lag, und atmete so reichen Duft ein, daß mir schwindelig wurde. Der Zitronenduft und der Duft von Orangenblüten erinnerte mich an den Geruch eines Hochzeitskranzes und Hochzeitsstraußes. Wo war die Braut, der dieser Kranz und dieser Strauß gehörte? Das weiße Gesicht des Mondes stieg aus dem Unterholz. Der Mond machte meine kaum genesenen Nerven noch schwindeliger als der Orangenblütenduft. Ich sah die weißen Stämme der Königinnenpalmen wie silberne Leuchter zu beiden Seiten des Weges stehen. Der Weg war weich von tiefem grauen Staub, und die Pferde schritten lautlos wie auf Watte über die Erde, nur die Metallteile des Pferdegeschirres klingelten. Es war wie ein Geisterritt durch Orangenblüten, durch warme Palmen, durch kühles Licht, über dumpfen Staub. Aus den Palmen stiegen große grünliche Glühfäser, gingen wie die Flammen von Kerzen über das Unterholz, kamen vereinzelt über den Weg; ein Licht blieb mir vor dem Gesicht stehen, ich sah es als grünlich klaren Körper wie ein fliegendes Auge, das aus einem

Schädel fortgeflogen wäre und phosphorn, ohne Herz und ohne Hirn, seinen Weg über die Drangenbüsche suchte.

„Tote gehen um!“ dachte ich einen Augenblick, und ich wunderte mich, daß ich nichts fühlte, immer noch nichts fühlte, wenn ich die Worte Tod und Tote aussprach. Mein Herz war noch nicht bei mir. Der Schreck hatte es ins tiefste Versteck hinter meine Rippen verschleucht.

Seit der Ermordung Orlas hatte ich kein Herz mehr. Meine Augen gingen immer noch allein ohne Herz wie die Glühwürmer durch die Nacht, die aussahen wie Augen, wie Augen ohne Menschen.

Wenn du erst auf dem Meere bist und jeder Tag dich wieder näher nach Europa zurückbringt, dann kehrt auch dein Herz wieder! — Ich könnte vielleicht mit der armen trauernden blonden Frau reisen, dachte ich jetzt. Wenn sie noch lebte, und wenn sie noch nicht abgereist wäre, wollte ich mit ihr reisen.

Ich ritt Galopp, schlug das Pferd mit der Reitpeitsche und trieb es an, als ob ich dadurch früher aufs Meer kommen könnte.

Der Geruch gebrannten Kaffees drang aus ein paar Hütten am Weg. Einige indianische Herdentreiber waren mit Rasseos in den Händen vorher an mir vorbeigejagt und kehrten jetzt hinter mir zurück und trieben einen Stier, den sie aus einer Herde herausgefangen hatten, vor mir her und verschwanden mit ihm hinter Zaunhecken im Mondschein.

Plötzlich mußte ich meine Hände vor mein Gesicht halten. Ich fühlte: die Tränen stürzen aus meinen Augen. Die flüchtige dunkle Silhouette des Stieres und die Rasseoreiter hatten mich an das Stiergefecht, an Orla in der Loge neben ihrem Mörder, an die Heimfahrt im Wagen, an die Küsse erinnert, die wir da küßten! Mit einem Ruck war mein Herz in meinen Körper, in mein Blut, in meine Augen, in die Luft um mich, in die Bäume, in die Mondlandschaft gedrungen, heller als das hellste Licht, heißer als mein Blut selbst und weiter und unendlicher sich aus mir loslösend als die Nacht, als der Drangenduft. Nur ein Wirklichkeits Schatten der Erinnerung

an die—the—the—the Minuten hier in diesem Land, an die wenigen hitzigen Küsse und Umarmungen, war mit dem Schatten des vorbeiziehenden Stieres auf mein Herz gefallen, und das Herz hatte sein Versteck verlassen, hatte sich verlangend in das offene Weltall gestürzt, sehnstchtig Liebe von mir fordernd, Hilfe für seine Sehnsucht, und hatte sich wieder preisgegeben dem Durst, dem Verlangen, dem Fordern und dem Trieb zum Leben.

Ich weinte und weinte Tränen der Erlösung, der Sehnsucht, der Trauer, des Vermissens, lebende, rollende, eifrige Tränen, die an meinen Wangen herunter in die Mähne des Pferdes fielen. Ich weinte, über den Hals des Pferdes gebeugt, und fühlte klar mitten im Weinen: nun war ich einsam wie nie, nun war ich wieder ein Liebesuchender, ein Reiter in der Nacht, ohne Herzensziel! — Und ich weinte mich, je länger ich den Tränen ihren Willen gab, desto fester wieder ins Leben zurück. Meine Augen wuchsen wieder mit meinem Herzen zusammen. Und als ich in Cuautla vom Pferde stieg, vor den mondweißen Mauern des Gasthauses, da fühlte ich mich irdischer als am Morgen. Ich wußte nun wieder, was ich verlernt hatte im Schreck und der Krankheit: daß das Leben Verlust und Gewinn, Blüte, Frucht und welke Blätter hatte, und daß es nicht nur ein Phantom und eine Fiebererscheinung war . . .

Dies Leben kam wieder gesund zu mir, seit ich den Schmerz um Orla endlich in raschen heftigen Tränen ausbrechen fühlte. Diese Tränen gaben mich wieder dem Empfinden zurück. Denn wo man Schmerz fühlt, ist man auch fähig, Freude zu fühlen, nur die Gleichgültigkeit ist wie ein luftleerer Raum, darinnen der Mensch aufhört zu atmen, und aufhört, daseinsberechtigt zu sein. —

Am nächsten Tag, als ich wieder in der Hauptstadt Mexiko war, teilte ich dem deutschen Gesandten meine Absicht mit, sofort nach Europa zu reisen. Graf L. war erfreut, mich so erfrischt aus Cuautla zurückkommen zu sehen, und auch der Medizinalrat hatte nichts gegen die ganz plötzliche Abreise. Da die Stadt

immer noch unter der Aufregung der Gerichtsverhandlung der neunzehn Polizisten stand und alle Tagesblätter die Verhandlungen täglich wiedergaben und alle Welt nur davon sprach, daß der Präsident der Republik nun neunzehn Todesurteile unterschreiben würde, fanden die Herren der Gesandtschaft sowohl als ich selbst, daß eine schleunige Abreise mir gesundheitlich nur von Vorteil sein könnte.

Ich fand aber noch einen Brief von Orlas Mutter vor, die mich bat, nach Tlalpam zu kommen: sie hätte eine große Sehnsucht, mit mir von Orla zu sprechen. Der Brief war aber schon sehr alt und hatte von meiner alten Wohnung an der Glorieta den Weg durchs Polizeibureau genommen und war nun nach vier Wochen erst der deutschen Gesandtschaft übergeben worden. Trotzdem machte ich mich auf den Weg nach Tlalpam. Aber im Augenblick, als der Zug dort in die Bahnhofshalle einfuhr, sagte eine Stimme in mir, daß ich niemand finden würde. Ich ging deshalb gar nicht erst aus dem Bahnhof; der Ort ist sehr klein, und Orlas Mutter war hier durch die letzten Ereignisse jedermann bekannt. Ich fragte den Beamten am Villetttschalter: und der konnte mir auch sofort Auskunft geben und sagte mir, daß die Dame, die ich suchte, sich zur Winterkur nach Florida begeben hätte. Bei dem Worte Winterkur fiel mir ein, daß morgen der erste November, der Totentag, war, und daß man hier in dem immergrünen Lande Mexiko nichts von Winter wußte.

Orlas Mutter hatte also die ganze Tragik der Ereignisse und Todesfälle in ihrer Familie schnell überwunden und schnell mit sich abgemacht und war bereits weit fort über den Golf von Mexiko gereist. Ich bedauerte, daß ich nicht erst telegraphisch bei ihr angefragt hatte, und ärgerte mich, daß ich da am Bahnhof in Tlalpam stand. Ich betrachtete plötzlich die Bahnhofshalle genauer, die wie ein langer, weißer, gewölbter hoher Saal war. Nun sah ich erst, daß ich mich auch hier wieder in der alten Barockkirche eines früheren Jesuitenklosters befand. Der Zug hielt mitten im Kirchenschiff. Die Lokomotive stand wie

ein eisernes dampfendes Götzenbild vor den drei Stufen des Hauptaltars. Der Altar war verschwunden, an seiner Stelle stand eine Weichenwärterzelle, eine armselige Holzhütte, aus der ein magerer Mann trat und mit einer Signalfahne winkte, damit der Zug rückwärtsfahre und auf das Nebengeleise rangiere. Die hohen schmalen Kirchenfenster, die wunderbaren Stukkatureschnörkel an der Decke umgaben ein riesiges Gipsdreieck, in welches das Auge Gottes gemalt war. Das Auge Gottes sah auf den Schienenweg und auf die Personenwagen erster Klasse, aus denen die Europäer gestiegen waren, es sah auch auf die zweite Klasse, aus der Indianer gestiegen waren. Das Auge Gottes sah auf die Weichenwärterhütte, auf den Villettschalter und auf mich. Der Villettschalter war in die Sakristei eingebaut, und statt eines Priesters sah der Beamte mit der Uniformmütze aus dem Guckfenster. Nichts Unheiliges aber war an Stelle des Heiligen hier getreten, — das heilige Leben mit seinem tiefen Lebensernst, der Alltag, den die Arbeit heiligt, der Lebenstrieb gingen fröhlicher jetzt hier um, fröhlicher als ehemals die dumpfe Hingabe an heiliges Nichtstun. Die mit Eisenwagen und ernstesten Tagesarbeiten angefüllte hohe Halle sah herrlich tätig aus; die Schönheit der Arbeitsfreiheit, der Drang nach Bewegungsfreiheit, die emsige Hingabe an weises Ausnützen der Sekunden und Minuten ging als der Geist eines neuen europäischen Gottes von der großen Lokomotive aus, die eben langsam und majestätisch ihre Kolben rührte, ihre wuchtigen Räder wie bezähmt drehte und den Dampf aus dem Schlund des Schornsteins kurz gedrungen und wuchtig ausstieß.

Ich mußte an Orla denken, wie sie im Bahnhof von Orizaba auf die Plattform der Lokomotive gesprungen war, und wie gut sie die Ventile und die Regulierung der Maschine gekannt hatte.

Ich schneuzte mich heftig, um meine Tränen zu verbergen, die mir in die Augen traten. Ein Bahnbeamter trat an mich heran und sagte mir, ich könne, wenn ich zurück nach der Hauptstadt Mexiko wollte, gleich wieder in den Zug steigen.

Noch einmal überblickte ich die Halle und bemerkte das Symbol des Heiligen Geistes, eine weiße Taube, die an der Decke über dem Auge Gottes als Relief in Gips gearbeitet war. Die Taube schwebte mit ausgebreiteten Flügeln da oben, und kein Fortschritt hatte durch die Arbeit das Symbol des Geistes und des Friedens verschleucht. Der echte heilige Geist lebt nur im Lebenstrieb, in der Arbeit und in der Liebe. So sprach ich zu mir und fand es seltsam, daß dieses Land mir schon drei Kirchen gezeigt hatte, die der Zeitgeist sich erobert hatte. Die erste Kirche war eine Reitbahn geworden, die zweite in Cuautla eine Zuckersfabrik, und die dritte hier in Tlalpam ein Bahnhof. Und es gab noch viele andere Kirchen hier im Land, die der Lebensdrang sich erobert hatte. Der Zeitgeist drängt die Andacht aus der Kirche, aus den Mauern wieder in die Natur zurück. Vor der Natur, vor der Arbeit und vor einem liebenden Menschenherzen halten wir heute unsere tiefsten Andachten. Die Dreieinigkeit des neuen Lebens, das von Europa aus über alle fünf Welttheile strahlt, ist beschlossen in den dreieinigen hohen Geistern, dem Geist der Natur, dem Geist der Arbeit und dem Geist der Liebe vom Mann zum Weibe und zu allen Menschen. Im Geist der Natur ist die Liebe zu allen Lebewesen, zu den Pflanzen, Tieren und Dingen enthalten. Im Geist der Arbeit ist alle Liebe zum Lebenstrieb, der den Menschen zum nützlichen Glied der Menschheit und der Natur macht. Im Geist der Liebe vom Mann zum Weibe liegt der Grundkeim zur Liebe überhaupt, zur Eltern- und Kindesliebe, zur Liebe des Nächsten und zur Liebe zur Arbeit und zur Natur. Um den Geist der Liebe vom Mann zum Weibe kreist das ganze Weltall; diese Liebe gebiert alle Liebe und alle Kraft.

So philosophierte ich noch mit mir, während der Zug mich wieder nach Mexiko zurücktrug. Auf der Gesandtschaft theilte man mir mit, daß bereits übermorgen ein Dampfschiff von Vera Cruz abgehen würde. Es sei aber fraglich, ob der Dampfer gut sei: er wäre ganz neu und hätte eben erst seine erste Fahrt von Dublin über den Ozean gemacht. Es sei ein kleines

Schiff. Wenn ich aber noch warten wollte, dann würde bald ein größeres Schiff gehen.

Nein, ich wollte nicht mehr warten.

Niemand, nur eine Dame mit ihrem Manne fahre auf dem Schiff mit, sagte man mir noch, da sonst kein Passagier sich auf den kleinen neuen Dampfer wage, der eigentlich erst seine Probefahrt gemacht habe.

„Ist es keine einzelne Dame, die mitfährt?“ fragte ich und dachte an die Frau des gestorbenen Astronomen.

„Nein, eine Dame und ein Herr, ein Ehepaar,“ sagten die Leute des Schiffsbureaus. Dann konnte es die Dame, die ich meinte, nicht sein; trotzdem sagte ich zu, aus Gesundheitsrücksichten wollte und konnte ich nicht jetzt erst die Astronomenfrau auffuchen. Ich war immer noch im Genesungszustande, wo ich der armen trostlosen jungen Frau keine guten Worte und keine Anteilnahme geben konnte, denn es wäre ihr nicht damit gedient gewesen, weil ich auch von ihr Mitgefühl für meinen Verlust hätte beanspruchen müssen. Ich hätte ihr außerdem alles erzählen und auseinanderlegen müssen, denn sie hatte ja keine Ahnung, daß ich die junge Mexikanerin wiedergesehen und geliebt habe, und daß ich Dela jetzt stündlich vermisse und vertraute und noch so elend und apathisch war, daß mir keine Gesellschaft wohlthat. Nur die stille Trauer und das Alleinreisen könnten mich kräftigen, sagte ich zu mir. Es wurde nun entschieden, daß ich übermorgen abreisen würde.

Am nächsten Morgen hatte ich noch einige Einkäufe auf der Plaza zu machen.

Es war der erste November, der Tag, wo alle Indianer nach den Kirchhöfen eilen, die weit vor Mexiko liegen, um auf den Gräbern ihrer toten Verwandten zu essen, zu trinken und zu plaudern. Auch dem Toten stellt man ein wenig Speise hin und plaudert mit ihm, als ob er noch lebe.

Ich hatte dem Medizinalrat versprechen müssen, nicht auf den Friedhof zu gehen, und hatte nur einen Diener mit einem großen Strauß Tuberosen und Beilchen

an das Grab Orlas gesendet. Unter allen den Neugierigen, die nach den Gräbern drängten, wäre es mir auch unmöglich gewesen, mit Orla an ihrem Grabe allein zu sein; ich gab den Gedanken auf, den Friedhof zu besuchen.

Auf der Calle San Francisco, die ich seit dem Abend des Nationaltages nicht mehr zu Fuß betreten, sondern nur im Wagen durchfahren hatte, als ich nach Cuautla und Tlalpam gereist war, erstaunten mich die Menschenmassen vor verschiedenen Schaufenstern.

Ich sah zwischen den Köpfen der Leute durch und sah lange Reihen von Ansichtspostkarten, auf denen die Köpfe der neunzehn verurteilten verbrecherischen Polizisten photographiert waren. Über diese neunzehn Köpfe war am ersten November das Todesurteil gesprochen worden. Es sollte am Tag der Toten eine Genugthuung und Sühne bedeuten, daß man der aufgeregten Nation das Todesurteil als Beruhigung mittheilte. Neunzehn junge, kräftige Männer hatte ein einziger unüberlegter streberischer Augenblick aufs Schafott gebracht. Neunzehn Köpfe sollten von den Schultern dieser neunzehn Männer fallen. Der Hauptmörder aber war den neunzehn bereits in den Tod vorausgegangen: der Polizeipräsident. Und ich mußte an Orlas Mutter denken, die mir im Brief mitgeteilt hatte, daß sie es gewesen sei, die dem Polizeipräsidenten die Pistole in einem ausgehöhlten Brot ins Gefängnis geschickt habe.

Seltsame Mutter, die dem Mörder vom Schafott half, die es nicht erwarten konnte, bis er verschwand, und die dann eiligst zur Kur nach Florida gereist war!

Die Tragik wirkte hier in Mexiko auf diese Frau so wenig tragisch wie das Erdbeben, an das sich alle Bewohner von Jugend an gewöhnt hatten. Gewohnt, immer Pistolen und Messer in den Taschen der Männer auf allen Straßen offen herumtragen zu sehen, waren selbst die Frauen hier aufs Unglück vorbereitet, wie ein Reisender auf dem Meer beim Anblick des toben- den Wassers auf den Schiffbruch vorbereitet ist. Nur

mir armem, europäischem Mann, mir waren Erdbeben und Gürtel voll Pistolen und Dolche in den Taschen, auf der Trambahn und auf den Trottoiren der Straßen so ungewohnt wie das Morddrama hier, das im ganzen dreiundzwanzig Menschenleben gekostet hatte, ein Drama, das Mexiko nicht länger als nötig interessierte, und von dem schwache Kunden in die europäischen Zeitungen gelangt sind. Als ich später wieder in Europa war, wußten dort die wenigsten von den Aufregungen des mexikanischen Unabhängigkeitstages. Wenn ich nicht die Zeitungen mitgebracht hätte, würde man es kaum geglaubt haben, da man mit Absicht wenig darüber telegraphiert hatte, um solche mexikanischen Zustände nicht bloßzustellen. Wenn hier und da in Mexiko eine Stadt im Erdbeben verschwand, hörte man kaum das Echo davon aus kurzen Telegrammen in Europa, und hier waren ja nicht Tausende im Erdbeben begraben, sondern nur dreiundzwanzig Menschen getötet worden. Damit entschuldigte man sich, wenn man möglichst wenig Kunde von dem neunzehnfachen Todesurteil nach Europa bringen ließ.

Ich dachte noch eben über das Totenfest nach, daß der Menschenfressergott von Ixtapalapa, dessen Rieher bis in die Stadt Mexiko reichten, an dem Tage abhielte, wo die neunzehn Köpfe unter der Guillotine fallen würden; und mit diesen Gedanken kam ich auf die Plaza.

Der weite Platz vor der Kathedrale wimmelte unter allen Bäumen von Verkaufsbuden, die aus ein paar Pfählen, bedeckt mit weißer oder grauer Segelleinwand, wie bei einem Jahrmarkt, in Massen aufgebaut waren.

Zuerst sah ich nur Reihen von Totenkränzen und Blumenkreuzen, dann aber war mir, als sei der Platz ein ausgegrabener Miniaturfriedhof geworden. Da waren Zuckerbuden und Spielzeughuden in langen endlosen Reihen, und auf den Verkaufstischen lagen hochaufgeschichtet lebensgroße Totenköpfe aus Marzipan mit vergoldeten Goldschaumaugen und mit goldenen Zähnen. Da waren ganze Skelette und gekreuzte Knochen, aus Zucker angefertigt. Da waren Scharen

von Hampelmännern aus bemaltem Karton, die den Tod darstellten; wenn man an einer Schnur zog, so tanzten die Knochenbeine des Todes, und die Arme hielten und spielten eine Violine. Da waren ganze Leichenzüge aus schwarzgekleideten Puppen zum Spielen für die Kinder und kleine Trambahnwagen aus Schokolade mit einem Schokoladesarg. Es wurden auch lange Reihen von kleinen Grabsteinen aus Schokolade verkauft, mit künstlichen Blumen verziert und mit goldenen Inschriften. Winzige Skelette aus weißem Zucker saßen auf den Gräbern.

Die Buden hingen voll von diesen Schokoladefiguren des Todes, lagen voll von Bergen von Totenköpfen aus Marzipan, voll von verzuckerten Gräbern, welche die Erwachsenen den Kindern zum Naschen kauften, ohne daß sich diese hier weniger unterhielten als beim Einkauf von Zucker- und Schokoladeeiern auf europäischen Ostermärkten.

Mit dem unbestimmten Gefühl: soll ich hier mitlachen, mitkaufen, mitspielen oder entsezt umkehren, betrat ich die langen Reihen der Marktbuden, wo die Spielzeuge und die Süßigkeiten, die den Tod, Gräber und Grabsteine darstellten, nicht endeten.

Allmählich erschien mir der Markt nicht mehr wie das offene Maul eines Menschenfressergottes, der einen ganzen oder mehrere Friedhöfe zwischen seinen Kinnbacken zerkaut; allmählich gewöhnte ich mich an das Spiel mit dem Tod, als ich die Finger der kleinen Kinder begierig nach den Marzipantotenköpfen greifen sah, und als einige europäische Kinder an ein paar Totenbeinen aus Zucker nutschten und andere bereits den Mund schwarz gemalt hatten vom Kauen an kleinen Schokoladegrabdenkmälern, und als ich sah, wie die freundlichen, sanften Indianer feierlich und lautlos mit stillen Gesten und fröhlich glänzenden Augen ihre Totenwaren auf den Tischen anboten, — da wendete ich dem Markt nicht den Rücken: ich ging lange sinnend auf und ab und sagte zu mir: „Tod, wo bleibt dein Stachel!“

Das ganze Weltall ist ein Lebensspiel. Geburt, Liebe, Tod sind die großen Spielfestzeiten bei allen Wesen.

Und nun verstand ich auch die Mutter Drlas, die dem Tod nicht mehr Raum in ihrem Leben gab als die Kinder hier. Sie war schon wieder nach Florida zur Kur gereist, denn auch das Leben wollte sein Recht haben, — das große Leben, das den Tod als ein Spielzeug ansieht, wie die Liebe, die Geburt und das ganze Weltall, — als ein Götterspielzeug aus Zucker, Schokolade und Marzipan.

Ich ging nach Hause und fuhr, vom deutschen Gesandten und dem Medizinalrat begleitet, zur Bahn.

Daß die Herzen symbolische Spielzeuge sein können, ebensogut wie die Badepuppen kleiner Mädchen, das hatte ich schon in Europa gewußt, daß aber auch der Tod ein Kinderspielzeug werden kann, das hatten mir erst die Indianer in der Hauptstadt Mexiko gelehrt. Von dieser letzten Überraschung gleichsam mit nachdenklichem Reiseproviant versorgt, verließ ich die Hauptstadt Mexiko für immer und reiste nach Vera Cruz, um mit einem Schiff auf den Atlant und endlich wieder zur Mutter Europa zu kommen.

5

Die Ozeanwelle

Mein Zug raste bergab, siebentausend Fuß von der Hochebene der Stadt Mexiko hinunter an die Küste.

An den Stationen, wo die Indianer und Indianerinnen in rote Wollendecken eingewickelt saßen und ihre Zigaretten rauchten und Sommer wie Winter die mächtigen, hohen, breitrandigen Strohhüte trugen, nahm ich Abschied von den schönen stillen Augen dieser an der Erde kauernenden genügsamen und lautlosen Menschen, die sanften Walddrehen gleichen und lautlos hinwandernden leichten Gazellen ähnlich sind und mit den großen stummen Augen den Europäern nachsehen, die ihr Land aufgeteilt haben.

Der Zug durchrasselte wieder die vielen Tunnels wie auf der Herreise, aber so wie die Vergabfahrt

schneller vonstatten ging, als das Hinauffklettern auf die Hochebene, so trennte sich mein Herz auch leichter und flog nach Osten, befreit, dem alten Europa entgegen.

Jetzt werden bald nicht mehr alle Europäer schlafen, wenn ich aufwache, dachte ich; und ich werde nicht immer zu Bett gehen, wenn Europa aufsteht; ich werde auch bald nicht mehr bloß zu Bett gehen, um zu wachen, sondern werde über dem Meer drüben den Schlaf ohne Moskitos wiederfinden, den heiligen Nachtschlaf, den ich seit Monaten nicht mehr empfang.

Ich erkannte die Gegenden, die ich durchfuhr, nicht wieder; denn damals, als ich in Orlas lebhafter Gesellschaft, mit dem Abbé und mit dem jungen Astronomen-Ehepaar hier vorbeigereist war, da hatten die Bäume und die Berge die Geste von großzügigen Seelen gehabt, die den Himmelsraum ausfüllen möchten und Sehnsucht nach Abenteuern und Sehnsucht nach unerreichbaren Glückszuständen haben. Jetzt standen Bäume und Berge an der gleichen Stelle, mit der gleichen Geste; aber ich fühlte nicht mehr den Schwung der Sehnsucht in allen Linien dieser Weltlandschaft; ich war allein da, und die Urwälder draußen mit dem graublauen Unterholz und den fächerartig darüber ausgebreiteten Baumriesen, deren Astwerk gleich den Stocwerken und den Gerüsten fabelhafter Waldhäuser sich über die Buschlandschaft erhob, — diese Blätterriesen und die Berggefälle dahinter, an deren Schluchten der Eisenbahnzug entlang bergab fuhr, standen nur wie die leeren Kulissenmalereien einer Bühne da, die nicht mehr von den Geheimnissen eines Dramas belebt werden, die Fenster des Zuges zogen wie an einer Kulissenwelt vorbei, die leer stand, in die das Tageslicht starrte, und die auf ein neues Stück wartete.

Ich war allein wie nie vorher im Leben. Und ich war nur glücklich, wenn ich hinausah und bemerkte, wie rasend der Zug bergab eilte, und wie schnell der Schauplatz der letzten Monate zurückblieb. Es war, als wollte mir diese eiserne göttliche Maschine des Zuges wie ein guter europäischer Freund helfen, alles Unglück schnell zu vergessen.

Und wenn ich nicht gewußt hätte, daß drüben im Osten, über den Atlant, mich ein großer Weltteil erwartete, voll Menschen, die mir gut waren, die meine Kräfte anzogen, die mir Hoffnungen und Zukunftsgedanken gaben, wenn ich nicht Europa wie einen Riesenmagneten gefühlt hätte, einen Magneten, der jetzt den Eisenbahnzug nach Osten zog und später das Dampfschiff über das Meer zu sich lenken würde, dann wäre ich gern in einen der Abgründe im Urwald hinabgesprungen, hätte mich an Felsen und Baumstämmen zerschmettert, nur um zu den Toten zu kommen, die mit mir reisten, und die ich doch nicht ganz als ein Spielzeug ansehen konnte, so wie die Indianer es auf dem Totenmarkt von Mexiko konnten.

Am nächsten Morgen kam ich nach Vera Cruz.

Ehe ich aufs Schiff ging, schlenderte ich noch durch die Straßen der Stadt, und mein Weg führte mich an einer Kirche vorbei. Die Kirchentüre stand offen, und eine Sehnsucht nach Stille, Frömmigkeit und nach vereinfachten Lebensgesetzen trieb mich aus der Straße, darin die Nasgeier wie Sperlinge umherflogen und die Gassen nach Fieberdünsten stanken, in das Kircheninnere. Ich staunte: drinnen hing nicht Christus, nicht der weißhäutige europäische Gottessohn, sondern ein Indianer, eine Rothaut am Kreuz. Das Riesenkreuz hing frei über dem Hauptaltar, daran der Indianer geschlagen war, mit schwarzem, schlichtem Haar, mit rotbrauner Haut, den bunten Federschurz um die Lenden. Das machte mir klar, wie gräßlich der Anblick war, an den wir unsere Kinder und uns von Jugend an gewöhnt haben, so daß wir kaum noch sehen, daß wir zu einer Hinrichtung aufschauen; zum erstenmal, da ich an Stelle des weißen Mannes eine unschuldige, sanfte Rothaut mit durchnagelten Füßen und Händen und blutender Hüftwunde aufgerichtet am Kreuz hängen sah, erfüllte mich Schrecken und Grauen vor den Schmerzen eines Gefreuzigten. Unwillkürlich mußte ich an die Tempel der Griechen denken, wo einst die Statue eines lebenbetätigenden Gottes im Allerheiligsten dem Beschauer Mut und Lebensfreude gab. Mir Berezweifeltam gab der Anblick des Hingerichteten und

Gekreuzigten nur die Bestätigung, daß der Lebende einer Fülle von Irrthümern preisgegeben ist, die ihm das Dasein aufnötigt. Die Juden, die Christus ans Kreuz schlugen, irrten sich so, wie hundertmal Gericht und Menschenwissen sich irrten. Wo aber war das zum Lebensglück erhebende Symbol? Die Madonna mit dem Christkind konnte mich wiederum nur in Trauer versetzen, denn ich hatte ein unschuldigcs Kind vor mir, das man einst, wenn es erwachsen wäre, hinrichten würde, und diese Mutter, die das Kind im Arm trug, mußte tausend Schmerzen um ihr Kind ausstehen. Ich sehnte mich nach Lebensfreude, nach Lebensbetätigung, nach Lebensfrieden und erkannte nur die Weltirrtümer der Menschen, die einen frommen und guten Mann, der sich Gottes Sohn nannte, quälten und ihn ermordeten, und die dann mehr als tausend Jahre lang zu dem Gemordeten aufschauten. Der Mißgriff der Welt, daß die Menschen Mörder am Göttlichen werden, stand hier, vor mir, hier, wo ich Trost für den Irrtum der Mörder suchte. Orla war ermordet worden, die Geliebte meines Herzens, und ich fand keinen Gott und keinen Gottesbegriff in der Kirche, der mir nach den Schmerzen eine neue Liebe und neue Lebensfreude auf dieser Welt versprochen hätte. Wäre ich aber in einen griechischen Tempel eingetreten, so würden mir die unendlichen Freuden der unendlich glücklichen Götter vielleicht Hoffnung auf ein sich verlohrendes Weiterleben eingeflößt haben, so wie gute Freunde, die mit Musik und Freude einem die Sorgen vertreiben möchten.

Trauriger, als ich eingetreten war, verließ ich das Haus des gekreuzigten Indianers. Ich mußte immer an die neunzehn zur Hinrichtung verurtheilten Polizisten in Mexiko denken, an Mord und Totschlag auf der ganzen Welt; denn seit Christus bis heute war die Welt, nach tausendneunhundert Jahren des Kreuzes, nicht anders geworden, nicht weniger mordlustig als am Hinrichtungstag auf Golgatha. Was nützt es dann, das Traurige anzubeten, wenn dieses die Welt so wenig ändern konnte wie die fröhlichen Heidengötter des Olympes? Wenn ich zwischen dem Anblick einer

Hingerichteten und dem Anblick einer Venus, eines Zeus, oder eines Baldur, einer Freia, eines Wodan zu wählen hätte, so würde ich, wenn ich Gemüts-erfrischung und Lebensbestärkung brauchte, lieber der Statue eines lebenskräftigen Gottweibes oder eines lebensstarken Gottmannes mein Leid vorgetragen haben und hätte aus der unverwüßlichen Kraft eines edlen Frauenkörpers oder einer edlen Männergestalt mehr Widerstandsmut geschöpft als jetzt, wo mein Hirn müde von Mördern, Gemordeten und Hingerichteten war und mein Auge zu einem von Menschen verquälten gekreuzigten Menschenkörper aufschauen sollte. Meine Trostlosigkeit wurde noch schwerer. Ich fühlte mich nun auch von allen Gottesgedanken der Welt allein gelassen, ich fand nicht mehr zu dem Gottesbegriff meiner Jugendjahre zurück.

Die Geliebte tot und ermordet, Gott tot und ermordet; und vor der Kirche auf den Gassen von Vera Cruz huschten die schwarzen riesigen Aasgeier herum wie eine Springprozession verkappter Heuchler und Mörder, wie das Menschengeschlecht, das sich in Aasgeier verwandelt hätte und in schwarzen Federröcken um die Kirche her hockte und nichts vom Leben sähe als die schmutzigen Abfälle, die in den Gassengassen daherschwammen.

Kein Mensch war in den Straßen, nur die sich um Lumpen und Knochen zankenden menschengroßen Aasgeier, die um sich schlugen und die Luft bis in die Kirche hinein mit Hungergezänk erfüllten.

Noch einen Abend verbrachte ich am Land, denn das Schiff verschob seine Abfahrt, und ich wohnte indessen in dem französischen Hotel, wo ich bei der Ankunft vor mehreren Monaten das Mittagessen mit dem Astronomenpaar eingenommen, und wo die junge Frau damals in ihrem Zimmer entdeckte hatte, daß ihre Violine von den roten Ameisen zerstört worden war. Ich hörte noch im Geist durch das Türbrett ihr Schluchzen, wie damals, während ihr Mann mir das Unglück mittheilte.

Nein, in diesem Lande hatte die junge Frau wahrscheinlich keine Apollohymne spielen können, hier hatte

sie sicher niemals Ruhe und Muße zu einem Violinspiel gefunden, wie sie es in Europa gewohnt gewesen war.

Am Abend spielte auf der kleinen Plaza von Vera Cruz eine Militärkapelle, und die Frauen gingen unter den Kokospalmen in weißen Kleidern und mit weißen Schleiern wie im Hochsommer, und niemand dachte in der lauen Mondnacht daran, daß es November war.

Am nächsten Morgen wurde mir mitgeteilt, daß ich eiligst aufs Schiff kommen solle, es rüste sich zur Abreise.

Ich verließ gern das von Ausgeiern wimmelnde Vera Cruz, und als ich auf das Schiff fuhr, denn es lag draußen im Meer verankert, und ein Kahn fuhr mich mit meinen Koffern an Bord, da fragte ich unterwegs den rudernden Matrosen, wieviele Passagiere an Bord seien. Ich hatte vorher mit Absicht keine Erkundigungen eingeزogen, um mir nicht sagen zu müssen, daß ich nur mit dem Schiff führe, weil vielleicht auch die blonde Dame darauf reiste; ich wollte alles auf Glück und Zufall ankommen lassen.

„Es sind keine Passagiere außer Ihrer Frau dort, mein Herr,“ sagte der englische Matrose auf Englisch.

„Außer meiner Frau?“ fragte ich.

„Jawohl, mein Herr, sonst niemand!“ antwortete der Mann und sah nicht von seinen Rudern auf; da der Seegang am Dock heftig war, mußte er sorglich auf die Brandung achten.

Was heißt das? dachte ich bei mir.

„Wann ist denn meine Frau an Bord gekommen?“ fragte ich und vermied es, zu lächeln.

„Vor einer Stunde. Ich habe sie eben erst zum Schiff gerudert,“ rief der Matrose zurück. „Jawohl, mein Herr!“

Ich schwieg und überlegte, was das zu bedeuten habe, und fragte nichts mehr. Der Matrose war natürlich in dem guten Glauben, daß ich zu jener Dame gehöre, die er herübergerudert hatte.

„Ich habe eine Kabine erster Klasse vorausbestellt,“

sagte ich zu dem Steward, der mich oben an der Schiffstreppe empfing.

„Jawohl, mein Herr,“ sagte er und führte mich durch das leere Schiff, hinunter durch den Salon in den Kabinenkorridor. In einer offenen Kabinentür sah ich da die blonde junge Astronomenfrau in schwarzem Trauerkleid sitzen. Sie hatte die Augen geschlossen, sie war totenblaß, lehnte mit dem Kopf an dem Türpfosten und rührte sich nicht.

„Oh,“ sagte der Steward erschrocken, „die Dame — ich glaube, der Dame ist nicht wohl, — die gnädige Frau! — Sie scheint ohnmächtig zu sein!“ —

Die junge Dame saß auf einem Koffer, als wäre sie tot; ihre Hände waren eiskalt. Der Steward sprang schnell fort und holte vom Büfett des Eßsaales nebenan Whisky, um ihr die Schläfen und Lippen zu benetzen. Er träufelte Whisky auf eine Serviette und hielt diese ihr an die Stirn. Ich stützte inzwischen ihren Oberkörper, damit sie nicht vom Koffer glitte. Inzwischen kamen Matrosen mit meinen Koffern polternd vom Deck herunter, um mein Gepäck in dieselbe Kabine zu stellen.

„Steward, sagen Sie doch zu diesen Leuten, daß ich nicht hier in dieser Kabine wohne, man hält mich für den Mann der Dame.“

Der Steward dirigierte die Matrosen mit meinen Koffern in eine Kabine nebenan, und in dieser Zeit schlug die Ohnmächtige wieder die Augen auf. Ich dachte sofort: Nun wird sie sich zu Tode erschrecken, wenn sie mich so plötzlich, wie aus allen Himmeln gefallen, neben sich sieht! Sie aber sah kaum auf. Sie war so schwach, daß sie nichts zu erkennen schien.

„Luft, ich ersticke, Luft!“ sagte sie schwach und wurde dann wieder ohnmächtig.

Der Steward kam zurück, öffnete das runde Kajütenfenster und sprang fort und brachte einen Palmenfächer. Ich riß eine Decke vom Bett und wehte der Ohnmächtigen Luft zu.

„Eis!“ rief der Steward einem neugierigen Schiffsjungen nach, der im schmalen Schiffskorridor draußen vorüberging. „Eis, schnell, lauf und hole vom Koch

Eis aus dem Eisschrank, lauf, die Dame stirbt, wenn du dich nicht eilst.“ Wir beide wehten indessen Luft mit dem Tuch und dem Fächer aus Leibeskräften. „Es ist zu dumpf hier unten in dem stillstehenden Schiffskasten,“ sagte der Steward leise und besorgt, „die Dame scheint herzschwach zu sein, ich habe sie eben noch gesprochen, da zitterte sie schon und war sehr blaß. Wenn sie sich nur auf der langen Seereise aufrecht halten kann. Sie hätte besser getan und wäre über Nordamerika mit der Bahn gefahren, das wäre schneller und einfacher gewesen. — Aber vielleicht hat sie die lange Seefahrt gewählt, um sich an der Meeresluft zu stärken; aber wenn man so schwach ist wie sie, und wenn dann gar unterwegs Sturm käme, könnte es ihr schlimm gehen.“ Der Steward sprach das schnell und flüsternd.

Dann trugen wir die Dame vom Koffer auf das Bett und legten ihr einen Eisumschlag auf die Stirn.

„Wir dürfen uns nicht genieren und müssen der Dame das Kleid aufknöpfen,“ sagte der Steward, „sie kann vielleicht ersticken, wenn wir ihr die Kleider nicht öffnen.“

„Ich kenne die Dame schon von der Herreise,“ sagte ich zum Steward, „ich werde ihr das Kleid öffnen, gehen Sie inzwischen und holen Sie eine Zitronenlimonade.“

„Sie kennen sie schon?“ sagte der Steward und sah mich verblüfft an, als könnte ich doch vielleicht heimlich der Mann oder der Geliebte dieser Dame sein und wolle nur unerkannt bleiben.

Er ging dann rasch und murmelte: „Goddam!“

Ich fühlte mich in der kleinen Kabine, deren schnee-weiße lackierte Wände frisch sauber und anheimelnd leuchteten und von einem Silbernetz aus Wellenreflexen überrieselt wurden, heimisch und behaglich, als ich neben der schwarzgekleideten Frau stand, die leise atmend in den Kissen lag und die Augen geschlossen hielt, und deren Hand ich nicht loslassen wollte, fürchtend, ich könnte sie erschrecken, wenn ich an die Knöpfe ihres Kleides rührte.

Ich hatte bemerkt, daß sie, seit sie der Eisumschlag

auf der Stirn kühlte, wieder eine rosige Gesichtsfarbe bekam, und daß die erschreckende Todesblässe sich verloren hatte.

Unter der weißen Leinwand der Eiskompresse lag ihr gelbes Goldhaar naß, vom Eiswasser an die Schläfen geklebt, und legte sich in schönen langen Goldlinien ein wenig unordentlich über ihr Ohr und das weiße Kopftissen. Die weißen Wände der Kabine, die weißen Kissen und das weiße Sonnenlicht draußen vor dem runden Fenster gaben mir die Vorstellung, als läge die junge Frau in einer Schneelawine, und sie hätte, in den Schnee versunken, monatelang hier gelegen, und nun erst hätte die Sonne den Schnee so weit geschmolzen, daß ich sie wiederfinden konnte, wie eine Schneeglockenblume im Februar in einer aufgetauten Grube. Und wie diese Blüten einen feinen, frischen Honiggeruch haben, so erinnerte mich ihr goldgelbes Haar an Honig und leuchtete in der kleinen weißen Kabine wie Honigtropfen in einer Wachswabe. Der Meerglanz draußen griff mit seinen silbernen Lichtnetzen herein und streichelte die still atmende junge Frau und kam über die Wände der Kabinen wie ein Lichtregen auf sie herab und überrieselte das ganze Gemach, als wären die Wände voll von erregtem Zittern und Vibrieren und wären so erregt wie mein Auge und mein Herz und mein Blut, die der stillen, regungslosen schwachen Frau huldigen mußten und glücklich waren, daß ich die Hand einer Frau halten durfte, die auch eine Fremde in diesem fremden Lande war, und die wie ich sich nach Europa zurücksehnte.

Der Steward kam leise mit der Limonade. Er sah mich fragend an und wunderte sich, daß ich der Dame nicht die Kleider geöffnet hatte. Dann sagte er:

„Sie sieht besser aus. Sie scheint eingeschlafen zu sein.“

Ich legte die Hand der Schlafenden auf den Rand des Bettes. Dann stand ich auf und sagte dem Steward, daß es besser wäre: wenn wir die Dame allein ließen. Sie könnte sonst beim Erwachen erschrecken. Es schien auch keine Gefahr mehr für sie vorhanden

zu sein, sie hatte wieder eine natürliche Gesichtsfarbe und atmete friedlich.

Wir gingen dann und ließen die Türe halb offen, um den Luftzug in der heißen Kabine nicht zu unterbrechen.

Dann ordnete ich meine Koffer und ging umher, um das Schiff zu betrachten.

„Wir reisen nicht vor morgen,“ hatte der Steward gesagt, „der Kapitän ist noch am Land und holt die Schiffspapiere vom Schiffsbureau. Er hat es eben sagen lassen, daß wir erst morgen die Anker lichten werden.“

Der Speisesaal des Schiffes war an den Wänden mit weißen Marmorplatten belegt, auf denen goldene Lorbeerzweige eingegraben waren. Rote Teppiche, rote Sofas und rote Fenstergardinen machten den Raum zu einem kleinen Festsaal.

Das Schiff war vornehm und freundlich wie eine Privatjacht ausgestattet, und ich dachte mir: in dieser freundlichen sonnigen Meeresstille wirst du schöne, liebenswürdige Stunden verleben; das Wasser wird die Schrecken der letzten Monate sanft einwiegen, und die junge Frau und ich, wir beide werden wie in einem Kurhaus in diesem kleinen, sauberen Meerschloß wohnen, das mit seinen weißen kleinen Korridoren, den weißen Kabinen und dem weißen Marmorsaal voller Sonnenschein ein recht nervenberuhigender lauscher und beinahe lachender Aufenthalt sein wird.

Ich hätte nicht zu fürchten, daß noch mehr Passagiere kämen, sagte der Steward lächelnd zu mir, denn die meisten hätten erfahren, daß das Schiff seine erste Fahrt nach Westindien gemacht habe und wollten sich nicht gern dem kleinen neuen Schiff anvertrauen. Zumal, da das Schiff nicht ganz neu ist, fügte der redselige Steward bei. Das Schiff sei früher schon zehn Jahre lang von England nach Australien gegangen. Es habe jetzt in Dublin im Dock gelegen, sei neu hergerichtet worden und dann zur Fahrt nach Westindien von der Schiffsgesellschaft „Prince Line“, der es gehörte, beordert worden. Es hieß: „The spanish Prince“.

Zum erstenmal seit Monaten atmete ich wieder et-

was von europäischer Sicherheit ein, als ich dem englisch sprechenden Steward zuhörte, der vor drei Wochen erst aus Europa gekommen war und mir beinah Respekt einflößte, als wenn er mehr Europäer wäre als ich, und als ob ich mich gegen ihn beinah schon als Mexikaner fühlen mußte, da ich seit Monaten den Heimatkontinent aus den Augen verloren hatte.

Der Mann freute sich am schönen Wetter und an der Sonne in Westindien und sagte, daß in Europa ein sehr schlechter kalter Herbst schon vor vier Wochen gewesen sei.

Ich erstaunte, daß man vom Wetter sprach, denn mit Ausnahme der Stunden des Tropenregens in den Sommermonaten herrschte hier doch immer ein selig blauer Himmel, und ich hatte es ganz verlernt, vom Wetter zu sprechen oder nach dem Wetter zu fragen, so wenig, wie ich mich um den Kreislauf meines Blutes befragte, der immer, ohne mich zu fragen, gleichmäßig zum Herzen und vom Herzen strömte.

Aber gern wollte ich wieder in das launische, unbestimmte Europawetter kommen, wenn ich dadurch dem viel fürchterlicheren launischen Schicksalswechsel und Seelenwetter entging, das hier unterm blauen mexikanischen Himmel mich täglich mehr als aller Wetterwechsel von Europa geplagt und verfolgt hatte.

Mir war, als hätte das Schiff, seit ich wußte, daß in einer der Kabinen jene trauernde Frau schlief, ein warmes Herz bekommen. Das Schiff war mir jetzt wie ein großer lebender guter Körper, der sich um mich kümmerte und mich vorsichtig und sicher über den Atlant transportieren würde wie ein treues Pferd.

Bei dieser Betrachtung fiel mir ein, daß ich in all der Aufregung der letzten drei Wochen mein Pferd „Stella“ im Reitstall vergessen hatte; ich hatte es nicht verkauft, es stand noch dort und wartete, daß ich darauf ausreiten sollte. Ich fühlte jetzt erst, daß ich nach meiner tiefen Krankheit doch noch nicht allen Sinn für die Gegenwart zurückgewonnen hatte, und ließ mich schleunigst wieder nach Vera Cruz rudern, um wegen des Pferdes nach Mexiko zu telegraphieren

und im Rennstall wenigstens meine Abreise mitzutheilen.

Neben dem Stadthause vor Vera Cruz war die Post, ich schickte das Telegramm ab; aber als ich wieder auf die Straße treten wollte, stellte sich ein Mann neben mir auf und deutete mit dem Finger auf die Plaza.

Ich sah dort einen kleinen Trupp Soldaten. Ich begriff nicht, was der Mexikaner meinte, der da mit einem Brief in der Hand nicht in das Posthaus trat, sondern auf die Soldaten deutete.

„Warten Sie nur, Sie werden etwas erleben!“ sagte der Mann rasch, als ich weitergehen wollte.

Ich begriff nicht, warum mich der Trupp Soldaten, die einen Gefangenen in ihrer Mitte führten, interessieren sollte. Jetzt schwenkte das Militär an einer Ecke in die Seitengasse.

„Warten Sie nur, jetzt gleich geschieht etwas!“ rief eifrig und hastig der eigentümliche Mann neben mir und hielt mich am Arm fest.

Ich sah in demselben Augenblick einen Menschen in Sträflingskleidern aus der Gasse herausstürzen, in welche die Soldaten eingebogen waren.

Ich hörte dann einen militärischen Zuruf aus der Ferne über die Häuser herüber, dann das Krachen einer Salve. Der fliehende Sträfling machte zwei Sätze in die Luft, fiel wie umgeblasen platt vorwärts, rührte kein Glied und lag still und flach an der Ecke des Platzes wie ein umgefallenes Brett.

„Er sollte zum Tode verurteilt werden. Aber man sagte ihm heimlich, in jener Gasse dürfe er davonlaufen, man würde ihn entkommen lassen; kaum lief jedoch der arme Teufel, so haben sie ihn erschossen. Das sollen Sie in Europa erzählen, mein Herr, wenn Sie hinüberkommen. Ich bin nämlich der Mechaniker des Schiffes, mit dem Sie reisen. Ich sah, daß einer unserer Matrosen Sie von Bord herüberraute, und dachte mir, es müsse Sie auch einmal interessieren zu sehen, wie der Präsident hier in Mexiko es versteht, dem Unterschreiben von Todesurteilen zu entgehen. So geschieht es oft. Ich habe an dieser Postür schon

viermal solche Exekution beobachtet. Und gestern abend hat es mir der Wachoffizier im Hotel beim Abendessen mitgeteilt. „Morgen wird wieder öffentlich hingerichtet ohne Todesurteil!“ sagte er. „Wenn Sie es sehen wollen, gehen Sie nur um die Mittagstunde zur Post!“ Man tut bei der Überführung des Gefangenen vom Gefängnis zur Bahn, als wolle man ihn los sein, und sagt ihm auch: „Der Präsident will kein Todesurteil fällen; darum laufen Sie nur, wenn wir an der Plaza um die Ecke biegen!“ Läuft der Arme dann, so befiehlt der begleitende Offizier den Soldaten, nach dem Flüchtling zu feuern. So kommt es, daß der Präsident bisher nie ein Todesurteil unterschrieben hat.“

Inzwischen hatten sich die Soldaten um den Toten gruppiert und warteten auf der Plaza, bis man eine Bahre brachte.

„Sehen Sie nur: die Nasgeier auf den Dächern sind hier schon an die öffentlichen Salven auf Menschen gewöhnt. Sie sind alle auf den Dächern in langen Reihen sitzen geblieben. Sie haben das schon öfters gesehen als ich,“ lachte der Mechaniker höhnisch, „Raubtiere und Raubmenschen, — wo ist da eigentlich ein Unterschied? Alles lebt von der Gewohnheit, Tier und Mensch sind dasselbe,“ so schloß der einfache Mann in der blauen Schiffsjacke. Dann grüßte er und ging.

„Dieses war die Abschiedssalve Mexikos für mich,“ sagte ich zu mir, als der Pulvergeruch über die Kokospalmen des Platzes wehte und die Luft mit Traurigkeit und Todesangst erfüllte.

Als ich am Abend dieses Tages wieder an Bord des Dampfers kam und auf das Deck stieg, sah ich die Schornsteine rauchen, denn die Kessel wurden geheizt; die Boote, die am Tage um das Schiff gelegen hatten, waren ans Land gefahren; die freischenden Ketten des Verladekranes auf dem Mitteldeck standen still, die Matrosen waren dabei, die großen Luken der Verstaungräume mit Brettern und geteerten Leinwänden zu schließen. Man hörte nur noch das Hantieren der Leute und das Glucksen der Wellen unten

um die Schiffswände, und in der Luft sangen Schwärme von Moskitos, die mit dem Abendwind vom Land aufs Meer hinausgetrieben waren.

Im ölgelben Abendschein lagen die Höhen von Mexiko blaugrau wie angehäuften Aschengebirge, wie die Riesenreste des Feuers der Tropensonne, die am Tage hier gebrannt hatte.

Fern im Hafenwasser standen eine große Baggermaschine und einige verankerte Segelschiffe, deren dünne Masten und Taue wie Stricknadeln fein auf dem Verdeck der langen dunkeln Bootskörper aufgebaut standen. Diese schwarzen Schiffsgespenster im Abend, regungslos verteilt auf der milchglasmatten Meeresfläche, wirkten auf mich wie Gerüste von Guillozinen und wie Schafotte, die auf verurteilte Mörder warten. Ich stand am Schornstein und hatte Lust, tief aufzuseufzen, um mich von dem Alpdruck, den der Anblick des Erschießens und des fliehenden Sträflings heute in Vera Cruz auf mich gemacht hatte, zu befreien, und wünschte mich weit fort von dieser unheimlich fremden und willkürlichen Küste Mexikos.

Plötzlich seufzte nicht ich, sondern die Abendluft neben mir seufzte so tief wie ein Mensch.

„Die junge Frau schläft noch in ihrer Kabine, ich habe mehrmals in ihr Zimmer hinein gesehen, sie liegt noch in der gleichen Stellung, wie wir sie hingelegt haben, und schläft,“ so hatte mir der Steward mehrmals am Nachmittag versichert, als ich mich nach der Kranken erkundigte. Nun aber sagte mir das Seufzen, daß sie auf dem Verdeck hinter dem Schornstein war; niemand anders konnte es sein als sie, die so viel Leid mit sich trug und Trauer wie ich selbst. Ich ging laut auftretend um den Schornstein und fand die Kranke auf einem Deckstuhl ausgestreckt. Sie hatte wieder die Augen geschlossen und dachte wahrscheinlich, daß ein Schiffsoffizier vorbeigehe. Sie blieb mit geschlossenen Augen liegen, und ich zog mich wieder zurück, um sie nicht zu stören.

Ich sagte dem Steward: „Wenn die Dame sich nicht nach den Mitreisenden erkundigt, dann sagen Sie ihr nicht, daß ein ihr bekannter Herr mit an Bord ist;

ich will die Kranke nicht stören, nur wenn sie sich nach Gesellschaft sehnt, dann sagen Sie ihr, daß ein Freund von ihr, den sie noch von der Herreise über den Atlant kennt, gern mit ihr sprechen würde.“ —

Zuerst fuhr das Schiff nach Progreso im Golf, wo es vierundzwanzig Stunden draußen im offenen Wasser lag, dann ging es in ein paar Tagen im Golf der Küste entlang nach Tampiko, wo es im breiten und schilfreichen Fluß vor Tampiko liegen blieb.

Es war immer noch zu keinem Gespräch zwischen mir und der blonden Dame gekommen. Sie war während der Seereise in ihrem Bett geblieben und hatte die Kabine nicht verlassen wollen.

Sie sei nicht in der Stimmung, Menschengesichter zu sehen, die sie nicht kenne, sie fühle sich zu traurig, hatte sie zum Steward gesagt. Sie wollte nicht aufstehen.

Aber an dem Abend, als das Boot bei dem Landstädtchen Tampiko vor Anker lag und man nur Waldufer und flaches grünes Land und keine Stadt voll Menschen sah und der Mond aufging über dem Unterholz auf der anderen Flußseite, da sah ich sie auf Deck kommen. Sie trug nicht mehr ihr schwarzes Kleid, das wahrscheinlich zu warm war. Sie hatte ein hellgraues Tafftleid an und kam unter dem Mondschein geradeaus von der Treppe auf mich zugeschritten. Ihr Gang war erregt und eilig, sie hatte wohl eben erst vom Steward erfahren, daß ein Bekannter von ihr an Bord sei.

„Oh — Sie sind es!“ Mehr sagte sie nicht. Ich war aufgestanden und ließ sie sich in meinen Stuhl niedersetzen. Sie weinte plötzlich in ihr Taschentuch und konnte nicht weitersprechen.

Der Mond glänzte auf ihrem Haar, das sah im Mondschein bleigrau aus und hatte in der Nacht jeden gelben Schein verloren.

Dann sprachen wir stundenlang, bis der Mond über den hohen Bäumen der fernen Stadt Tampiko unterging, und bis Nebel dem Fluß entstiegen. Es war mir aber während der ganzen Zeit, als wir auf dem halbhellen mondgrauen Berdeck miteinander sprachen,

als schaue ich in einen Spiegel und antworte mir selbst, wenn ich zu ihren Berichten nickte und „ja“ und „jawohl“ sagte. Ich hörte ihr zu, wie sie die ganze Krankheit ihres Mannes schilderte, als ob ich mich selbst in dem Spiegel krank liegen sähe, und als ob alles, was sie und ihr Mann gelitten hatten, auch mir geschehen wäre. Ich verstand alles so deutlich, daß sie mir endlich sagte: „Wir sind wie zwei auf Moll gestimmte Instrumente. Sie kommen mir verändert vor, als hätten Sie auch ein Leid in Mexiko erlitten. So schweigsam und trauervoll waren Sie früher nicht.“

Aber ich konnte nicht anders: ich mußte schweigen, ich konnte nicht sofort mit meinen Erlebnissen antworten.

Ich nickte nur und sagte: „Ich freue mich unendlich auf Europa!“ Und dann erzählte ich ihr nur ganz unvermittelt, daß ich Nachricht aus Europa erhalten hätte: eine mir in Pouldu sehr liebgewordene junge Dame habe sich erschossen. Kaum hatte ich das ausgesprochen, so fühlte ich, wie konfus das war.

„Ach,“ sagte die junge Frau, und ihre Stimme kam staunend zu mir, — und sie machte eine Pause, als erwarte sie eine Fortsetzung des Berichtes.

Aber ich sah ein, wie ungeschickt es war, von meiner Freude für Europa zu sprechen und den Bericht von einem Todesfall damit zu verbinden, vom Tode dieser fernen Bekannten, die mir nicht mehr als nur eine Begegnung am Atlant gewesen, und die von Orla längst verdrängt und aus meiner Erinnerung schon halb ausgelöscht war. Ich fühlte: nun war ein Mißverständnis da. Die trauernde Frau glaubte, ich traure um eine gestorbene Geliebte in Europa, und ich sehnte mich, an das Grab dieser Toten nach Europa zu kommen; und sie glaubte sicher auch, daß ich nur deshalb, weil mir jemand in Europa gestorben war, zurück in die Heimat wollte, und daß ich mich seit jenem Trauerfall in Mexiko verlassen fühlte.

Mit einem einzigen Wort — ich hätte nur Orla zu nennen brauchen und meine Liebe zu der Ermordeten erwähnen müssen — wäre eine Kette von Mißverständnissen vermieden worden.

Aber es war theils eine zu große Lust am geheimen Besitz meiner Abenteuer, die mich schweigen ließ, theils fand ich aus allen Schrecken auch nicht mal mehr den Anfang jener Verwicklungen, die so wild und plötzlich mich in Leidenschaften und Unglück verstrickt hatten. Ich hätte nicht gewußt, wie sollte ich mein Herz schildern, wie sollte ich eindringlich einer Frau meine Blutwallungen und meine Inbrunst für Orla beschreiben. Lust am süßen persönlichen Geheimnis, Scham vor der Darstellung meiner Herzenserlebnisse und Angst, meine eben heilenden Schreckensnarben wieder aufreißen zu müssen, zwangen mich zu fortgesetztem Schweigen. Und ich ließ die junge Frau in dem Glauben, daß ich drüben in Europa und nicht hier in Mexiko eine Geliebte verloren hätte.

Am nächsten Morgen gingen wir beide an Land und wanderten durch die weiten ländlichen Straßen der kleinen mexikanischen Flußstadt, die einstöckige Häuser mit so niederen Erdgeschosfenstern hatte, daß man durch die Fenster in die Zimmer sehen konnte.

Seit wir uns beide in der Nacht beim Mondschein auf dem Deck wiedergefunden hatten, war eine übertriebene Lebhaftigkeit in mir und auch in der blonden Frau, die ich früher nicht an ihr und nicht an mir gekannt hatte.

Wir redeten fortwährend wie rasselnde Uhrwerke, doch schien es mir, als vermiede sie es, von ihrem Mann zu sprechen; sie hatte nur kurz den Krankheitsverlauf berichtet. Der junge Astronom hatte vom Sonnenstich eine Gehirnentzündung bekommen und war am dritten Tag an Hirn lähmung gestorben. Sie erzählte viel von dem Garten von Cuautla und von den Pyramiden von San Juan, wo sie sich sehr gefürchtet hatten; aber sie sprach beinahe mehr mit der Stimme einer befreiten und aufatmenden Frau als mit der Stimme einer leidenden Witwe.

Jetzt in den Straßen von Tampiko kaufte sie am Marktplatz einige indianische Stickereien und eine große Ananas, die sie mir zu tragen gab, und die sie nachher auf dem Schiff essen wollte. Sie lachte ein wenig, und ihr Haar glänzte jetzt am Tag wieder

grell messinggelb. Sie fuhr fort zu lachen, so daß ich, der ihr nichts von meinen Abenteuern mit Orla und nichts von den Erlebnissen des Unabhängigkeitstages erzählt hatte, es schon beinah zu lustig und zu vergnügt fand, wie wir beide hier scheinbar so sorglos gingen und zu schnell unsere Gräber vergaßen.

Da kamen wir beim Rückweg zum Schiff in Tampiko in einer engen Straße an einem offenen Fenster vorbei, und wie wir beide unwillkürlich mit einem Blick das Zimmer im Erdgeschoß streiften, sahen wir uns beide blaß an.

Drinne stand ein Sarg. Links und rechts brennende hohe Kerzen um den geschlossenen schwarzlackierten Sarg.

Die junge Frau schwieg mitten im Lachen, das sie ab und zu übertrieben lebhaft hervorstieß wie eine, die nicht hört, daß sie lacht. Und nun geschah das Schreckliche, daß sie wieder lachte und immer wieder lachte und dann um meinen Arm bat, weil sie vor Lachen stolperte, und weil sie nicht lachen wollte, doch immer wieder lachen mußte. Dann, auf Deck angekommen, suchte ich ihre Aufmerksamkeit von dem furchtbaren Lachen abzubringen. Ich zeigte auf eine Schar grüner kleiner Papageien, die vom Ufer in die Schiffsrahen geflogen waren und dort eifrig schwätzten und von einem Schwarm weißer Schmetterlinge umflattert wurden.

„Ich weiß, Sie wollen mich vom Lachen abbringen,“ sagte sie, „ich danke Ihnen; aber versuchen Sie es nicht! Lassen Sie mich in meine Kabine gehen: dieses Lachen verwandelt sich, sobald ich allein bin, in Weinen.“ Und das Taschentuch vor den Mund haltend, ging sie von mir, immer noch stoßweise ein Lachen lachend, von dem man hörte, daß es sich in einen Schauer von Tränen und Schluchzen verwandeln wollte.

Es war, als ob zwei Welten in dieser Frau um die Oberhand kämpften: die Gegenwartswelt, die lachen wollte, und die Schmerzen des Vergangenen, die nicht weichen wollten und ihr Recht und ihren Platz, den sie im Herzen einnahmen, nicht freigeben wollten.

Am Nachmittag gingen wir wieder an Land. Sie sprach noch lebhafter und hatte entzündete Augenlider und gerötete Nasenflügel, als ob sie viel in die Rissen ihres Bettes geweint und geschluchzt hätte. Wir kamen beim Uferspaziergang in ein buschiges Unterholz, wo sie stehen blieb und einen kleinen Kolibri bemerkte, der wie ein vibrierender kleiner Rubin in den wilden Zitronenbüschen schwirrte.

„Glauben Sie, daß die Tiere auch Seelenleiden kennen?“ fragte sie mich plötzlich. „Dieses kleine, göttlich schöne Geschöpf sieht aus wie ein Funken wirbelnder Seligkeit. Dies Tier kennt keine Qualen.“

Ich fühlte, wie sie der Gedanke erlöste, daß es Dinge geben sollte, Wesen, die nur selig sein sollten, und daß sie bei ihrem Anblick wieder zurück zum glücklichen Leben finden wollte. Ich konnte ihr den Gedanken nicht zerstören, wollte nicht einwenden, daß Menschen und Tiere, daß alles Fleisch und Blut, daß überhaupt alles Dasein zeitweilig von der Möglichkeit des Nichtseins gequält werden mußte. Ich lächelte nur und sagte: „Der Farbe nach sollte man es nicht für möglich halten, daß der kleine schwirrende Rubin dort irgendein Leid kennt oder fühlt. Er sieht wirklich sehr selig aus, wie er jetzt da zwischen den Blättern um die Zitronenblüten schwirrt und Honig nascht.“

„Aber er ist doch nicht immer selig! Nein, Sie sollten mich nicht für so kindisch halten; ich fühlte alles, was Sie mir verschweigen, Sie verschweigen mir unendlich viel, weil Sie mich schonen wollen.“

Ich sah sie erstaunt an und glaubte einen Augenblick, sie wisse alles, was mir in Mexiko mit Orla begegnet war.

Sie aber sagte rasch: „Ich weiß es, daß die Tiere ein Herz haben so gut wie die Menschen. Es gibt überhaupt nichts, das aus dem großen Weltall, aus dem fühlenden Weltallkörper und aus der fühlenden Weltallseele geboren ist, das nicht fühlen und empfinden kann.“

Ich war wieder erstaunt.

„Woher wissen Sie das alles? Sie sprechen Ge-

danke aus, die ich heimlich für mich denke, aber nicht sage, weil die Menschen nicht reif sind, sie nachzufühlen.“

„Ich bin es nicht, die jetzt zu Ihnen geredet hat,“ sagte sie dann schlicht, „das hat mein toter Mann abends, wenn er von den Sternen und den Fernrohren zu mir kam, immer wieder gesagt: die ganze Materie fühlt sich untereinander, und jedes Ding, das lebt und das wir sehen und benennen, sieht auch und nennt sich auch. Im Leben, meinte er, fühle jedes Ding, daß es lebt, und fühlt alle andern Dinge leben. Und leben ist lieben und leiden.“

„Ja, Leben ist entweder Freude oder Schmerz, es wechselt in allen Dingen immer Freude und Schmerz ab. Eine einheitliche Seligkeit gibt es nicht, und das wäre auch kein Leben für Fleisch und Blut,“ erwiderte ich ihr.

„Also jetzt erst sagen Sie mir die Wahrheit, wo ich Sie anklagte, daß Sie mich schonen wollten, — bitte —,“ sie blieb stehen, sah mich leicht von der Seite an und sagte leiser: „Bitte, sagen Sie mir in allem immer die Wahrheit. Sie sollen mich nicht zu viel schonen. Wir reisen eine lange Reise über den Atlant miteinander; und um alle Mißverständnisse zu vermeiden, sollten wir uns in allem immer die Wahrheit gerade herausagen.“

„Dh,“ rief sie plötzlich und blieb stehen.

In einem Acker neben uns, der morastig vom Flußwasser durchseht war und schwarz glänzte, lag ein braunes Pferd und schien verendet zu sein. Ein Haufe Raben hatten dem Kadaver bereits den Bauch aufgerissen und zerrten die Gedärme aus der Bauchhöhle.

Wir standen beide einen Augenblick vor dem schauerlichen Bilde still. Möglich warf das Pferd den Kopf empor und schlug zuckend mit einem Huf in die Luft. Dann streckte es sich wieder und versank halb in den schwarzen Morast. Die Raben blieben ruhig und ungestört auf seinem Bauch hocken.

„Dh,“ rief die junge Frau entsetzt. Und nun begann sie wieder dieses entsetzliche Lachen zu lachen.

Sie lachte aber nicht lange, sie nahm ihre Hände vor das Gesicht und weinte; und ich konnte nicht anders: ich mußte mein Taschentuch herausnehmen und mich schneuzen, um meine eigenen Tränen zu verschlucken.

„O nein,“ rief plötzlich die junge Frau verzweifelt, „wir können nicht mehr zusammen spazieren gehen; ich bin zu erregt, zu erschüttert. Es bedarf nur eines kleinen Schreckens, — gleich stürzt mein ganzes Herz, das sich zum Leben aufrafft, wieder zusammen. Ich darf Sie nicht wieder belästigen. Ich werde mich von jetzt an in meiner Kabine einschließen. Es ist besser so: ich bin noch nicht fähig, mich zu fassen. Verzeihen Sie mir, das war so dumm und so unnötig vorhin von mir, Sie zu bitten, mir immer die Wahrheit zu sagen. Es kann mir ja ganz gleich sein, ob Sie mich belügen, oder ob Sie mir die Wahrheit verschweigen; das geht mich ja im Grunde nichts an. Wir kennen uns ja kaum. Ich bin durch die Trauer um meinen Mann ganz und gar aus jeder Gesellschaftsfassung gebracht. Ich bin es noch gar nicht wieder gewohnt, so ganz allein mit mir zu sein; und rede ich dann mit einem Menschen, so mache ich, um mich für die Einsamkeit zu entschädigen, doppelt so viel Ansprüche, — Ansprüche, auf die ich gar kein Recht habe.“

Nach diesem Gespräch schloß sich die junge Frau trotz meiner Gegenrede in ihrer Kabine ein und kam am nächsten Tage nicht wieder zum Vorschein.

Am nächsten Tag ging ich allein an Land und schnitt im Buschwald einen Lianenzweig ab, den ich ihr durch den Steward ins Zimmer bringen ließ. Es wuchsen ein paar Orchideen mit Luftwurzeln an diesem Zweig, und ich freute mich, daß die Blumen der einsamen Eingeschlossenen Unterhaltung bringen würden.

Am Abend kam die junge Frau im Mondschein auf das Deck und setzte sich neben mich. „Sie haben mich mit Skorpionen aus meinem Zimmer und aus der Einsamkeit gejagt.“

Ich verstand sie nicht gleich.

Da kam auch schon der Steward und zeigte uns einen Wassereimer, in den er die Orchideenbündel eingetaucht hatte. Das Wasser wimmelte von kleinen Skorpionen. „Auch in meinem Zimmer liefen schon einige herum und trachteten mir nach dem Leben,“ sagte die junge Frau lebensvoll erregt und lächelte mich dankbar an, weil ich sie indirekt von ihrer selbstgewählten Einsamkeit befreit hatte. —

Am gleichen Abend saßen wir auf den Deckstühlen schweigend nebeneinander, als hätten wir uns nichts Wichtiges mehr zu erzählen, und als könnten wir es uns wie zwei gute Freunde leisten, zu schweigen, ohne daß dieses Schweigen auf die Dauer beleidigend gewesen wäre.

Sie schien es sich aber vorgenommen zu haben, sich von jetzt ab möglichst wenig für mich zu interessieren; denn als das Schiff am nächsten Tag nach dem Mississippi, nach New Orleans, quer über den Golf von Mexiko weiterfuhr, blieb sie meistens mit einem Buch beschäftigt oder schlafend hinter dem Hauptmast des Verdeckes auf dem Schiffstuhl liegen; und wie mir schien, sollte dies sagen, daß sie allein bleiben wollte, denn sie sah kaum von ihrem Buch auf; oder wenn sie aufsaß, zog sie sich gleich in ihre Kabine zurück und nickte mir nur leicht zu, sobald ich an ihrem Platz vorüberkam.

Ich hielt mich deshalb meistens auf der Kommando- brücke oben in der Steuerkabine des Kapitäns auf. Der Kapitän plauderte gern, und auch der wachhabende Offizier erzählte gern von seinen Schiffbrüchen auf früheren Reisen.

Als wir in den breiten lehmgelben Mississippi einfuhren, hatten die junge Frau und ich in den drei ganzen Reisetagen kaum ein paar höfliche Worte gewechselt und waren einander seit der Abfahrt von Tampiko fremder geworden.

Mir war, als müsse diese Entfremdung durch das kleinliche idyllische Landstädtchen Tampiko bewirkt worden sein, das einen kleinstädtischen Zug von Beschränktheit, Engherzigkeit und Peinlichkeit auf uns ausgeströmt hatte. Denn kaum näherten wir uns auf

dem Riesenstrom Mississippi der großen Stadt New Orleans, so bemächtigte sich aller Menschen an Bord ein großzügiges Erwachen aus der idyllischen Stumpfheit, die von Tampiko her noch dem Schiff und allen an Bord anhaftete.

Die Schiffsleute hatten behaglich breite Erinnerungen an die großstädtischen Eindrücke von New Orleans auf ihren Lippen und priesen das herrliche Leben, das sie jetzt in der großen Mississippistadt mit Theatern, Frauen und Restaurationen erwartete.

Außerdem sollte auch endlich die gräßliche Ladung Kreosot, die das Schiff mit sich führte, ausgeladen werden, und vom Kapitän bis zum Steward freute sich jeder, diese chemisch stinkende Ladung loszuwerden, deren Ausdünstung sich in weißen Kristallen an allen Ventilatoren des Schiffes wie ein Reif niedergeschlagen hatte. „Der Geruch ist gesund,“ hatte zwar immer der Kapitän behauptet, wenn man sich über diese Ausdünstung aus dem Laderaum beklagte, aber nun schmunzelte selbst er bei dem Gedanken, den „gesunden Geruch“ bald auszuladen.

Bei der Landung an dem langen öden Uferkai des Mississippi, wo man nur Holzbarken, Kohlenhäuser und die Hütten der Negerarbeiter am Kai neben dem Schienenweg langer Güterzüge, die da am Ufer standen, sah, fragte ich die junge Frau, ob sie Lust habe, mit mir die Stadt zu besichtigen, die noch durch ein Arbeiterstadtviertel aus kleinen Holzhäusern vom Mississippi getrennt wurde.

Sie dankte und sagte, sie würde in ihrer Kabine bleiben. Ich dachte bei mir: Das wird eine recht trostlose und langweilige Heimreise werden, wenn sie immer darauf beharrt, allein zu bleiben. Ich ging mit dem Kapitän und den Offizieren zur Stadt, wo ich aber bald des Herumschlenderns zwischen den riesigen Großstadthäusern und Warenhäusern müde wurde, so daß ich mich gleich nach dem Abendessen um halb neun Uhr zurück aufs Schiff begab.

Am Ufer des Mississippi angekommen, setzte mich plötzlich der Mond in Erstaunen, aus dem ein großes Stück am Rand der Scheibe weggebrochen zu sein

schien. „Mondfinsternis,“ sagte ich zu mir, „eine beginnende Mondfinsternis.“ Als ich vor dem finstern Schiffskörper am Ufer angekommen war und auf dem schmalen Brückenbrett von der Ufermauer auf das Deck ging, rief die junge Frau oben am Geländer meinen Namen.

Wie wohl mir das tat, daß eine bekannte Stimme mich rief, hier am leeren Mississippi. „Haben Sie schon die Mondfinsternis gesehen?“ fragte die Stimme oben vom Schiff herunter. „Kommen Sie schnell, ich habe Sie die ganze Zeit hergewünscht, um Ihnen die Mondfinsternis zu zeigen.“

Sie kam mir frisch und verwandelt entgegen und deutete mit dem Zeigefinger nach dem Mond, ihre andere Hand schob sie zutraulich unter meinen Arm und zog mich an das Schiffsgeländer nach der Flußseite, wo oben in der Nacht, von vorbeisiegenden Wolken hell und dunkel umdampft und umraucht, der Mond ab und zu erschien und immer noch von einem Schatten angebrochen war, wie ein weißer Teller, von dem ein Stück abgeschlagen ist.

Die junge Frau schien sehr beglückt, daß ich ohne den Kapitän und ohne die Offiziere zu ihr zurückkam; und als ich sie fragte, wie sie sich die Zeit vertrieben habe, klagte sie sehr.

Zuerst seien die Wäscherinnen aufs Schiff gekommen, Mulattinnen, Bekannte von ein paar Steuermännern, die hätten gleich das Klavier im Salon geöffnet und heftige Negertänze gespielt. Dann hätte der Hund des Kapitäns oben an Backbord gestanden und bis zum Abend sein eigenes Echo angebellt, das von einer Wand eines Kohlenlagerhauses zurückbellte, bis er heiser wurde. Der Hund hätte immer das letzte Wort haben wollen, aber das hätte die Wand nicht erlaubt, sie habe immer noch ein Schlußwort auf das letzte Geknurre des Hundes gehabt, bis der Hund nach Stunden ganz tief sinnig und gekränkt fortgeschlichen sei.

Die junge Frau war dann, ermüdet vom Klaviergeklimmer und Hundegebell, an Land gegangen und an den kleinen Vorgärten der Holzbaracken entlang promenierte. Aber der Weg sei dort mit alten Aустern-

schalen gepflastert, die einen Pestilenzgeruch verbreiteten, und auch der Anblick von alten Negerweibern, die neugierig aus den Hütten gekommen wären, mit einem schwarzen Kind auf dem Arm und einer kurzen Tabakspfeife zwischen den dicken Lippen, hätte die blonde Frau wieder auf das Schiff zurückgetrieben. Und nun habe sie eben angefangen, sich zu fürchten. Darum sei sie auf dem Verdeck auf und ab gegangen und hätte gewünscht, daß ich doch zurückkommen möchte.

Die Erzählende verbesserte sich aber schnell und sagte noch: „Und natürlich vor allem wegen der Mondfinsternis wünschte ich, daß Sie aus der Stadt an den Fluß kommen sollten, um diese zu sehen.“

Ich mußte aber im geheimen lächeln, weil zuerst doch nicht die Mondfinsternis, sondern die Einsamkeit die junge Frau mich auf das Schiff hatte zurückwünschen lassen.

Wir gingen auf und ab, und ich bat, daß sie ihre Hand auf meinem Arm lassen solle, damit sie nicht im Halbdunkel auf dem Verdeck über die unebenen Dielen stolpere und stürze.

So ging sie denn an meinem Arm bis zum Backbord, wo wir immer umschwenkten und bis zum Hauptmast marschierten. Wir gingen schnell, weil es hier am Mississippi in der Novembernacht nicht so warm war wie im Golf von Mexiko.

Und bei diesem Auf- und Abwandern begann sie, ohne daß ich sie befragt hätte, mir offen die ganze Leidensgeschichte ihrer Reise nach Mexiko zu erzählen.

Sie war mit ihrem Manne nicht etwa bloß, um für ein paar Monate einen Ausflug nach Mexiko zu machen, von Europa gekommen, sie hatten beide alle Brücken hinter sich abgebrochen und waren auf gut Glück und europamüde über den Atlant gezogen. Nicht nur hatte der Astronom, der ein großer Schwärmer vor dem Herrn war, in Mexiko seiner Sternwarte leben wollen, von der er träumte, — er hatte außerdem die seltsamsten Einfälle, er wollte das Beste, was Europa und Asien an Büchern, an Gößen, an Kunst und Musik hervorgebracht hatten, wenigstens in Erinne-

rungen mit hinüber in das Land der Sonne mitnehmen, um dort nicht ohne Tradition zu sein.

Das alles in Reproduktionen oder in Büchern mitzubringen und mitzuschleppen, war natürlich unmöglich gewesen. Darum hatte er sich so eine Art Kultur-extrakt zusammengestellt und nahm das mit, was von der alten Kultur ihn persönlich am stärksten angeregt hatte.

Er hatte sich einen großen Gipsabguß von der Venus von Milo aus dem Louvremuseum verschafft, ebenso eine Statue des ägyptischen Sonnengottes Osiris, die Statue eines indischen Buddha, auf einer Riesenlotosblume sitzend. Dieses waren die Bildwerke. Dann füllte er Kisten und Kappen mit Kunstblättern von Dürer, Rembrandt, Leonardo da Vinci und Michelangelo, Kappen mit Stößen von Meisterreproduktionen aus allen Museen Europas, und Kisten mit Abgüssen von den Friesen des Parthenons in Athen. An Büchern packte er die Edda und das Nibelungenlied ein, die Bibel, den Homer, den Koran und die indischen Beden. Er hatte seiner Frau eine große Harfe in Paris gekauft und eine ausgezeichnete Violine; aber sie wollte nur Volksmelodien und Zigeunerweisen spielen und sonst nur jene Apollohymne, die man eben erst ausgegraben hatte; außerdem hatte er Musikstücke von den Javanern und aus China und Japan und von den Arabern und von den Südseeinseln aus den Reise- werken berühmter Forschungsreisenden gesammelt.

Mit dieser Fracht an Weltkulturextrakt, versehen außerdem mit Angeln, Jagdgewehren, Fischnetzen und Fernrohren, waren die beiden jungen Eheleute nach Mexiko abgereist.

„Das war ja, als ob Sie in Europa die Sintflut erwartet hätten und den ganzen Bedarf an himmlischen Gütern, wie weiland Noah die Tiere in einer Arche, vor dem Untergang hätten erretten wollen,“ konnte ich mich nicht enthalten, scherzend und staunend zu bemerken.

„Oh, spotten Sie nicht,“ seufzte die junge Frau, „Sie wissen nicht, wie ernst diese Auswanderung meinem armen Manne war, und — er hat ja nun auch seine

unerreichbaren Träume mit seinem Leben bezahlen müssen. Er war so überzeugt, daß er für mich und sich das Beste wollte, als er, gleich nach der Hochzeit in England, die Auswanderung in das Sonnenland Mexiko, wie er sagte, vorschlug und ausführte; er war europamüde.“

„Und warum haben Sie sich nicht dagegen aufgelehnt, warum haben Sie ihn nicht einfach verlacht und darauf bestanden, in Europa zu bleiben?“ fragte ich eifrig und mich ereifernd.

„Haben Sie nie geliebt?“ fragte sie mich vorwurfsvoll.

Ich schwieg und fühlte: ich wurde blaß vor Trauer, wenn ich an Drla erinnert wurde.

„Gut,“ fuhr sie fort und sah mein Schweigen als eine Bejahung auf ihre Frage an. „Wenn man liebt und geliebt wird, sieht man die Welt nie mehr so nüchtern, wie man sie in einsamen ungeliebten Zeiten betrachtet.“

Das wissen alle, die die Liebe erlebt haben. — Nie mehr hätte ich nach meiner Hochzeit bezweifeln können, daß sich schöne Träume ebensogut verwirklichen lassen könnten, wie die Hochzeit selbst. Denn die wirkliche Liebe erleben, und nicht bloß von Liebe träumen, das übertrifft doch bei weitem alles Geträumte, alle Erwartungen, alle Vorstellungen unendlich! — Warum sollte ein Leben in Mexiko nicht ebensogut möglich, ebenso schön und herrlich sein, da doch die Liebe täglich alles zwischen meinem Mann und mir möglich und herrlich machte. Daß es auch für die Liebe Unmöglichkeiten gibt, — um das zu wissen, waren wir zu glücklich miteinander, und alles war uns bis vor der Reise über den Atlantik herrlich und nach Wunsch geglückt.

Wir sahen Mexiko nicht einmal für so sehr wichtig für unser Glück an. Es sollte nur eine Steigerung unserer verliebten Einsamkeit bedeuten; wir wollten egoistisch ungestört, weltfern, ohne Zeugen unendlich glücklich sein, — umgeben von allem, was die Welt Großes, Harmonisches und großes Unsterbliches geschaffen hat. Darum nahmen wir alle die Kunst-

werke, Bücher und Noten mit uns, um, getragen vom Höchsten, nicht aus der Höhe der Liebe ins banale Leben zu fallen.“

„Ja, das banale Leben,“ sagte ich traurig, „es ist der einzige Rahmen, in dem das Fleisch und das Blut leben und gedeihen und sich glücklich zu fühlen vermögen. Wir sind keine Astralkörper, die aus Licht im Licht leben können. Wir genießen mit dem banalen Leib und seinen banalen Bedürfnissen das höchste Glück, wenn wir das banale Leben nehmen, wie es ist, und es höchstens ein ganz klein wenig und von Generation zu Generation nur ganz sanft, ganz langsam zum Höheren hinlenken. Alle gewalttätige Vergeistigung des banalen Lebens bekommt uns nicht. Wir sind aus dem banalen Leben banal geboren und müssen dieses banale Leben als unser starkes Fundament zu schätzen und zu respektieren verstehen. Alle heftigen Stürmer gegen die Banalität haben sich die Köpfe zerbrochen, und das banale Leben blieb und behielt ewig recht. Das banale Leben lebte schon zur Zeit des Gottes Osiris, zur Zeit des Buddha und zur Zeit der Venus von Milo auch. Umgeben vom Banalen, entsteht und lebt sich das Höchste natürlich.“

So dozierte ich und ereiferte mich und schämte mich zugleich, daß ich mich hatte fortreißen lassen, zu einer Frau so ausgiebig über das banale Leben in Beziehung zum Höchsten zu sprechen, zu ihr, die gerade um den Preis, nicht banal zu leben, ihr Leben und das Leben ihres Mannes eingesetzt hatte.

Ich schwieg und sah zum Mond auf, der jetzt wieder als vollkommen runde Tellerscheibe oben am Himmel hing und breit auf den uferlosen gelben nächtlichen Mississippistrom herabglänzte.

Die junge Frau stand neben mir und hatte meinen Arm losgelassen. Sie zog den weißen Seidenschal fröstelnd enger um ihre Schultern. Es schien, als fröre sie nicht so sehr von der Kühle der Mondnacht als von dem Alleinsein, an das sie noch nicht wieder gewöhnt war.

„Haben Sie nicht gefunden,“ sagte sie sehr ernst, „daß im fernen Land einen die Elemente am besten

trösten können, die Urelemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde?"

Ich verstand sie nicht gleich.

„Sehen Sie das Wasser da unten: es glänzt im Mond so selbstverständlich wie das Wasser des Flusses glänzt in meiner Heimat in Europa. Sehen Sie dann das Licht, die kleine Flamme aus der Negerbaracke da drüben, neben dem Kohlenlagerhaus, — das helle Fenster in der Nacht sieht auch hier am Mississippi vertraut aus, wie das Fenster in einem Haus, dahinter jemand krank liegt oder im Bett liest oder Briefe schreibt, ganz so wie zu Hause bei Nacht ein Fenster in meiner Heimatstadt; und die Nachtlust, die jetzt von den Prärien drüben jenseits des Mississippi herüberweht, — sie weht nicht anders als die Luft zu Hause ins offene Fenster meines Mädchenzimmers; und — neulich, als ich meinen Mann auf dem Friedhof von Mexiko in die Erde versenkte und ihm eine Schaufel Erde auf den Sarg warf und die Erdbrocken poltern und aufschlagen hörte und der Erdgeruch aus dem Grab strömte, da tröstete mich nichts als der Erdgeruch allein, — der roch wie unser Garten zu Hause, wenn im Frühling der Gärtner unterm Fenster schaufelte und wir Mädchen es nicht erwarten konnten, bis wir Sommerkleider und weiße Pfingsthüte bekämen und uns damit in alle Hoffnungen des Sommers einzukleiden dürften, — sehen Sie, so kindisch sind Frauen, daß sie sich am Primitiven trösten müssen.“

„Gute Nacht.“ Sie verließ mich und brach so schnell ab, daß ich fast erschrak und glaubte, es habe sie ein Unwohlsein befallen. Aber ich fühlte an dem Ton, mit dem sie „Gute Nacht“ gesagt hatte, daß sie doch nicht von den vier Urelementen getröstet war, daß ihr das größte Element, die Liebe, fehlte; daß sie floh, weil sie nicht in Tränen ausbrechen und nicht zeigen wollte, wie hart sie die Trauer und die Einsamkeit ankamen, — und wie wenig „Luft und Erde, Feuer und Wasser“ einen Menschen trösten können, der das Liebste verloren hat.

Seltsam sanft und anheimelnd waren diese letzten Worte von ihr gewesen: „Die Urelemente können uns

in dem fremden Land nach der Heimat versehen und uns trösten.“ Oft schien es mir, daß der, welcher reist, bei allem unterwegs nach der Heimat fragt und fragen muß, und im Grunde immer zu Hause ist. Erst zu Hause angekommen, erkennt man die Reise und die Fremde. Wie werde ich wohl von Europa aus meine mexikanischen Erinnerungen anschauen? Werden sie mir noch krasser, noch dämonischer erscheinen?

Das Schiff war zwei Tage später schon bei Florida am Ausgang des Golfes von Mexiko und sollte jetzt an der Westküste von Nordamerika entlang und dann in der Höhe von Philadelphia auf der großen atlantischen Weltverkehrsstraße den Atlant gen Osten kreuzen, — auf einer Fahrlinie, wo man täglich am Horizont Dampfer und Segelschiffe auftauchen und bei Tag und Nacht vorüberziehen sieht, so daß man sich wie auf einer großen Heerstraße fühlt, wie mitten im Weltverkehr zweier großer Kontinente.

Aber noch eine Woche würde es dauern, bis wir in diese Weltverkehrsstraße einbögen; bis dahin waren wir täglich allein auf dem Meer und begegneten nur äußerst selten einem Schiff.

Bisher war das Wetter schön gewesen; und am Abend, als wir um das Kap von Florida fuhren, strahlte der Himmel wie ein Riesenprisma, das man siebenfach geschliffen am westlichen Horizont ins Meer tauchte, und das siebenfarbig leuchtete.

Aber der Kapitän runzelte die Stirn. „Weniger Farben am Himmel würden weniger Stürme bedeuten,“ sagte er.

„Also erwarten wir sieben Stürme?“ fragte ich.

„Vielleicht sieben mal sieben!“ lachte der Schiffingenieur, der neben mir stand. Der Kapitän sagte nichts.

Am Abend, als die junge Frau und ich allein im Speisesaal bei der Hängelampe saßen und einen kleinen handgroßen Alligator, den ich in New Orleans gekauft hatte, auf dem langen Tisch spazierenlaufen ließen und uns amüsierten, das junge Tier im Nacken zu figeln, bis es behaglich grunzte, da sah der Steward herein und sagte, der Kapitän ließe uns mit-

teilen: wenn wir ein Feuerwerk sehen wollten, sollten wir auf Deck kommen.

Wir gingen hinauf und sahen oben um die Mastspitze eine weiße elektrische Feuerkugel schweben, wie eine weiße Feuerblase. „Elmsfeuer!“ rief der Kapitän von der Kommandobrücke. Wir passierten die Grenze der Tropenzone, und durch den Temperatúraustausch entstand das Naturphänomen. Mir aber erschien das weiße Licht so, als habe sich der weiße, leuchtende Astralleib eines gestorbenen Menschen dort um den Mast verdichtet, als nehme jetzt die Tote Abschied, von der ich so lange nicht mehr gesprochen hatte, als wollte Orla sich mir noch einmal zeigen und mich an sich erinnern. Das Licht wehte wie ein weißer Schleier aus der Mastspitze und sprühte.

Aber ich sprach auch jetzt noch nicht von Orla zu der jungen Frau, trotzdem mich das geisterhafte blauweiße Licht dazu aufforderte.

Sie hielt plötzlich meinen Arm fest:

„Hören Sie?“ sagte sie und horchte.

Es donnerte in der Ferne, und der Himmel am Horizont war als eine schwarze Masse mit der schwarzen Meermasse ineinandergesunken.

„Donner auf dem Meer im Winter! Es klingt, als käme Mexiko mit Erdbeben und donnernden Kratern hinter uns hergeschwommen,“ sagte sie, und bei dem furchtsamen Klang ihrer Stimme mußte ich daran denken, wie sie sich jetzt nachts in der Kabine beim Donner und bei den sieben mal sieben Stürmen, die von den Schiffsfleuten erwartet wurden, fürchten würde.

Ich konnte ihr zu all dem bevorstehenden Schrecken nicht auch noch die Trauergeschichte von Orla erzählen; sie würde ganz vom Leben verschüchtert werden, wenn sie hörte, welcher Schändlichkeiten Menschen fähig sein können. Sie würde nicht mehr ruhen und nicht einschlafen und immer an die neunzehn Polizisten und an den schändlichen Polizeipräsidenten denken müssen.

„Sie sind so still,“ sagte sie plötzlich, „Sie haben mir noch gar nichts von Ihrem Leben in Mexiko erzählt.“ Sie sah mich fest an.

Da gingen wir in den Speisesaal hinunter, und ich erzählte ihr alles, was ich von Orla wußte: von ihrem Tod, von den Drohbriefen, von dem Unabhängigkeitstag. — Nur daß ich sie geliebt hatte, und daß ich nach ihrer Ermordung totkrank gewesen war, — das verschwieg ich.

Als ich zu Ende gesprochen hatte, sagte die junge Frau: „Ich wußte das alles aus den Zeitungen. Ich habe immer in Tampiko erwartet, daß Sie es mir erzählen möchten. Ich erwartete eigentlich, noch mehr von Ihnen darüber zu hören als aus den Zeitungen.“

Ich schwieg.

„Oh, Sie sollen nicht sprechen, wenn Sie nicht sprechen wollen,“ sagte sie und stand auf und gab mir nicht die Hand wie sonst, wenn sie sich abends zurückzog und „Gute Nacht“ wünschte. Sie ging. Und draußen grollte der Donner, als hätte sie, wie sie durch den langen weißen Schiffsspeisesaal zwischen den bronzenen Säulen hinaufschritt, eine Schleppe von Donner an ihrem Gewand. Wie hinter einem Kometen her ein Feuer durch die Nacht des Welt- raumes fegt, so ging sie und hatte den Donner um sich, als grollten ihre Schritte beleidigt, als grollte das ganze Schiff und das Meer bis in die Ferne mit ihr, weil ich meine Geliebte vor ihr verleugnen wollte, — so wie Petrus seinen Herrn nachts am Feuer verleugnet hatte.

Und während dieser ganzen Nacht, immer wenn ich aufwachte, grollte es, und das Schiff begann gegen morgen zu rollen und sich auf die Seite zu legen, und tausend Dinge auf Deck frachten mit einem Male, und die Taue klatschten und piffen wie Signalpfeifen, denn es hatte sich der Vorbote der sieben mal sieben Stürme aufgemacht und hatte das Schiff eingeholt und ließ es sich wie ein lebendiges Geschöpf krümmen und dem Wasserfeld zu entfliehen trachten; aber die Wellen stiegen an den Wänden hoch und drückten das Schiff tief in den Wasserleib, so daß sein Holz stöhnte und in allen Fugen und mit allen Planken auftreischte wie ein ängstliches Tier, das einer erwürgen will.

Und nun begannen die Tage eines wahnwitzigen

neuen Schreckens. Das Meer hatte sich in eine Gebirgswelt aus Wasserbergen und Wasserhöhlen verwandelt. Riesigen Gebirgsketten ähnlich, wälzte sich das Meer und war zu einer mächtigen schiefen Ebene geworden. Die Wellen erstiegen eine die andere, als wollte sich das Meer von der Erde trennen; und es wurde, zur Höhe gerissen, hinauf in den Luftraum gezerzt, als wolle der Sturm die Wellen wie ein Wassergefröse aus den meilentiefen Schlünden herausreißen.

Das Schiff ritt nicht mehr wie sonst auf dem Scheitel des Meeres, es wurde von den Wellen fortgeschleift, es stand plötzlich, gleichsam hoch in der Luft über die Höhle zwischen zwei Meerbergen fliegend, so daß man die Schiffsschraube außerhalb des Wassers für Minuten nicht mehr arbeiten hörte. Oft horchten selbst der Kapitän oder der Ingenieur während der Mahlzeiten auf, wenn das Surren der Schraube verstummte und die Schiffsmaschine todstill zu stehen schien.

Ist die Schraube gebrochen? Sind wir in dem wahnsinnig gewordenen Element ohne Kraft, dem Wahnsinn des tobsüchtig gewordenen Meeres preisgegeben, ohne Widerstand? So las man von allen Gesichtern der Schiffleute die schweigende Frage, wenn das Schiff, vom Sturm aus dem Wasser gehoben, ohne Schwere durch die Luft flog, wie ein Riesenheupferd, das einen Riesensprung über eine breite Meereshöhung macht.

Das springende Schiff und die Rotten der Riesenwellen in der endlosen, tages- und wochenweiten atlantischen Einsamkeit wurden ihrer Jagd während sechs Wochen nicht müde. Zwei Dampfkessel waren unserem Schiff leck und unbrauchbar geworden. Die kostbaren Kohlen, die auf dem Meer ihr Gewicht in Gold wert sind, gingen zur Neige. Der Orkan begann jeden Nachmittag um fünf Uhr und tobte bis zum nächsten Morgen um neun Uhr, dann setzte der Sturm aus; aber das Meer kam wie eine weiße Gletscherwelt, eisgrün und weiß beschaumt und granitgrau und marmorschwarz, gleich langen Marmorbrüchen im Mittagenebel gegangen, und der Atlant glich eher den Ge-

birgsketten einer Schweizerlandschaft als einem flachen Wasser.

Es war, als arbeite der dröhnende Sturmhimmel wie eine gewaltige Saugpumpe und die Wolken sögen das Wasser in Pyramiden hinauf in den Himmel; ein betäubender dreifacher Lärm umgab uns stündlich: der Lärm des Wassers, das wie die Kanonade eines Schwergeschützfeuers das Schiff bombardierte; der Lärm des Sturmgeheules: der Sturm, der den Himmel in ein einziges trompetendes riesiges Muschelhorn verwandelt hatte, brüllte und schmetterte Höllenfanfaren, frachende Töne, explodierende Donnergelächter; die Töne des Sturmes gaben dann dem Eisen, dem Holz, dem Glas, den Korridoren, den Kabinen und allen Gegenständen des Schiffes ein Stimmengewirr, das knatterte, freischte, klatschte, rasselte, johlte, wimmerte, hatte Seufzer und Angstrufe, hatte markerschütternde gellende Rufe, Schüsse und Kampfgeschrei. Es schienen Geisterherden aus allen Winkeln durch das Schiff zu rasen, und sie sprangen hinaus in die Höhlen des Wassers und auf die Wassergebirge und johlten im Hohlraum des Nebelhimmels und kamen aus allen Windrichtungen wieder herunter, um den Atlant von neuem zu überfallen. Da waren Schlachten in der Luft, Triumphzüge, Bacchanale und hunderttausend Mordtaten und das Todesröcheln von Hunderttausenden auf einmal.

Da saßen Geisterhorden auf dem Deck, die den Mast bogen, daß er hin und her schnellte, da waren Horden von Unsichtbaren, die an den Deckbrettern und am Schiffsboden Tag und Nacht sägten; ihre Sägen knirschten auf und ab, bald im Chor, bald vereinzelt quiet schend, und man sah im Geist deutlich die Riesensägen, die eisernen Riesenfeilen, und hörte Schlag auf Schlag die Äxte und Hämmer, die den Schiffskasten von allen Seiten in Atome verwandeln wollten.

Über einen Tisch hinüber verstand keiner mehr des anderen Stimme, wenn man sich nicht Mühe gab und mit Anstrengung durch diesen infernalischen Lärm hindurchschrie.

Die junge Frau lag schon eine Woche lang auf

dem Wandssofa, das durch die ganze Länge des marmornen Speisesaales lief. Sie lag in Reisedecken eingewickelt und hatte einen dichten blauen Schleier um ihren Kopf gewickelt. Denn sie hatte ihre Frisur wahrscheinlich seit einer Woche nicht mehr ordnen können. Wenn ich einmal in den Spiegel meiner Kabine schauen wollte, tanzte mein Gesicht drinnen von mir davon. So wurde ich in der Kabine umhergeschleudert, daß kein Spiegel das Gesicht einfangen konnte. Die Kleider an den Kleiderhaken standen immer wagrecht in mein Zimmer herein, und an das Bett mußte ich mich nachts anbinden. Man hatte Beulen am Kopf und an allen Gliedern von den Stößen, die das stolpernde Schiff und die Hammerschläge der Wellen einander gaben.

Die Betten, die Kleider, die Dielen des Speisesaals, die Wände der Korridore und die Schiffstrepfen troffen von Salzwassergüssen, die unversehens Türen aufstießen, Oberlichtgläser zerbrachen und ins Schiffsinnere stürzten.

Wir lebten jeden Nachmittag von fünf Uhr an bis zum nächsten Morgen um neun Uhr jede Sekunde in jener Todesgefahr, die einer nur auf dem Schlachtfeld wieder kennen lernt; jede nächste Welle konnte das Schiff zerschellen.

Längst hatte man die roten Teppiche aus dem Saal von den Dielen gerollt, da das Salzwasser sie steif wie Glatteis machte. Denn der mangelnden Kohlen wegen war auch die Dampfheizung abgestellt, und wir saßen tagsüber in dem eiskalten, seewasserdurchtränkten weißen Marmorsaal in nassen eisigen Kleidern.

Nachmittags um fünf Uhr, ehe der Tag in Dämmerung bläulich zu dunkeln begann, sah ich im Osten durch die runden tellergroßen Fenster des Speisesaales am blaugrau verummten Horizont weiße rollende Lawinen erscheinen. Es war, als stünden dort Festungsgeschütze hinter dem Nebel aufgestellt, die, statt mit Eisen, mit riesigen weißschäumenden Wasserfugeln schossen; diese vergrößerten sich schnell zu turmhohen Lawinen und waren im nächsten Augenblick schon über das Schiff hingeraft, wandernde Wassermauern, die

sich auf dem Schiffsdeck überschlugen, und die das Schiff im Einstürzen mit einem Regen von Steinen zu bewerfen schienen. Polternd dröhnte die Decke des Speisesaals nach jeder Meereswalbe, als würden Frachten von wandernden, beweglichen Steinmauern ans Schiff geschoben und stürzten mit allen Steinen auf dem Deck zusammen; wir erwarteten in jeder Sekunde den Einsturz der Saaldecke.

Bald kam der Kapitän, der uns zuerst täglich tröstete, nicht mehr zu den Mahlzeiten. Auch die Offiziere und die Ingenieure hatten genug auf der Kommandobrücke und bei den Reparaturen der Dampfkessel zu tun. Wir waren immer allein. Bald gab es auch keine warme Suppe mehr, da sie sofort aus dem Suppentopf oder aus den Tellern in die Luft, an die Decke, an die Wände und Fenster floss, wenn der servierende Steward mit Lebensgefahr den oft von einer Welle senkrecht aufgerichteten Fußboden des Speisesaals erklimmen wollte und fortgeschleudert wurde. Meinen letzten Teller Suppe auf dem Atlantik aß ich, indem ich den Teller wie eine Wand vor mein Gesicht hielt und die Suppe senkrecht vor mir stehen sah, denn alle Begriffe von aufrecht, wagrecht, schief verschwanden in dem chaotischen Geschleuder des Schiffes, das bald auf einer Seite lag wie ein Fisch auf einer Platte, bald aufrecht auf dem Kiel rutschte wie eine Ente, die taucht und den Steiß aus dem Wasser streckt; bald wieder stand das Schiff mit dem Backbord im Wasser und den Kiel wie einen Mast in die Luft erhoben, als wolle es sich wie ein gebäumtes Pferd nach rückwärts überschlagen.

Was Stille war, mußte niemand mehr. Die Ohren schmerzten, als wären sie brüllende Trichter von Grammophonen, in denen ein Höllenspektakel tobte.

Mitten in einer Nacht — es war die schlimmste — rief mich der Steward und sagte hastig:

„Stehen Sie, bitte, auf, der jungen Frau nebenan kann jeden Augenblick das Schlimmste zustoßen, sie hat wieder einen Herzkrampf, wie am Tage, da sie in Vera Cruz an Bord kam.“

Ich lag wie immer angekleidet auf dem Bett, denn

es war unmöglich, bei diesem Weltuntergangswetter an Auskleiden zu denken. Der Kapitän hatte gestern das bedenklichste Gesicht gemacht. Er sagte, seit er den Atlant befahre, habe noch nie ein derartiger Orkan zwischen Europa und Amerika geraßt. Er sagte, wir sollten uns nicht auskleiden, man müsse aufs Schlimmste gefaßt sein. Man hatte die Rettungsboote mit Nahrungsmittel und frischem Wasser versehen, und alles war klar, um das Schiff zu verlassen, sobald es ein Unglück geben sollte.

„Wir sind seit acht Tagen nicht mehr auf der allgemeinen Schiffsroute. Ich habe, um Zeit und Kohlen zu sparen, den Kurs quer direkt über den Atlant eingeschlagen. Wir können hier niemals einem Dampfer begegnen, also auf keine Hilfe oder Rettung hoffen. Wir sind hier in der Zone von vielen alten Wracks, die im Umkreis von einigen Seemeilen seit Jahren herumtreiben. Wenn ein solches Wrack nachts im Sturm von einer Sturzwelle auf unser Schiff geschleudert wird, dann sind wir verloren. Deshalb müssen wir, so lange wir im Bereich dieser Wracks sind, Tag und Nacht angekleidet bleiben, um uns retten zu können.“

Das hatte der Kapitän mir allein oben in seiner Kabine auf der Kommandobrücke anvertraut.

Er zeigte mir die Karte auf dem Tisch, wo mit Nadeln unser täglicher Kurs bis Havre abgesteckt war.

Passierte etwas an der Schraube, oder versagten die letzten beiden Dampfkessel, dann trieben wir in einem wildfremden Gebiet des Atlant umher, — einem Gebiet, so groß wie viele Königreiche, in dem niemals ein Schiff kreuzte.

Dies alles schoß mir durch den Sinn, als der Steward mich jetzt mitten in der Nacht zu der Dame rief.

Ich kam in das kleine Toilettenzimmer, das man zu durchschreiten hatte, um in die Schlafkabine der jungen Frau einzutreten.

Die Kranke lag in einem weißen Schlafmantel auf dem Bett; der Mantel war nach japanischer Art einfach auf der Brust übereinandergeschlagen.

„Ich bin es,“ sagte ich ziemlich laut.

Eine elektrische Lampe am Kopfende des Bettes beschien das Gesicht der Liegenden.

Sie schlug die Augen auf.

Ich blieb am Fußende des Bettes stehen und hielt mich mit beiden Händen an einer der Messingsäulen fest.

Sie nickte mir zu, und ihre Lippen sprachen etwas, was ich bei dem Klirren einer Eisenkette, die über der Kabine draußen auf dem Verdeck straff gespannt hin und her rasselte, nicht verstand.

Ich hatte dem Steward gesagt, er müsse aus dem Schiffskeller Champagner holen, um der Kranken das Herz zu beleben.

Die junge Frau richtete sich auf und deutete lächelnd auf ihr Herz. Ich nickte ihr zu. Aber es war des Lärmes wegen unmöglich, ein vernehmliches Wort zu sprechen. Die Worte wurden vom Lärm in der Luft getötet und kamen nicht weit.

Wie ich noch unschlüssig dastand und nicht wußte, was ich tun sollte, erscholl ein Klirren, als ob eine ganze Küche zerschmissen würde, die Tür sprang von selbst auf, und herein aus dem Korridor rollten: eins, zwei, drei, vier, sechs, zehn weiße Teller, die alle wie rollende Diskusscheiben in die Zimmerecke liefen und sich dort mit gellendem Geflirr in einen rasselfnden Scherbenhaufen verwandelten.

Draußen im Korridor und im Speisesaal klirrten gleichfalls Duzende von Tellern, die waren in Stößen aus einer aufgegangenen Büfettüre herausgesprungen und waren nach allen Richtungen in Reihen durch den Saal, den Korridor und in die Kabine gelaufen, wo sie unter betäubendem Gerassel zerschellten.

Die junge Frau sah mich einen Augenblick an, dann begann sie wieder das entsetzliche Gelächter zu lachen, das ich zum erstenmal in Tampiko von ihr gehört hatte. Ich ging sofort zu ihr. Ich nahm ihre Hände und schrie sie herrisch durch den Lärm an: „Sie dürfen nicht so lachen, hören Sie, gleich hören Sie auf so zu lachen, Sie ruinieren sich mit diesem Nervengelächter, ich befehle Ihnen, hören Sie auf und lachen Sie nicht mehr so!“

Ich schrie ihr dies, mit dem Mund dicht vor ihren Augen, in das Gesicht.

Sie zuckte noch einmal, zweimal; dann hörte sie zu lachen auf und sah mich stumm an, als ob sie sich besinnen mußte, wer es war, der ihr befahl. Darauf legte sie sich ganz still in die Kissen zurück. Dann kam der Steward mit dem Champagner. Ich ließ die Hände der Kranken los, nahm ein Glas, hielt es der Liegenden an den Mund, stützte mit der andern Hand ihren Kopf und winkte dem Steward mit den Augen fortzugehen.

Das Trinken war ihr schwierig bei dem Schleudern des Schiffes, aber es gelang.

Ich hörte, wie der Steward im Eßsaal die Teller-
scherben beiseite schob, und bei diesem Geräusch sah mich die schöne Frau an. Nach einer Weile gab ich der Kranken ein zweites und ein drittes Glas Champagner zu trinken.

„Wir werden niemals wieder nach Europa kommen,“ flüsterte die Liegende; sie hatte mich mit den Händen an den Schultern zu sich herabgezogen und sagte mir das nah ins Ohr, wobei mein Ohr von ihren Lippen berührt wurde.

Die Berührung ging mir seltsam elektrisch durch den ganzen Körper. Diese Lippen erregten in mir ein Gruseln, als berühre mich Orla wieder, als wäre ich wieder in Mexiko in meinem Gartenzimmer an der Glorieta, wo wir uns im Mondschein zum erstenmal küßten.

Orla und ich.

Und nun überfiel mich in dem Höllenlärm eine wollüstige Sehnsucht, mit Orla vereinigt zu sein.

Vor acht Tagen hatte mich der Kapitän vormittags auf Deck gerufen und auf das schäumende Meer gezeigt. In dem weißen Gischt sah ich damals eine Herde kurzer roter Holzbalken schwimmen: das Meer wimmelte, so weit ich sehen konnte, von roten Hölzern.

„Ist ein Schiff untergegangen?“ hatte ich da den Kapitän erschrocken gefragt.

„Ja, ein Frachtdampfer heute nacht, er hatte eine ganze Ladung Mahagoniholz; wahrscheinlich war es

ein brasilianischer Dampfer, nach Neuyork bestimmt. Da sehen Sie noch die Mahagonibretter schwimmen. Es ist gut, daß jetzt am Tag kein Sturm ist; wenn wir Sturm hätten, dann könnte es sein, daß mir diese Balken mein ganzes Schiff zerschlugen. Bis es Abend wird und der Sturm wieder losgeht, sind wir hoffentlich aus dem Bereich der herumschwimmenden Hölzer.“

Daran dachte ich jetzt, als ich auf dem Bettrand bei der schwachen Kranken saß und sie ganz still und gehorsam weder lachte noch weinte, sondern still lag, wie ich ihr befohlen hatte. Wo nahm ich nur den Mut her, ihr zu befehlen? Was scherte sie mich? Sie konnte mir Orla nicht wiedergeben, — mein mutiges Mädchen, das nie schwach gewesen war, nie und vor nichts gezittert hatte.

War Orla jetzt bei allen den Geistern, die da auf das Schiff stürmten? Wollte sie mich zu einer hitzigen Brautnacht auffordern? Wenn das Schiff jetzt sinken würde, ich würde die Arme ausbreiten und Orla im Meertod erwarten. Ich wollte nicht erschrecken, ich wollte den Tod süß, als ein herrliches Wiedersehen mit Orla, genießen. Das ganze Meer würde wie schäumender Champagner um uns tanzen, das Schiff wäre nur wie ein tanzender Champagnerpfropfen, der auf den Wellen auf und ab flog. Der Sturm knallte Schüsse; das waren Champagnersalven — oh, keinen Augenblick würde ich zögern, in dem Gischt draußen dem Tod sehnächtig entgegenzuspringen, wenn jetzt der Kapitän käme und sagte, das Schiff gehe unter.

Und ich stand auf und ließ die Hand der schlafenden schwachen blonden Frau los. Vorsichtig leise brauchte man nicht zu gehen. Der Lärm verschlang jedes Geräusch. Ich schnallte nur den Riemen des Bettes über der Brust der Schlafenden fest, damit sie nicht hinausstürze aus dem Bett, wenn das Schiff sich zur Seite wälzte.

Sie läge jetzt sicher von den drei Glas Champagner leicht betäubt und träumte von ihrem verstorbenen schwärmerischen Mann, dachte ich mir. Ich wußte, der Steward hatte in dem Speisesaal auf dem Büfett noch einige Flaschen Champagner kalt gestellt.

Ich ging hinaus, tastete mich durch den dunkeln Saal, dessen weiße Marmormände, beleuchtet vom phosphoreszierenden Schaum der Sturmwellen, bläulich schimmerten. Ich holte mir eine Flasche und wollte den Pfropfen nicht knallen lassen; ich dachte, ich könnte die Schlafende stören; als mir aber der Pfropfen dennoch aus den Fingern glitt und knallend aus der Flasche sprang, hörte ich selbst kaum den Laut, mit so ungeheuerlichem Gebrüll prügeln sich Schiff und Meerwellen und Sturmgiganten rund um mich, und der weiße Schaum flog draußen an den zwanzig finstern Fensterkreisen des Saales hell hinauf und hinunter, und ich mußte, um trinken zu können, immer einen Intervall zwischen zwei Wellendonnern und zwei vernichtenden Explosionen, die das Schiff halb umstülpten, abwarten.

Haha! Ich lachte vor mich hin. Nun war ich bald einer, der den Sturm auswendig kannte. Ich hatte mich in das Bombardement eingelebt; es hatte einen Takt, einen Rhythmus, und ich wußte genau, welche Geräusche, welche Bewegungen, welche Donnerstärke zu jedem neuen Takt der Höllemaschine draußen gehörte. Ich trank Champagner, für mich allein auf dem langen Sofa ausgestreckt, umgeben vom rasseln- den Geflirr der Zellerhausen, die durch den ganzen Speisesaal auf der Diele wie ein Haufen altes Eisen hin und her fuhren und knirschten.

Furchtbar drückend war die eingesperrte Luft im Schiff, gleichsam zusammengepreßt von den Wellen draußen; man fühlte den Druck des Wassers, als wäre man mit dem Schädel in einen Schraubstock eingeklemmt. Ich stand auf und versuchte die Tür oben auf der Saaltreppe zu öffnen; der Steward hatte abgeschlossen. Aber als ich den Riegel aufdrückte, warf mich ein breiter Wasserstrom von der Tür in den Saal zurück und übergieß mich mit eisiger Salzlake. Die Tür schloß sich knallend von selbst wieder, und ich setzte mich auf das Tischende, um nicht mit den Beinen durchs Wasser waten zu müssen.

„Orla! Wie lange muß ich auf dich warten? Komm schnell, komm, laß uns über das Meer tanzen,

im Hochzeitstanz über ein Champagnermeer!“ So sang ich ganz laut durch das Getöse, wissend, daß niemand im Lärm meine Stimme hören oder verstehen konnte. Dieses Schiff war mein Hochzeitschiff. Auf diesem Schiff gab es nur mich allein, nur mich, der sich freiwillig mit dem Tod verheiraten wollte. Ja, mit dem Tod sich verheiraten, nicht vermählen, richtige deutliche Sprache paßte nur allein in diesen Höllenspektakel, bei diesem Ritt meines Schiffes ins Jenseits schwand alles Pathos. Nüchtern, herrlich nüchtern sah ich dem Tod entgegen; er wies mir den einzigen Ort, wo mich das Beste erwartete: sie, Orla, die ich jüngst noch im Arm gehalten hatte, erwartete mich. Und wieder rief ich laut: „Große Atlantiseele, ich bete nicht zu dir: verschone mich, ich bete: töte mich und mache mich selig, selig mit meiner toten Geliebten!“

Der Sturm sang und schrie Gelächter von draußen durch Fenster und Türen zu mir herein. Und ich sang und lachte; und als ich mich umsah, hatte ich während des Singens schon die dritte Champagnerflasche zur Vorfeier meiner Totenhochzeit geleert.

Der Tod klopfte zwar draußen an die Türen, aber er zögerte und ermüdete mich durch sein Ausbleiben.

Der Lärm blieb gleichmäßig tobsüchtig, so daß ich mich, als ich still und müde wurde, noch von dem eigenen Lärm, den ich beim Trinken gemacht hatte, umgeben glaubte.

Wie ich eben vom Tisch springen wollte, fühlte ich, daß mich jemand an der Schulter berührte. Etwas ganz Weiches, Zartes streichelte mein Ohr.

Ich lag mit aufgestemmtten Ellenbogen auf der Tischplatte ausgestreckt, ich wäre beinahe bei der Berührung erschrocken. Es war die Schiffstake, die im Dunkeln mit ihren drei Jungen, die sie neulich während der Fahrt im Golf von Mexiko geboren hatte, auf der langen Tischplatte jetzt zu mir heranspazierte. Sie saß wahrscheinlich auch am liebsten auf dem Tisch, weil ihr der Fußboden zu überschwemmt war. Sie begann zu schnurren, und ihre drei Käßchen schnurrten

wie die Alte und umstrichen mich und waren lebensjung und sanft und lebenswarm, mit zartem, warmem Blut in den elastischen schwächtigen kleinen Körpern. „Leben kommt, junges Leben, das den Todsucher anschnurrt, und das gestreichelt sein will!“ sagte ich zu mir. Und ich liebte die ganze Kagenfamilie und wurde wiederum von ihr liebt.

Warum war ich vorhin beinahe brutal zu der einsamen jungen Frau gewesen und hatte sie angeschrien, als ob ich ein Recht über ihr Leben und ihren Tod hätte?

Ich konnte doch die Kagen streicheln und wurde von ihnen wieder gestreichelt, — warum hatte ich nicht die arme zarte Frau, als sie das Lachen, das furchtbar nervöse Lachen, überfiel, ebenso gestreichelt und sie beruhigt mit Sanftheit und Geduld und Zartheit?

Sind wir nicht alle jeder ein Atom in der großen Weltseele, ein einziges zusammengehöriges Leben! So wie die Kagenfamilie, die sich jetzt auf meinem Schoß zusammengekauert hat, und die beruhigt schnurrt und einschläft, — so hätte ich die kranke Frau wie mein eigenes Stück Leben in den Arm nehmen und hätte sie lieben und beruhigen sollen.

Nein, das wäre nicht gegangen, räsionierte mein körperliches Ich gegen mein geistiges Ich. Du hast vorhin noch deinen Körper mit Drla zu einem Körper vereinigen wollen; der Körper ist kein Geist, der sich blindlings zuneigt. Der Körper sträubt sich heute noch, einer Fremden gut zu sein, er trauert noch um Drla. Das Blut in ihm ist nicht rosigrot wie das Blut eines jungen Verliebten, das Blut ist tiefschwarz von Verzweiflung des Verlustes, vom Nachdenken und Trauern und von dem unendlichen Leid, das Tod deinem Blut zugefügt hat.

Warte noch, der Geist fliegt dem Blut voraus, aber das Blut folgt nicht fliegend, Blut ist ein Teil der Erde, es braucht wie die Erde Tage und Nächte, bis es sich vorwärts bewegt; der Geist, die Weltseele, ist zeitlos, das Blut aber ist schwerrollend, irdisch und braucht Zeit, es ist wie der Bodensatz der Weltseele,

es haftet, wo es einmal haftet, länger als der Geist, und du mußt dein Blut nicht verleugnen.

Dein Blut hat die Frau vorhin angeherrscht, es fürchtete sich, als ihre Lippen dein Ohr berührten und deine Seele elektrisiert aus deinem Körper in den Körper jener Frau hinübergliitt. Dein Blut jagte dich aus dem Zimmer, es stieß dich fort, es wollte lieber für Drla sterben; es ist jetzt noch sterbenszart und eher dem Tod als dem Leben zugetan, da es von viel Todessehnen durchfärbt wurde. Nie kann man Menschen so schnell wie Tiere streicheln; mit den Tieren verbindet uns nur der Instinkt der Weltseele, mit den Menschen aber der Instinkt der Seele und der des Blutes.

Eine tiefe Harmonie zog nach diesen Gedanken in mein Inneres ein. Es war, als hörte ich nun den Sturm nicht mehr als einen chaotischen Lärm; der Orkan offenbarte sich mir als eine Harmonie, wie eine Hymne auf die Weltseele, die leidet und trauert und rast, und die auch im Rausen noch Göttlichkeit und Urweltharmonien verkündet, — so wunderbar vertieft posaunte nun das Sturmgeheul, das aufbrausende Getöse der Sturzwellen, das Gedonner der Wellengebirge und selbst die Disharmonie der klirrenden Scherben im Schiff, der sägenden Töne an den Schiffsplanken, das Geächze und Geflage der Wände, der Riken und Dielen, — alles Geflapper, Geflirr und Gestöhn, das mich umgab, wurde in mir fast zu einer Stille. Ich hörte es nicht mehr. Wenn ich bedachte, daß ich hier als ein Todessehnsüchtiger saß und mit dem Menschenblut in meinem Leibe den Tod bewillkommte und mit der Seele nur ein wenig lebenssehnsüchtig noch an der Seele der Welt hing, — da wurde selbst der Orkan zur Stille.

Raum wie ein Goldhaar jener Frau da drinnen in der Kabine, mit so dünnen, so zarten Banden hielt mich noch die Weltseele fest am Leben; mein ganzes Blut aber rauschte mit dem Orkan draußen in einer harmonischen Todesymphonie. Ich erwartete die Sturzwellen, wenn sie durch die Decke hereinbrechen

würden, nicht anders als eine Steigerung der Lust dieser Todesmusik, die mich umgab.

Ich träumte halb, halb wachte ich und streichelte die Ragenbrut und lag auf dem Tisch und sah das gligernde Salzwasser mit den weißen gligernden Tellerscherven am Fußboden immer heller werden. Es wurde Tag draußen; zwischen den Schaumungeheuern kam die Bleibläue des Morgens durch die runden Scheibenlufen in den Marmorsaal herein.

Dann frähten die Hähne mitten durch die Sturmwirbel, mitten im Gewasche und Geräschel von Wasser und Sturmwind frähten aus der Schiffsküche ein paar eingesperrte Hähne.

Dieser Morgenlaut, dieser Heimatruf war wohligh und irdisch beruhigend; ich sah im Geist die Hütten von Pouldu am Atlant in der Bretagne, wo ich zuletzt die Hähne von Europa hatte frähen hören. Die dicken Strohdächer des bretonischen Dorfes hinter den Rotdornhecken, bei den Reihen großer verrenkter Baumriesen, und daneben im gelben Rapsfeld sah ich in Gedanken eine riesige finstere Windmühle, die sich wie ein ungeheures Insekt mit hohen Beinen am Atlant entlang durch die Luft zu bewegen schien. Ah, der Carbonbleistift, den ich in der Tasche trug! Ich nahm ihn heraus und drehte ihn zwischen den Fingern. Die junge Mutter, die tote Österreicherin, kam zu mir in den sturmmumheulten Marmorsaal des Schiffes, sie setzte sich neben mich auf einen der Drehsessel, von denen je zehn längs den zwei langen Tischen hüben und drüben an den Boden geschraubt waren. Jetzt bei Tag sah ich, daß, wenn das Schiff sich hob, sich alle vierzig Drehsessel nach links drehten, und wenn das Schiff mit dem Kiel in die Tiefe schoß, drehten sich alle vierzig Sessel nach rechts um ihre Drehachse. Nur ein Sessel rührte sich nicht. Auf ihm sitzt jetzt die Österreicherin, dachte ich, und ich nickte jenem Stuhl zu.

„Ich werde es nicht vergessen, arme junge Mutter,“ sagte ich zu dem Stuhl, „ich habe dir, wenn ich nach Europa komme, einen Kranz auf dein Grab zu legen. Droben im Montparnassefriedhof von Paris ruhst du.

Und mein erster Gang soll zu deinem Grabe sein. Ich sehe dich, wann ich will, mit dem Mond durch die grauen Dünen von Poulbu gehen. Du hättest mich jetzt bei meiner Rückkunft erwarten sollen; warum griffst du zur Pistole, ohne dich mir erst anzuvertrauen? Du hattest doch keinen Geliebten im Totenreich drüben, der dich in das Grab holte. Wenn ich jetzt im Sturm sterbe, dann —“

Ein anderer Stuhl der Reihe blieb jetzt stehen und drehte sich nicht mehr nach rechts und nicht nach links, — aber der erste, zu dem ich gesprochen hatte, der drehte sich, als wäre er wieder frei.

Orla ist eingetreten und hat sich auf den andern Stuhl gesetzt, und die Österreicherin ist aufgestanden und auf den Montparnassfriedhof zurückgegangen, sagte ich zu mir.

„Orla, die Nacht ist vorüber, und du hast mich nicht abgeholt. Bist du müde vom Orkan, vom Brauttanz, — wollen wir zusammen über die Ebene von Mexiko reiten? Hast du auch dein Pferd im Stall vergessen und es stehen lassen und bist fortgereist, wie ich von ‚Stella‘ fortgereist bin?“

„Sieh, die Finger der Schaumwellen, die an den Scheiben draußen hinfahren und das Schiff erwürgen wollen mit allem, was darin ist! So hat dich jener Schuft zwischen seine Finger genommen und dich erwürgt.“ — Plötzlich blitzte eine Erkenntnis durch mein Gehirn! „Warst du vielleicht auch eine junge Mutter wie die Österreicherin, weil du just hereingekommen bist und dich auf den Stuhl neben sie gesetzt hast, Orla? — Dein Mörder war dein Verführer gewesen! Suchtest du den Tod von seiner Hand, — wolltest du deshalb nicht zu mir nach Europa kommen, — weil — weil du dich schon Mutter werden fühltest. .? Orla? —“

„Oh!“ Ich stöhnte und weinte in meine Hände, und als ich aufsaß, standen alle Stühle still, — auf allen Stühlen saßen Tote um mich, Ermordete, Hingerichtete und Selbstmörder.

Das Meer donnerte an die Saaltür, das Schiff flog aus dem Meer, — einen Augenblick stand die

ewig sùrende Schiffsschraube, von deren Gang stets alle Wände zitterten, still. — Es war, als setzte der Herzschlag des Schiffes aus . . . War die Schiffsschraube gebrochen, standen wir entwaffnet und fielen als Brack in die Abgründe des Atlant? . . .

Nein. Nichts war geschehen. Der Takt der sùrenden Schraube setzte wieder ein. Die Wände vibrierten wieder wie vorher, und alle vierzig Drehstühle warfen sich eine halbe Minute lang nach links und dann wieder eine halbe Minute nach rechts herum.

Die Sturmstöße kamen vereinzelter; ich sah auf meine Uhr, — es war acht Uhr morgens; und draußen klopfte der Koch an die Saaltüre und rief nach dem Steward.

Ich sprang auf, und mit mir sprangen die Kagen davon, grau und flüchtig und lautlos, gleich meinen lebensmüden Nachtgedanken.

*

Etwas hatte sich in dieser Nacht in mir verändert. Ich fühlte mich zwar immer noch stolz darüber, daß ich glücklich sterben könnte, sobald das Schiff dem Untergang nah käme, — daß ich nicht mit der Wimper vor dem Tode zu zucken brauchte, — daß ich die Todeskraft nicht mit der Lebenslust, sondern mit der Liebeslust in dieser Nacht besiegt hatte. Der Tod gab mich dem Zustand preis, dem Orla jetzt angehörte, er brachte mich also nur der Geliebten näher und konnte mich nicht von ihr entfernen. Entfernen von meiner Geliebten konnte mich nur die Zukunft, das kommende Leben.

Aber die Morgengedanken, der Einfall im hohläugigen Morgen, daß Orla eigentlich nicht mir gehört hatte, daß sie vielleicht sogar Mutter gewesen war, daß sie von den Händen, von denselben Händen, die sie umarmt hatten, erwürgt worden war, — das flößte mir einen unbestimmten Schauer vor der Erinnerung an die Ermordete ein. Ich sah sie plötzlich nicht mehr so anschniegfam mir gehörend wie vorher. Ich stellte mir ihren Liebeskampf und ihren Todeskampf vor

und schauderte vor den grimmigen Bildern, die mir Orla entstellten.

Sie hatte ich vorher darüber nachgedacht, daß Orla jetzt im Tod wieder mit ihrem Mörder vereint war. Ich war im Leben, aber sie und er in einem mir fremden Element, im Element des Todes.

Warum hat mich nicht jene wahnsinnigste aller Sturmnächte verschlungen, mich zu ihr gebracht?! . .

Hielt die Tote schon einen Toten im Arm, und konnte sie mich Lebenden nicht mehr bei sich brauchen? Ich zweifelte plötzlich an Orlas Liebe. Hatte sie mich wirklich so stark geliebt, wie ich es mir ausmalte?! . .

Sie war Mexikanerin und ich ein Deutscher, sie aus dem Kontinent Amerika, ich ein Europäer, — trennte uns nicht von Jugend an ein Atlant, der sich nicht überbrücken ließ? Ich zweifelte jetzt, ob wir jemals glücklich geworden wären. Oh, ich hatte gute Zeit zum Grübeln, noch viele Sturmtage fanden mich in Betrachtung und viele Nächte auf dem Tisch im Saal ausgestreckt, und die Ragen kamen, und der Mond brocken, der weißgesichtige, tanzte mit dem Schaum der Wellenpyramiden draußen, tanzte zwischen den Spiralen der rasenden Wolkenflüge, die im Orkan wie ein zweites stürmisches Meer am Himmel stürmten und den Mond und das Schiff und den Atlant mit sich fortzureißen schienen.

In diesem Gerenne aller Dinge, in diesem rasenden Fortwandeln, wo selbst der Luftraum über dem Kopf davonzueilen schien, und nicht bloß das Meer unter dem Schiff und nicht bloß die Zeit mit Tag und Nacht, in diesem ungeheuerlichen Vorbeistürmen aller Erlebnisse stürmten auch meine Empfindungen wie Wannerwellen in den Weltraum.

Täglich lag die stille blonde Frau im Saal auf der Sofabank in ihre Reisedecken eingewickelt, den blauen Schleier um den Kopf, durch den das Goldreich ihres Haares verborgen wie Gold auf dem Grund eines blauen Wassers blitzte. Täglich lag sie regungslos da vom Morgen bis zum Abend: nur ich und der Steward reichten ihr ein wenig Essen, oder ich saß bei ihr und faste jetzt ab und zu ihre Hand und fühlte

nach ihrem Puls, der immer schwächer und unfühlbarer wurde.

Der Champagner, den ich ihr hie und da reichte, wirkte nicht mehr belebend, sie wies ihn zurück und lag in einem Schwächezustand, welcher einem letzten Herbsttag glich, der sich schon zum Hergeben des letzten Blattes an den Bäumen, des letzten Halmes auf dem Rasen und zum Abtöten der letzten Astenknospe im Garten entschlossen hat.

Der Steward und ich führten die Kranke am Spätnachmittag meistens in ihre Kabine und holten sie jeden Tag gegen Mittag von dort ab und legten sie behutsam in Kissen und Decken auf das Wandsofa im Speisesaal. Da aber alle Decken seewassernass waren und der sechswöchige betäubende Sturmlärm, das Rollen und Stoßen des Schiffes und die höllische Kanonade der Wellen nicht aufhörten, machten wir uns alle darauf gefaßt, daß wir eines Morgens die junge Frau kalt und tot im Bett ihrer Kabine finden würden; und mit einem Grauen im Herzen betrat ich täglich die Kabine der Kranken, und aufatmend freute ich mich, wenn ihre Augen mich groß und offen ansahen und sie die Lippen bewegte, um mich zu begrüßen. Wenn ich auch nie in dem Sturm ihre Stimme, seit Wochen schon nicht mehr, gehört hatte, — so war doch schon ihre Lippenbewegung für mich wie ein langes glückliches Gespräch.

Eines Mittags kam der Kapitän polsternd in den Speisesaal und sagte, daß wir heute wieder Heizung haben würden, die Kessel seien repariert; und daß wir, wenn der Südwest fortgesetzt so heftig andauernd würde wie heute, in drei Tagen die Leuchtfeuer der Lizzardeilande von England sehen und dann am Morgen darauf in Havre, also in Europa, landen würden.

Der Kapitän sprach englisch, ich übersehte die frohe Botschaft rasch der Holländerin; diese wendete den Kopf und sah sich um und nickte dem Kapitän zu. Der war ganz stolz, daß die Ingenieure endlich wieder die beiden Dampfkessel instand gesetzt hatten, und als am Nachmittag die wohlthuende Wärme wieder in den Marmorsaal einzog, da war es, als ob mitten durch

den Sturm eine unsichtbare Sonne zu uns herein-
scheine. Endlich fühlte man wieder, daß die Welt
nicht bloß aus nassem Wasser, nasser Luft und nassem
Nebel bestand, — hatte man doch nicht mehr gewußt,
daß man auch wieder in einem warmen Zimmer leben
würde.

Die blonde Frau richtete sich allmählich auf; sie
lächelte; sie verlangte Essen. Wir aßen zusammen
und lachten uns zu, denn zu sprechen war wegen des
Wellendonners und wegen des Windgeschreies noch
immer unmöglich.

Am dritten Abend merkten wir, daß der Fußboden
des Speisesaales nicht mehr wie ein Berg erklettert
werden mußte, wenn man zum andern Saalende ge-
langen wollte. Das Schiff stellte sich nicht mehr
senkrecht auf und kippte nicht senkrecht zur Tiefe;
man sah sich auch wieder, wenn man in den Spiegel
schaute, Gesicht und Spiegel flogen nicht mehr von-
einander fort.

„Morgen früh sind wir in Europa,“ verkündete dann
der Kapitän eines Morgens.

Die junge Frau war schon aufgestanden und er-
schien zum erstenmal wieder gehend und sich an den
Möbeln vorwärtstastend; ihr dichtes goldgelbes Haar
war geflochten, und wenn es auch noch immer mit dem
Schleier umwickelt war, sah man doch, daß sie sich
Mühe gegeben hatte, ihr Haar zu ordnen.

Alle schüttelten ihr die Hände. Die Schiffsoffiziere
kamen zur Mittagszeit, der Kapitän lachte und glänzte
mit seinem blauroten Gesicht unter der goldgestickten
Kapitänsmütze; er war sehr gerührt, daß die junge
Frau am Leben geblieben war, so gerührt, daß er ihr
die Hände küßte, als sie ihm die Hand reichte.

Am Nachmittag war ich beim Kapitän oben auf
der Kommandobrücke und hörte seine Klagen. Er
meinte, daß er, als Vater von fünf Kindern, immer-
hin auf Rücksicht hoffe. Die Reeder in Dublin wür-
den ihm den Schiffsdienst nicht aufsagen, denn das
Schiff wäre ja doch heil geblieben, wenn es auch drei-
mal soviel Zeit gebraucht hätte, als vorgeschrieben
war. Aber wer hätte auch wissen können, daß die

Dampfkessel lecken würden, wer hätte einen solchen Orkan von vier Wochen voraussehen können! Aufgeregt ging der arme geängstigte und abgearbeitete Kommandant heftig in seiner Brückenkabine auf und ab und rief dazwischen durchs Sprachrohr Befehl zu den Maschinisten in den Heizraum hinunter.

Ich tröstete ihn und sagte, wir beiden Passagiere würden an die Reeder nach Dublin schreiben, daß wir den unermüdlichen Kommandanten als unsern Lebensretter betrachteten, und ich versicherte ihm, daß es doch die Hauptsache wäre, daß er Schiff und Menschen doch noch heil heimbringe. Denn wenn unser Schiff auch bereits auf der Verlustliste verzeichnet stand, und wenn es jetzt auch drei Wochen zu spät kam, nachdem es schon zu den Toten des Atlantik in allen Schiffslisten der Europahäfen aufgezählt stand, wie der Kapitän sagte, dann waren die Reeder in Dublin natürlich gar nicht ärgerlich, wenn das Schiff endlich doch noch, wenn auch mit dreifacher Reisezeitverspätung, heim in den Hafen einlief.

Immer noch tobte der Sturm um uns, wenn auch nicht mehr so wirbelnd und freisend wie vorher; aber das schäumende Meer glich immer noch einer Alpenkette, die einem entgegenschwamm und sich fortgesetzt mit ihren Gletschergestalten verwandelte.

Wie seltsam wird es mir sein, wenn ich nicht mehr den Sturm durchschreiten muß und nicht mehr diesen schiefen, gebirgigen und marmorierten Fußboden des Meeres vor meinen Augen haben werde, dachte ich.

Ich sah mich im Geist von der Schiffsbrücke ans Land steigen, mich hinknien und vor allen Leuten den ersten Pflasterstein Europas, auf den ich trat, küssen. Es würde keine Ankunft, es würde eine Auferstehung aus einem vielfachen Sterben sein, wenn ich wieder Europa unter meinen Füßen fühlen dürfte.

An diesem Abend dachte niemand daran, zu Bett zu gehen; um ein Uhr in der Nacht, hatte uns der Kapitän verkündet, würden wir, wenn der steife Südwest standhielte, die Leuchtfeuer der Lizzardinseln

sehen können. Bei der angezündeten Hängelampe im Marmorsaal saßen die junge Frau und ich wieder traulich zusammen, wie zwei, die es immer gut gehabt hätten, — so fröhlich glänzten unsere Augen einander an. Denn wenn das Grauen und die Schwächezustände überwunden sind, löst sich die Zunge leicht, und das Vergessen stellt sich schnell ein; Menschen, die Unglück miteinander ertragen und das Sterben miteinander vor Augen gehabt haben, die bleiben aber nach den Schreckensstunden einander immer verwandt.

Als es nach zwölf Uhr war, zogen wir unsere Mäntel an und wickelten uns in Schals und warteten auf den Kapitän, der uns rufen wollte, wenn die Leuchtfeuer erschienen.

Eingewickelt und ähnelnd einer dicken, unförmigen Tonne, so setzte sich die jetzt ganz frische und belebte junge Frau plötzlich an das schaukelnde Klavier und begann zu spielen.

Die Apollohymne!

Diese einfache, wunderbare Harmonie, dieser wandelnde Takt griechischer Tänzerinnen, die um Apollos Altar wandeln, indessen das Altarfeuer senkrecht ins Himmelsblau nach Vereinigung mit der blauen Weltseele strebt, mit der Weltseele des Dichtergottes Apollo.

Nur wenige sanfte, feierliche Takte, rhythmisches Wiederholen und festliches Ausklingen in den blauen Himmel der Weltharmonie, — das ist die Hymne.

Ich saß zwischen den vierzig Drehstühlen auf einem der ewig sich bewegenden und kreiselnden Stuhlkobolde und genoß die griechische Musik, ohne zu fühlen, daß ich noch auf dem Meere war. Die Nebelluft wurde zu Sonne, das Sturmwasser schwieg und wurde zu Wiesen und zu grünem Rasen, der alte Klavierkasten war der Altar Apollos, und die in unförmige Mäntel gewickelte Gestalt sah ich nicht, ich sah nur ihre zehn weißen, gelenkigen Finger, die sich dort wie zehn junge, schlankbeinige griechische Tänzerinnen wiegten und am Altar hinwanderten.

Ich wollte aufstehen und jene Finger von den Tasten nehmen und an meine Lippen führen.

Aber als ich aufstand und mich an einem der beweglichen Drehstühle stützte, da glitt ich auf dem Fußboden aus und fiel in ganzer Länge auf den Boden.

Es war zufällig der Stuhl, auf dem ich neulich die tote Mexitanerin in Gedanken hatte sitzen sehen, und ich sagte mir: Die Tote ließ dich hinstürzen, die Tote will nicht, daß du sie verleugnest.

Bei meinem Sturz und meinem Gepolter sah sich die Spielende um, aber zugleich trat der Kapitän zu der Saaltüre ein und rief uns. Dann ein paar Minuten später arbeiteten wir uns im Dunkel der immer noch tosenden Nacht zwischen gespannten Seilen über das Deck, und der Kapitän hielt die junge Frau fest und half ihr vorwärts durch den Sturm, der hohe Wellen über das Deck warf. Wir mußten uns fest an den Seilen halten, um nicht von einem Wasserberg plötzlich über Bord geworfen zu werden.

„Es ist ein heftiger Sturm im Kanal heute nacht,“ sagt der Kapitän.

Aber mir schien es auf einmal, als ich in der Ferne die Lichtpunkte der Leuchtfeuer sah und dann wieder das Meer betrachtete, als ob sich das Meer im Mondschein nur glitzernd bewege, als ob es glatte See sei. „Glatt wie der Wasserspiegel des Genfer Sees,“ sagte ich zum Kapitän, als wir von der hohen Kommandobrücke hinuntersahen. „Wo sind denn die Gebirgszüge, wo ist die Atlantische Schweiz geblieben?“

„Ja, wir sind schon im Kanalwasser,“ lachte der Kommandant, „und Sie sind seit Wochen die Atlantwellen gewöhnt; darum kommt Ihnen der Sturm im Kanal wie glatte See vor. Jetzt sind Sie sturmgetauft, nach diesen vier Wochen, für alle Zeiten,“ lachte er, „jetzt werden Sie nie mehr wieder etwas Schlimmeres an Stürmen auf dem Atlant erleben können.“

Dann gab der Kapitän der jungen Frau eine Rakete in die Hand, er hatte die Zündschnur drinnen in seiner Kabine schon angezündet, und die weiße Rakete sollte als Signal in die Luft leuchten, mit dem Licht sollten die englischen oder französischen Lotsen gerufen werden.

Die junge Frau hielt den Arm hoch, die Rakete zischte, und der turmhohe weiße Magnesiumstrahl beleuchtete uns alle einen Augenblick, bis er dann im Weltraum erlosch.

Während das Licht der Rakete uns alle beschien, begegneten mir die Augen der jungen Frau. Sie hatte Tränen im Blick. Warum weinte sie? Sie hatte die Apollohymne gespielt und dabei an ihren toten Mann gedacht. Sie sah Europa und kehrte allein und als Witwe zurück; dorthin, von wo beide so schwärmerisch abgereist waren, glücklich und von Liebe und Zukunftshoffnungen umgeben, — dorthin kam sie allein wieder. Ich hatte sie einmal küssen wollen, damals nach dem Brande der Hochbahn in Newyork, als ich sie halb ohnmächtig im Automobil vom Broadway zum Hafen fuhr. Daran mußte ich jetzt denken. Ich hätte ihr gern jetzt die Tränen aus den Augen geküßt. Morgen sollten wir uns für immer voneinander trennen, jeder von uns sollte morgen seinen Weg in Europa gehen, nach Richtungen, die weit auseinanderlagen.

Einen Abend auf der Hinreise nach Mexiko, kurz vor Habana, — hatte ich damals nicht den Wunsch gehabt, ein Raubmensch zu sein und diese Frau ihrem Mann zu rauben? Da war der junge Astronom zu mir gekommen und hatte Bekanntschaft mit mir geschlossen, und ich hatte alle verbrecherischen Liebeswünsche aufgegeben und die junge blonde Frau bis zur Landung in Vera Cruz nur im stillen angebetet, wie man ein geweihtes goldenes Heiligenbild betrachtet.

Die Meerluft, die Erlösung aus vielen Todesnächten, der Anblick des ersten europäischen Lichtes von den Leuchttürmen machten alle Sinne zu Giganten. Warum legten wir zwei einsamen Menschen hier auf der Brücke nicht die Arme umeinander, wir zwei Überlebenden, wir, auf die noch ein Leben voll täglicher Kraft und Arbeit dort an der europäischen Küste von morgen ab wieder wartete? —

Es dröhnte ein dumpfer Schuß in der Ferne. Der Kapitän gab mir das Fernrohr und deutete nach

Süden, wo die senkrechten Felsenklippen der französischen Küste wie eine graue Nebelmauer, vom Mond silbern verändert, dastanden. Die Küstenhöhen zogen sich am ganzen Südhorizont entlang gleich der langen Häuserreihe einer Gasse, auf deren Dächer der Mond schien.

Wieder erdröhnte ein dumpfer Schuß.

„Notschüsse!“ sagte der Kapitän.

„Ich sehe bei der Küste im Mondnebel den dunkeln Rumpf eines Dampfers,“ rief ich erschrocken.

„Es ist einer der schlimmsten Kanalstürme heute nacht,“ sagte der Kapitän ernst.

„Wenn der Dampfer ausgerannt ist, dann ist er verloren,“ meinte der Kapitän, und er nickte mir, vom Mond weiß beschienen, wie ein Totenkopf ernst zu.

Die junge Frau — ich sah mich um — sie war die Treppe von der Brücke allein hinuntergestiegen und ging dort, aus ihrem Mantel halb ausgewickelt: der Sturm riß ihr den Mantel halb von den Schultern.

„Um Gottes willen! Halten Sie die Dame fest!“ rief der Kapitän, als er sah, daß diese zwischen den Seilen des unteren Berdeckes schritt und sich nicht anhielt. „Wir sind erst am Eingang des Kanals,“ sagte der Kapitän rasch zu mir, „und es kommen oft noch große Ozeanwellen hinter uns her. Vorhin, ehe Sie kamen, wäre der Koch beinah vom Deck fortgewaschen worden. Es ist besser, Sie eilen der jungen Frau nach und sagen es ihr. Sehen Sie, wie sie stillsteht und das Meer betrachtet. Sie ist dort keinen Augenblick lebenssicher.“

Ich war mit ein paar Sprüngen unten auf dem Berdeck, — da sah ich vor mir aus der Meeresstiefe einen sich bis zum Mond emporblähenden Wasserberg steigen, der schoß wie eine ungeheure graue Stahlwalze heran, war im Nu haushoch über Bord, über dem Schiff, ging über die Mastspitzen hoch in die Luft; vor mir verschwand alles, und mich selbst preßte ein ungeheurer Luftdruck an ein Rettungsboot.

Ich mußte blickschnell, das Wasser würde wie eine riesige Lawine über das ganze Schiff fegen. Ich rief:

„Hanna!“ — Ich rief: „Eine Dzeanwelle!“ Und dann hielt ich in der mich umgebenden Finsternis und in der Eiskälte des Sturzwassers plötzlich die junge Frau in den Armen. Sie war geflüchtet und vom Wasserdruck zu mir geschleudert worden. Ich hielt sie unter dem Gepressel und Gedonner, die das ganze Schiff durchdröhnten, fest wie mit Eisensäusten an mich gepreßt, indessen ich eine Schulter an das Rettungsboot stemmte und mich mit den Zähnen an einem Tau festbiß, um nicht von dem Boot fortzugleiten und über Bord geschwemmt zu werden.

Dann kamen der Kapitän und Leute, sie rissen uns unter die Treppe der Brücke, denn der ersten Sturzwelle folgte eine zweite. — Später, als wir in dem weißen Marmorsaal wieder in Sicherheit waren, sahen wir uns um, als wären wir beide von den Toten auferstanden. Der Saal, der uns so vertraut und voll von wochenlangen Schrecken war, empfing uns wie unser gemeinsames Haus so heimisch, und die brennende Hängelampe über dem Tisch, die vierzig kreisenden Drehstühle, — alles, was wir hier ausgestanden hatten, war verblaßt gegen diese letzten Sekunden eines wirklichen Kampfes mit dem Untergang.

„Jetzt wären wir bei den Fischen,“ sagte die junge Frau und ließ sich auf einen Stuhl sinken.

Das Klavier, auf dem sie vorhin die Apollöhymne gespielt hatte, stand noch offen und zeigte die weißen Tasten.

Ich nahm ihre Hände, die zehn Tänzerinnen, die ich vorhin hatte küssen wollen, — aber sie entzog mir ihre Finger.

„Glauben Sie mir, seit Sie mich neulich Nacht anschrieten, daß ich nicht mehr lachen dürfe, fürchte ich mich vor Ihnen; es ist jetzt jemand in mir, ich bin nicht mehr mit meiner Trauer allein; ich bin verfolgt von diesem Ton, dieser Stimme, die mir Gehorsam befohlen hat, und — ich kann Ihnen nicht einmal dafür danken, daß Sie mich vor der Dzeanwelle retteten . . .“

Sie schwieg.

Ich sah wieder die Frau vor mir, die ich damals

als Raubmensch ihrem Gatten hatte nehmen wollen. Ich sah sie plötzlich wieder ganz so, wie ich sie schon längst vergessen hatte. Ihr Haar glänzte wie das Messing der Hängelampe, und ich hatte Lust, mein Gesicht in diesen weichen Haarwellen zu vergraben, die wie eine Fülle von goldgelben Blumen das Haupt der jungen Frau schmückten. Ich bewunderte die schöne Frau, die im weißen marmornen Saal wie ein herrliches Schmuckstück leuchtete. Wo war sie so lange gewesen? Wo war ich gewesen, daß ich sie jetzt erst wiedersah?

Ich hatte vorhin die ersten Lichter von Europa wiedergesehen, und es war, als scheine das Leuchtturmlicht nun auch durch die Schiffswände. „Europa!“ sang es rund um mich her. „Europa!“ sangen die knarrenden Schiffswände. „Europa!“ sang der Regen draußen und der Wasserschaum an den Kabinenfenstern; das Schiff war wie ein riesiges Harmonium geworden, ich fühlte mich getragen von dem feierlichen Akkordklang: „Europa.“ Wie eine Verheißung tönte es durch diese Nacht, durch mein Blut und durch meine Zukunft: „Europa!“

Sie, die Europäerin, erkannte ich jetzt wieder, nachdem der Atlant und Mexiko und Amerika mir das Blut im eignen Leibe entfremdet hatten. Dieses Land über dem Wasser drüben voll von Alpträumen, von Götzenbildern, von Raubmenschen; dieses Land, wo man Mißgeburten verehrte und mich, den Europäer, stündlich wie einen Eindringling, wie einen Todfeind, wie einen vom Erdboden Gehastten, von der mexikanischen Erde und vom mexikanischen Himmel Verfluchten verfolgt und gefoltert hatte, — und sie, die ich eben aus dem heimtückischen Überfall der letzten Ozeanwelle gerettet hatte, sie, die wie ich vom fremden Kontinent da drüben beraubt, verfolgt, gefoltert worden war, — sie war mir nun nicht bloß die Blutsverwandte aller Leiden, sie war auch wieder Europäerin wie ich Europäer, Mitglied eines großen gesitteten, kulturreichen und geordneten Welttheiles geworden, seit das Licht der europäischen Leuchttürme in unsere Augen gefallen war, seit wir die europäische Küste im Mond

gesehen hatten, und seit sie das Raketenzeichen in die Luft geschickt hatte.

Ich stand auf und mußte die bleiche weiße Frau umarmen. Ich küßte sie auf den Mund. Und ich sagte, den Mund wieder dicht vor ihren Augen: „Hanna, — wir dürfen nicht auseinandergehen — —“

Sie lag mit dem Kopf an meiner Schulter. Einen Augenblick lag sie still, und ich durfte ihr Haar, ihre Wange, ihre Lippen küssen und streicheln, durfte diese Frau einatmen wie einen einzigen Atemzug. Mit geschlossenen Augen küßte ich mich bis in ihr Herz.

Sie faßte meinen Kopf, preßte mich fest, fest an ihre Brust, sie küßte mich wieder, wieder und wieder. Dann murmelte sie: „O, dies ist Liebe! Gott im Himmel, verzeih mir, wenn ich eine Sünde begehe und diesen Mann küsse. Es konnte ja nicht anders sein. Ich wußte es in allen Zeiten, seit ich ihn zum erstenmal sah — o Gott, verzeih mir, daß ich das wußte, — daß wir uns einmal küssen würden und liebhaben, — das wußte mein Blut; meine Gedanken sagten es nicht, aber mein Blut wurde süß, wenn ich dich ansah, Kennenwart.“

Mußten wir beide deshalb Europa verlassen, um uns zu finden, und mußten du und ich wieder einsam in diesem Schiff nach Europa zurückkehren, um uns zu finden? — Dann kann der Himmel, der das eingerichtet hat, diese Küsse jetzt nicht sündig finden, diese Küsse, die du mir noch im Trauerkleid gibst, dachte ich bei mir und vergrub mein Gesicht in ihr Haar. Und weiter dachte ich: Keiner von uns wußte, ehe wir Europa verließen, daß wir beide zusammengehören. Als ich dich deinem Mann rauben wollte, da stellte sich dein Mann unbewußt zwischen uns, machte uns zu Freunden und entwaffnete mich durch diese Freundschaft.

Aber jetzt küßten wir uns schweigend, wie Menschen, die sich nie mehr wieder verlassen wollen.

„Aber in Mexiko, da liebtest du eine andere, — die dir starb,“ — sagte Hanna leise und vorwurfsvoll — „ich habe es in den Zeitungen gelesen.“

„Ja, ich liebte, wie das Blut liebt, das nicht einsam

sein will. Aber dich liebe ich nicht wie eine Seltenheit, nicht wie eine fremde Festlichkeit, dich liebe ich, wie ich den Erdboden liebe, der mich geboren hat, dauernd, einfach und irdisch, ohne Abenteuersucht; uns hat derselbe Erdteil geboren, und wir gehören zusammen; uns hat nie ein Atlant getrennt."

Und ich genoß es, in Worten das auszusagen, was mich immer in Mexiko bedrückt hatte, wenn ich dort eine Fremde lieben wollte. Meine Sinne liebten dort, aber nicht meine ganze Person; ich war in der Liebe zu Orla immer ein gedemütigt Fremder gewesen, der von ihr geliebt wurde, aber einer, der ihrem Wesen nicht angeboren war, nicht von der gleichen Rasse, nicht auf demselben Kontinent geboren.

Nie war ich mir dessen so bewußt wie jetzt, wo ich die goldblonden Haare dieser Frau streicheln durfte, — meine Hände fühlten sich nicht mehr leer und gierig, sondern waren zu Hause bei diesem seidenen Blond, bei dieser weißen und rosigen Haut, die wie der Meereschaum in der Morgenröthe glänzte, die jetzt an den Fenstern sanft die Schaumwellen färbte, als wären sie Rosenbüsche.

Während wir uns im Speisesaal stundenlang geküßt, geliebkost, befragt und geschwiegen hatten, um uns liebevoll zu belauschen und unsere Liebe bewältigen zu können, war es sanfter rosiger Nebelmorgen geworden. Ein fliegender Vogel, der in der Morgenröthe nach Osten flog, — war das Schiff.

Wir lehnten Kopf an Kopf an einem der runden Fenster, knieten auf dem Wandsofa, hielten uns umfaßt und sahen in die sich rosenrot enthüllende Morgenwelt. Auf den nächsten hohen Felsenufern waren Häuser, Vororte von Havre, kleine europäische Häuser; europäische Menschen wohnten dort unter den Dächern. Hanna fragte: „Wozu ist nun das alles gewesen, daß wir von Europa fort mußten?"

„Mutter Europa hat uns erst fortlaufen lassen, damit wir wissen, daß wir eine Mutter Europa haben. Vielleicht hätten wir uns in Europa nie entdeckt."

„Ich war so europamüde," sagte sie, „aber nun will ich es nicht mehr sein, — solange du es nicht bist, —"

setzte sie lächelnd und mit schöner weiblicher Vorsicht hinzu. —

Dann verabredeten wir, daß wir uns noch für ein paar Tage trennen müßten, danach wollten wir uns in Paris, wo Hanna ihren Musiklehrer auffuchen wollte, wiedersehen. Ich würde nur für drei Tage nach Berlin und nach Bayern reisen und dann zu ihr kommen, um das Leben dann für uns so einzurichten, wie wir es am besten finden würden.

Wir gingen auf Deck und stellten uns dem gar nicht erstaunten Kapitän als Verlobte vor. Und als er fragte, ob uns die Dzeanwelle einander in die Arme geworfen habe oder die Ankunft in Europa, sagte Hanna: „Die Dzeanwelle.“ Ich aber entgegnete entschieden: „Es war der Anblick von Europa, der mir wieder die richtigen Augen gegeben hat, um Hanna zu sehen.“

Darüber stritten wir lächelnd. Und Hanna sagte: „Die Dzeanwelle aber hat dir die Arme zu den Augen gegeben, um mich zu umarmen und zu halten.“

„Aber,“ widersprach ich, „Europa hat mir zu den Augen und Armen auch noch das richtige Herz gegeben.“

An diesem Morgen, als das Schiff gegen neun Uhr am Kai von Havre anlegte, war der Hafen von der nächtlichen Sturmflut bis in die Straßen hinein überschwemmt, und wir wurden mit Rähnen über das Pflaster gerudert.

Man begrüßte uns erstaunt; die Agenten des Schiffsbureaus, die mit im Rahn waren, waren verwundert, daß das verloren geglaubte Schiff sich gerade in der schlimmsten Sturmnacht durch den Kanal heimgefunden hatte. Man berichtete uns, daß ein großer Dampfer mit vielen hundert Passagieren ganz in unserer Nähe untergegangen war.

Der Sturm hatte ihn auf die Klippen geworfen, er gab Notschüsse ab, aber es war wegen der Brandung unmöglich, an das Schiff zu kommen, es ging mit allen Seelen unter.

„Und uns ist der Kanal glatt wie ein Teich erschienen gegen die Orkanwochen auf dem Atlant,“ sagte ich zu dem Agenten.

„Nun sind Sie wohl froh, bald wieder Pflaster unter den Füßen zu haben?“ fragte der Agent lachend.

„Ja, und besonders froh, daß es europäisches Pflaster ist,“ sagten wir, Hanna und ich, wie aus einem Munde.

Die vielen hellen, das Meerlicht und den klaren Winterhimmel widerspiegelnden Fenster der Stadt Havre glänzten uns entgegen.

Es war, als tanzten alle Häuser vor uns, wenn ihre Scheiben vor Licht zuckten und sich bewegten, als drängten sich uns die Reihen der Häuser aus der Stadt entgegen.

Über dem stummen Entzücken, Europa mit jedem Schritt zu fühlen, „Mutter Europa“, vergaß ich für Augenblicke fast Hanna an meiner Seite. Während wir aus der überschwemmten Hafenstraße auf Bretterplanken zu einer trockenen Straße schritten, sprach ich nur immer von dem Glück, wieder auf der europäischen Erde und nicht mehr auf dem Atlant zu sein. Ich hatte gar nicht beachtet, daß Hanna allmählich still, fast herausfordernd still geworden war. Sie hatte immer noch ihr graues Reisekleid an, das sie auf dem Schiffe getragen; es fiel mir auf, daß sie ihre Toilette für Havre nicht gewechselt hatte. Auch ihre Handschuhe schienen mir abgenützt, und als sie das Kleid hob, sah ich, daß ihre Schuhe vom Salzwasser der Seereise Flecken bekommen hatten. Doch daß die arme Frau vielleicht kaum zwei Kleider, daß sie keine Handschuhe und keine Schuhe mehr hatte, kam mir nicht in den Sinn. Auf dem Schiff, in dem von allen Sturmgiganten umheulten hölzernen großen Sarg, der uns wie durch tausend Begräbnisse über den Atlant getragen, sich in tausend Wellengräber gesenkt und tausendmal Auferstehung gespielt hatte, bis er endlich wieder endgültige Ankunft im realen Leben mit uns feierte, — dort auf dem Schiff hatte keiner sich um die Toilette des andern kümmern können; jeder sah gut aus, wie er aussah. Aber nun schwieg das Meer, das großzügige, und das kleinliche Straßenpflaster trat wieder in sein Recht ein, und die kleinen Schaufenster, an denen wir vorüberschritten, um zu einem Wagenhalteplatz zu gelangen, spiegelten unsere Kleider mehr zu-

rück, als der große Spiegel des Atlant es getan hatte. Trotzdem dachte ich nicht, daß bei uns die Kleiderfrage die erste sein müßte, die wir so viel Gefühl reden lassen konnten, so viel hellauf brennende Leidenschaft zu bewältigen hatten.

Aber Frauen fühlen vorsichtiger und bewanderter als Männer in der Rücksicht auf Kleidung, und so kam es, daß ich mitten im Rausch über die Heimkehr in den Heimatkontinent eine Scheu empfand, mit irgendeinem Blick Hanna vielleicht zu beleidigen, indem ich zufällig auf ihre Handschuhe oder auf ihre abgenützten Stiefel sähe. Ich nahm mir deshalb vor, meine Augen in der Gewalt zu behalten und Hanna nicht mit Blicken zu stören, die ihr ungemütlich sein könnten.

Aber der Mensch sollte den Menschen, für den er Liebe und Leidenschaft hegt, immer mit seinen Vorsätzen und Gedanken bekannt machen, denn niemand ist empfindlicher als Verliebte; wenn sie noch neu in ihrer Liebe sind und aufeinander hinhorchen, kommt es vor, daß sie sich Rätsel aufgeben dadurch, wenn sie schweigend Vorsätze fassen.

Als ich mit Hanna in einen Wagen steigen wollte, um zum Bahnhof von Havre zu fahren, wohin unser Gepäck beordert war, und von wo wir eine gute Strecke zusammen reisen sollten, bemerkte ich plötzlich, daß ich den Rubinring, den mir Orla gegeben hatte, nicht mehr am Finger trug. Ich wußte, ich hatte ihn in meiner Kabine auf den Tisch gelegt.

„Laß den Ring sein,“ sagte mein Herz. „Aber nein,“ meinte mein Verstand, „du wirst doch schnell zurückgehen und den Ring vom Schiff holen.“ Und ich bat Hanna, voraus zum Bahnhof zu fahren, ich würde in zehn Minuten nachkommen, ich hätte auf dem Schiff einen Ring liegen lassen. Ich wollte nicht, daß er gestohlen würde, und wollte deshalb selbst umkehren und ihn holen.

„Ist es ein kostbarer, wertvoller Ring?“ fragte Hanna bestürzt. „Vielleicht hat ihn dir die Ozeanwelle vom Finger gerissen.“

„Von Orla ein Rubinring,“ sagte ich lächelnd. Im gleichen Augenblick zogen die Pferde den Wagen schon

an, und ich konnte Hannas Gesicht nicht mehr sehen, denn sie saß im Wagenfond, während ich noch draußen am Trottoirrand stand. Ich winkte dem Kutscher, er solle Hanna zum Bahnhof fahren, und ahnte dabei nicht, daß ich sie nie mehr sehen sollte.

Als ich mit dem Rubinring am Finger eine halbe Stunde später zum Bahnhof kam, sagte mir der Schiffsagent, der meine Koffer dorthin gebracht hatte, die Dame sei soeben mit dem Pariser Schnellzug abgereist. Sie habe im Restaurant während der ganzen Wartezeit einen Brief geschrieben. Und der Agent übergab mir ein mit Bleistift beschriebenes blaues Kuvert.

„Liebster, wir sind nicht mehr zu zweien, seit wir landeten. Dich begrüßt die Heimat, und mich begrüßt die Heimat.“

Ich muß Dir außerdem sagen, daß mich die Heimat nicht so lachend begrüßt wie Dich: sie kommt mit dem Schrecken der Armut zu mir. Das Geld, das wir besaßen, wurde beim Herumziehen in Mexiko und für meines Mannes Einkäufe und Krankheit ausgegeben. Wir sollten zum Bau der Sternwarte und zum Weiterleben Geld von einem Verwandten bekommen, aber mit dem Tode meines Mannes fiel diese Unterstützung fort, und ich will mich auch nicht an Verwandte wenden. Ich mag aber auch nicht, daß Du Dich im Augenblick eines stürmischen Geständnisses an eine arme Frau gebunden haben sollst. Die Ozeanwelle hat uns einander in die Arme geführt, und keine Macht auf der Welt reißt mein Herz von Deinem; auch wenn ich nicht bei Dir bin, gehöre ich nur Dir.

Wenn ich mir in Paris mit Musikstunden etwas Geld verdient habe und Dich auch äußerlich würdig empfangen kann, werde ich Dir gleich schreiben. Bis dahin suche mich nicht auf, suche nicht nach meiner Adresse; ich schreibe Dir in Deine Vaterstadt, wohin Du jetzt zu Besuch reise, wie Du mir sagtest.

Glaube mir, daß ich jetzt nicht gern eine tote für Dich bin, aber es wäre unwürdig, wollte ich anders handeln, als es mir die Liebe zu Dir vorschreibt.“

„O wie töricht,“ rief mein Blut, als ich den Brief gelesen hatte. „Die Welt ist eine Raubwelt, und

man muß sich die Liebe in ihr rauben, und nicht die Liebe einrichten und würdig einrichten wollen, wenn sie sich nicht würdig darbieten will. Man liebt sich doch, weil man einander sein Blut und seinen Leib anbietet, und nicht, weil man die Kleider des andern anbeten will. O Hanna, warum haben wir uns nicht heute nacht Fleisch und Blut gegeben, warum haben wir gewartet, bis uns Europa empfing und bis das Straßenpflaster uns trennte? Eine Dzeanwelle hat uns aneinandergedrückt, — die Liebe ist ein Dzean, der auch über das Pflaster fluten sollte, dort, wo kein Atlant hinreicht. Die Liebe will großzügig genossen sein, jeder Tag der Liebe, jede Stunde muß fähig sein, das Blut in Dzeanwellen aufrauschen zu lassen, so daß Armut, Alltag und Pflaster davon überschwemmt werden. Oh, warum war ich kein Raubmensch, Hanna!"

„Wir werden uns nie wiedersehen!“ flagte mein Blut in allen den nächsten Tagen, während ich nach Paris eilte und Hanna suchte, sie tagelang suchte und nicht wiederfinden konnte.

Einen Menschen in Paris zu finden, das ist nicht so einfach wie in Berlin, wo jeder binnen vierundzwanzig Stunden angemeldet ist. Ich setzte alle Defektivbureaus, die sich darboten, in Bewegung und kam endlich zu dem Resultat, daß Hanna gar nicht in Paris ausgestiegen war; entweder war sie nach Rotterdam gereist oder nach Deutschland. Von der Mutter Seite war sie Deutsche, von des Vaters Seite Holländerin, und einige Verwandte von ihr lebten in Rotterdam, einige in Deutschland am Bodensee. Alles dies konnte ich ermitteln. Auch hatte sie verwandtschaftliche Beziehungen in London und in Petersburg. Soviel wurde mir klar: wenn Hanna nicht selbst an mich schriebe, könnte ich sie nicht mehr finden.

Meine Freunde, die mich am Bahnhof Saint Lazare in Paris abholten, sagten, daß ich auf dem Meer durch das Schreien in dem Sturm eine so mächtige Stimme bekommen hätte, daß sich alle Leute in den Straßen nach mir umwendeten, wenn ich spräche. Ich glaube aber: es war der Schreck und die jagende Angst, Hanna

für immer verloren zu haben, die meine Stimme so laut machte, daß alle Bekannten sich wunderten.

Nach dem vergeblichen Suchen in Paris mußte ich eine notwendige Reise nach Berlin unternehmen; dort wurde ich bis in den Frühling hinein aufgehalten, aber als herrliche lange Maiabende kamen, packte mich eines Abends eine unruhige Sehnsucht, nochmals nach Paris zu reisen und Hannas Spur zu suchen. Es wurde mir dann noch eben vor der Abreise berichtet: eine Dame, wie ich sie beschrieben hätte, eine Dame mit auffallend gelbem Haar, sei Gesanglehrerin in einer altadaligen französischen Familie, aber sie lebe dort unter einem angenommenen Namen und sehr zurückgezogen.

Als ich am Nordbahnhof in Paris ankam, war es ein heller Maiabend; wunderbar blendend milchweiß war der Abendhimmel, und die Straßen liefen alle blau in die Dämmerungsbläue hinein, als münde jede Straße unter dem weißseidenen Abendhimmel in einen blauen Wald. Da ich Paris so schön sah, geheimnisvoll beleuchtet von dem blauweißen Maiabend, glaubte ich sicher, daß ich Hanna heute abend noch finden würde. Ich sah das schöne Abendlicht als eine gute Vorbedeutung an.

Spät an diesem Abend, nachdem ich mich im Hotel umgekleidet hatte, schlenderte ich mit dem unerläßlichen Zylinder auf dem Kopf die Rue Royale entlang zu den großen Boulevards, wo bereits vor dem Grand Café und dem Café de la Paix die elektrischen Lampen brannten und die Strohhüte der Damen wie exotische Blumensträuße unter den rot- und weißgestreiften Leinendächern der Caféterrassen leuchteten. Die Wangen der vielen gepuderten und geschminkten Gesichter und die Lippen, die farbroten, und Augenwimpern, die dunkelbemalten, lachten künstlich, alle Damen glänzten wie neue Pfingstpuppenköpfe neben den glänzenden schwarzen Zylinderhüten der Herren. Das Gewühl der Wagen, die zu den Theatern fuhren, eilte mit vielen Reihen von Gesichtern an den Gesichtern der Kaffeehäuser und an den Gesichtern und Gestalten der tausend Abendspaziergänger vorüber.

Ich saß an einem Marmortisch bei einem Glas Grenadine und hörte einem Gespräch zu, das hinter meinem Rücken geführt wurde. Man erzählte von einem großen Unglück. Von einem Brand. Von Hunderten von Leichen. Ich bin doch nicht mehr in Mexiko, dachte ich und rief einen Zeitungsausrufer und kaufte ein paar Abendblätter. Da las ich von einem Basarbrand, der, während ich hier im Café saß, immer noch wüthen sollte. Ein großer Theil der französischen Aristokratie war unter den Opfern des Wohltätigkeitsbasars aufgezählt, — unter der Liste der Schwerverwundeten finde ich, als Musiklehrerin in einer Herzogsfamilie eingetragen, — Hannas Namen! — — —

Noch am selben Abend stand ich in der Charité an Hannas Bett; sie lag mit Binden umschnürt. Ich sah kaum ihre zwei Augen. Aus den weißen Binden sahen mich diese zwei Augenkreise bis zum nächsten Morgen unaufhörlich groß an. Ich konnte nicht sehen, ob sie lächelte, ich konnte nicht sehen, ob ihre Lippen sich bewegten, denn ihr Gesicht war vollständig in die weißen Binden und Bandagen eingewickelt, ebenso ihr Körper und ihre Glieder.

Ähnlich hatten wir uns wochenlang auf dem Atlant angesehen, wenn sie, in den blauen Schleier gewickelt und in die Reisedecken eingehüllt, auf dem Schiffssofa lag und sich nicht rühren konnte vor Sturm und Herzschwäche, und wenn ich ihr manchmal Essen oder zu trinken reichte.

Ich sah jetzt von ihr nur zwei Pupillen in den stahlblauen Iriskreisen und die silberigen weißen Augäpfel. — Kein Laut wurde zwischen uns gewechselt, keine Hand wurde gerührt, keine Geste gemacht, nur unsere Augen sahen einander totenstill stundenlang an. Da auch die Ohren verbunden waren, konnte sie meine Stimme nicht hören. — Am Morgen schauten mich diese blauen Iriskreise noch an, aber — sie sahen mich nicht mehr. —

Am gleichen Vormittag noch besuchte ich den Herzog von D., in dessen Haus Hanna gelebt hatte. Obwohl ich aus den Zeitungen wußte, daß auch die Her-

zogin von D. zugleich mit Hanna bei dem Basarbrand ein Opfer jener Katastrophe geworden und ihr Mann also in tiefe Trauer versetzt war, mußte ich doch den Herzog sprechen, um mir von Hanna berichten zu lassen.

Ich nahm an, daß der Herzog einem von der gleichen Trauer betroffenen, wie ich es war, eine Unterredung nicht verweigern würde; ich kannte den Herzog auch schon flüchtig, ich hatte ihn einmal in England bei der französischen Erbkaiserin Eugenie ein paar Augenblicke gesprochen.

Er empfing mich auch sofort, und wir saßen mehrere Stunden in Hannas Zimmer, wohin er mich führte. Der Herzog, der ein Mann Ende der Fünfziger war, erzählte mir dort in dem mit blauen Beilchentapeten und blauweißen Seidenstoffen ausgestatteten Frauengemach von der Toten, von der Zuneigung, die er und seine Frau für das Violinspiel und für die schöne Stimme Hannas gefaßt hätten.

„Aber sie wollte nicht länger als drei Monate bei uns bleiben; sie war als musikalische Gesellschafterin bei uns, und es war eigentümlich, wie sparsam und beinahe etwas geizig diese Künstlerin mit dem Gehalt umging, das sie sich ausbedungen hatte. Wir dachten öfters, es müsse eine besondere Bewandnis damit haben. Und wenn Sie mir jetzt sagen, daß sie zu stolz war, um von Ihnen Geld anzunehmen, und daß sie sich selbständig aus eigenen Mitteln kleiden wollte, um dann würdig zu Ihnen zu kommen, so verstehe ich, daß der Dame vermeintlicher Geiz und ihre Lust am Verdienen in der Aussicht gipfelten, Ihnen dann nach drei Monaten würdig entgegenzutreten zu können, sobald sie sich Geld zu einer Ausstattung erspart hätte. Wir glaubten oft, die Melancholie der Dame gälte ihrem in Mexiko verstorbenen Mann, und ahnten nicht, daß sie sich nach einem Mann, den sie liebte, sehnte. Nur einmal dachte ich, es sei möglich, daß sie heimlich eine tiefe Neigung verberge. Sie sang mit Vorliebe ein altes deutsches Volkslied, das der ‚Totenmarkt‘ heißt, und in dem Lied ist von todesmüden Leuten die Rede, die sich dem Tod anbieten: einem

Greis, einem sterbenden Krieger und einem sehnsüchtigen Mädchen. Den Vers dieses Mädchens, das sich auf dem Totenmarkt anbietet, sang Hanna so wundervoll, daß meine Frau sie bat, diesen Vers in einen unserer Phonographen hineinzusingen.“

Ich bat, das Lied hören zu dürfen.

Der Herzog ließ von einem Diener einen kleinen Phonographen bringen. Aus der Walzenschatulle entnahm er eine kleine Walze, die er selbst behutsam in den Apparat einfügte.

Und der Trichter des kleinen Phonographen begann plötzlich mit Hannas Stimme den Vers des deutschen Volksliedes zu singen:

„Tod, eile dich!

Die Sonne steht am Fenster dort, bald kalt, bald heiß,
Doch von mir ging die Nacht nicht fort, die Nacht nicht wich.
Ist auch der Tag wie Silber weiß, wie Silber weiß, —
Seit ich den Liebsten ließ, wer tröstet mich?

Tod, eile dich! —“

Meine Augen wurden undurchsichtig, ich sah nichts mehr vor Tränen, die mir das Zimmer dunkel machten.

Der Herzog saß in seinem schwarzen Traueranzug vor mir und wendete sein Gesicht ab und weinte in seine Hände. Auch ich konnte nicht länger gegen das Weinen ankämpfen.

Da saßen wir Männer und weinten noch lange, nachdem der kleine Phonograph verstummt war.

„Mein Lieber,“ sagte der Herzog, „diesen Phonographen will ich Ihnen geben, wenn er Sie etwas trösten kann.“

„Nur ihre Augen habe ich gestern abend wieder gesehen, und heute nur ihre Stimme wieder gehört,“ klagte ich. Ich konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, — und als ich von meinem Taschentuch aufsaß, erschrak ich beinahe vor den vielen schwarzen Menschen, die das Zimmer füllten.

Wir waren nur zwei Trauernde, aber mehr als fünfzig Trauernde sahen mir aus den Spiegelwänden des Boudoirs entgegen, und alle fünfzig bewegten sich mit uns, waren schwarz gekleidet, hatten rote verweinte Augen und weiße Taschentücher in der Hand,

und alle fünfzig führten die weißen Taschentücher an die Augen, wie wir beiden Einsamen es taten. Vielfacht boten die Spiegel um uns die Trauer dar. „Das ist wie ein schwarzer Markt von Trauernden,“ dachte ich, und ich mußte bei den Spiegelbildern mich daran erinnern, daß viel mehr noch als fünfzig heute in Paris so saßen wie wir und weinten, — Tausende weinten heute in Paris; Hunderttausende weinten täglich auf der Erde über immer neue Tote, die sich täglich auf dem Totenmarkt anboten.

Der Herzog begleitete mich dann zur Treppe, und wir kamen durch den Saal, wo der silberne geschlossene Sarg mit den verbrannten Überresten der Herzogin zwischen langen Leuchterreihen stand. Die Diener ordneten Blumenkränze, und Handwerker schlugen die Wände des Saales mit schwarzem Stoff aus und hatten die Spiegel und Lüster mit Flor verhängt. Die Füße der Arbeiter traten leise auf, aber im ganzen Haus hämmerten die dumpfen Hammerschläge der Tapezierer. Und als ich mich verabschiedet hatte und das Haus verließ, mußte ich zwischen Leitern und Handwerkern meinen Weg suchen; auch im Treppenhause arbeiteten die Dekorateurs an dem Trauerschmuck; über Berge schwarzer Laken, mit Silbertreffen bestickt, mußte ich fortklettern, und unter dem Tor fuhren eben große Wagen der Gärtnereien vor, die Drangenbäume und Palmen abluden; wieder andere Dekorateurs standen auf Leitern draußen auf der Straße und schmückten das Tor von außen mit einem schwarzen und silbergestickten Baldachin und mit schwarzen und weißen Straußenfedern. Überall beschäftigt der Totenmarkt das Leben, dachte ich. Ich hatte vor Schreck und Trauer noch an keine Blumengabe für Hannas Sarg gedacht und ich ließ mich jetzt zu den großen Boulevards fahren. Dort hinter den Riesenglasscheiben der großen Blumengeschäfte war heute ein außergewöhnlicher Reichtum an Kränzen und Inschriften. Auf breiten Wandschleifen sprachen gestickte Buchstaben viele Namen, Trauer, Verehrung und Todesgedanken aus.

Ich trat in ein Blumengeschäft. Eine der Verkäuferinnen fragte mich, in welcher Farbe ich den Kranz

wünsche. „Weiß und blau,“ sagte ich. „Die Mode ist in diesem Jahr gelb und lila,“ entgegnete sie höflich. „Weiß und blau,“ sagte ich beharrlich und dachte dabei an den blauweißen Maiabend, in dem ich gestern in Paris angekommen war, und an Hannas weiß eingehülltes Gesicht, von dem ich nur die beiden blauen Frisckreise ihrer Augen hatte wieder erkennen können, und verlangte einen Kranz aus weißen Maiglöckchen und blauen Waldglöckchenblumen.

„Und welche Inschrift soll das Band haben,“ fragte die Verkäuferin weiter und legte mir zwei gelbe Bänder vor, auf dem einen stand lila geschrieben: „Des Lebens Blume ist der Tod.“ Auf dem andern stand: „Des Lebens Blume ist die Liebe.“

Ich aber hörte in meinen Ohren immer noch die Stimme Hannas aus dem kleinen Phonographen singen und sagte: „Lassen Sie auf ein weißes Band mit blauer Seide sticken: ‚Tod, eile dich.‘“ Die Dame sah mich beinahe erschrocken an. „Wenn das auch nicht Mode ist, so wünsche ich doch, daß das auf dem Band stehen soll: ‚Tod, eile dich!‘“ sagte ich wieder beharrlich.

„Das haben wir allerdings nicht vorrätig,“ meinte die Geschäftsdame, „das führen wir gar nicht, und es wird nie verlangt. Das müßten wir erst anfertigen lassen.“

Wie seltsam, dachte ich, als ich den Laden verließ und draußen an dem Schaufenster vorbeikam, wo die meisten Konfektionsgeschäfte eben ihre Auslagen umänderten und Trauerstoffe in schwarzen Massen ausbreiteten, da ganz Paris durch den Basarbrand in Trauer versetzt war, — wie seltsam, daß mitten im Leben täglich ein Totenmarkt besteht. Die Erkenntnis, daß neben dem Liebesmarkt des Lebens auch der Totenmarkt täglich Moden und Erfindungen darbietet und Marktstände errichtet, wurde mir nie so bewußt wie an diesem Tag.

Der Totenmarkt der Stadt Mexiko fiel mir wieder ein, wo die Kinder an kleinen Grabdenkmälern von Schokolade knuspernten, und wo man Totenköpfe aus Marzipan als Nascherei und Totenskelette als Hampel-

männer und Särge und Leichenzüge als Spielzeug vor meinen Augen am ersten November verkauft hatte.

„Oh,“ sagte ich zu meinem Herzen, „du trägst auch einen Totenmarkt in dir; drei Frauen, die dir nahe kamen, sind im Tod gleichsam zu Waren vor deinen Augen geworden. Von der ersten trägst du einen Karbonbleistift in der Tasche, von der zweiten einen Rubinring am Finger, und von der dritten blieb dir noch die Stimme für dein Ohr auf der Walze eines Phonographen.“

Als ich auf der Straße weiterging, wurden immer wieder neue Totenkränze an mir vorübergetragen. Und mitten durch den Strom der Lebensfülle, der in den bunten mächtigen Straßen der Weltstadt wogte, schien sich ein dunkler Totenpfad zu schlängeln; es begegneten mir viele Damen, in dichte Trauerschleier gehüllt, Schleier, die von schwarzen Hüten über schwarze Gestalten schwarz bis auf das Pflaster herabreichten; man trug Kränze und große Palmenzweige mit bestickten breiten Seidenschleifen und Seidenbändern an mir vorbei; und auf dem Fahrdamm sah man, mehr als sonst, prunkvolle Leichenkarossen herankommen; mit großen schwarz und weißen Federbüschen und mit schwarzen, silberbetreuten Decken waren Wagen und Pferde verhängen, und die leeren Leichenwagen fuhren in scharfem Trab durch die Menge der Automobile und Equipagen, um die Toten aus den Palästen abzuholen, da die meisten Opfer des Basarbrandes der französischen Aristokratie angehört hatten.

Die Inschrift auf einem Kranz: „Des Todes Blume ist die Erinnerung“ ging mir so zu Herzen, daß ich meine Selbstbeherrschung verlor und mich kaum noch aufrecht halten konnte. Ich trat in die Tür des nächsten Hauses, denn ich fühlte, daß ich in ein Restaurant eintreten müsse, um mich einen Augenblick vom Anblick der Totenwagen zu erholen, da meine Knie zitterten. Aber ich sah mich hinter der Glastüre plötzlich vor der Kasse eines Kinematographentheaters. — O ja, dachte ich, in dem dunklen Raum des Theaters hier sieht es keiner, wenn dir die Tränen aus den Augen stürzen, und hier kannst du dich in der Finster-

nisch vom grellen Leben draußen einen Augenblick erholen, ohne ganz allein zu sein.

Ich saß dann im Hintergrund des Theaters auf einem Klappstuhl, und es behagte mir, daß das Theater fast leer war und im dunkeln Raum kaum ein paar Köpfe vor den hellen beweglichen Lichtbildern zu sehen waren. Die Bilder dort, die eben das allbekannte Effektbild zeigten, daß eine ganze Herde Menschen hinter einem herannte, der irgend etwas verbrochen hatte, und dessen Verfolger sich, je mehr Leute der Fliehende umstieß, an jeder Straßenecke mehrten, bis sie den Verfolgten endlich eingeholt hatten und ihn verprügelten, — diese Bilder sah ich an, als ob sie in einem jenseitigen Leben vorkämen: als hätte ich mich hier in dem dunklen Raum in mein eigenes dunkles Grab gelegt und sähe nur noch von fern das Leben als halbhelle Erinnerung, als ein spukhaftes Blendwerk.

Dann wechselten plötzlich die Bilder.

„Der Basarbrand. Die Brandkatastrophe von Paris,“ sagte die Schrift, die auf der Bühnenwand erschien, „photographiert während des Brandes bei der Beleuchtung des elektrischen Scheinwerfers der Feuerwehren von Paris.“

Ich fuhr auf meinem dunkeln Sitz zusammen. Nein, ich wollte das nicht sehen, das anzuschauen, das war unmöglich für mein erschüttertes Herz. Ich schloß die Augen. Aber als ich sie wieder öffnete, stand eine neue Inschrift an der Wand: „Fliehende, die brennend aus dem Feuerherd auf die Straße springen, um sich zu retten.“

Ich behielt die Augen offen und starrte erschrocken auf die Lichtbilder, die jetzt erschienen.

Männer, mit den Spazierstöcken in die Luft schlagend, über gestürzte Frauen hinwegspringend; Kinder, von Feuerwehrmännern aus dem brennenden, qualmenden Bretterausgang des Basars herausgezerrt. Da — Hanna — sie zieht eine brennende Dame nach sich, die Herzogin von L.; Feuerwehrmänner umfassen die Herzogin, die sie in Tücher wickeln, indessen Hannas Haar als eine Rauchsäule vor meinen Augen

emporweht. Sie schlägt nach den Flammen, die an den Falten ihres Kleides wimmeln, und die sie nicht ersticken kann.

Mein Hals wird wieder so trocken wie damals, als mir der Gesandte in Mexiko die Zeitung zu lesen gab, worin ich Orlas Ermordung angezeigt fand.

Aber außer der Trockenheit im Halse und außer meinem stockenden Herzschlag fühlte ich nichts Schlimmeres an mir. Ich saß und starrte nur — und sah Hannas Erscheinung an.

Stundenlang saß ich im dunkeln Theater und wartete auf die Wiederkehr des Brandbildes. Acht Tage ging ich täglich, mittags und abends, in alle Kinematographentheater von Paris. Die Sucht, Hanna zu sehen, von Hanna Abschied zu nehmen, trieb mich jeden Tag von neuem in die dunkeln, grabdunkeln Theater, wo ich heimlich weinen und mein Taschentuch vor das Gesicht halten und meinen Tränen freien Lauf lassen konnte, und dann ging ich in ein Zimmer, das ich mir in einem Privathaus gemietet hatte. Es war kein eigentliches Zimmer, es war ein leeres Maleratelier, darin standen nur ein langer Strohstuhl zum Liegen und ein Tisch, darauf hatte ich den kleinen Phonographen stehen, den mir der Herzog gesandt hatte.

Das Atelier lag in einem leeren Hinterhaus, und dort konnte ich lange Maiennächte hindurch den kleinen Phonographen das Lied singen lassen — von Hanna:

— „Tod, eile dich!

Die Sonne steht am Fenster dort, bald kalt, bald heiß,
Doch um mich ging die Nacht nicht fort, die Nacht nicht wich.
Ist auch der Tag wie Silber weiß, wie Silber weiß,
Seit ich den Liebsten ließ, wer tröstet mich?

Tod, eile dich!“ —

So erlebte ich Grausameres, als jemals erlebt wurde. Die Geliebte zu hören, ohne ihr antworten zu können; die Geliebte zu sehen, ohne sie umarmen zu können; die Geliebte verbrennen zu sehen, ohne ihr helfen zu können! — Täglich wieder ein totes Leben aufwachen zu sehen in Rede und Bild, ohne diesem Leben einen

Körper geben zu können, — das war eine Hölle voll Himmel und ein Himmel voll Höllen. Als das Theaterprogramm des Kinetographen wechselte, kaufte ich mir den Film der Brandkatastrophe.

Ich wollte ihn mir selbst in dem kleinen Atelier vorführen.

Ich weiß nicht, ob ich nicht allmählich irrsinnig geworden wäre vor diesem täglichen lebenden Spiegelbild und von dem Geisterlied einer Toten. Das Schicksal half mir indessen, indem es mir den Phonographen und den Film nahm. Eines Tages, als ich wieder das Zimmer aufschließen wollte, um die Nacht hindurch den Phonographen singen zu lassen, fand ich das Schloß erbrochen, — der Phonograph, der Film, der Liegestuhl und der Tisch waren aus dem leeren Haus gestohlen. Ich erhielt trotz aller Mühen nichts wieder zurück. So wurde ich gewaltsam aus dieser furchtbaren Geisterwelt erlöst.

Raubmenschen haben mir eine Geliebte in Mexiko geraubt, Raubmenschen haben mir eine geliebte Geisterwelt in Europa geraubt.

Jene Raubmenschen verfluche ich mein Leben lang, diese muß ich mein Leben lang segnen.

Der Raubmensch, der der jungen Österreicherin die Ehre nahm, und der Raubmensch, der Orla tötete, und der Raubmensch, der mir Hannas Stimme und Hannas Bild stahl, sie alle drei sind im Grunde eine und dieselbe Seele in drei verschiedenen Verkörperungen; sie sind die Seele aller Vernichtung, die bald Böses, bald Gutes ausrichtet, die Seele des Todes, die aber im Grunde in nichts verschieden ist von der Seele des Lebens. Dieses zu erfassen wird nur dem möglich sein, den jemals beides — höchstes Leben und grausamste Vernichtung — abgründig erschütterte.

Inhalt des dritten Bandes

Novellen	Seite
Ringam	7
Ringam (Einführung)	9
Dalar rächt sich	10
Der Zauberer Walai	14
Unter den Totentürmen	21
Der Knabe auf dem Kopf des Elefanten	30
Eingeschlossene Tiere	35
Der Kuli Ringun	42
Der Garten ohne Jahreszeiten	54
Im blauen Licht von Penang	65
Lisse und Panulla	74
Der unbeerdigte Vater	82
Im Mandarinenklob	87
Die Auferstehung allen Fleisches	93
Die acht Gesichter am Bimasee	97
Die acht Gesichter am Bimasee (Einführung)	99
Die Segelboote von Nabase im Abend heimkehren sehen	100
Den Nachtregen regnen hören in Karasaki	122
Die Abendglocke vom Mijderatempel hören	145
Sonniger Himmel und Brise von Amazu	156
Der Wildgänse Flug in Katata nachschauen	169
Von Ishiyama den Herbstmond aufgehen sehen	184
Das Abendrot zu Seta	202
Den Abendschnee am Hirayama sehen	215
Geschichten aus den vier Winden	241
Das Giftfläschchen	243
Himalajafinsternis	260
Heßel und die Bergwerflöbe	279
Zwei Reiter am Meer	306
Auf dem Weg zu den Tulentäfigen	313

	Seite
Nächtliche Schaufenster	328
An eine Sechzehnjährige	339
Zur Stunde der Mauth	345
Die Kurzsichtige und der Komet	361
Das Iguanodon	383

Romane

Josa Gerth	429
Raubmenschen	571
Kennewart (Einführung)	573
1. Eine Begegnung am Atlant	576
2. Raubmenschen	614
3. Tierra caliente	656
4. Der Totenpfad	700
5. Die Djeanwelle	877



